Li 101

Sagen Märchen Lieder

aus

Schleswig Holstein und Lauenburg

Sagen

Märchen und Lieder

der Herzogthümer

Schleswig Holstein und Lauenburg

Herausgegeben

von

Karl Müllenhoff

Kiel

Schwersche Buchhandlung

1845

D-14.10.64

Einleitung.

Wie sehr man auch bei uns sich der Vernachlässigung und Verachtung der mündlichen Überlieferungen des Volkes schuldig gemacht hat, beweist hinreichend die geringe Ausbeute, die die Literatur für diese Sammlung ergab. Das Verdienst zuerst den Vorsatz ausgesprochen zu haben, diese Schuld zu tilgen, gebürt meinen Freunden, dem Dr. jur. Theodor Mommsen aus Oldesloe und dem Adv. Theodor Woldsen-Storm in Husum. Sie theilten im Herbste des Jahres 1812 im ersten Jahrgange des Biernatzkischen Volksbuches aus ihrer Sammlung einige ansprechende Proben mit, kündigten ihr Unternehmen an und baten um Unterstützung und Förderung desselben. Geleitet von poetischem und patriotischem Sinn, war jeder schon in seinem Kreise thätig gewesen, und es war gelungen namentlich eine ansehnliche Reihe schöner Zwergsagen zusammen zu bringen. Zu gleicher Zeit hatte der jetzige Herausgeber in Ditmarschen zu sammeln begonnen, auch bereits mit der Durchsicht der Literatur zu jenem Zwecke angefangen, und stand eben im Begriff eine ähnliche Bitte auszusprechen, als die Freunde ihm unversehens zuvorkamen. Durch die freundlichste Bereitwilligkeit von ihrer Seite ward leicht eine Verbindung zu gemeinsamer, eifriger Thätigkeit geschlossen und noch im Herbst desselben Jahrs eine neue Aufforderung zahlreich in alle Theile des Landes an solche Männer versandt, auf deren Theilnahme wir glaubten rechnen zu dürfen. Es war ein glücklicher Zeitpunkt getroffen. Bald giengen uns reichliche Mittheilungen zu, und wenn auch nicht überall unsre Bitte gleiches Gehör fand und gleichen Erfolg bewirkte, so ward unsre Erwartung doch fast übertroffen. Ohne Arndts unermüdliche Thätigkeit, ohne die Bereitwilligkeit Klanders und Herrn Schullehrer Hansens, mit der sie uns ihre eignen Sammlungen übergaben, ohne die gütige Förderung vieler anderer Männer, die durch zahlreiche Mittheilungen oder durch Aufmunterung anderer oder durch stets auf unsre Anfragen und Erkundigungen bereitwillig gegebene Auskunft uns beistanden, ohne solche vielfältige, aufopfernde Theilnahme wäre die Sammlung nicht so rasch gediehen. Ich freue mich, dafür allen, die mit geholfen haben und deren

Namen ich nicht verschwiegen, hier öffentlich meinen wärmsten Dank sagen zu können. Was an feindseligen Stimmen vor und nach dem Erscheinen der Sammlung gegen dieselbe laut ward, als verbreite sie von neuem den alten Aberglauben, den man längst glaubte ausgerottet zu haben, und werde nun in den Augen der aufgeklärten und gebildeten Welt unserm Land und seinen Geistlichen nur Schande machen; ferner daß sie Gotteslästerung enthalte, N. 213, ein unchristliches, heidnisches Werk, kurzum das aller verderblichste Buch sei, das je unter uns erschienen, obwohl diese Stimmen, man weiß wohl, von welcher Seite, sich zahlreich und selbst öffentlich so aussprachen, so will ich sie doch gerne auch ferner anhören, froh der Theilnahme, die dies Buch seit seinem Entstehen fand, und weil ich weiß, daß sie ihm nicht gar viel geschadet haben, und ich im stillen auch die Hoffnung hege, solche Meinungen und ähnliche nächstens bei einer neuen Auflage schon als Sagen benutzen zu können. Sie zu widerlegen, würde noch vergeblicher und nutzloser sein, als die Ausrottung des Aberglaubens.

Unterdes verließ uns Mommsen im vorigen Jahre und gieng mit königlicher Reiseunterstützung nach Italien; dadurch schied er von der fernern Theilnahme an der begonnenen Arbeit ab. Auch Storm trennte sich jetzt und so fiel der gesammelte Schatz mir allein zu. Je schmerzlicher ihnen der Rücktritt von einem so lieben Werke wird gewesen sein, je mehr ihnen dieses verdankt und ich ihre Hilfe entbehren muste, je mehr fühle ich mich ihnen verpflichtet. Was die jetzt vorliegende Arbeit an Tadel treffen mag, kann allein meine Schuld sein; die dabei befolgten Grundsätze sind diese gewesen.

Nur kurze Zeit konnte mir Mommsen bei der Durchsicht unserer vaterländischen Literatur helfen; die wenig erfreuliche Arbeit habe ich zum größten Theile allein beschafft; ich möchte glauben, daß mir nichts bedeutendes entgangen ist. Mirakel und Heiligengeschichten aus Albert Kranzens Metropolis ꝛc wie sie sich freilich in andern Sammlungen finden, wurden meist bei Seite gelegt, ebenso für das, was an Zauber- und Spukgeschichten die mündliche Überlieferung bot, Beschränkung eingehalten; es wurden nur die nothwendigen Beispiele zur Übersicht des ganzen großen Reichs des eigentlichen Aberglaubens gegeben. Nachgiebiger fast, wie ich aber glaube mit gutem Grunde, war ich in der Aufnahme historischer Stücke, besonders aus dem Presbyter brem. Gleichwohl weiß ich, daß entstellte Geschichte noch keine Sage ist. Die späteren Chronisten schrieben ihn fast alle aus, und klüger besserten sie seine chronologischen Fehler. So giengen seine Nachrichten zum Theil in unsre Landesgeschichten über, und man hat sich vielleicht gewundert, jetzt manches als Sage vorzufinden, was bisher für Geschichte galt oder doch stillschweigend dafür passierte.

Je unhiſtoriſcher der Presbyter iſt, ich muſte nur ihm folgen, mag er -der ſchwarzen Margaret auch allzuviel in die Schuhe ſchieben- und dieſer wegen die Jahreszahl über N. 11. falſch ſein. Ferner beim Beowulf werden Kundige nicht die Erwähnung des Ortes Bau bei Flensburg vermiſſen, oder nach einer Sage von den Dannebrogſchiffen bei Gienner ſuchen, oder nach der Hertha bei Herreſted, nach dem Gott Flins bei Flintbek und Flensburg ꝛc. Man findet das und manches ähnliche zwar in vielen und neuen Büchern, die immer wieder von einander abſchrieben, als Sage angegeben. Aber jenen Ort und den Helden hat erſt der ſel. Paſtor Outzen in Brecklum vor ungefähr dreißig Jahren nach ſeiner Weiſe zuſammengebracht, die ganze Geſchichte von den Dannebrog oder (nach Major) Dannebodſchiffen, die freilich Thiele * auch für eine Sage hielt, iſt ja nur eine Phantaſie Arnkiels **, und die Gelehrten, die die falſche Lesart im Tacitus als Göttin in Nordſchleswig verehren ließen, einen Flins erfanden, mögen das vor ihrem eignen Gewiſſen verantworten. Ich führe dieſe Dinge hier nur an, weil man ſie hin und wieder hier zu Lande noch für was rechtes zu halten ſcheint. Ich habe ſie und ähnliche Erfindungen natürlich abſichtlich ausgelaſſen.

Man wird nicht ſagen, daß dieſe Sammlung ohne Bewußtſein des groſſen Ganzen, dem wir angehören, gemacht ſei. Doch ſchien mir ein ſtreng provinzieller Charakter für ſie die erſte Forderung, ſo auch für die folgende Abhandlung. Dies Buch ſollte zunächſt ein Buch für unſer Land ſein, und wenn es dieſe ſeine Aufgabe recht erfüllt, glaube ich, wird es auch dem groſſen Vaterlande und der Wiſſenſchaft ſeine völlige Pflicht zu leiſten im Stande ſein. Ich nahm daher ſowohl die allerverbreitetſten und bekannteſten Sagen auf, die wohl hundert Mal ſchon aus anderen Gegenden mitgetheilt wurden, als auch die unſeres Landes, die in Grimms deutſchen Sagen ſich fanden. Ich habe ſeine politiſchen Grenzen aber eingehalten, ſo gerne ich auch Hamburgs und Lübeks Sagen eingeſchloſſen hätte, und ſo ſehr dieſe herzu gehören, weil es bald für ſie an Raum gebrach. Es war anfangs Abſicht, nicht über die Grenzen der deutſchen Nationalität hinaus zu gehen, aber die Unmöglichkeit leuchtete bald hierfür ein, und das freundlichſte Entgegenkommen von Seiten unſerer nordſchleswigſchen Landesgenoſſen verbot die Abſicht zu verfolgen. Nur Arões Sagen glaubte ich ausſchließen zu dürfen, zumal da ſie, von Dr. Hübers fleißig geſammelt, in Etatsrath Thieles trefflicher Sammlung der däniſchen Volksſagen ſchon mitgetheilt wurden. Es iſt lehrreich den Übergang und die Berührung zweier Nationalitäten auch in den Sagen zu verfolgen. In Nordfriesland zeigt nicht nur die Sprache, ſondern auch der eigentliche

* Danm. Folkeſ. I. 31.
** Cimbriſchen Heidenrel. IV. 340 b.

Aberglaube ſtarke Einwirkung des däniſchen. Südlich der Schlei und der Treene iſt es zwar in einzelnen Ortsnamen zu ſpüren, aber ich wüſte keine Spur deſſelben ſonſt anzugeben; in Angeln aber treten däniſche Reime neben niederdeutſchen auf, N. 36. 106. 603, bei Flensburg jagt König Wollmer wie auf Seeland, N. 180, es wird Ballerune geſpielt, S. 606. Nordſchleswig endlich nahm nicht nur ehedem Theil an dem däniſchen Volksgeſang im Ausgange des Mittelalters, das erſte Auftreten reiner Elbenſage, N. 157, der wunderbar feſt ausgebildete Glaube an die ſchwarze Schule und Cyprianus Bücher, der nach Angeln und Friesland hinüber reicht, und manches andre beweiſen eben ſo entſchieden als die Sprache, daß die deutſche Nationalität hier ihre Grenze gefunden hat. Man könnte darnach für die Anlage der Sammlung die Form einer Diſtrictseintheilung, wie bei den märkiſchen Sagen verlangen, doch habe ich eine freiere Anordnung, deren Faden ein aufmerkſamer und nachdenkender Leſer ſchon finden wird, vorgezogen, indem die Vortheile jener dadurch eingeholt wurden, daß genauer, als in manchen andern Sammlungen geſchieht, die Heimat jeder Sage, der Ort ihrer Quelle und zugleich in den Anmerkungen ihre Verbreitung im Lande angegeben ward; endlich iſt auch in dem angehengten Inhaltsverzeichnis die ungefähr angenommene Diſtrictseintheilung neben jeder Nummer bezeichnet worden. Einzelne Irrthümer, die ſich, wie begreiflich, leicht einſchlichen, ſind im Anhange, ſo weit ſie bemerkt wurden, verbeſſert. Schwerlich möchten ſie ſich auch zahlreicher finden. Sonſt bitte ich um Berichtigung.

In der Behandlung und Bearbeitung des geſammelten Stoffs war es das erſte Beſtreben, jedem Stücke eine ihm gemäße einfache Geſtalt zu geben, in der ſein thatſächlicher Inhalt frei und unverhüllt hervortrete. Das ſogenannte volksmäßige ſuchte ich nicht, Provinzialismen aber ließ ich gerne einfließen; mit dem armſeligen Plunder »des Modekleides der Novelle« mag man andre Stoffe, die deſſen bedürfen, behangen. Mit Bedauern ſpreche ich es aus, daß Lübeks und Hamburgs ſchöne Sagen durch die Literatur auf dieſe Weiſe zu Schanden gemacht werden, und leider auch an andern Orten. Ich verhehle meinen Abſcheu vor einer ſolchen Behandlungsweiſe nicht. Das mag mich zwar, beſonders anfänglich, zu einer allzugroßen Strenge verleitet haben, mein Wunſch war nur ſo zu erzählen, wie man es ſchlichtweg mündlich thut. Was mir ſchriftlich mitgetheilt ward, war glücklicher Weiſe faſt immer frei von jenem verſchönernden Beſtreben, und unſre Bitte um treue und einfache Aufzeichnung iſt durchweg erfüllt worden. Daß aber dennoch ſelten ganz wörtlich wieder abgedruckt ward, wird hoffentlich keiner verübeln; es ſollte dieſe Sammlung kein Itzehoer Wochenblatt und keine Sammlung von Stilproben werden. Nur wenn die Aufzeichnung genau die Worte aus dem Munde des Volkes und in ſeiner Sprache wiedergab, brauchte und

durfte wenig geändert werden. Ich ſelbſt konnte bisher faſt nur in Ditmarſchen unmittelbar aus dem Munde des Volkes ſchöpfen. Sonſt ſtellte ich mich allen ſchriftlichen Mittheilungen ſo gegenüber, als hätte ich ſie von dem gütigen Einſender mündlich empfangen, und erzählte dann nach meinem Sinn. Ich glaubte damit nur im Intereſſe der Sammlung zu handeln, und bin überzeugt, jeder, der eine ſo vielfältige bunte Maſſe vor ſich gehabt hätte, würde dieſelbe Pflicht empfunden haben.

Niederdeutſche Stücke aus ältern Schriften ſind nur in vereinfachter und mehr geordneter Orthographie wiedergegeben. Bei dem Gewirre und der formellen Unfähigkeit der heutigen Dialecte aber war eine möglichſt genaue Darſtellung der Ausſprache erſte Forderung. Es ſchien daher vor allem nöthig, die Länge von der Kürze zu unterſcheiden. Da die deutſche Schrift außer dem entſtellenden h keine andre Hilfe bot, ward nach Anleitung der Schreibung mancher heutigen Eigennamen ꝛc. das e als Dehnungszeichen in ſogenannten geſchloſſenen Silben durchgeführt; für den tiefſtonigen, in Plön, Stör ꝛc. hörbaren, zwiſchen ä und ö ſchwebenden Laut ward das däniſche æ gewählt. Im übrigen werden Schwankungen ſein; nur darin herrſcht noch Conſequenz, daß die weiche, faſt unhörbare Media b nicht wie im Hochdeutſchen, auch im Auslaut angewendet ward. Ich bin überzeugt und habe es erfahren, daß der des Plattdeutſchen kundige nach der gewählten Schreibung unſchwer lieſt, und das zu erreichen, war hier nur Aufgabe. Ich habe zugleich darnach geſtrebt, durch die Mittheilung dieſer Stücke eine Überſicht der Dialecte unſeres Landes zu geben; augenſcheinliche Verſchiedenheiten ſtellen ſich heraus. Hoffentlich wird einmal nach fleißiger und fortgeſetzter Sammlung ein vollſtändiges Idiotikon möglich werden. Ich freue mich aber auch, zum erſten Male volksmäßige Stücke in nordfrieſiſcher Mundart mittheilen zu können.

Dieſes Buch iſt in viele und verſchiedene Hände gekommen. Ich weiß, daß es in manche Häuſer Eingang fand, wohin ſonſt ſelten Bücher gelangen, daß es da mit Freude aufgenommen und, von Hand zu Hand gehend, faſt eher ſchon zerleſen ward, als es vollendet iſt. Die Geſchichten ſind ja ſchnell geleſen und ſchnell wieder vergeſſen und ergötzen darum immer wieder von neuem; dies Lob hörte ich ausſprechen. Die Sage bewährt alſo auch ſchwarz auf weiß ihre unverjährte Kraft gerade in dem Kreiſe, dem ſie von Anfang angehörte, wo von Geſchlecht zu Geſchlecht ſie ihre Pflege, ihren Schutz und ihre Freunde fand. Ich möchte dieſem Buche lauter ſolche Leſer wünſchen. Für ſie bedarf es keiner gelehrten Einleitung und Auslegung; ich habe dieſe verſprochen, aber wahrlich dabei nicht an die gewöhnliche, hochdeutſche Leſewelt gedacht, für dieſe möchte ich keinen Federſtrich gethan haben, ſondern ich weiß, daß es Männer gibt, denen weder der einfache Sinn für die Sage mangelt,

noch auch der vaterländiſche Geiſt, der Erkenntnis des Heimiſchen fordert, dem darum nicht die Vergangenheit, auch die fernſte nicht, um der Gegenwart willen gleichgiltig iſt, ſondern welcher meint, daß daß dieſe nur durch jene recht begriffen wird und inniger geliebt werden kann. Dieſen Männern liegt es am Herzen die Kluft, die Bildung, Sprache und Eitelkeit in unſer Leben gebracht haben, wieder zuſammen zu fügen. Wenn dazu dieſes Buch ſchon mitgewirkt hätte und ferner wirken könnte, ſo löſte es ſeinen höchſten Zweck. Die Gebildeten müſſen einſehen lernen, daß in vieler Hinſicht die, über welche ſie ſich erhaben wähnen, ihnen voraus und überlegen ſind, und daß ſie mit aller ihrer Bildung nur das erſtreben, was dieſen gegeben iſt, ein feſt ausgeprägtes, in allem Wechſel beharrliches Weſen.

Wenn nun auch der Reichthum und die Vielſeitigkeit des Volkslebens, ſo weit dieſes in Sage und Poeſie Sprache gewann, ſich auf wenigen Blättern nicht darlegen läßt, ſo folge ich doch mit Freuden den Erinnerungen und Ermahnungen mancher Freunde, eine Seite deſſelben, wozu die Sammlung beſonders Anlaß gibt, aufzudecken. Ich will den Verſuch einer Geſchichte unſeres Volksgeſanges geben; zwar muß ich da die allgemeine Geſchichte deſſelben im geſammten Vaterlande herzuziehen, aber wir ſind ja auch nur ein Theil des Ganzen, und dies eben darzuthun und zu ſehen iſt eine Luſt. Anhengen will ich dann noch einige Bemerkungen, um darauf aufmerkſam zu machen, wie vielſeitige Betrachtung und wie zahlreiche Reſultate eine jede ſolcher Sammlungen gewährt, zunächſt für das Land, aus dem ſie hervorgieng. Das Feld iſt faſt unbegrenzt und ſo leicht nicht ausgebeutet.

Bei ihrem Eintritt in die Geſchichte beſaßen die Deutſchen ſchon alte Lieder, die von den Göttern und den göttlichen Ahnen des Volkes und ſeiner Stämme handelten. Der Stamm der Ingävonen, der unſre Halbinſel ganz hinauf bis Skagen inne hatte, die Sachſen, Angeln und Jüten werden nicht allein von den ihrigen geſchwiegen haben. Der ganze Hauſe, wenn er in die Schlacht zog oder beim fröhlichen Opfermahle war, ſang; die Lieder waren alſo von epiſchem Inhalt und hymniſch-choriſcher Art, ganz an die Verehrung der Götter geknüpft, und man kann daher über die directen Zeugniſſe hinaus mit aller Sicherheit ſchließen, daß, was von den Mythen der Götter in unmittelbarem Zuſammenhange ſtand mit den jährlichen heiligen Feſten, und Werken, wie vor allem die Schlacht, bei denen man die Götter gegenwärtig glaubte, daß ſo viel auch in Liedern vorhanden war. Aber dagegen darf man faſt mit völliger Gewisheit (ein Zeugnis nur ſcheint zu widerſprechen) das Daſein eines hiſtoriſchen

Geſanges leugnen. Dieſer ſetzt ſchon einen erhöhteren Bildungszuſtand voraus, nicht nur eine größere Freiheit und Ungebundenheit der Poeſie, die wieder eine gewiſſe Behaglichkeit des Lebens fordert, ſondern auch das Erwachen eines hiſtoriſchen Sinnes, was wir beides den halbnackten Heutſchen, die die Römer ſchildern, nicht zuſchreiben möchten. Beide Bedingungen aber traten ein in der Zeit der großen Wanderungen und Eroberungen unſeres Volkes. Da ſind einzelne Sänger da, die den Stoff wählen konnten und nun zur Luſt und Erhebung der Helden und Edlinge den Geſang übten; das Lied war frei geworden und ward nicht mehr ausſchließlich nur von Schaaren angeſtimmt, und war nicht mehr ein von Alters her überliefertes, ſondern ward neu geſchaffen. Wie an den Höfen der fränkiſchen und gothiſchen Könige, ſo erzählen angelſächſiſche Gedichte, waren auch an dem Hofe eines holſteiniſchen Königs zwei Sänger, die »oft in ſchöner Rede vor ihrem Siegfürſten den Sang erhuben und hell zur Harfe den Hall erklingen ließen.« So iſt auch im Beowulf ein Sänger, der beim Mahle und gleich nach der Heldenthat den Geſang zur Harfe beginnt. Da der thatſächliche epiſche Inhalt, das Wort Hauptſache iſt, war das Singen jedoch mehr ein Sagen, als Geſang in unſerm Sinne, beide Ausdrücke werden in der alten Kunſtſprache verbunden und ſind faſt gleichbedeutend; die Harfe aber begleitete das feierlich Geſagte, ganz ſo wie im Homer die Phorminx. Der Sänger hieß Scôp *, und entweder war er bei einem Könige oder Edeling in feſtem Dienſt, oder zog mit ſeiner Kunſt, wie einer jener holſteiniſchen Sänger, an fremden Höfen umher, ſtets Lohn empfangend. Aber darum war er nicht weniger als irgend ein anderer Mann eines Königs; Könige und Helden dieſer Zeit übten ſelbſt den Geſang, und dieſer ſtand mit dem geſammten Heldenleben im nächſten Zuſammenhange. Indem nicht nur die alten Götter und Heroenmythen Gegenſtand des Geſanges waren, ſondern dieſer auch unmittelbar die Gegenwart und ihre großen Ereigniſſe ergriff, ſammelte ſich ein großer Schatz nationaler Heldenſage, worauf der ganze ſpätere Volksgeſang ſich gründet. Was die Angelſachſen an alten Erinnerungen bewahrt haben, dürfen wir um ſo mehr unſerem Lande zuſprechen, weil hier die Heimat ihrer Helden und der Spielraum ihrer Thaten iſt. Eine große Reihe nennt ein altes Lied bei den Völkern an Oſt- und Weſtſee **. Skeaf, Beowulf und Offa, N. 1. 2. 3, gehören hierher. Sagen und Gedichte melden ferner von der Freundſchaft und Feindſchaft der alten Holſteiner und ihrer ſüdlichen Nachbaren jenſeits der Elbe, der Langobarden, von

* Hochdeutſch Schöf oder Scuef von ſchaffen, und nicht Barde, wovon noch kürzlich unter uns erſchienene Bücher reden. Man ſollte auch hier längſt gewußt haben, daß Barden nur den Galliern angehörten.

** Nordalbing. Studien. I. 148.

den Kämpfen der Angeln und Dänen, der Dänen und Frieſen, der Angeln und Holſteiner, N. 2, der Jüten und Schweden und anderer mehr; ſie melden von Hygelâcs und ſeines Helden Beówulf Zuge gegen die Franken und Frieſen am Rhein, und von ihrer Freundſchaft mit dem Dänenkönig Hrôdgâr, N. 315. Und an dieſem Reichthum heimiſcher Stoffe war' es nicht genug; zum Theil ſind ſichere Zeugniſſe vorhanden, daß die Thaten und die Helden anderer deutſcher Völker auch hier ihre Sänger fanden. Die Sagen von den Nibelungen und Welſungen, und von dem König Ermanrich, die der Norden aus Deutſchland empfieng und in ſeinen Eddaliedern aufbewahrte, möchten ihre Wanderung doch am erſten durch unſer Land gemacht haben. Die Namen der Hauptperſonen, wie Jakob Grimm nachwies, zeigen nicht alle die rein nordiſche Form, ſondern verrathen ihren Durchzug durch Altſachſen. Das Schickſal hat es nicht gewollt, daß einheimiſche Lieder oder Nachrichten uns erhalten wären. Nachdem im ſechſten Jahrhundert die Auswanderung zu Ende war und der gröſte Theil der Halbinſel den Dänen zufiel, nahm das Volk die Sprache der Sieger an und ſeine alten Helden traten in die Reihe der däniſchen, ſo der jütiſche Amleth, der angliſche Offa und der gleichfalls angliſche Frowin, deren Sagen Saxo in das dritte und vierte Buch ſeiner däniſchen Geſchichte aufnahm. In England hegte man, wie wir ſahen, zwar die alten Erinnerungen, wenigſtens während zweier Jahrhunderte. Aber früh verſchmolz der mythiſche Götterſohn Beówulf mit dem hiſtoriſchen gleiches Namens, eine Erſcheinung, die ſich im deutſchen Epos ähnlich überall wiederholt; Offa, der Kämpe auf der Eiderinſel, ward mit Offa II. von Mercien verwechſelt und nun in England localiſiert, und die ſchöne Sage von ſeiner Gemahlin, N. 3, die augenſcheinlich auf dem älteſten Grunde ruht, ward legendenartig, durch Einmiſchung des chriſtlichen, umgebildet. Zwar Holſtein bewahrte ſeine deutſche Nationalität, aber dennoch werden auch hier die einheimiſchen Sagenſtoffe allmählig eingeſchwunden ſein, nachdem für ſie der Halt des alten Volkskönigthums dahin war und endlich des Landes ſchönſte Hälfte den Wenden zufiel. Als dieſes wieder gewonnen ward, waren es nicht die alten Bewohner, die es von neuem bevölkerten, und zugleich die Marſchen, ſondern Einwanderer.

Den Untergang ihrer alten landſchaftlichen Heldenpoeſie, um ſie ſo zu bezeichnen, ſo reich auch der angeſammelte Stoff war, hat faſt jedes deutſche Land zu beklagen. Er war im achten und neunten Jahrhundert ſchon entſchieden, wenn auch nicht vollendet. Denn wie nach der Zeit der Wanderung die deutſchen Völkerſchaften ſich enger in größere Stämme zuſammenſchloſſen und daraus endlich ein deutſches Reich erwuchs, ſo drängte auch die Poeſie in denſelben Jahrhunderten nach einem großen, umfaſſenden Ganzen hin, das allen deutſchen Stämmen Gemeingut ward. Es gibt in der Zeit der Völkerwanderung keine wunderbarere Erſcheinungen

als das Reich des Attila und die zweimalige Größe des mächtigen Gothenvolks unter Ermanrich und Theodorichs ihr Sturz und Untergang war eben so jäh, als ihr Aufsteigen plötzlich und überraschend. Von hier aus fließt nun der große Strom der deutschen Heldensage, der in seinen Zug schnell eine Masse altheidnischer Heroenmythen aufnahm, und manche Trümmer der historischen Sage einzelner Landschaften mit sich fortriß, und bald hier, bald dort hin seinen Lauf wendend, erst nach einem Jahrtausend versiegt war; seine letzten Tropfen mögen wir noch aus unsern Volkssagen sammeln. Seine größte Breite aber nahm er ohne Zweifel im achten und neunten Jahrhundert ein. Damals hatte die Dichtkunst nicht mehr den nahen Zusammenhang mit dem Heldenleben, dies war selbst vorüber, das Volk in Stände schärfer geschieden, die obern neigten sich mit den Geistlichen einer fremden Bildung zu und waren nur mit halbem Sinne mehr der alten Poesie zugewandt, deren Muse nunmehr erst recht die Mnemosyne war. Zwar kam sie zu Zeiten auch in die Häuser der Vornehmen und ward ehrenvoll empfangen und gerne angehört, Kaiser Karl selbst sammelte Lieder, und sein Sohn hatte in seiner Jugend sie auswendig gelernt; aber ihre Pflege und rechte Heimat hatte die Dichtkunst nur unter dem Landvolk. Aus diesem giengen die sagenkundigen Sänger dieser Zeit, wie auch der folgenden, hervor. Nur diese können es auch gewesen sein, die damals der ganzen großen Masse des Epos denjenigen Gedanken unterlegten und einprägten, den die spätern Jahrhunderte weiter auszuführen und zu verfolgen suchten: es kann nur in dieser Zeit das Streben begonnen haben den Untergang des Heldenalters darzustellen in einer Verknüpfung der drei großen Sagenkreise Ermanrichs, Epels und Dietrichs zu einem gewaltigen Ganzen. Zu keiner Zeit kann der Schmerz über den Untergang der ruhmvollen Vergangenheit im Volke lebendiger gewesen sein, und keine Zeit war auch fähiger ihn dem Stoff mitzutheilen und dieser ihn zu empfangen. Fast alle deutsche Helden sind tragische Charaktere, ja das ganze Epos sollte eine große tragische Handlung werden, die nach wunderbarer Schicksalsverkettung aller mit dem Tode oder dem Verschwinden der letzten und größten Helden endete. Kein Epos sonst hat so tiefsinnige Ideen wie das deutsche ausgesprochen, keins hat eine großartigere Anlage und so gewaltige Charaktere im Guten wie im Bösen. Zum völligen Abschluß kam jedoch die Durchführung der Idee im Ganzen nie, eben so wenig als das deutsche Reich vollendet ward: wie sie aber verfolgt und auszuführen versucht ward, hat die Geschichte unsers Epos darzustellen.

Nicht alle deutsche Landschaften werden an der Blüthe des Epos damals gleichmäßig thätigen Antheil genommen haben, eben so wenig als in den spätern Epochen; denn nicht alle sind gleich fähig. Aber man kann mit Sicherheit annehmen, daß jede damals ein gleiches Theil empfieng

und auch deſſen ſich erfreute, wie in den jüngern Zeiten. Kein Zeugnis deutet direct auf unſer Land, aber in England und im Norden ſelbſt war der Ruhm der deutſchen Helden verbreitet und ward in Liedern gefeiert. Doch wird von norddeutſchen Markmannen erzählt, daß ſie ihre Gedichte, Zauberſprüche und Weiſſagungen mit Runen aufſchrieben. Wilhelm Grimm * erklärte ſie für Nordalbinge und Lachmann ** nannte die niederdeutſchen Verſe, die dem Runenalphabet in einer ſangalliſchen Handſchrift beigeſchrieben ſind, nordalbingiſch. Aber es iſt nur alte Weiber- und Kinderpoeſie, jedoch in alter ſtabreimender Form. Alles dies räth einen Blick zu werfen auf unſre heute geſammelten Segen und Sprüche, S. 508.

Offenbar ſind die meiſten, z. B. N. 29. 27. 31. 17 ꝛc., wenn nicht alle, ihrer Grundlage nach heidniſch und vom höchſten Alterthum. Das beweiſt nicht nur die Verbreitung vieler über ganz Deutſchland, ſondern auch die Vergleichung mit nordiſchen und engliſchen Sprüchen ähnlicher Art. Ich habe alle, auch die zerrüttetſten aufgenommen, eben um dieſe Vergleichung möglich zu machen und Zeugnis zu geben, wie langlebig und zäh dieſe Sprüche im Volke haften. N. 11. 31. 34. ſind ſchon faſt gleichlautend aus Handſchriften des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts in Grimms Mythologie mitgetheilt. Ganz alterthümliche Form hat auch N. 22, verglichen mit dem einen Merſeburger Zauberſpruch von Wodan und Balder. Ebenfalls die Räthſel ſind theilweiſe höchſt alterthümlich und weit verbreitet, z. B. die Räthſel vom Ei (Enteputente ꝛc.); ich habe nur ausgewählt. In einer nordiſchen Saga *** gibt Odin dem König Heidrek unter andern dieſes Räthſel auf: »Wer ſind die zwei, die zum Thing eilen? Zuſammen haben beide drei Augen, zehn Füße und einen Schwanz und ſo fahren ſie über Land;« Heidrek antwortet, daß das der einäugige Odin auf ſeinem achtfüßigen Pferde ſei. Man vergleiche damit, der Form und dem Inhalt nach, die Räthſel S. 504 fg., beſonders N. 22. 23. Ein zweites Beiſpiel noch größerer Übereinſtimmung iſt das Räthſel von der Kuh, das Odin auch dort aufgibt: »Vier wandeln, vier hangen, zwei den Weg weiſen, zwei Hunden wehren, einer ſchleppt nach, ein Leben lang, der iſt allzeit ſchmutzig,« welches bei uns lautet: »Veer Hengels, veer Gängels, twee wyſt den Weg, twee ſeht den Weg, een ſläept achterna; rade mael wat meen ik da?« Auch das erſte Räthſelmärchen, S. 503, findet dort ſein Gegenſtück. Sprichwörter, für die es leider an Raum gebrach, ruhen zum Theil auf gleich alter Grundlage. Obgleich dieſe Räthſelpoeſie nur eine Nebengattung iſt, die in der Geſchichte der Poeſie kaum von Belang wird, ſo lehrt doch das heute erſt geſammelte, daß es auch in Deutſchland in älteſter

* Über deutſche Runen. S. 119.
** Hiſtor. philol. Abhandlungen der Berlin. Acad. 1833. S. 129.
*** Hervarar saga S. 174. 170. 111.

Zeit, wie im Norden, dialogisch fortlaufende Räthsellieder gab, woraus die heutigen Räthsel nur Bruchstücke sind, wenn wir nemlich Lieder, wie das S. 473 mitgetheilte oder das S. 608 angeführte hinzuhalten. Es sind übrigens ähnliche Lieder in Deutschland schon im zwölften Jahrhundert nachweisbar; und noch weit früher bei den Angelsachsen.

Läßt dies uns einen Blick in die Form und Manier einer gewissen Seite der alten Poesie thun, so wird einem aufmerksamen Leser die wunderbar symmetrische und doch freie, ungesuchte Anlage mancher Märchen und Sagen schon nicht entgangen sein. Ich will hier nicht auf die Art der Charakteristik, die Mannigfaltigkeit, die Gruppierung und die einfachen Gegensätze der handelnden Personen aufmerksam machen, sondern nur darauf hinweisen, wie z. B. in N. 565. die Handlung fortschreitet: Der Bauer reist erst zu Schiffe, dann zu Wagen, endlich zu Pferde, das erste Mal muß er einen Tag, das zweite Mal zwei, das dritte Mal drei Tage warten; oder als Dreibein in N. 591. den diebischen Bauern verfolgen soll, ruft Ein Unterirdischer, Zweibein aber wird von vielen Stimmen, Einbein endlich von Allen gerufen. Durch so einfache Mittel erreicht auch noch die heutige schwächere Sage Wechsel und Steigerung; wie ganz anders nimmt sich eine solche Gliederung in unsern alten inhaltsreichern Heldensagen aus! Freilich sie ist oft zerstört und wird auch heute nicht leicht von jedem erkannt, auch wenn sie sich erhielt; aber immer wird sie dennoch zur rechten Wirkung dienen, je ungesuchter und natürlicher sie allezeit war.

Die Blüthe der Heldenpoesie des karlingischen Zeitalters war, als wilde Stürme am Schlusse des Jahrhunderts über Deutschland herein brachen und lange anhielten, zu Ende. Bis dahin hatte der Poesie ja die alte Form des Stabreims gedient, der noch in formelhaften Ausdrücken, wie Mann und Maus, Haus und Hof, Frisch gewagt, ist halb gewonnen ꝛc., haftet. Aber gerade diese Neigung zum Formelhaften, die der Stabreim mit sich bringt, führte im Norden zur völligen Erstarrung der Poesie. In Deutschland war dieselbe Gefahr da. Schon im neunten Jahrhundert war eine Entartung der stabreimenden Poesie eingetreten; aber der gesunde Sinn des Volkes, dem natürlichen geneigt, fand einen Ausweg; man ließ die alte Form fallen und im Verlaufe des zehnten Jahrhunderts setzte sich der Endreim auch in der Volkspoesie durch. Das beweisen die wenigen aus dieser Zeit erhaltenen Reste. Indem aber diese Form aufkam und durchdrang, war der allmählige Untergang der alten stabreimenden Lieder, die noch aus den frühern Zeiten erhalten waren, die natürliche Folge. Man kann nun recht wohl verfolgen, auf welche Seite vorzüglich sich die neue Poesie hinwandte. Mit den sächsischen Kaisern erreichte Deutschland die höchste Stufe seiner nationalen Kraft; die Stände hatten sich wieder genähert, die Bildung der Geistlichen hatte einen

nationalern Charakter angenommen, als in der karlingischen Universalmonarchie, auch die Politik der Kaiser wirkte nach außen hin nur in einem großartigen, deutschnationalen Sinne; die Kämpfe und Parteien im Innern, zunächst aus alter Feindschaft der Stämme entspringend, dann genährt durch die Streitigkeiten der Kirche, wiederholten fast die Zeiten des alten Reckenwesens, weckten aber zugleich eine Fülle geistiger Bewegung; alles das wäre nicht geschehen ohne den eifrigen, nachhaltigen Antheil des gesammten Volkes. Diese Bewegung der Nation dauerte bis tief ins zwölfte Jahrhundert. Die Poesie wandte sich nun zunächst mit neuer Begeisterung der Gegenwart zu. Um Heinrich, Otto den ersten und zweiten und ihre Helden und Gegner und manche andre hervorragende Ereignisse und Persönlichkeiten sammelten sich eine Menge von Liedern und Sagen. Offenbar hengt es mit dieser Richtung des Volksgesanges auf das historische zusammen, daß nun auch diese Seite des alten Epos gerade vorwiegend kultiviert ward. Und erscheint später seine mythische Seite entweder vermenschlicht oder verwildert, so wird beides auch nur seinen Grund in dieser Zeit haben. Es erwuchs dem historischen Theil des Epos jetzt vielfältige Bereicherung und Erweiterung, nicht nur aus ältern landschaftlichen Sagen, sondern auch aus der Zeitgeschichte selbst. Eine große Wendung schreibt sich daher. Ermanrich hatte in frühern Jahrhunderten, wie angelsächsische Zeugnisse beweisen, sein altes gothisches Sagenreich in Norddeutschland; nachdem die römische Kaiserkrone das Haupt niedersächsischer Könige zierte, herrschte er zu Rom und in Italien; von da aus verleiht sein Nachfolger noch Länder in Norddeutschland, und in seinem Gefolge hat er fast nur norddeutsche Helden, und unter diesen einen Meizunc von Ditmarschen und einen Enenum von Westenlande, d. i. Nordfriesland.* Ich glaube bewiesen zu haben**, daß die Sage von Siegfried und Starkad, N. 1, eine altsächsische ist, wenn sie auch im Norden gangbar und aufbewahrt ward. Sie mag uns offenbaren, was man etwa im zehnten Jahrhundert den Landesfeinden gegenüber empfand, als die Kaiser unsre Grenzen noch zu schützen wusten; der ruhmvollste größte Kämpe des Nordens muß dem Helden des Südens schimpflich unterliegen. Es gibt noch andre Beispiele, wo der alten Heldensage eine solch unmittelbare Beziehung auf die spätere Geschichte gegeben wurde. Auf der Grenze dieses Zeitraums steht jener sächsische Sänger Sivard, der mit einem Liede von »dem allbekannten Verrath der Kriemhild an ihren Brüdern« den Herzog Knud Laward vor den Nachstellungen seines Vetters Magnus vergeblich zu warnen suchte. Freilich es läßt sich nicht behaupten, daß der Sänger ein Holsteiner war. Dännemark ward aber häufig von niederdeutschen Sängern

* Nordalb. Stud. I. 149. 163
** a. a. O. I. 191 fg.

besucht; darum konnte Saxo die Sage von Kriemhild als allbekannt bezeichnen. Auch in späterer Zeit nahmen deutsche Sänger häufig ihren Weg durch unser Land und aus unserm Lande selbst nach Dännemark; denn nur durch neue mündliche Zuflüsse von Deutschland erklären sich manche Eigenthümlichkeiten der Sage in dänischen Kämpeviſern, die den deutschen Heldenkreis betreffen. Gegen Schluß des dreizehnten Jahrhunderts kamen mehrere deutsche Sänger, die freilich keine Epiker waren, nach Holstein zu unsern Grafen, nach Schleswig und nach Dännemark; mehrere ihrer Lob- und Preislieder sind erhalten; und daß solche hungrige Gäste noch später hier durchkamen, lehrt die Anecdote von Greve Klaus, N. 23.

Gegen den Schluß des zwölften Jahrhunderts hatte das Epos einen neuen Aufschwung genommen, gleichzeitig der blüthenreichen Entfaltung des Minnegesangs und der romantischen Ritterpoesie. In Süddeutschland entstanden damals die Lieder von den Nibelungen, dann auch das Gedicht von Kudrun und eine Reihe anderer Heldenlieder, die theils ganz verloren, theils nur in Bruchstücken erhalten sind. In Norddeutschland war aber gleichfalls in Dichtung nicht müssig, im dreizehnten Jahrhundert schrieben nordische Männer in niedersächsischer Gegend, in Westfalen und um Bremen nach deutschen Gedichten, Liedern und Erzählungen ein großes Sagenbuch zusammen, das fast den ganzen Reichthum des damaligen epischen Stoffs Deutschlands umfaßt. Eine genaue Betrachtung vermag noch den Umfang einzelner Lieder und Gedichte zu erkennen. Aus dieser Zeit erwähnt nun Arnold von Lübek des alten Hildebrand, den noch heute das Märchen nennt, S. 607, und an seinen Namen schließen sich unmittelbar Dietrich von Bern und die große Reihe seiner Helden. Und wenn der Ortsname Hettelingen * bei Winterthur in der Schweiz auf die Sage der Kudrun weist, so mag man auch bei unserm Hettlingen an an der Elbe an dieselbe Sage erinnert werden. Aber was das Gedicht von Ditmarschen und Holsteinern erzählt, die »gar ziere Degen« heißen, so muste die Kritik das nicht einmal als in echter Sage begründet, sondern als willkürliche Einschwärzung einer jüngern Hand erkennen.

Um das Jahr 1200 fällt die letzte Blüthe des Epos. Von da an läuft es in drei Wegen aus: entweder in das lyrische Volkslied des vierzehnten, funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, oder in die Prosa des Volksbuchs, oder endlich in Märchen und Volkssage. Die Spuren und Ansätze solcher Übergänge finden sich natürlich auch schon früher. Der Inhalt des Liedes ** vom Herrn Hinrich und seiner gefahrvollen Brautfahrt

* S. meine Abhandlung über Kudrun S. 109.

** Vielleicht ist es nicht einmal ein ursprünglich ditmarsches. Lütke-Leiken, d. h. Lüdger Ludewigs Sohn, beides Namen, die in der Neit-

N. 43, ist augenscheinlich ein Rest alter Seeheldensage. Mitten aus der alten Heldensage ist unsre Sage von dem Meisterschützen Henning Wulf, N. 66, herausgegriffen; sie wurzelte ursprünglich in dem Kreise der mythischen Heldenfamilie, Wate, Wieland, Wittich, Eigel, Orendel; der ältesten Heldensage gehörte ebenfalls die Sage vom Ursprung der Wülfinge N. 513, an. Irgendwo auch müssen einmal die weit verbreiteten Sagen vom verlornen oder ins Meer versenkten Ringe, N. 59. 60. 178, im Epos einen festen Halt gehabt haben; die letztere selbst leicht in einem Mythus. So sind auch augenscheinlich einzelne Züge der spätern Sage daher geflossen, z. B. die Sage vom wandelnden Wald, N. 9. 10, oder wenn Graf Geert in seiner Jugend seiner Heldennatur uneingedenk scheint, N. 22. Man vergleiche damit Ossa. Die Sage von treuen Küchenjungen, N. 6, so vielfach variiert und erweitert sie, z. B. in den Weibern von Weinsberg, auftritt, muß in der einfachen Gestalt auch in die älteste Zeit gehören. Die Märchen entstanden aus mündlicher prosaischer Erzählung der Helden- und Göttermythen, als diese herabsanken. Sie werden sich früh angebahnt haben und werden wenigstens im zehnten Jahrhundert, wenn auch noch in weit kräftigerer Gestalt, schon da gewesen sein. Elemente aus den verschiedensten Mythen und Sagen wurden zusammen gefügt, je mehr der phantastische Charakter des Märchens sich entwickelte, das oft freilich sehr übereinstimmend an den entlegensten Gegenden auftritt, eben so oft aber die größte Abweichung zeigt. Doch bleibt die einfache zu Grunde liegende Handlung bei aller Verschiedenheit der Ausführung meist dieselbe. Der dänische Saxo Grammaticus zeigt am deutlichsten den Übergang des Mythus und der Heldensage in Märchen. So mag man in Deutschland im achten und neunten Jahrhundert sie erzählt haben; im zehnten und elften Jahrhundert waren sie wohl schon flüchtiger. Das bekannte Räthselmärchen von der klugen Bauertochter, die einen Mörser fand und dem König brachte, nun aber auch den Kloben bringen oder ungekleidet und nicht nackt, nicht gegangen, nicht gefahren, nicht in dem Wege, nicht außer dem Wege, nicht allein, nicht unbegleitet, nicht in der Woche, nicht außer der Woche, zum Könige kommen sollte, dieses Märchen hat im Norden z. B. noch festern Halt in der Kodbroksage. Der dumme Hans unserer Märchen ist oft deutlich gleich Siegfried dem Drachentöter, der einen Schatz und eine schöne Frau gewann. Das Volk hat diesen gutmüthigen sorglosen Charakter auch so ausgeprägt, daß man des Volkes eignes Ebenbild an schweigsamer Klugheit, Beharrlichkeit, Muth und Herzensgüte darin erkennen wird. Das erinnert wieder ans

seeheldensage vorkommen, weist, wie Heiken auf das niederl. Hurke S. 530, auf das niederländ. Lurke, Ludwig. Der Diphthong ei ist nicht niederdeutsch. Und wenn der Refrain vul grone ursprünglich vul grome wäre, so deutete das ebenfalls am ersten in die Fremde.

alte Epos. Unser starke Hans mit der eisernen Stange, S. 416, scheint ein Namensvetter des Riesen Widolf mit der Stange, und der starke Hans mit dem blauen Bande am Arm, das ihm Kraft gibt, der nach einer mir eben aus Plön zugehenden, sonst noch mehr verstümmelten Relation Bären statt der Löwen in seinem Gefolge hat, gemahnt an den Wildeber mit dem Schwanringe, der nach der Heldensage eine Bärenhaut umnahm und darin tanzte. Aber nun gibt es der Märchen noch eine Menge, die, so groß auch ihre Verbreitung ist, man mit Sicherheit dennoch für undeutsch ihrem Ursprunge und ihren Hauptbestandtheilen nach erklären muß. Ihr Character verräth sie. Das Märchen vom Mann ohne Herz, S. 401, wird niemals eine deutsche Erfindung sein, obgleich es ebenso in Norwegen erzählt wird; es wird sich gewis in Frankreich und Italien nachweisen lassen, wie das Märchen vom Tode des Teufels, S. 466, das unverkennbar ein fremdes ist. Auch der starke Franz, S. 129, hat mindestens fremdartige Elemente an sich gezogen; ja wohl die meisten Märchen. Schon im zehnten und elften Jahrhundert verbreiteten sich fremde Stoffe in Deutschland, und mit der Blüthe der mittelhochdeutschen Literatur im dreizehnten Jahrhundert drangen zahllose Novellen, Märchen und Erzählungen aus der Fremde ein, ja ihre Masse wuchs noch in den nächsten Jahrhunderten und fand nicht allein durch Volksbücher Verbreitung, sondern wohl eben so viel durch den Mund der überall umher schwärmenden sogenannten fahrenden Leute, die überhaupt die Vermittler zwischen der romantisch-höfischen Poesie, die am Fremden hieng, und dem Volke wurden. Von Volksbüchern ist jetzt, glaube ich, unter uns wenig mehr zu finden; zwar werden jährlich in Hamburg (bei Wittwe Kahlbrock) sie noch immer zahlreich gedruckt, und so verstümmelt sie sind, verkauft; aber wenige werden davon über unsre Grenze kommen. Allein der Eulenspiegel hat sich bis heute gehalten; man findet ihn noch zuweilen. In Mölln soll man außerdem allerlei geheime Nachrichten über »den alten Herrn« haben, aber man spricht nicht davon gegen Fremde. Die Schildbürger müssen ebenfalls unter uns sehr gelesen gewesen sein; sonst wäre kaum die große Verbreitung und Localisierung ihrer meisten Geschichten zu begreifen, wenn auch viele uralte Volkswitze sind, deren Spur sich schon über das achte Jahrhundert hinauf nachweisen läßt. Wir theilten von den Jaglern, den Hostrupern, den Gahlern, Nomöern und den übrigen Schildbürgern unsers Landes, so weit wir von ihnen erfuhren, S. 92 fg., 539, immer nur eine Geschichte mit, um ganz unnöthigen Wiederholungen auszuweichen und um nur der ästhetischen Geographie eine Übersicht zu geben. Kaum aber möchte Thüringen mehr Schildas aufzuweisen haben als wir. Als Märchen wurde mir ferner die Geschichte von den beiden Freunden Alexander und Ludewig aus Meldorf mitgetheilt; sie stimmte noch fast ganz mit der Erzählung im Buche von den sieben weisen Meistern.

In Dännemark* ist sie als Lied auf einem fliegenden Blatt vorhanden; vielleicht fand sie in ähnlicher Weise auch unter uns ihre Verbreitung; so auch die Erzählung vom König von Spanien, S. 586. Das Volksbuch von der Genovefa ist S. 591 nachgewiesen; über andre bin ich ungewis. Nur daß der gehörnte Siegfried früher auch gelesen ward, lernen wir aus dem Siegfried von Lindenberg. Auch Reinke Voß ist im Volke bekannt; doch die Thierfabeln, die erzählt werden, S. 468 fg., 590, und andre nicht aufgenommene sind augenscheinlich nicht aus ihm geflossen. Es gibt außerdem noch eine Reihe schwankhafter Märchen und Sagen, die keineswegs aus jenen Novellen und Volksbüchern herstammen, sondern von Altersher überliefert und gleiches Ursprungs mit denen sind, woraus die Volksbücher von den sieben Schwaben, den Schildbürgern, Eulenspiegel ꝛc. zum Theil zusammen gesetzt wurden. Damit verhält es sich nun so.

Mit den oben S. XII. erwähnten Räthselliedern stehen ihrem Character und ihrer Form nach die meisten Kinderreime und rhythmischen Märchen, S. 469—478, 497—503, in der nächsten Verbindung. Die Lügenlieder, Vögelhochzeiten, Darstellungen einer verkehrten Welt, und manches andre, wie das bekannte »Ik deen myn Herrn wul sæben Jaer« mit den poetischen Namen Hebberecht, Lusebung, Unverfeert, Brumnichso ꝛc. setzen ebenfalls ihrer Manier und Grundlage nach eine gleich lange Überlieferung voraus. Ohne Zweifel kannte man ähnliche und gewis bessere, vormals schon in stabreimender Form eben so gut als Räthsellieder. Denselben possenhaften, niedrig-komischen Character haben die Schwänke und manche Märchen und Sagen, nur daß diese eine wirkliche, einfache, komische Handlung zum Inhalt haben, jene Reime und Lieder aber durch bloßen Wortklang oder durch an einander gereihte Einfälle die komische Wirkung zu erreichen suchen. Solche Reime werden ehemals nicht ausschließlich den Kindern und Ammen angehört haben, sie werden auch von denselben fahrenden Leuten**, die vorzüglich die Gattung der Schwänke, überhaupt aber die gesammte niedere Epik cultivierten, erfunden und vorgetragen sein. Man darf diese gemeinen Spielleute, denen man nach dem Sachsenspiegel mit dem Schatten eines Mannes büßen soll, nicht mit jenen Trägern des edlen höhern Heldenepos zusammen werfen, obgleich sie vielfach in ihr Gebiet hinüber griffen und im zwölften Jahrhundert selbst mit den französischen Ritterepen wetteifern wollten und große, aber höchst rohe und ungeschlachte Gedichte verfaßten, deren Frische und echte Komik zwar oft erfreut. Die Scôpe, die geachteten Sänger des höhern Epos, lebten nicht in Schaaren, wie die Spielleute. Diese treten mit dem Untergang des Heidenthums auf, aber Bonifazius und die Fürsten und Concilien

* Danske Viser V. 67.

** Ich erinnere an das im 12. Jahrhundert bekannte Tragemundslied.

verfolgten sie mit stets wiederholten Verboten; doch es half nichts. Im zehnten und den folgenden Jahrhunderten sind sie noch eben so wohl da wie früher und treiben sich auf allen Straßen umher, finden sich in Haufen bei den Festen der Fürsten ein und führen da ihre Tänze und Spiele unter schallender Musik auf und tragen ihre Lieder ebenso vor, gewis auch selten ohne mimische Bewegungen, oft bei Tische in den Häusern der Vornehmen, oder auf Kreuzwegen und Plätzen vor dem Volke. Ihr Treiben scheint sogar noch an Ausdehnung gewonnen zu haben; selbst in Klöstern, die ihnen früher streng verboten wurden (Äbte und Äbtissinnen sollten keine Hunde, Falken und Gaukler halten), finden sie sich jetzt, und die lustigen Mönche setzten ihre Lieder ins lateinische um und sangen sie selbst. Diese Lieder waren von der mannigfaltigsten Art, meist behaglich, schwankhaft und spöttisch, seltener ernst, oft jedoch mit gnomischen Theilen und von didactischer Tendenz. Ihre einfachen Stoffe waren entweder aus alten Mythen entlehnt oder aus der Thierfabel, aus dem täglichen Leben und der Geschichte, aus der Legende und selbst aus der Heldensage, die nur possenhaft verdreht ward. So im Gedicht von Saleman und Morolt. Auf diese Weise verdankt eine große Menge deutscher Märchen, Sagen und Schwänke sicherlich der Thätigkeit dieser Spielleute im neunten, zehnten und elften Jahrhundert ihren Ursprung. Allem Anschein nach war diese Zeit für sie die reichste Werkstatt. Das bekannte Märchen vom Schneider, der in den Himmel kommt und auf des Herrn Stuhl steigt, kann nur in einer Zeit entstanden sein, wo noch heidnische Vorstellungen von Wodans Himmelsstuhl nachwirkten. Dasselbe ist der Fall bei dem Märchen von der dümmsten Frau, S. 113. Ebenso fordern N. 209. und noch mehr N. 213. eine heidnische Grundlage. Von N. 212. wissen wir, daß eine ähnliche Geschichte schon im zehnten oder elften Jahrhundert von Spielleuten und Mönchen gesungen ward, und ebenso waren unsere Märchen vom Vater Strohwisch und von den reichen Bauern, S. 158, 161, Inhalt eines Liedes; das Märchen auf S. 589. hat ganz denselben Character. Daher kann man unbedenklich Stücke, die diesen leicht erkennbaren Character tragen, wie N. 208. 210. 628, überhaupt einen großen Theil der von S. 115—166 mitgetheilten und andere, die augenscheinlich nur zufällig an ein Local geheftete Märchen sind, für die Reste jener wuchernden Spielmannspoesie halten. Den Spielleuten darf man auch vor allem die Ausbildung des Thierepos, ihnen viele Eulenspiegel- und Schildbürgergeschichten zuschreiben, und ohne Zweifel verdanken wir ihrer lang anhaltenden Thätigkeit nicht weniger die Verbreitung vieler Sagen. Denn das Volk sang, wie heute noch, die vorgetragenen Lieder nach, und entfloh endlich das Wort, so vergaß man darum doch nicht den Inhalt. Schon schrieben wir ihnen auch die Verbreitung fremder Märchen zu.

Die Spielleute erlitten aber darum anfangs von der Geistlichkeit so heftige Verfolgung, nicht etwa bloß wegen ihrer schlechten Sitten, sondern wegen ihres unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Heidenthum. Es gab zur Frühlings-, Sommer- und Julzeit feierliche Festaufzüge, verbunden mit Spielen und Liedern. Über unsre Maigrafenfeste, das Fuchsaustragen,* Weihnachtsaufzüge ꝛc. wird die Sammlung der Sitten und Gebräuche unseres Landes einst ausführlicher Nachricht geben; aber sie sind die letzten Reste der altheidnischen Festfeiern, die für die Entwickelung der deutschen Poesie von unendlicher Bedeutung sind. Jakob Grimm ** bemerkte, daß in den Spielen die ersten Anfänge dramatischer Aufführungen zu suchen seien. Denn ein Mythus selbst mit vertheilten Rollen wird darin dargestellt: Der Junge, der den Fuchs umträgt, nennt sich selbst Hans Voß, oder in den Maispielen stellt einer den Sommer dar, ein anderer den Winter u. s. w. Leute aus dem Volke selbst übernehmen gewöhnlich in einer Vermummung die Rollen, das ganze Volk nimmt Theil, die Handlung geschieht auf offenem Raum, ganz so wie später die geistlichen Spiele und sogenannten Mysterien, die die Geistlichkeit an ihre Stelle setzte und von denen zunächst das Drama ausgieng. Aber noch weit früher als das Drama, entwickelten sich auch aus diesen Festspielen andere Aufführungen, die zum großen Theil nur durch jene Spielleute ausgebildet und cultiviert wurden. An der dem Maigrafenfest entsprechenden Umführung des Bären in der Frühlingszeit kann man diese Entwickelung deutlich verfolgen: *** ursprünglich hatte die Sitte religiöse und mythische Bedeutung, dann aber machten sich die Spielweiber ein Gewerbe daraus. Und wie nahe lag es doch, von der Darstellung jener Mythen zur Aufführung anderer frei gewählter Stoffe über zu gehen! So wurden schon im zehnten Jahrhundert in Klöstern Scenen aus der Thierfabel mimisch dargestellt; **** wie damals die Geistlichen ihre Lieder von den Spielleuten empfiengen, so werden sie auch diese Aufführungen nur ihnen abgelernt haben. Denn außer dem Vortrag von Liedern werden ihnen auch, wie wir schon erwähnten, Spiele Tänze und Possen beigelegt. Sie werden der einfachsten Art gewesen sein, wie später noch die Fastnachtsspiele, und die weltlichen Theile der Mysterien. Und sehen wir unsre Kinderspiele an, die nicht gesungen, wie die Tanzlieder, sondern nur halbsingend recitiert werden, mit ihrer dialogischen Form, ihrem bald romanzen- und legendenartigen, bald auf eine Thierfabel oder ein Märchen weisenden Inhalt, ***** beachten wir den Zusammenhang von Wort und Darstellung,

* Das Lied bei Schütze Idiotik. III 165.

** Mythol. S. 711.

*** Mytholog. 736. 743 fg. Lat. Ged. des 10. und 11. sec. S. XV.

**** J. Wolf über die Lais S. 238 fg.

***** Durch ein Versehen ist nicht das Dutzend der S. 181 fg. mitge-

erwegen wir ferner, daß ganz dieſelben Stoffe zugleich auch Gegenſtand der alten Lieder der Spielleute waren, ſo iſt es nicht zu viel behauptet, wenn wir ſie für die letzten Reſte und Nachahmungen jener alten Aufführungen erklären, die uns dieſe ſelbſt wohl veranſchaulichen mögen. In der Geſchichte der Volkspoeſie iſt nichts wunderbarer, als ihre immer neue Triebkraft und daneben die zähe Dauer des einmal entſtandenen. Jene Aufführungen der Spielleute entſprangen aus den alten heidniſchen Feſtſpielen; dieſe dauerten fort, nachdem das Volk auch ſchon jene Spiele aufgenommen, und nachdem das Drama, wohl eine Folge beider, längſt ſich entwickelt hatte; ja, ſie werden noch heute aufgeführt, die doch den Grund zu allem hergaben; die Spiele der Fahrenden aber leben ebenfalls noch, aber in der Kinderwelt.

Man muß von den Spielen die eigentlichen Aufzüge und feſtlichen Tänze des Volkes wohl unterſcheiden; jene gehen nur neben dieſen her und nehmen darum ein gleich hohes Alter in Anſpruch. Die Tänze geben keine halbdramatiſche Darſtellung eines Mythus, doch iſt ſtets Geſang damit verbunden. Freilich wenn die fröhlichen Frühlings- und Sommerfeuer jetzt angezündet und umtanzt werden, N. 228. S. 598, ſo hört man nur noch einzelne Rufe, aber ehedem erſchollen ohne Zweifel den höchſten Göttern Lieder. Stumm wird jetzt nach beendigter Ausſaat dem höchſten Gotte für ſein Pferd die Gabe hingeſtellt, N. 498, aber in Weſtfalen und Mecklenburg wurden bei demſelben Erntegebrauch vor einigen Jahren doch noch einige Reime geſungen und Tänze aufgeführt. Unter dem Segen eines Prieſters und mit Anrufung chriſtlicher Heiligen wurden ſpäter Umzüge um die beſtellten Äcker, oder um Regen zur Zeit der Dürre oder um einen geſegneten Fiſchfang zu erflehen, gehalten, S. 597; führte man bei ſolchen Gelegenheiten im Heidenthum ein Götterbild ſtatt des Heiligenbildes umher, ſo werden auch entſprechende Lieder nicht dabei gefehlt haben. Vor zweihundert Jahren wuſten alte Leute zu erzählen, daß zur Zeit der Julfeier mannbare Jungfrauen auf Weſterlandföhr vor der Weſterkirchpforte das neue Jahr, auch Nachmittags nach dem Gottesdienſte, (ſingend) eintanzten.* Den Föhringern muß alſo das Gebot des heiligen Bonifaz an die neubekehrten Deutſchen auch ſpäter nicht zugegangen ſein, in den Kirchen keine Tänze und »Mädchenlieder« aufzuführen und Schmäuſe zu halten.** Aber nicht allein an den höchſten oder bei den ländlichen Feſten fanden ſolche mit Tanz und Geſang verbundene Aufzüge ſtatt, ſondern bei keiner feierlichen Handlung, bei keinem größern Opfer fehlten ſie. Bei Hochzeiten,

theilten voll geworden. Das bekannte „Minde Ae, ik leide dy“ ꝛc. hätte nicht fehlen ſollen.

* Heimreich, herausg. von Falk. I. 120. Vergl. Anm. auf S. 319 dieſer Sammlung.

** Statut. Bonifac. c. 21.

Bestattungen, S. 256, und wenn man in die Schlacht zog, erschollen sie. Ein solches, stets mit Tänzen oder orchestischem Einherschreiten verbundenes Lied hieß nun ein Leich.* Seine Form ward später unter dem Einfluß der geistlichen lateinischen Kirchenpoesie besonders zu den Zeiten des Minnegesangs sehr künstlich ausgebildet. Eigenthümlich sind ihr ungleiche Strophen, nicht dieselbe kehrt regelmäßig wieder wie im Liede. Diese Eigenthümlichkeit kann der Leich schon frühe, als er die alte heilige Poesie des Volkes ausmachte, gehabt haben; sie stellte sich leicht bei dem Chorliede ein, wie der griechische Dithyrambos lehrt, und widerstrebt nicht dem Wechselgesange. Doch werden die alten Lieder einfach und kurz gewesen sein von wenigen Strophen, aber von verschiedenartigem Inhalt, bald ernster, bald heiterer. Solche hymnisch-chorische Gesänge, sahen wir schon, giengen dem Epos vorauf. Jetzt will ich nachweisen, daß auch die Lyrik von ihnen ausgieng.

Zunächst ist es ganz deutlich, daß der spätere deutsche Tanz, der Reigen, aus solchen chorischen Aufzügen und Tänzen entstanden ist. Neocorus** beschreibt ihn für Ditmarschen, wo er der lange Tanz genannt ward; daß er aber auch in Holstein, wie im übrigen Deutschland gebräuchlich war, lehren N. 25. 31. Nur mögen die Ditmarschen sich gerne besonderer Kunst und Geschicklichkeit haben rühmen können, wie ihnen auch der größere Liederreichthum zustand. Es gab dort zwei Arten des langen Tanzes, einen sogenannten Trümmekendanz, Trommeltanz, der mit vielem Treten und Handgebärden ausgerichtet ward, und als zweite Art den Springeltanz, S. 482, bei dem viel gehüpft und gesprungen ward. Der Trümmekentanz war schon zu Neocorus Zeit fast außer Gebrauch gekommen; er ist offenbar die ältere Art, wenigstens von kriegerischem und höherem Character. Nur wenige Lieder wurden noch dabei gebraucht. Man darf vermuthen, daß die historischen Lieder voll kriegerisches Geistes ursprünglich nur zum Trümmekentanz gesungen wurden. Ich führe hier noch ein Zeugnis an. Heinrich Giesebrecht, ehedem Landmann in Fedderingen in Norderditmarschen, zugleich aber ein gelehrter Jurist, (er stand mit Leibnitz in Briefwechsel) erzählt:*** »Noch gibt es

* Mythol. S. 11.

** I. 177.

*** In seinem vergleichenden Ditmarscher Landrecht Periculum statutorum harmoniae practicae etc. Lubecae 1652. 4. p. 17: Adhuc supersunt carmina, qualia Tacitus describit, quorum cantu vel barditu (quod barritum alii vocant hoc est vociferationem confusam) accendunt animos et terrendo trepidandove, prout sonuêre acies, ipsam pugnae faciem repraesentare solent, idque ex professo agere incolae, quando solemniter saltare carmina haec ipsis moris est, ut sit ille non tam vocis, quam virtutis concentus. Und nachdem er von der Tapferkeit ihrer Frauen und ihrer Verachtung des Geldes (?) gesprochen, heißt es p. 18: Chronica Holsatorum quaeque carmina in solennibus suis festivitatibus

Lieder bei den Ditmarschen, wie sie Tacitus beschreibt, durch deren Gesang sie die Gemüther entflammen und das Bild eines Kampfes selbst darstellen, wenn sie darnach bei festlichen Gelegenheiten tanzen. Es ist nicht ein Gesang der Stimme allein, sondern vielmehr der Tapferkeit. Der Spott dieser Lieder über die früher erlittenen Niederlagen soll unter andern Grund des Krieges für den Herzog Adolf von Holstein gewesen sein, wodurch die Ditmarschen um ihre Freiheit kamen.« Offenbar handelt es sich hier nur um die historischen Lieder, und der gemeinte Tanz kann nur der Trümmekentanz sein, wenn nicht etwa der alte Schwerttanz, den Tacitus schon beschreibt und den Viethen im vorigen Jahrhundert noch in Büsum aufführen sah.* Auch aus Schweden gibt es eine ältere Beschreibung desselben; eine englische Sitte** zeigt Verwandtschaft; aber überall scheint es ein stummes Spiel ohne Gesang gewesen zu sein. Doch irre ich nicht, so haben einmal irgendwo die Brüder Grimm die Mittheilung des hessischen Schwerttanzliedes versprochen. Dann würde diese alte Sitte für die Ausbildung der kriegerischen Poesie auch ohne Zweifel von Bedeutung gewesen sein.*** Sonst freilich hat diese ganz einfach ihren Grund in alten Siegesfeiern.

Die zweite Art, der Springeltanz, hat einen heiterern Character. Er war vorwiegend in Gebrauch und die meisten Lieder, auch die Lügenlieder, S. 173. 182, wurden dazu gesungen. Beiden Arten gemein scheint diese Weise der Ausführung gewesen zu sein: »Ein Vorsinger, der auch wohl einen zu sich nimmt, der ihm beistehe und ihn ablöse, steht und hat ein Trinkgeschirr (wie in den Tänzen der Elbe und Zwerge) in der Hand und hebt also den Gesang an. Wenn er einen Vers ausgesungen, singt er nicht weiter, sondern der ganze Haufe, der entweder den Gesang auch kennt oder wohl aufgemerkt hat, wiederholt denselben. Und wenn sie es so weit gebracht, da der Vorsinger es gelassen, hebt dieser wieder an und singt abermals einen Vers. Sobald dieser Gestalt nun ein oder zwei Verse wiederholt sind (ein Stasimon), springt und thut sich einer hervor, der vortanzen und den Tanz führen will, nimmt seinen Hut in die Hand und tanzt gemächlich im Gemache umher und fordert auf diese Weise die

olim soliti sunt saltare Ditmarsi, haec referunt, quodque cladium inde acceptarum exprobratio inter alias causa belli fuisse Adolfo Holsatiae duci memoratur ultimi, cujus impulsu tandem super libertate sua Ditmarsi transegere, ut refert Cluver. ex Ensio et Cilicio in epit. hist. anni 1559. m. p. 726. et Chytr. Saxo. Chr. lib. 20. in princ.

* Tacit. German. c. 24. Viethens ausführliche Beschreibung in Dahlmanns Neocorus II. 566.

** Mythol. S. 281.

*** In Gemeinschaft mit den Spielleuten lebten Klopffechter, die wie jene rechtlos und unehrlich waren; durch einwlgi, Zweikampf, verdeutschen althochd. Glossen regelmäßig spectaculum, ludicra.

übrigen zum Tanze auf.* Darauf faſſen ſie all nach gerade ſich der Reihe nach an, doch ſo, daß angeſehenen Leuten die hohe Hand gelaſſen wird. Wie nun der Vortänzer ſich nach dem Geſange und dem Verſinger richtet, ſo richten ſich die Nachtänzer und alle Perſonen, wes Standes ſie auch ſeien, durch einander nach ihrem Führer in ſo großer Einigkeit, daß ein Vortänzer in die zweihundert Tänzer an der Reihe führen und regieren kann.« Man erſieht daraus, dieſer Tanz mit ſeinem wechſelnden Geſange, ſeinen mimiſchen Gebärden und Handbewegungen, dem Vortänzer und der reihenweis ihm folgenden Schaar iſt weſentlich der alte Leich, nur in einzelnen vielleicht fortgebildet oder vereinfacht; jedenfalls ſtanden ihm verſchiedenartigere Lieder zu Gebot. Erſt nach der jüngſten Fehde 1559 drang in Ditmarſchen der Viparendanz ein, wohl unſer Walzer oder der ſogenannte polniſche Tanz: es tanzten nur zwei und zwei. Dadurch gieng endlich die alte Tanzweiſe unter, traurige Reſte derſelben ſind noch der Großvatertanz und der Aebraus.

Man muß den Untergang der alten Tanzweiſe bedauern. Denn ſie allein war fähig Träger des Wortes und der Melodie zu ſein, ſie war nicht blos eine angenehme, reizende Leibesbewegung, ſondern lebendige Begleitung des Liedes nach ſeinem Inhalt und ſeiner Form. Je weiter wir in der Zeit zurück gehen, je mehr müſſen wir den engſten Zuſammenhang des Liedes und des Tanzes ſelbſt annehmen. Wie aber ein ſolcher Tanz beſchaffen ſei, lehren noch die Kindertänze, S. 481. Auch da wird geſungen und der Tanz folgt genau dem Worte, nicht aber wird, wie in den Spielen, eine Fabel dramatiſch dargeſtellt. S. 485. N. 4. iſt zugleich augenſcheinlich ein kleiner Leich. Nicht weniger aber, wie mit dem Tanze, hieng der Inhalt des Liedes genau mit ſeiner Melodie zuſammen. Und nothwendiger Weiſe wog der eigentliche Geſang bei hymniſch-erhebſtiſchen Chorliedern eben ſo ſehr vor, wie er und die begleitende Harfe beim Vortrag der eigentlichen epiſchen Poeſie untergeordnet war.

Je näher aber Tanz und Wort und Weiſe zuſammenhiengen, und alle im nächſten Bezuge zum heidniſchen Kultus ſtanden (das Wort enthielt ja den Preis der Götter oder Gebete an ſie, oder doch heidniſche Gedanken), deſto mehr muſte dieſe ganze Kunſt erſchüttert werden durch das Eindringen des Chriſtenthums. Seine endliche Herrſchaft zerſtörte den alten Zuſammenhang. Das Volk hielt jedoch die alten feſtlichen Zeiten, wo es ſich der Freude und Feier hingab, wie das in der Natur der Sache liegt, feſt. Zwar wohin die Kirche reichen konnte, da ſetzte ſie auch ihre kirchlichen Handlungen und Geſänge an die Stelle, zunächſt in den aus den

* Neocorus, der die Tanzweiſe ſeiner Büſumer Marſchleute und der Oldenwördener beſchreibt, fügt hinzu, daß auf der Geeſt der Vortänzer auch ſich einen Gehilfen nahm, der ihm in der Leitung beiſtand.

alten Tempeln entstandenen Kirchen selbst, bei Feldumzügen, bei Bestattungen u. s. w.; selbst wenn es in die Schlacht gieng, ward das Kyrie jetzt angestimmt. Aber bei Hochzeiten, Kirchmessen (statt der Opfer eingerichtet *) Erntefeiern, überhaupt bei vielen öffentlichen und häuslichen Festlichkeiten muste die Geistlichkeit das Volk der weltlichen Freude und Heiterkeit schon ungestörter überlassen. Nur heidnische Lieder und directe Beziehung auf das Heidenthum wird sie zu verbannen gesucht haben, und im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts gelang ihr dies; dennoch aber blieben viele heidnische Gebräuche stehen und Reste heidnischer Lieder haben sich im Munde des Volkes selbst bis heute erhalten. An die Stelle der alten Lieder, voll Mythologie und Heidenthum, wurden nun ohne Zweifel zunächst epische Lieder, wie sie die Spielleute sangen, beim Tanze gebraucht, schwerlich eigentliche Heldenlieder. Von den Zeiten der Einführung des Christenthums bis zum zwölften Jahrhundert nahm von Jahrhundert zu Jahrhundert allmählich die Behaglichkeit und Mannigfaltigkeit des Lebens zu. Der Tanz und seine Lieder werden diesem Zuge gefolgt sein, er war nicht mehr ein Theil des Kultus, sondern diente nunmehr bloß zur Ergötzung und Feier. Die christliche Religion aber bewirkte im Gemüthe des Volkes nach und nach ein erhöhteres Gefühlsleben und eine größere Beweglichkeit und Freiheit der Empfindung. Aber doch erst im zwölften Jahrhundert war diese so mächtig, daß mitten in einem reichern, behaglichern Leben die Lyrik entsprang. Homerische Hymnen sind epische Lieder und die ältesten Gesänge der Deutschen waren nicht anderer Art; manche spätere Heldenlieder mögen aus ihnen in ähnlicher Weise entstanden sein, wie vielleicht der erste Gesang der Ilias aus einem Hymnus auf Apollon. Hier tritt die Empfindung wie in allem Epos hinter dem stofflichen Inhalt zurück, in der Lyrik aber herrscht sie. Diese fand nun gleich bei ihrem Auftreten den weitesten Spielraum vor, je vielfältigere Verhältnisse die epische Poesie, namentlich die niedere der Spielleute, schon ergriffen hatte; es gab Spottlieder, Koblieder, Trauer- und Freudenlieder. Zechlieder kennt jedoch die ritterliche Lyrik unseres Mittelalters nicht, noch auch der eigentliche Volksgesang; nur die lateinische und die spätere deutsche Vagantenpoesie hat sie. Der Mittelpunkt alles Volksgesanges bleibt aber immer das Tanzlied, und wo dieses lyrisch wird, ist das Liebeslied die erste Gattung, die sich ausbildet. Seines Ursprungs aus dem Epos bleibt jedoch diese Art des Volksliedes stets eingedenk. Denn es macht nicht den vergeblichen Versuch die Empfindung und innern Zustände so nackt und kahl hin zu stellen, sondern kleidet sie ein in eine einfache Situation oder Scene, es führt Personen im Selbst- oder im Wechselgespräch auf und gibt so des Herzens innerste Freude oder seinen Schmerz

* Beda historia eccl. I. 30.

kund. Das iſt überhaupt die einzige Weiſe echter Lyrik, unſre gröſten Dichter, Göthe, Uhland, machen es nicht anders. Schillern lag die Lyrik ferner. Unſre heutigen Poeten, die den Kopf ſo voll von Ideen zu haben glauben und den Mund noch voller nehmen, können auch nicht ein einziges einfaches Lied zu Stande bringen. In der ganzen Fülle des gegenwärtigen Lebens ſtehend, vermochte das Volkslied durch die nun ihm nie ausgehende Kraft auch die einfachſten Motive hundertfach zu variieren, ohne daß die Wiederholung ermüdend würde oder Erſchlaffung zeigte, wie bei der Kunſtpoeſie. Der höfiſche Minnegeſang gieng im zwölften Jahrhundert von dem Volksliede aus. Auch in ſeiner Blüthe, als er ſchon die reichſte Entfaltung gefunden hatte, erinnern die ſchönſten Lieder Walthers,* Heinrichs von Morungen und anderer unverkennbar an die Weiſe des Volksliedes. Nithart (um 1230) ſchließt ſich ganz an daſſelbe an. Die Motive ſeiner Lieder ſind ihm zum großen Theil überkommen, nur daß er ſie zur Verſpottung des bäuriſchen Weſens ausbeutet. Eines der beliebteſten iſt, daß eine tanzluſtige Alte ſtatt ihrer Tochter zum Reien will, oder umgekehrt, die Tochter wider den Willen der Mutter dahin eilt. Und daſſelbe Thema, nur ohne ironiſche Zugabe, zeigen noch das ditmarſche Lied, S. 482, das Liedchen von der Anna Suſanna, S. 483, und das erſte Kinderlied, S. 484, das zugleich ſein Alter durch das Schellenkleid verräth. Obwohl alſo über vierhundert Jahre zwiſchen Nithart und Hans Detleſs, der jenes Lied aufzeichnete, liegen, ſo war das Volk der Wiederholung doch nicht müde geworden; das Lied wirkt durch immer gleich jugendliche Friſche. Andre Themata, für die wir keine Beiſpiele aus unſerer Sammlung anführen können, weiſen in eben ſo alte Zeit zurück. Das angeführte iſt augenſcheinlich aber eins der älteſten nach ſeinem Zuſammenhange mit dem Tanz.

Nachdem nun die höfiſche Poeſie ſich im dreizehnten Jahrhundert ausgelebt und gleichzeitig das alte Volksepos ſeinen Untergang gefunden hatte, ſchoß, durch die Kunſt der fahrenden Leute nicht ohne befruchtenden Zuſammenhang mit beiden, die Volkslyrik in immer reicheren Trieben hervor. Fortgetragen und wachſend in dem Zuge der Zeit nach einem neu verjüngten Leben — ein friſcher Hauch durchwehte damals alle Völker und weckte überall faſt eine ähnliche Poeſie — dauerte ſie an bis in die Zeiten der Reformation. Während damals der zünftige Meiſtergeſang ſich hinter die Thore der Reichsſtädte verſchloß, ſchwärmte der Volksgeſang auf allen Straßen und Feldern Deutſchlands umher, überall wurden mit freier Kunſt die Lieder angeſtimmt, jede Mundart kam wieder zu ihrem Rechte. Die Vaganten dieſer Zeit, Sänger, die aus ihrer Kunſt ein

* Nemt, frowe, diſen kranz ꝛc. Under der linden ꝛc. Herzeliebez frowelin ꝛc, In einem zwivellichen wân ꝛc.

Gewerbe machten, N. 25, freie Knaben, Lanzknechte, Reiter, Jäger, Schreiber, fahrende Schüler, Handwerker ꝛc. waren zum großen Theil die Dichter dieser Lieder und trugen sie von Ort zu Ort, so daß dasselbe Lied zwar meist verändert und umgedichtet, oft aber fast ganz übereinstimmend in den verschiedensten Gegenden und Dialecten wieder gefunden wird. Neocorus und Hans Detleſs hielten die Lieder, die sie mittheilten, für gut ditmarsche; aber wenn nun Uhlands Sammlung fast gleichlautende hochdeutsche Lieder aus ältern und eben so alten Aufzeichnungen bringt, wohin gehören sie dann? Das Landvolk sang damals ganz in derselben Weise, wie die Fahrenden: das beweisen unsre ditmarschen Lieder, die Schlußstrophe des Liedes auf Piben Peter, N. 71, z. B. kehrt ganz häufig in Reiterliedern wieder. Viele Lieder, die unter dem Landvolk entstanden, werden an die Fahrenden übergegangen sein, und umgekehrt wird das Landvolk sich manche Lieder dieser angeeignet haben. Man sehe die Reihe der S. 1018 angeführten durch, der lebendigste Austausch fand statt. Aber leider ist die ländliche Poesie nicht so glücklich gewesen, wie die Vagantenpoesie. Diese nahm im fünfzehnten Jahrhundert augenscheinlich eine Richtung, daß ihr vieles von dem, was jene schuf, weniger zusagte. Durch den Verkehr und Zusammenhang, der in ihrem Stande selbst und mit der städtischen Bevölkerung herrschte, kam es ohne Zweifel, daß viele ihrer Lieder Aufzeichnung fanden, ja zum Druck gelangten. Die bäuerliche Dichtung war ganz auf die mündliche Tradition gewiesen, und daher geschah es denn, daß so viele ihrer Lieder, und gerade die werthvollsten untergiengen. Wir wissen, daß in jenen Jahrhunderten das Landvolk* noch von Dietrich von Bern, von Siegfried und andern Helden des Epos sang, daß die Sage damals eine ganz eigenthümliche Gestalt gewonnen hatte. Aber von allen diesen Liedern ist auch nicht ein einzigstes erhalten. Unter dem Landvolk hatte die Poesie noch einen festen Halt an den jährlichen Festen und Tänzen, und seine Lieder sind fast alle Tanzlieder oder konnten doch beim Tanze gebraucht werden;** unter den Fahrenden war das Lied ungebundener, und das Trink- und Wanderlied wog augenscheinlich vor. Dennoch hat diese ganze Poesie einen gleichartigen Character, so daß in der Anschauungs- und Gefühlsweise und im Tone keine große Verschiedenheit zu entdecken ist. Nicht alle Lieder, die entstanden, sind von gleichem Werthe, denn nicht alle Sänger besaßen gleiche Begabung, und nicht jeder war allemal gleich glücklich. Aber eine individuelle Bildung der Dichter zeigt sich nirgend, selbst wenn man auch den Stand derselben unterscheiden kann, in der Weise, wie bei der Kunst-

* Die Zeugnisse in Wilh. Grimms Heldensage N. 117. 122. 129 fg.

** Neocor. I. 177. „up dat de Gesenge edder Geschichte beste ihr gelert und beter behalden werden und lenger im Gebruke bleven, hebben se de alle fast den Dingen bequemet."

poeſie, die nur bei einer großen Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Dichter möglich iſt. Darin liegt überhaupt der Unterſchied der Kunſt- und Volkspoeſie. Die Kunſtpoeſie findet ſich in Zeiten ein, wo eine Claſſe höher Gebildeter ſich von der Maſſe abſondert, ſo im Mittelalter, ſo in der neueſten Zeit. Im Reformationszeitalter und dem nächſten vorangehenden beſtand ein ſolcher Unterſchied kaum, wenn er ſich auch ſeit der ſogenannten Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften anbahnte. Mit vollem Rechte konnte Uhland Luthers »Eine feſte Burg iſt unſer Gott« in die Reihe der deutſchen Volkslieder ſtellen, ſollten einmal für den geiſtlichen Volksgeſang Beiſpiele gegeben werden. Trug endlich ein gutes Lied einzelne Spuren der Individualität des Dichters, ſo gieng es ſo lange durch aller Mund, bis nur der allgemeine Character des Volksliedes an ihm ausgeprägt und zu erkennen war. Schlechte Lieder giengen ſchnell unter und hielten ſich nicht im Geſange. Bruchſtücke, die noch heute umgehen, können wir immer für Reſte guter Lieder anſehen.

Aber trotz dieſes allgemeinen feſtſtehenden Characters hat der gute Volksgeſang dennoch einen Reichthum und eine Mannigfaltigkeit der Productionen, wenn man namentlich die Maſſe des untergegangenen anſchlägt, daß er darin immer mit der guten Kunſtpoeſie wetteifern kann. Wie ſehr hängt wieder das Gefallen, ja der Werth ihrer Schöpfungen von der Individualität der Empfangenden ab! Ein echtes Volkslied aber darf auf gleiche Wirkung bei hoch und niedrig rechnen. Das iſt die Folge ſeiner Naturwahrheit, ſeines allgemeinen Characters. Das fremdartige mied der Volksgeſang und gerieth ſo nicht in die Verirrungen der Kunſtpoeſie. Von dem rechten Sinne geleitet, wandte er ſich keinen Stoffen zu, die außer ſeinem Kreiſe lagen; nur ſelbſt erlebtes, empfundenes und geſchautes gibt wahre Poeſie und die Lyrik vor allen vermag nicht über die Nähe und Gegenwart des eignen Lebens hinaus zu gehen. Neocorus* ſagt von den Ditmarſchen: »Se hebben ſick ock vor allen benaburten Völkern in Poeterien, Dichten und Singen, darin men jo gude ingenia lichtlich ſpören kann, geövet und hervor gedaen, dat ſe darin den Bardis bi den Gallis nichtes nagegeben, wo dan ſolches de olden ditmerſchen Geſenge tügen, de ſe van eren Schlachtingen, Averwinningen, wunderlichen Geſchichten, ſeltſamen Aventuren edder andern luſtigen Schwenken, ock wol Botſchaften und anderen Laſtern gewiſſer Perſonen mit ſonderlicher Leflichheit und Meiſterſchop gedichtet hebben, de ock ſo kunſtlich geſtellet ſin, dat faſt nicht ein tropus edder figura in der edlen Redekunſt, ſo nicht in einen edder meer Geſengen konde gewiſet werden. Solche averſt ſin to dem Ende ſonderlich gerichtet, dat ſe allenthalven ock in eren Erenfrewden aller Manheit, Doget und Ere ſo weinig vorgeten, dat ſe ock

* ſ. 176.

ermanet unde getreiset, im Jegendeel averst van Lasteren und Sünden af geschrecket unde afgeholden werden.« Der Kreis, in dem der Volksgesang sich bewegt, kann nicht besser angegeben werden, und das Gesagte bestätigt sich, zugleich aber sehen wir, welche sittliche Bedeutung man ihm zuschrieb, die auch aller Volkspoesie in Wahrheit eigen ist. Gewisse Leute mögen das zu Herzen nehmen. Zwar die Reiter- und Schreiberlieder z. B. sind nicht immer die züchtigsten, und es gibt Pöbelreime* im Tone des Volksliedes und dieses oft parodierend; aber es wäre Unverstand nach der Entartung seinen Werth zu beurtheilen. Das echte Volkslied, voll frischer Sinnlichkeit und absichtsloser Naturwahrheit, ist keusch, ohne Ziererei und niemals gemein und platt. Es kann eben so wenig, wie jede andre Poesie, ohne Idealität bestehen. Eine traurigere Verkennung desselben gibt es daher nicht, als wenn ihm alle die prosaischen Lieder, die in der Volkssprache verfaßt werden, oder die, welche eine gewisse Verbreitung fanden, zugezählt werden.

Reizend bewegen sich S. 189. N. 42. 45. 46. um Scenen eines ländlichen Liebeslebens. Diese Kleinigkeiten lassen den Verlust ähnlicher größerer Stücke schmerzlich empfinden. Reocorus 1. 177. 357. führt noch zwei Lieder an, die hierher gehören mögen. Das erste begann: »Mi boden dre höfische Meblin,« es ward jedoch zum kriegerischen Trümmeltanz, aber vielleicht nur seines Strophenbaus wegen, gesungen. Das zweite soll nach ihm beweisen, daß das ehemalige adliche Geschlecht van Hage aus Ditmarschen stamme, wie die Reventlowen; sein Anfang lautete: »Kolde Winter, lat nu din Dwingen« und darin kamen die zwei Zeilen vor:

Johans van dem Hage dat is en erbar Man,
De sinen Schilt ton Eren fören kann.

Vielleicht jedoch waren diese Lieder von balladenartigem Inhalt. Die früher angeführten Beispiele beweisen den vorwiegend heitern Character des ländlichen Liebesliedes. Es drückt fast nur die Stimmung der siegreichen Liebe aus. Die zarten Lieder voll Sehnsucht und Klage sind die seltneren und wurden wohl wenig beim Tanze benutzt, sind überhaupt jüngerer Art. Spuren solcher Lieder brechen durch in unsern Reimen, S. 183, 1. S. 190, 11. S. 388 und einige der S. 698 gehören dazu. Es ist dem heitern offenen Sinne des Liebesliedes vor allem eigen, jene lebendige Auffassung der Natur und ihr oft kühnes Hineinziehen in die

* Die Pöbelsprache wird eben so häufig mit der Volkssprache verwechselt, ja für das eigentlich volksmäßige gehalten. Dieses Irrthums hat sich Schütze, der Sammler des Idiotikon, schuldig gemacht; Voß in seinen Idyllen selbst tendiert zum platten. Die Volkssprache macht aber eben so wohl, wie die Sprache der Gebildeten, einen Unterschied zwischen dem Gemeinen und Anständigen.

menſchliche Welt, die man zwar mit Recht als einen allgemeinen Character zug des Volksliedes angibt, der aber doch in den übrigen Gattungen deſſelben keinen gleich freien Raum hat. In unſerer Sammlung ſind die beiden Lieder vom guten Propheten Kukuk und der werbenden Nachtigal, S. 480. 481, dafür Beiſpiele; es wirken mythiſche Vorſtellungen dabei nach, ſchale Sentimentalität iſt es nie. Aber dem innigen Gefühl, das dieſer Auffaſſung der Natur zu Grunde liegt, gerade entgegengeſetzt iſt es, wenn ihre ganze Ordnung in heiterkomiſcher Weiſe auf den Kopf geſtellt wird, S. 473. 474. Dieſe Lügenlieder ſchließen ſich ihrem heitern Character nach an das Liebeslied an, das erſte enthält auch eine ſcherzhafte Werbung, ſonſt aber weiſen ſie zurück auf die alte Spielmannspoeſie,* und zeigen ſich dadurch als einen Ausfluß des Epos, ſo weit dies Gnome, Sprichwort, Fabel und Räthſel einſchließt. Sie bilden daher, ſo beliebt und zahlreich ſie ſind, nur eine Nebengattung.

Das Liebeslied bleibt bei einer Situation, bei einem einzelnen Momente eines freude- oder wechſelvollen Lebens ſtehn. Die zweite Hauptgattung des Volksliedes aber, die man am bequemſten als die Ballade bezeichnet, hat immer eine dramatiſch geſchloſſene Handlung zu ihrem Gegenſtande. Häufig, jedoch nicht ausſchließlich, iſt dieſer erotiſch; das Lied auf S. 491 iſt ſchwach und nur eine Parodie eines andern mit tragiſchem Schluß. Denn das Lied eine Eigenthümlichkeit der Ballade, dem Liebeslied gegenüber, daß ſie meiſt einen ernſten, zuweilen ſelbſt finſtern Character hat. Darum aber eignet ſie ſich nicht weniger zum Tanze. Die Freude ſchließt den Ernſt nicht aus, der Tanz an den ländlichen Feſten des Jahres oder bei Hochzeiten iſt zugleich eine Feier, und es gab ja einen muntern und einen würdigeren Reigen. Die Ballade ſteht dadurch höher als das Liebeslied und hat einen erhabenern Schwung. Dieſes iſt nothwendig die älteſte, rein lyriſche Gattung, die Ballade trat erſt ein nach Untergang des alten Epos und iſt recht eigentlich die lyriſche Fortſetzung deſſelben. Die Sage iſt vor allem ihre Quelle. Wir erkannten ſchon, daß das Lied von Herrn Hinrich, N. 43, auf einer alten Seeheldenſage beruhen müſte; es ward zum ernſtern Trümmerkentanz geſungen. Unſre Tellſage, N. 66, hat ſich wohl nur durch ein jetzt freilich unwiederbringlich verlornes Volkslied ſo friſch erhalten. Denn nahm der Volksgeſang erſt ſeine Stoffe aus der Sage heraus, ſo floſſen ſie, als das Lied entfloh, wieder in dieſe zurück. Daſſelbe erfuhren wir ſchon früher bei der alten Spielmannspoeſie und müſſen es jetzt abermals geltend machen. Ein großes, erfreuliches Glück war die Rettung des merkwürdigen Liedes von Graf Hans und Annchriſtine, S. 492, ich hoffe, daß ich durch neue

* Oder aus ihr unmittelbar, als aus einem Liede, iſt die Hochzeit der Thiere S. 475, 33. herzuleiten.

Relationen es noch weiter werde ergänzen und nachbessern können; aber beklagen muß ich den Untergang des Liedes, worauf die schöne, weit verbreitete, aber nirgend so gut erhaltene Räubersage, S. 37, vergl. 392, beruhte. Ich vermuthe dies freilich nur, aber ich zweifle auch nicht im entferntesten daran, daß hier mich mein Gefühl täuscht. Man vergleiche die prächtigen Lieder vom Ulinger, Adelger, Graf Albert und Herrn Halewin bei Uhland I. S. 153 fg., die große Ähnlichkeit mit unserer Sage zeigen. Und in Schweden war gerade dieselbe Sage in einem Volksliede* behandelt, nur daß hier der Mädchenräuber alterthümlicher ein Bergtroll ist, wie denn überhaupt manche Räubersagen nur verwandelte Zwergsagen sind.** Die Ballade »Et weren twee Königskinder,« deren Inhalt an Hero und Leander erinnert, wird noch fast vollständig bei uns gefunden, S. 309. Aber eine, die einen der Geschichte von Pyramus und Thisbe ähnlichen Inhalt hatte,*** hat sich kaum als Sage bei Steinkreuz gerettet, N. 92. Nur ein Rest des Liedes vom Morde der Eltern an dem eignen Sohn, N. 535, erhielt sich; es lebte unter uns in eigenthümlicher Gestalt; und ebenso das Lied, das Bürger in seiner Leonore nachahmte, »De Doet de ritt so snell, de Maen de schynt so hell,« N. 224. Die Vorstellung der Sage von dem Doppelmord der Brüder, S. 47, war auch in einem Lied behandelt; ob die ähnlichen Sagen ebenfalls auf ein Lied zurück zu führen sind, muß dahin gestellt bleiben. Aber ein Lied war ferner die Sage vom tanzlustigen Mädchen, das der Teufel holte, N. 201, 2; auch die vom Gottesdienst der Toten, N. 233. Und ähnlich wird es sich noch mit manchen andern Sagen verhalten, für die wir die Lieder nicht mehr nachweisen können.**** Zu den Seltenheiten gehören legendenartige Volkslieder, wie das von den drei Schwestern, S. 496; der Schluß dieses Liedes ist uns eigenthümlich und vorzüglicher als in andern Relationen.

Einem Balladenstoff fehlt selten Mord und Blut. Die Zeiten des Faustrechts waren zugleich die des Volksgesanges; viele Sagen geben ein Bild derselben, dem Volksgesang boten die Ereignisse des Tages nicht weniger Stoffe für seine Balladen, als die alten Sagen. Aber wie fähig noch die poetische Kraft des Volkes war, die spröde Geschichte zu bewältigen und in reine Sage zu verwandeln, beweisen unter den angeführten schon das Lied vom Grafen Hans und die Sage vom Meisterschützen Henning Wulf. Erst am Schlusse des 16ten Jahrhunderts schaffte Greve Klaus unter dem Landvolk die Blutrache ab, aber in den Gemüthern wirkte sie

* Angeführt Mythol. S. 435.
** Vergl. N. 416 – 423.
*** Das vollständige Lied steht bei Uhland I. S. 190.
**** Zu den angeführten Nummern sehe man die Anmerk. S. 391 fg. nach.

noch lange nach und übte augenscheinlich ihren gewaltigen Einfluß auf die Umbildung des Geschichtlichen zum poetisch Sagenhaften. Heinrich Ranzau, der Statthalter, erzählte die Geschichte des Zwistes von Rockwold und Walstorp, N. 17, nach einem Liede; er werden noch zwei Zeilen daraus angeführt. Daß er auch für seine Erzählung von der Fehde Rockwolds und Bülows, N. 50, ein Lied benutzte, muß man annehmen nach den Schlagworten und dem ganz balladenartigen Fortschritt der Handlung. Man muß es bedauern, daß er die Lieder nicht aufbewahrt hat, und dafür nur eine Paraphrase in schwülstigen, oft unklaren und schwierigen lateinischen Versen gab. Ganz einfach, wie nach einer neumünsterschen und segebergischen Localsage, berichten nun Albert Kranz und Johann Petersen in zwei Versionen von Hartwig Reventlows That, N. 19, 1. 2. Aber noch in demselben Jahrhundert bricht in Heinrich Ranzaus Erzählung der volle Balladenstoff, N. 19, 3, hervor, die Reden der Handelnden und der dramatische Fortschritt fehlen nicht, und ich zweifle auch hier eben so wenig, daß ein Lied vorlag. Dies lebte fort, verwandelte sich, wie andere Lieder und Sagen lehren, so daß aus der Schüssel, worauf das Haupt des ermordeten Bruders dargebracht ward, ein Atreusmahl entstand. Aufgelöst und vergessen blieb sein Inhalt als Sage am Ort der Handlung haften, N. 19, 4. Der Untergang vieler Lieder aus dieser Zeit hat denselben Grund, der einst nach der Völkerwanderung der landschaftlichen Heldensage den Tod gab; sie waren durchaus provinziell, und das Volk ließ sie fallen, je ferner ihm die Zeit kam, der sie angehörten und deren Bild und Stempel sie trugen; es sang zuletzt nur, was man in ganz Deutschland sang, wenige und großentheils gute Lieder, die aber für den ehemaligen Reichthum uns nicht entschädigen können. Wie wir schon frühe Theil nahmen an dem Volksgesang des übrigen Deutschlands, beweisen vor allen die dithmarschen Lieder und manche andre der angeführten, die man fast überall in Deutschland kennt oder kannte; und endlich das Verzeichnis auf S. LIII.

Aber nicht bloß in Holstein, auch in Schleswig lebte der Volksgesang. Den Friesen werden von ihren niedersächsischen und dänischen Nachbarn zugleich manche Lieder zugeflossen sein. Man hat leider verabsäumt, zu rechter Zeit auch nur eines aufzuzeichnen, sie werden auch an selbst erzeugten Liedern nicht arm gewesen sein. Denn falsch ist der Satz: Frisia non cantat. Dr. Clement* sagt: »Auf Hochzeiten sind sie früher außerordentlich lustig gewesen bei Tanz und Gesang. Viele Lieder waren noch am Leben, auf Föhr besonders; »Trintje Drügh Sees,« »Bai Redder,« eine sehr alte Ballade mit wilder, der schottisch-hochländisch ähnlichen Musik, und viele andre Volkslieder haben nun ein Ende.« Man forsche

* Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen S. 149.

nur und frage nach, vielleicht iſt doch noch eins oder das andere zu retten, wenigſtens der Inhalt zu erfahren; warum ſo bald verzweifeln? Durch Herrn Johannſen von Amrum erfuhr ich auf meine Nachfrage vom erſten Liede dies wenige, Anfang und Schluß, mehr erinnere er ſich nicht:

An Trintje ſan Drügſeſhs Bradlapdaih,
Diär wiär flot Püüran, det kaan ik jam ſaih.
Jam könt uk fallaw efter leſh
Uunt Liid ſan Trintje an Drügſeſh.

und dann der Schluß:

Hat wurd iinplompt unnan jippan Snaa,
Det wiär ſin Dänbadh efter a Duas. *

Die Berufung auf ein gedrucktes oder geſchriebenes Lied in der erſten Strophe fällt auf; doch kommt ähnliches in den faröiſchen Liedern vor. Traf eine untreue Braut die alte Strafe des Napeltranks? oder was war der Inhalt? Herr Johannſen meint eine Hochzeit der Unterirdiſchen. Unter den frieſiſchen Kinderreimen, S. 501, iſt N. 6. offenbar Reſt einer alten Ballade oder eines Liebesliedes; die übrigen zeigen vielfache Verwandtſchaft mit deutſchen; ſie ſind zum Theil Fabeln wie die auf S. 179, vergl. S. 501, 4. Gleichzeitig mit dem deutſchen und in ganz ähnlicher Weiſe blühte in Dännemark und im ganzen Norden der Volksgeſang. Der Sinn der Dänen, gerne aufs vaterländiſche gerichtet, und mit Recht voll Bewunderung und Liebe für ihr Alterthum, ließ ſie frühzeitig genug an die Erhaltung der Volkslieder denken, und die herrlichſten Kleinode ihrer ganzen Literatur wurden gerettet. Es gab in Dännemark keinen ſo ausgebreiteten Vagantenſtand, wie in Deutſchland. Die ſogenannten Kämpeviſer ſind hauptſächlich die Erzeugniſſe der Poeſie des Landvolkes. Nordſchleswig nahm an der Blüthe derſelben Theil, wie wir ſchon bemerkten, und unſre Sammlung enthält mehrere Sagen, die proſaiſch aufgelöste Lieder ſind, N. 11. 19. 51. 80 und die Anmerk. S. 593. 591. 599. Einige ſind darunter, die eigenthümlich ſein werden und die ich nicht in den Sammlungen der däniſchen Volkslieder fand. So fand ich auch nirgend ein reizendes Kindertanzlied »Munken gaaer i Enge den lange Sommertid ꝛc.,« das mir kürzlich aus Sundewith zugieng, und das ganz ebenſo wie die unſrigen den nächſten Zuſammenhang von Tanz und Wort zeigt. Welche von den übrigen nordſchleswigſchen Sagen auf Lie-

* Auf J. von D. Hochzeitstage
Da waren viel Bauern, das kann ich euch ſagen.
Ihr könnt es auch ſelbſt nachleſen,
Im Liede von Trintje und Drugſes.

Das Trinchen ward geworfen in einen tiefen Sod,
Das war ſein Dunenbett nach dem Tod.

dern beruhen möchten, ob N. 72? wage ich nicht zu bestimmen. Einfluß auf diese Sage könnte ein Lied geübt haben.

Es ist merkwürdig, wie diese Lieder alle an die ältere Poesie erinnern. Es schreitet die Darstellung, wie früher, nur in Sprüngen fort, die Strophe bildet keine Periode, einfache Sätze stehen neben einander, eigentliche Bilder und Vergleichungen sind selten, die Gedanken sind wie abgebrochen und hingeworfen, die Charactere nur durch wenige, aber kräftige Züge skizziert, die Situation wird nur angedeutet, und doch ist alles voll Leben, voll Sinnlichkeit, Faßlichkeit, Anschaulichkeit; keine Breite ist zu bemerken. Die Darstellung arbeitet vor allem auf die Exposition des Innerlichen hin, ganz so wie im alten deutschen Epos, daher waltet die Rede vor, das Äußerliche der Handlung nimmt den kleinern Raum ein. Auch hier, wie ehemals, kehren dieselben Wendungen, Ausdrücke, Gedanken, ja ganze Strophen in den verschiedensten Liedern wieder. Nur die Empfindung herrscht jetzt eben so sehr, wie früher das Stoffartige. Daher tritt an diesen Liedern besonders ein musikalischer Character der Form hervor: Refrains, Alliterationen, innere Reime, Wiederholung desselben Satzes oder desselben Gedankens mit andern Worten unmittelbar nach einander dienen dazu und stellten sich ungesucht ein. Das Volkslied bequemte sich nicht der hölzernen Manier der Meistersänger die Silben zu zählen, ohne Rücksicht auf den Wortaccent; es hielt sich freier, der alten Weise näher und zählte nur die Hebungen und ließ Senkungen fehlen, oder füllte sie gar mit mehreren Silben. Und der Reim ist oft nur Assonanz. So gab das Wort von selbst fast die Melodie, beide entstanden mit einander. Und daher wird auf künstlerischem Wege eingestandner Maßen heute selten oder nie eine solche Übereinstimmung zwischen Wort und Weise erreicht, wie in Volksliedern. Reocorus sagt: »Und is to verwundern, dat ein Volk, so in Schelen nicht ertagen, so vele schone lesliche Melodien jedem Gesange na Erforderinge der Wort und Geschichte geven konnen, up dat ein ides (jedes) sine rechte Art und eme gebörende Wise etweders mit ernster Gravitetischeit edder frowdiger Lustigheit hedde.« Wir mögen wohl mit Dahlmann bedauern, daß Reocorus sein Versprechen, auch die Weisen mitzutheilen, nicht erfüllte.* Man muß den Männern großen Dank wissen, die die heute noch lebenden fleißig sammelten. Die empfindungsvolle Molltonart herrscht vor, und man hat bemerkt, daß deutsche Volksweisen leichter, als die anderer Völker, eine Harmonisierung zulassen, und hat dabei mit Recht auf unsre großen Tonkünstler hingewiesen. Aus Reocorus erfährt man außerdem, daß der Gesang beim Tanze oft, aber nicht immer unter Begleitung von Seitenspiel ausgeführt ward.**

* Reocorus I. 182
** a. a. O. S. 177. 180. 182

Die dritte Hauptgattung des Volksgesanges ist das historische Lied. Es bedient sich nicht in gleichem Maße, wie die Ballade oder das Liebeslied, der musikalischen Mittel der Form, des Refrains, der Alliteration u. s. es hat meist auch umfangreichere Strophen, überhaupt einen höhern, einfachern und würdevollern Character. Dennoch ist es echte Lyrik und ward, wie jene Lieder, zum Tanze gesungen. Aber seine ersten nothwendigen Bedingungen sind Freiheit und Selbstthätigkeit des dichtenden Volkes, die eigne thätige Theilnahme desselben an dem besungenen Ereignis. Daher kommt das historische Lied nicht überall vor, wie die Ballade und das Liebeslied. Die Schweiz, die Hansestädte, die Stegreifritter und ihre Gesellen, die Lanzknechte kannten es; auch in Dännemark und England gab es historische Volkslieder. Wäre der Reim*

Hos Immervad, hos Immervad
Der sit Danmark it Fandens Bad

aus einem Spottliede auf die 1420 in einem kleinen Gefecht dort geschlagenen Dänen, so müste man Nordschleswig auch einen eignen historischen Gesang zuschreiben. Merkwürdig ist es, daß sich dafür bei unsern -edlen, freien- Friesen keine Spur zeigt, man müste denn R. 37. dafür ansehen; freilich hatten die Friesen allezeit mehr zu leiden, als zu thun. Aber es gibt im großen Deutschland wohl kaum einen Fleck, es sei denn die Schweiz, wo eifriger, anhaltender und glücklicher der historische Gesang geübt wäre, als in meiner lieben Heimat, dem kleinen freien Ditmarschen. Seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts erkennen wir es deutlich, bei jedem die Masse ergreifenden Ereignis, mochte es nun droben oder schon überstanden sein, dringen die Lieder eins neben dem andern hervor: zum Jahre 1404 R. 27; zu 1437 R. 33; zu 1490 R. 67; zu 1500 R. 68, 1. 2. 3; zu 1531 R. 73, 1. 2; zu 1545 R. 74, 1. 2. Und -help Gott,- ruft Reocorus aus, -wo manige lestiche schone Gesenge an Wort und Wisen, ach wo vele, sonderlich der olden Leder sin undergangen, de uns so untelliger Handeln underrichten konden, se dorch Veelheit der nien vorgeten und ut dem Gedechtnis entfallen!- Kein Lied besingt die Niederlage; sondern nur je größer die Bewegung im Innern, die Gefahren von Außen waren, desto reicher wird die Poesie gewesen sein, so lange Hoffnung und Muth zum Siege noch in den Gemüthern lebte. Sollte Nalves Karstens starke Partei zum Spott der Gegner, R. 33, geschwiegen haben? Es wäre wunderbar, wenn Graf Geerts unglücklicher Zug, R. 20, die Schlacht in der Hamme, R. 28, und wann sonst des Landes Freiheit bedroht war und gerettet ward, keine Lieder zur Folge gehabt hätten, da doch weit unbedeutendere Vorfälle, R. 67. 73, 1. 2, ihre fanden. Aber sie wurden vergessen, wie die alten Lieder,

* Bei Hvitfeld I. 681.

die wohl von der Vertreibung der Grafen, N. 7. 9, meldeten, vergeſſen wurden, als kein Adel mehr im Lande zu finden und zu fürchten war, und die Maſſe neuer Lieder mit jedem neuen Ereignis wuchs. Drei Lieder von der Schlacht bei Hemmingſtede ſind uns erhalten, aber das ſind ſchwerlich alle, die es gab. Vor wenigen Jahren kannte man noch in Ditmarſchen, beſonders auf der Geeſt und den nördlichern Marſchkirchſpielen, ein Lied, das ſo anfieng:

Stuef vör Meldorp ſlogen wy,
Slogen wy de Deuſen.*

Dieſer Anfang ward erhalten, weil, wenn es auf Bieren und Hochzeiten hoch hergeht, die Tänzer damit noch heute eine rauſchende kriegeriſche Waldhorn- und Trompetenmuſik bei den Spielleuten beſtellen. Man ſieht, unmittelbar nach der gelungenen That in der erſten friſchen Siegesfreude, oder auch bei dem unverzagten Entſchluſſe zu muthiger Abwehr und Vertheidigung des lieben Landes, N. 27. 73, auch im heftigen Streit der Parteien im Innern, N. 33, entſprangen dieſe Lieder. Darum ſind ſie alle voll von der Leidenſchaft des Augenblicks, dieſe allein war auch fähig den ſpröden hiſtoriſchen Stoff, ſo weitſchichtig er oft war, zu bewältigen und in lyriſchen Fluß zu bringen. Das Lied gibt im rechten Augenblicke der Empfindung eines ganzen Landes Worte, und nur dadurch konnte es ſo mächtig und ſo groß werden, wie jenes dritte Hemmingſteder Siegeslied, S. 62; meine Liebe täuſcht mich nicht, es wird die Krone aller hiſtoriſchen Lieder ſein. Neben dem Spott und der Freudigkeit der Sieger birgt es nicht die menſchlichſte Wehmuth über den wunderbaren Untergang des großen Heeres und ſo vieler tapferer Helden, und es verhehlt das Gefühl nicht, daß diesmal eine höhere Hand rettete. Und ein Bild des ganzen Hergangs breitet zugleich ſich aus, ſo klar und lebendig in ſeinem weiten, tiefen Hintergrund, und ſo reich und voll gedrängt, je mehr die Handlung ihrem Ende zu eilt. Es wird nichts beſchrieben, noch erzählt, ſondern ſoviel des Thatſächlichen tritt nur hervor, als eben die Empfindung mächtig angeregt hatte, daß nun auch das Lied wieder fähig iſt eine gleiche Stimmung zu erwecken, wie der Eindruck war, der es geboren hat. Man muß ſich ſchämen, daß, wo ſolche Beiſpiele vorliegen, die proſaiſchſten Reimereien von hiſtoriſchem Inhalt aus verſchiedenen Zeiten und Gegenden, von Geiſtlichen und Gott weiß welchen Leuten verfaßt (wie auch Neocerus noch ſolche mittheilt), in »Sammlungen hiſtoriſcher Volkslieder der Deutſchen« mit dieſen in eine Reihe geſtellt werden. Der

* Stuef ſtumpf, eben vor M.; Deuſen iſt zunächſt euphemiſtiſche Corruption für Teufel, dann für Dänen, die auch ebenſo in dem bekannten Gedicht (bei Peter Mohr zur Verfaſſ. Ditmarſchens; Weſtf. und Hanſens Chronik) bezeichnet werden, welches anfängt: »Nu, myn Dochter, ſegg van Harten, Wat dünkt dy by Reimer Marten« ꝛc.

Unterſchied des hiſtoriſchen Liedes von der Ballade ſpringt in die Augen: nur ein ſelbſt durchlebtes hiſtoriſches Ereignis kann ſein Gegenſtand werden; und da dieſes nur nach dem Eindruck, den es auf die Gemüther machte, in ihm wieder hervor tritt, ſo wirkt es nicht blos poetiſch, wie die Ballade durch ihren abgerundeten Inhalt, ſondern wird ein muthweckendes, zornerregendes Lied und ein Ausdruck der Tapferkeit und Entſchloſſenheit, eine Eigenſchaft, die früher angeführte Zeugniſſe ihm beilegten. Unſre Dichter möchten darnach lernen, was politiſche Poeſie iſt und welche Bedingungen ſie nothwendiger Weiſe hat. Es iſt die höchſte und erhabenſte Lyrik und die äußerſte Grenze dieſer Kunſt. War aber das Liebeslied, die älteſte Lyrik, zunächſt an die Stelle der feſtlichen Chorlieder getreten, hatte dann die Ballade, die lyriſche Fortſetzung der heroiſchen Sagenpoeſie, ſich ihm zugeſellt, ſo ſteht jetzt das dritte neben ihnen, das hiſtoriſche Lied als der Nachwuchs der ehemaligen hiſtoriſchen Epik, die eben ſo wenig, wie jenes, in allen Gegenden und zu allen Zeiten in in gleichem Maße angebaut ward. Ich freue mich aber den hiſtoriſchen Volksgeſang auch in Holſtein nachweiſen zu können; Ditmarſchen kann nicht mehr ausſchließlich unter uns dieſen Ruhm behaupten. Ein Ruhm aber iſt es, weil ohne Freiheit und Thatkraft kein ſolches Lied möglich iſt.

Es iſt merkwürdig, daß der Presbyter gerade an der Stelle, wo er ſeinen ganzen Haß gegen die Ditmarſchen ausläßt, Worte eines Dichters (carminator) anführt, der der Ditmarſchen Treue in keineswegs rühmlichen Ausdrücken gedacht hatte, N. 28. Es war wohl ein Zorn- und Spottlied, und zwar volksmäßig nach dem, was und wie dies der Presbyter anführt. Ferner wer den Character dieſer hiſtoriſchen Lieder kennt, der wird nicht zweifeln, daß des Presbyters Erzählung von dem Gefecht bei Tipperslo, N. 25, gegen die Ditmarſchen auf einem holſteiniſchen Bauernliede beruht. Alles führt wenigſtens darauf: der allmählige, beſchreibende Anfang, das raſche Anſchwellen der Handlung nach ihrem Ende zu, die Theilnahme der Bauern an derſelben, dazwiſchen die ſchlagenden Reden des Greve Klaus, dann ſeine mannliche Tapferkeit und endlich ſein »Schwabenſtreich«* an dem großen Ditmarſcher in der geſtickten bunten Jacke; ich wüſte auch nicht einen Zug anzugeben, der nicht auf ein Lied, das dem Presbyter vorlag, ſchließen ließe. Aber nicht gegen die Ditmarſchen allein, auch gegen die Hanſeſtädte ſcheint ſich der holſteiniſche Bauerngeſang gerichtet zu haben, wenn nemlich der Spottreim, den eine Chronik** des 15ten Jahrhunderts anführt, aus einem Liede wäre:

Hamborg du biſt erenvaſt,
De van Lübek vörent den Badequaſt.

* Vergl. Uhlands „Als Kaiſer Friedrich lobeſam“ ꝛc. nach Niketas dem Byzantiner.

** Staatsbürgerl. Magazin IX. 370

Wie nahe grenzen auch die Lieder, die Heinrich Manzau für N. 50 und 18 gebrauchte, an die hiſtoriſchen! Auf Fernern, wo die Vettern der Ditmarſchen wohnen, ſang man noch im 17ten Jahrhundert ein Lied von Erichs gräulicher Verwüſtung der Inſel, N. 31. In demſelben Jahrhundert und ſpäter noch ward das Lied von Störtebeker unter unter uns geſungen, N. 317, das aber wohl in Hamburg entſtanden iſt. Von ähnlichem Inhalt, jedenfalls ein Schiffer- oder Seeräuberlied, war die ſogenannte »blaue Flagg'.« Der Anfang lautet:

Laet de blaue Flagg' maet weien,
Laet ſe drillen, laet ſe dreien;
Denn dat Schip to See angeit.

In der Südermarſch von Ditmarſchen iſt außer einer gemeinen Parodie, die unter den Grönlandsfahrern geſungen wird, dieſer Anfang allein noch bekannt; doch iſt die prächtige Melodie erhalten, und zwar auf ähnliche Weiſe wie der Anfang jenes »Stuef vör Meldorp.« Ich habe keinen Grund die Hoffnung ſchon ganz fahren zu laſſen, beider Lieder noch einmal habhaft zu werden, beſonders da die »blaue Flagge« auch außerhalb Ditmarſchen bekannt ſein möchte.

Der Eindruck der Ereigniſſe verkehrte ſchnell im Gemüthe und der Auffaſſungsweiſe des Volkes ihre hiſtoriſche Wahrheit. Je mehr man nunmehr überzeugt ſein darf, daß auch in Holſtein das hiſtoriſche Lied nicht unbekannt war, um ſo weniger ſtand ich an eine Reihe Stücke aus dem Presbyter bremensis unter unſre Sagen zu ſtellen, weil ſie einen ganz ähnlichen Geiſt athmen, ohne freilich behaupten zu wollen, daß ſie Auflöſungen von Liedern, wie N. 25, ſind. Ich meine hier vorzüglich die Stücke, die ſich auf die ruhmvollen Kämpfe des Landes und ſeiner Herren gegen fremde Übermacht und Anmaßung beziehen, N. 11 ꝛc. Der Presbyter ſchrieb im 15ten Jahrhundert ſein ganzes Buch faſt aus mündlicher Überlieferung zuſammen, und gab eben das, was man ſich damals im Lande über die Geſchichte der letzten Jahrhunderte zu erzählen wuſte. Faſt auf allen Punkten ſteht er mit gleichzeitigen und treuern Berichten in Widerſpruch, und ſo wenig ihn der Hiſtoriker als Gewährsmann und Quelle benutzen darf, ſo ſehr glaubte ich ihn ausnützen zu müſſen, ohne freilich jede Anecdote oder jede unhiſtoriſche Erzählung aus ihm aufzunehmen. Durch ihn zeigt ſich, wie ſich dem Gemüthe des Volkes ſeine Helden, ſchon poetiſch umkleidet, darſtellten. Keiner war mehr geliebt als Greve Geert, der gröſte Held mit treuer, frommer Seele, der treue Herr, der gleiche Knechte fand an den Bauern wie an den Edelleuten, N. 21. 22. 23. 155. Sein Sohn, der eiſerne Heinrich, eine unverwüſtliche Natur, ſucht allezeit Abenteuer und Kriege, überwindet aber jede Gefahr und alle Nachſtellungen ſtets ſiegreich und ehrenvoll; das iſt der durchſtehende Gedanke aller Stücke, N. 24; er iſt eine hohe Geſtalt, aber nicht geliebt,

wie der Vater oder der Bruder Grave Klaus. Dieſer ſtand bei den Bauern als ein freundlicher Herr in beſtem Andenken; Witz, Humor, Liſt und Sparſamkeit treten als ſeine Characterzüge hervor, gerühmt wird daneben ſeine Tapferkeit, N. 25. 525. Gewis iſt die Characteriſtik dieſer Perſönlichkeiten nicht allein poetiſch, ſondern hat ihren guten hiſtoriſchen Grund, doch zeigt ſie eine Abrundung und Fixierung, wie ſie nur durch die Sage kann geſchehen ſein; keines der Facta, die dafür angegeben werden, möchte wirklich hiſtoriſch ſein. * Eine frühere Zeit würde ſolche drei Charactere noch lebendiger und epiſcher ausgebildet haben; wir mögen uns aber in dieſen Tagen auch ſo an ihrem Bilde erheben.

Bis hieher verfolgten wir die Geſchichte der Volkspoeſie und Sagenbildung in raſchem Überblick durch anderthalb Jahrtauſende; in keinem Jahrhunderte ruhte die Dichtung; zuweilen, wenn ſie zu verſiegen ſchien, erhub ſie immer ſchnell ſich wieder in neuer ſprudelnder Fülle und in immer gleicher Friſche. Es iſt das eine lange Zeit und eine wunderbare Triebkraft. So wie nun aber mit dem ſechszehnten Jahrhundert die letzte Blüthe vorüber war, ſehen wir nach und nach die ſchöpferiſche Fähigkeit des Volkes dahin ſchwinden. Das lehren ſeine heute geſammelten Sagen, in denen es ſich Bilder der letztvergangenen Jahrhunderte erhalten wollte. Sein Gedächtnis reicht in die letzten Zeiten des Mittelalters zurück; die Vitalienbrüder und Likendeeler, N. 35 fg. 517, die Raubritter, N. 397 fg., der Katholicismus und die Einführung der Reformation, N. 161 fg. ꝛc. ꝛc., die alten Bauerngerichte, N. 98 fg. 133, die Adelsherrſchaft, N. 56 fg., die Schweden- und Moskowiterkriege, N. 86 fg., haften noch in der Erinnerung, aber gehen nur in kleinen und matten Bildern an uns vorüber. Der Anfang des vorigen Jahrhunderts iſt die Grenze. Steenbock tritt hier noch bedeutend hervor, N. 521, Sagen, ja ſelbſt Lieder ſammeln ſich um ihn. * Aber freilich alle dieſe Sagen zeugen wenig mehr von poetiſcher Auffaſſung und Empfindung, und die Lieder haben einen ganz andern Ton als die frühern. Die Sagen von Chriſtian dem vierten, N. 77. 521, und andre erheben ſich nicht über die Proſa; zuweilen fließt eine dürftige Ironie ein, N. 84 fg. Ein Glück iſts, wenn ältere Überlieferungen ſich an neue Ereigniſſe und Perſonen anſetzen, N. 8, vergl. N. 7; oder wenn auch nur eine abergläubiſche Phantaſtik ſich geſchichtlicher Charactere, wie Steenbock und Hans Adelf bemächtigt. Stoffe, die die ältere Zeit mit dem Geiſt der Ballade erfüllt und gerundet hätte, N. 78. 91 ꝛc., tragen jetzt das flachere, gleichgiltigere Anſehen einer Novelle. Es wird jede echte Sage geglaubt oder will geglaubt ſein, weil ſie immer meint ein wirklich geſchehenes zu erzählen. Daſſelbe will der

* Aus derſelben Zeit vom Jahre 1700 iſt ein ditmariſches Spottlied auf die Heider „Schelm und Deef“ gedruckt in Hanſen und Weiks Chronik S. 370. Falk zu Heimreich I. S. XXVII. gab zuerſt davon Nachricht.

Mythus; darum geht er ſpäter ins hiſtoriſche Epos über, und das Epos und ſein Gefolge, die Volksſage, ſtrebt zur geſchichtlichen Proſa von vorn herein. Aber ſo lange eine ſinnlich lebendige Auffaſſung der Dinge im Volke überwog, ſo lange waren Epos und Sage nie proſaiſch. Die Entwicklung der neuern Zeit ſchlug nun einen Weg ein, der jener Auffaſſung ſchnurſtrack zuwider läuft; ſo ward der Untergang der Sage und der geſammten Poeſie des Volkes unvermeidlich. Mit der Abnahme der poetiſchen Fähigkeit, einer Folge der allgemeinen Richtung auf eine vorwiegend verſtandesmäßige Bildung, vergieng auch die rechte Freude an dem überlieferten; es ward immer mehr bei Seite geſchoben. Je mehr durch Bildung und Verfeinerung die obern Stände ſich von der Maſſe trennten, je mehr ſtrebte dieſe ihnen nach; die Sagen, Märchen und Lieder galten bald für gemein, auch im Volke ſelbſt. Ich will aber noch einmal meinen alten Büſumer Paſtor reden laſſen: »De Minſchen hebben gemeinlich Luſt to nien Dingen und ſin ſehr vorgetern, und nicht allein bi diſſen ſondern ock faſt allen Nationen, inſonderheit averſt düdeſches Landes wert oft geklagt und iſt billich hoch to klagen. Und twar, wenn noch etwes bi etlichen im Gedechtnis, wert lichtlich vorgeten edder is unbekannt; ſintemal men in etlichen Karſpeln ſolcher Geſenge beginnt to entlehen und ſchemen, welches ehm billich eine Ere und Rom, dar it metigen und na Gelegenheit gebruket worde. Se ſcholden ſik vele mehr eres Hochfardes, Stoltes, Avermodes, Unmeticheit, Unart, unkuſchen Weſendes und wekerlichen Handels ſchemen, deren ſik ere Vorvaren gemetigt und ſolche Luſt, Vrolicheit und frundliche Beſcheidenheit (heitre Lebensweisheit) darver gebruket und in Werk geſtellet hebben.« Dieſe Worte werden noch heute in weiterm Sinne gelten.

Das Volk iſt zum Theil ſelbſt Schuld an dem Untergange ſeines eigenthümlichen Lebens. Im ſiebzehnten Jahrhundert dauerten die alten Lieder und Tänze noch fort, ja bis ins vorige Jahrhundert beſtanden noch viele alte Gebräuche, und an heitern Märchen und traulichen Sagen wird noch ein größerer Schatz vorhanden geweſen ſein. Aber ſchon Neocorus erwähnt das Eindringen der neuen poeſieloſen Tanzweiſe; elende Fiedler traten nun an die Stelle der Lieder, ein ſcheußliches Getränk verwüſtete zugleich Herz und Sinne und zerſtörte die wahre Freude. Mit dem Untergange der alten Tänze und Lieder war dem Leben der Kern ausgebrochen; nichts geiſtiges und ſittliches adelte und erhob noch die Sinnenluſt, und nur die Scham oder das Gefühl der Ehrbarkeit vermag ſie in Schranken zu halten. Aber es waren auch ſchwere Tage ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert gekommen, die dem Volke nur Leiden und keine Thaten brachten, die unerhörteſte Adels- und Beamtendespotie, eine beſchränkte, orthodoxe Geiſtlichkeit, räuberiſche, verwüſtende Kriege, kein Unterricht und keine Schule, die, als die Quelle der Überlieferung zu

verſiegen begann, einen neuen Geiſt geweckt hätte. So ward dem Volke der Muth gebrochen und es trägt nicht allein die Schuld. Ja noch mehr. Gleichzeitig, als ſich die letzte friſche Blüthe des Volksgeſanges erſchloß, hatte der Aberglaube die entſetzlichſte Geſtalt angenommen und beherrſchte alle Stände: die Hexenverfolgungen bilden die finſtere Seite der Kultur jener Zeiten. Die Kirche und der Staat wirkten damals mit der Maſſe zuſammen, ſie aber wurd nicht dieſe trifft der Fluch. Als nun zu Anfang vorigen Jahrhunderts endlich die Augen aufgiengen, da ließ man es nicht einfach mit jenen Prozeſſen aus ſein, man gab ſich nicht zufrieden damit, dem Volke die Verblendung zu nehmen und dem Aberglauben die Gewalt, das wäre ſonſt genug geweſen, ſondern die Gebildeten, die Geiſtlichen und die Staatsgewalt traten in eine Reihe, und dem Volke wurden ſeine Feſte und Spiele verboten, die noch beſtanden, wegen des Unfugs (dagegen hätte die Polizei ihren Stock gebrauchen können) und die Märchen und Sagen wurden verlacht und dem Volke verleidet, als alberne, dumme Geſchichten und als Aberglaube beſtritten und verrufen. Ähnliches geſchah tauſend Jahr früher. Aber damals hatte das Chriſtenthum noch ein bewuſtes Heidenthum zu bekämpfen; ſeine Hinterlaſſenſchaft, die Heldenſage, blieb dennoch immer, wenn ſie auch viel verloren gab, ſtark genug, um gegen die kümmerliche Bildung der Zeit das Feld zu behaupten. Nunmehr aber war es purer Übermuth oder Unwiſſenheit oder der Hochmuth der Proſa und Herzloſigkeit, der das letzte ſchmale Waſſer trübte des breiten Stromes, der ſich einſt ergoſſen und alle Geſchlechter gelabt und das ganze Leben des Volkes bis dahin befruchtet und erfriſcht hatte. Man ließ nicht einmal denen ungeſtört die Freude daran, die ſich ihm noch nahten; und ſolcher Sünde rühmen ſich ſchamlos manche Leute noch heute. Was uns dennoch gerettet iſt, das haben die Armen, die Alten und die Kinder gerettet, oder wo ſich ſonſt ein ſchlichter Sinn bewahrte, dem Scheine und falſchen Weſen abhold. Denn die größere Maſſe des Volkes wandte, überklug geworden, auch der alten Sitte und der alten Poeſie den Rücken und gab ſich willig der flachen, ſchalen Proſa des ſtädtiſchen Lebens hin.

Auf dem Umſchlag dieſes Buches, wofür ein guter Freund die Zeichnung anfertigte, ſieht man unten ein muntres Feſt der Unterirdiſchen, links darüber ſteht ein Ditmarſche mit umgekehrtem Schilde, N. 12, rechts St. Vicelin mit der Kirche und dem Biſchofsſtabe; eben aber unter dem altſächſiſchen Strohdach mit den Pferdeköpfen* und dem Riß in der Eulenflucht, ſitzt am Heerde die Mutter und erzählt den Kindern; der Alte mit der Pfeife horcht dazu aufmerkſam wie der Spitz und die Katze.

* Die der Steinzeichner allzu ſteckenpferdartig zugeſtutzt und gar aufgezäumt hat.

Der Inhalt des Buches ſtellt ſich gleichſam ſo vor Augen; ich weiß aber nicht, ob das letzte Bildchen noch der Gegenwart entſpricht. »Das Märchenerzählen iſt aus der Mode gekommen,« heißt es; doch gibt es noch in einigen Dörfern Leute, die an Winterabenden in die Häuſer gebeten werden und dem Geſinde und den Kindern erzählen müſſen. Aber ſie ſind ſelten geworden und nicht mehr ſo geſucht und beliebt wie früher. Es ſind meiſt alte Frauen oder Männer, und der rechte Märchenerzähler weiß aufs fließendſte ſeine Geſchichte vorzutragen, der eine geſchmückter und erſtaunlicher, der andre einfacher und ſchlichter. Jedes Märchen hat in ihrem Munde eine feſtſtehende Geſtalt angenommen, daß es ſtets faſt mit denſelben Worten wieder gegeben wird, es ſind wenigſtens die Hauptwendungen durchaus ſtehend. Durch ſolche Kunſt erinnern ſie an die älteſten Zeiten. Die Verknüpfung der Märchen geſchieht meiſt auch mit ſolchen herkömmlichen Wendungen: »Na dat weer gut, aber nich alto gut!« und dann folgt die neue Geſchichte, die nach dem Sinn des Spruches dann noch ſchöner und wunderbarer ſein ſoll, als die vorige. Und die Märchen wollen von einem Sinn empfangen ſein, der nicht fragt, ob es Wahrheit, oder Dichtung und ein Traum ſei. Für die Sagen nur bedarf es der Berufung auf glaubwürdige Autoritäten, dem Zauber des Märchens gibt ſich jeder willig hin. Früher fehlte faſt auf keinem Hofe oder in keinem Dorfe unter dem Geſinde oder den Tagelöhnern ein ſolcher Erzähler; ich habe das häufig von ältern Leuten gehört, mit der Klage, daß es jetzt anders geworden. »Ja, wenn de oel Jan noch läev oder de oel Margreet,« oder dieſer und jener, dann würde man ſolcher Geſchichten genug erfahren können; nun aber ſeien ſie alle vergeſſen, ſagt man. Ebenſo geht es mit den Liedern, deren dieſer oder jener Verſtorbene ſo viel gewußt und ſie oft genug geſungen hat, bei der Heuernte oder beim »Stickelwüden« (Diſtelgäten), wovon jetzt aber niemand oder nur halb noch was weiß. Unter der Schuljugend gibt es dennoch nicht ſelten einige, die die Gabe des Erzählens beſitzen; ich habe nicht nur ſelbſt die meiſten Märchen, die ich kenne, ſo empfangen, ſondern auch für dieſe Sammlung ſind die meiſten aus dem Munde halberwachſener Knaben und Mädchen geſchöpft. Ihre Erzählung iſt zwar unſicherer, aber doch von eignem Reiz, S. 395. Ich glaube, daß es nicht leicht irgendwo mehr Märchen gibt, als in Ditmarſchen. Das flache Marſchland bietet der Sage ſeltener einen Halt; die Unterirdiſchen kennt man kaum, die meiſten Sagen ſind zu Märchen verflüchtigt. Man vergleiche N. 255. 415. 417. 492. Faſt alle die S. 607 angeführten Märchen oder die ich noch in Bruchſtücken beſitze, ſind in Ditmarſchen geſammelt. Vortreffliches in dieſer Hinſicht hat freilich Femern und Plön beigeſteuert. Und die Lieder hört man wohl zuweilen noch Abends von jungen Burſchen und dem Geſinde; Frauen ſtimmen ſie auch gerne einmal an bei langweiliger Arbeit oder ſchlechtem

Wetter. Aber das Lied iſt flüchtig und ohne Halt geworden, und wenn die alten guten Volkslieder auch noch immer feſter haften, als die elenden »neuen Lieder, gedruckt in dieſem Jahr,« ſo iſt ihr Leben doch ein trauriges und unſicheres. Die Volksſprache iſt jetzt, nach dem Verluſt faſt aller Flexion, unfähig ſich ſelbſt dann zu behaupten, wenn die Lieder urſprünglich darin verfaßt waren; der höhere Stil ward ihr durchaus ungewohnt. So ergeht es nun jenem »Es weren twe Königeskinder« ſchlimm, und nicht weniger andern Liedern; und daher war es unmöglich oder ohne Gewalt nicht durchzuſetzen, das Lied von Graf Hans und Annchriſtinè in der Volksſprache wieder zu geben. Es herrſcht das wunderlichſte Gemiſch von hochdeutſch und niederdeutſch in allen, daß man oft nicht mit Sicherheit ſagen kann, welchem Dialecte ſie angehören. — So alſo iſt der Baum verdorrt, der ſo lange grünte; ſeine letzten Reiſer und Blätter waren wir für unſern Theil bemüht zu ſammeln. Sehen wir zu, daß wir noch heuer einen neuen pflanzen. Denn die Hoffnung, die das Volk im ſtillen hegt, R. 512, möchte vergeblich ſein.

Ich habe dieſe Betrachtung der allgemeinen Geſchichte der deutſchen Volkspoeſie und des Zuſammenhangs der unſrigen mit derſelben um ſo lieber angeſtellt, weil bisher bei der Sammlung der Volksſagen im ganzen auf dieſe Seite weniger die Aufmerkſamkeit gerichtet geweſen iſt. Und doch hat Jakob Grimm oft genug ſchon die heutigen Überlieferungen auch für die Geſchichte unſerer ältern Poeſie zu benutzen gelehrt. Ludwig Uhland wird uns wohl auch nächſtens den zwiefachen Zuſammenhang derſelben mit dem ſpätern Volksliede ausführlicher zeigen. Am ergiebigſten freilich wird eine ſolche Sammlung immer für die Mythologie und für die vergleichende Sagenkunde ſein. Beide Disciplinen hat Jakob Grimm ebenfalls gegründet. Er hat es überhaupt gelehrt den mannichfachſten Gewinn aus der Volksſage zu ziehen und ſie zu einer Quelle für die Erforſchung der Alterthümer des Rechts und der Sitte, und der Denk- und Anſchauungsweiſe unſerer Vorfahren gemacht. Ihm und ſeinem Bruder verdanken wir vor allen die Wiedererweckung des rechten Sinnes für die Volkspoeſie, ihm überhaupt die Grundlegung der ganzen deutſchen Sprach- und Alterthumskunde, ſo daß kein wahres und wiſſenſchaftliches Verſtändnis auch nur eines Theiles dieſes weiten Gebietes möglich und denkbar iſt, ohne den Geiſt, der ihn leitet und mit dem er allen vorleuchtet.

Gerne würde ich jetzt, wenn der Raum es erlaubte, vollſtändiger das zuſammenſtellen, was dieſe Sammlung an Reſten aus dem alten heidniſchen Götterglauben enthält; ich muß mich aber darauf beſchränken einige beſondere Punkte hervor zu heben, namentlich die, welche neues

oder eigenthümliches gewehren. Es kann überhaupt eine einiger Maßen vollständige Mythologie unseres Landes dann erst möglich werden, wenn die Übersicht der Sitten und Gebräuche in einer Sammlung vorliegt. Das muß und wird ein Sporn sein diese eifrig in Angriff zu nehmen. Ich behalte mir vor einzelne bedeutende Punkte ausführlicher nächstens in unsern nordalbingischen Studien abzuhandeln. Durch die Anordnung und zahlreiche Verweisungen habe ich dafür gesorgt, daß die richtige Auffassung mancher Sagen erleichtert werde. Denn aus der deutschen Mythologie giengen in christlicher Zeit die Vorstellungen von Riesen, Zwergen und Göttern zum Theil auf den Teufel oder auf christliche Heilige, ja auf Gott selbst über. Daher sind mehrere Teufelsagen unter die Riesen- oder die Zwergsagen gestellt; die andre Weise der Verwandlung zeigen die Segen und Sprüche, und Sagen wie N. 213. 379. 479. 489. Ganz ebenso fielen die Vorstellungen von göttlichen Jungfrauen, Schwanjungfrauen, Schlachtjungfrauen, Meerfrauen und ein großer Theil der Mythen von Elben (Elfen) den Hexen und Zauberinnen zu. N. 288. 301. 304. 307. 308. (vergl. N. 453 fg.) 294. 299.

Nur eine sichere Beziehung auf den Gott, der einst wohl für den Stammvater der deutschen Völker unserer Halbinsel galt, lebt noch in einem Märchen, S. 453. Denn Fro (nord. Frevr) hatte ein Schiff, damit konnte er zu Lande und zu Wasser überall hin stets mit gutem Winde segeln, und nach der Fahrt ließ es sich zusammen falten und in die Tasche stecken. Gerade ein solches erhält der Junge in jenem Märchen von dem einen der drei Männer; von ihnen liegt dem mit dem Wünschelstabe sicherlich auch die Vorstellung Wodans zu Grunde. Wer der dritte sein kann, ob Thunar, von dem der Junge die unweigerliche Bitte erhält, weiß ich nicht zu errathen. Auf Fros heiligen Julgalt deutet aber auch noch die Gestalt des Schweins, die man zur Weihnachtzeit in den Bäckerladen unter dem Backwerk zum Spiel für Kinder findet. Der Gott hatte weissagende weiße Pferde zu seinen Mitwissern; die ditmarsche Sage, N. 136—138, läßt weiße Pferde die Stätten zum Kirchenbau finden. Der Frua, Fros Schwester, der Göttin der heitern Luft, war der kleine Käfer heilig, den man Sonnenkalb, Frauenkübtein, Marienpferd nennt. Daher bitten die Reime S. 508 ihn, gut Wetter zu bringen. Ihr war auch die Katze heilig, und sie hatte Walküren in ihrem Gefolge und stand der Zauberei vor; daher der vielfache Aberglaube von dem Thier und seiner Verbindung mit der Hexenwelt.

Von Balder weiß man noch in Nordschleswig, N. 502. S. 606. Die Sage hat aber wohl gelehrten Ursprung. Das Wesen seines Sohnes Fosite, N. 117. 535, möchte jetzt bedeutende Aufklärung durch N. 181 und die Nachrichten auf S. 596. 597. gewinnen können. Daß sein Bruder Wele (nord. Vali) auf dem Wellenberge bei Itzehoe verehrt

ward, N. 119, habe ich einmal nachzuweisen gesucht* und glaube im Ganzen bei meiner Auffassung bleiben zu müssen. Er war ein ländlicher Gott, der den Überfluß gab und alles Gut, was nicht gerade zur Lebens Nothdurft und Nahrung gehört. Diese verlieh Wodan.

Deutlicher und bestimmter als alle diese Götter tritt im Volksglauben Thunar (nord. Thôr) hervor, theils als Donnergott, N. 480, theils mit seinem Werkzeug, dem Hammer, als Teufel, N. 360, vergl. S. 601, oder auch unter seinem Beinamen Hamer, S. 603, indem er Unholde verfolgt und abwehrt, vergl. N. 395. 396. Den rothhaarigen Donner nennt man noch auf Sylt, er ist auch der Alte, der auf Bergen wohnt, nur in ein teuflisches Wesen verwandelt in N. 354; er verlieh von allem dem das Gegentheil, was ihm dort schädliches zugeschrieben wird. Er ist ebenfalls wohl der starke Mann mit dem Dreschflegel, der zugleich des Windes mächtig ist, in N. 220. Das Gespann seiner Böcke zeigt sich im Märchen S. 445, das überhaupt, wenn auch der Gott selbst entschwand, auf ein ähnliches Märchen wie das altnordische von der Reise Thors ins Riesenland und seinen Abenteuern mit dem Riesen Skrymer zurückdeutet.

Noch entschiedener tritt Wodan hervor. Wode, Wodhjäger, Wan, Au, N. 494—500, sind stufenweise Verderbnisse seines Namen. Die Sagen von dem wilden Jäger sind fast nur in waldigen Gegenden verbreitet; in Nordfriesland konnte man bis jetzt keine Spur auffinden. Doch in Ditmarschen ist er bekannt und tritt zum ersten Male in Deutschland in Begleitung seiner beiden Raben auf, N. 492. Als der christliche Gott den Amtingern zürnt, weichen sonderbarer Weise des heidnischen heilige Vögel von der Insel, N. 485; sie weisen auch die Stätte zum Kirchenbau, N. 140, oder verkündigen, N. 287. Der Gott segnet das Haus mit Brot, N. 497; auf dem Hesterberg bei Schleswig, N. 490, stellt man seinem Pferde ein Opfer hin, weil er die Saaten segnet; er segnet auch die Seefahrt, daher die merkwürdige friesische Sitte, N. 228, weil er den rechten Wunschwind zu senden vermag. Den weißen Wünschelstab, den breiten Wünschelhut, den grauen Wünschelmantel des langbärtigen alten Gottes kennen manche unserer Sagen und Märchen, S. 132. 457, N. 117. 213. Er ist der Zauberei kundig. Als Himmelsgott gehört ihm der Himmelwagen, Woenswagen in den Niederlanden genannt; Hans Dümkt soll sein Fuhrmann sein, N. 484. In den Zwölften hält er seinen Umzug, N. 500. 493. Dann muß gefeiert werden, weil es seine heilige Zeit war; aber auch in der Johannisnacht, N. 486; er hat seine bestimmten Wege, N. 500. 602. Wenn sonst die Sagen von der wilden Jagd ganz deutlich eine lebendige Auffassung des Sturms enthalten, aber augenscheinlich zwei Vorstellungen, die nemlich des kriegerischen Zuges Wodans mit

* Nordalbing. Stud. I. 11.

den Einherien und die eines Sturmrieſen, der ſeine Heerde (die Wolken) eintreibt, oder die Holzweiblein (das Blättergrün) jagt, N. 500, zuſammenfloſſen, ſo muß ich hier hervor heben, daß die wilde Jagd in N. 599 nur als kriegeriſcher Umzug erſcheint.

Ehe ich weiter gehe, will ich hier eine Notiz, die ich leider nicht vollſtändiger geben kann, aus Westphalen monument. ined. IV. praef. 217. mittheilen. Sie lautet: »Von dem geräuſchvollen Tanze des Holler mit den ihn begleitenden Alven (Elben) in einem Gehölz bei Meldorf in Ditmarſchen hat Peter von Aleſeld im Jahre 1692 eine Beſchreibung ausgehen laſſen, und der Autor singularium providentiae divinae c. 4. n. 17. hat ſie wieder abgedruckt.« Trotz aller Bemühungen habe ich der angeführten Bücher nicht habhaft werden können; unſer gelehrte Moller führt in ſeiner Cimbria litterata jenen Adlichen nicht unter den Schriftſtellern des Landes auf. Hamconius in ſeiner Frisia fol. 78 b. erwähnt ebenfalls den Holler, nennt einen Teich, wo er ſein Weſen treibe und erklärt ihn für einen Unterweltsgott. Mit Saxos Ollerus, dem nordiſchen Ullr, was deutſch Wol (Gen. Wolles) wäre, hat er natürlich nichts zu thun; ich glaube auch nicht einmal, daß ein deutſcher männlicher Gott mit Alven Tänze halten kann. Man kann freilich den Dionyſos vergleichen; am eheſten iſt aber wohl an eine Göttin zu denken. Ich hoffe andre werden glücklicher ſein in der Auffindung der angeführten Schriften; es darf nach dem, was Weſtphalen mittheilt, ſchon unzweifelhaft ſein, daß der deutſche Götterhimmel abermals um eine hohe Gottheit bereichert iſt.

Die Reihe der weiblichen Gottheiten iſt gegen die männlichen ſehr zurück getreten. An Fria (Frigg), Wodans Gemahlin, erinnert jedoch der frieſiſche Name eines Sternbildes, Marirek, das in Schweden der Rocken der Frigg genannt wird, N. 181. Sie fand aber nothwendiger Weiſe zu gleicher Zeit mit ihrem Gemahl in der Zeit der Zwölften Verehrung; offenbar iſt Wodan und dann der Teufel in N. 230. an die Stelle der höchſten Göttin getreten, die dem Spinnen und dem Hausweſen vorſtand. Faſt nur am Freitag feiert das Landvolk ſeine Hochzeiten; der Wochentag führt nach der mütterlichen Göttin ſeinen Namen. Außerdem iſt hinter der ſchwarzen und weißen Dorte, N. 460, nothwendig eine Göttin verborgen, ſie iſt vielleicht identiſch mit der ſchwarzen Greet. Denn dieſe muß dem mythiſchen, unhiſtoriſchen Theile ihrer Sagen nach ebenfalls eine hohe Göttin ſein, N. 225. 245. 367. 605 ꝛc. Sie alterniert in unſerm Aberglauben mit der heiligen Margaret, N. 12. Sie zieht am Dannewerk auf weißem Pferde zur Zeit der Zwölften um, N. 459. Eben daſelbſt redet man auch von einer andern hohen Frau, die bald einfach die Prinzeſſin, N. 161, die in der Johannisnacht erſcheint, bald mit naiver Gelehrſamkeit Prinzeſſin Ihyra genannt wird. Dieſe

alterniert mit der Greet; denn N. 12 ist nur eine Variation von N. 16, 2. Man darf die schwarze Greet und die Frau in der Ihrenburg für ein und dasselbe mythische Wesen erklären. Andre Göttinnen zeigen sich in N. 461. 462. 463. und überhaupt wohl in allen Sagen von weißen Frauen. Ich werde nächstens diese und andre Nachrichten, die auf weibliche Gottheiten schließen lassen, ausführlicher prüfend erörtern. Sie ergeben noch immer mehr als es anfangs den Anschein hat.

Die zweite Reihe göttlicher Wesen neben den obern Göttern machten die göttlichen Jungfrauen, die Idise, aus. Wir erwähnten schon, daß die Vorstellungen von ihnen auf die Hexen übergegangen seien. Die drei Spinnerinnen unserer Märchen, S. 409. 413. N. 606, die drei alten Jungfern, sind ursprünglich die Nornen. N. 569. nennt Wittfrauen; die Sage hat durch ihre Verwechselung mit den Zwergen ihnen gerade das Gegentheil von dem beigelegt, was ihnen im alten Glauben zukommt. In N. 158. sind die Hexen reitende Walküren; aus den Mähnen ihrer Rosse, glaubte man, triefe der Thau. Wasserfrauen sind in N. 169. 456. 455. 132. 321, 1. 401. deutlich zu erkennen. Es ist Entstellung, deren Grund Neocorus ganz naiv verräth, wenn ihnen in N. 453, 1. 2. 3. ein Fischschwanz beigelegt wird.

Die untern Gottheiten machten die elementarischen Wesen der Elbe, Zwerge, Hauskobolde, Nichse und Riesen aus. Die Mythen von den Elben, den Luftdämonen, sind sehr eingeschwunden, theils auf Hexen übergegangen, was wir schon erwähnten, theils auf die Zwerge. Doch die Nachtmahr, N. 332. 333, ist eine Elbin, vergl. N. 458. 322, 2. 3. 577, 1. In N. 482. werden die Junggesellen Windelbe sein, und die langhaarigen Holzweibchen in N. 500. sind Baumelbinnen, wie die dänische Hyldemoer und die nordschleswigsche Frau Ellborn, S. 510. 608. Die Tanzplätze der Hexen gehörten ehedem den Elben, N. 291. 295. 595. 570 Anm. Die Elbe sind trügerisch, und was sie schenken, verwandelt sich, N. 293. 393. 419. Der Totengräber in Barkenthin befand sich nicht bei den Toten, sondern, wie zahlreiche andre Sagen lehren, in der Zauberwelt der Elbe, N. 236. Wer von dem, was sie reichen, etwas anrührt, ist für immer an sie gefesselt und ihm taugt keine menschliche Speise mehr, N. 122. 472. 113, 2. Die im Mondenschein tanzenden Zwerge N. 380. 383, sind Elbe wie in N. 457, s. oben S. VI.

Die Zwerge bewohnen die Erde, sie legen dem ackernden Landmann das Brot in die Furche und decken ihm nach gethaner Arbeit den Tisch, N. 390 fg. Sie geben nur Fruchtbarkeit und Gedeihen. Wir besitzen wahrlich einen Reichthum schöner Zwergsagen, aus denen sich leicht fast vollständig ihr ganzer mythischer Character entwickeln ließe. Ich mache nur darauf aufmerksam, daß mehrere Riesensagen auf Zwerge übertragen sind. Denn wo ein Zwerg als Baumeister genannt wird, darf man einen

Riesen an die Stelle setzen. Sehr bemerkenswerth und uralt sind unsre Zwergnamen Bitte und Batte (Bitta und Bada im Wandererlied?), Find und Kind, Finn (Finnr und Ginnr in Völuspá), Ekke Nekkepenn (Ecke, der alte Meerriese), Eisch (der Furchtbare, Grausige), Gebhart (vgl. Gibicho, ein Beiname des gabespendenden Wodans), Hans Donnerstag; die letzte Silbe dieses Namen hindert den Vers; tilgt man sie, hat man den Namen des Donnergottes. Einen solchen Wechsel oder ein ähnliches Herabsinken von Götter- und Heldennamen auf Zwerge lehren manche andre Beispiele. Es ist bemerkenswerth, daß die Zwerge bei uns noch geradezu für Heiden gelten.

Die Hausgeister sind, wo sie in Schaaren eingezogen sind, nicht von den Zwergen verschieden. Allein der einzeln lebende Riß Puk ist zwar ein Zwerg von Gestalt, er verbreitet auch denselben Segen im Hause, wie jene, aber seinem lebhaftern, feurigern Character nach unterscheidet er sich schon von jenem scheuen Geschlecht. Wie Adalbert Kuhn zu seinen märkischen Sagen bemerkte, war der rothmützige Junge ursprünglich eine Heerd- und Feuergottheit, wie der römische Lar. Er verlangt täglich sein Opfer und lebt ganz mit der Familie, wenn auch unsichtbar, N. 431. 433. 434. 437. 446. 448. Sein Name wie die Vorstellung von ihm ist in Holstein und in der Gegend um Schleswig entartet, S. 319. N. 431. 435, vergl. 284. 283. 281; auch in N. 451. In Nordschleswig kennt man ihn gar nicht, sondern nur Puge. Riß Puk hat sein eigentliches Reich nur an der Hever um Husum und zu beiden Seiten der Treene. Eben daselbst ist auch noch heute der Vorname Riß für Nicolaus gangbar.

Die Nichse, die Wasserdämone, zeigen sich bei uns fast gar nicht als Zwerge, wie in andern Gegenden. Nur in N. 426. 589. brechen dafür Spuren durch. N. 266, 3. und 451, 3. verrathen schon riesische Wesen, und in N. 346 Anm. 376. 588. 348. 352. 353. erscheinen nur Wasserriesen und Wasserteufel, ganz analog der uns umgebenden Natur. Auch im Beowulf sind die Nichse Meerungeheuer. Dies reizt zu der ausführlichsten Betrachtung der Mythen und sie wird von der merkwürdigsten Ergibigkeit sein. Wir bemerken hier noch, daß diese Riesen als Stiere erscheinen, N. 168. 328, und daß die Sagen von N. 345—352. mythologisch identisch sind.

Unsre Überlieferungen von den landbewohnenden Riesen sind mager; hätten wir Berge und Felsen, würde es damit anders stehen. Nur einige plumpere Bauten werden ihnen beigelegt, N. 369—372; sonst sind Zwerge für sie eingetreten, N. 410 fg. Der Sage von den Silter Riesen, N. 359, möchte nichts mythologisches zu Grunde liegen, sondern ein historisches Factum, die Vertreibung der Ablichen. An Riesensteinen und Würfen ist Schleswig besonders reich, N. 361. 362. 363. Ich weiß nicht, daß ich N. 376. anderswo angetroffen hätte; N. 377. 378 dagegen scheinen fast

über den ganzen Erdboden verbreitet zu ſein. Vor dem Landbau weichen die Rieſen, denn ſie ſtellen die ungeordneten, ungezähmten und verderblichen Naturkräfte dar. In N. 415. iſt der Teufel ein Sturmrieſe, und man kann mit Sicherheit den ſchwarzen Tod, der vor Grammdorf, N. 329, in einer ſchwarzen Wolke erſchien, eben ſo gut als den Kuhtod, N. 328, für eine rieſiſche Erſcheinung halten. Denn den Rieſen ſchrieb man große Seuchen zu; die einzelnen Krankheiten erſcheinen dagegen als elbiſche Weſen, die im Lande auf allen Stegen und Wegen umher irren. Dies lehren unſre Sprüche und Segen, S. 511 fg. Die Krankheiten werden angeredet und überhaupt perſönlich aufgefaßt. Die Heiligen, Petrus, Johannes, Paul, auch Chriſtus, der ſie abwehrt, ſtehen an der Stelle hoher Götter; am häufigſten darf man Wodan und Thunar dahinter muthmaßen.

Mit den Rieſen ſtand die alte Totengöttin, die Helle (Hölle), in naher Beziehung. In Nordſchleswig, nicht über Tondern hinaus, alſo nur in einer Gegend mit däniſch redender Bevölkerung, reitet ſie noch Nachts umher, N. 333. In Holſtein finden ſich manche Ortsnamen, Helle, Hellbrook, Helldahl, Hellgroven, die auf die Göttin und ihr Reich deuten; dahin gehört auch Nobiskrug, S. 691. Ihren Vater, den böſen Loke, möchte ich nicht in Mönëloke, N. 284, wieder erkennen; daß der Name auf ein Galgenmännlein angewandt ward, machte freilich nichts aus.* Aber der böſe Geiſt der nordiſchen Mythologie ſcheint in Deutſchland andere Namen gehabt zu haben. Es führen einige der unter N. 691. zuſammengeſtellten Ausdrücke, wenn ſie mit nordiſchen verglichen werden, entſchieden auf ein dem Loke entſprechendes Weſen. Ferner erzählt ein nordiſcher Mythus, ganz ähnlich wie N. 352 vom Waſſerteufel, von Lokes Fiſchzug und Netzmachen, und ſeiner Verwandlung in einen Salm, in welcher Geſtalt er von Thor gefangen ward, wie Petrus den Schellfiſch fängt, S. 695. In N. 479. und 213. darf man den chriſtlichen Gott und Teufel in Wodan und Loke verwandeln. Und das frieſiſche Rieſenſchiff Mannigfual, N. 323. (vergl. N. 403. 361, 2.) möchte gleich dem Schiff Nagifar der nordiſchen Mythologie ſein, auf dem die Rieſen einſt heranſegeln, wenn der Weltuntergang naht und Lokes Geſchlecht den Göttern den Tod bringt.

Schon fanden wir am Dannewerk eine Göttin in die Unterwelt hinab geſunken. So glaubte das Volk auch, daß andre Götter in einen Berg gegangen ſeien, aber zu Zeiten oder einſt in der höchſten Gefahr werden ſie wiederkehren und ihre alte Macht bewähren. Wo die Sage nun einen alten bärtigen Mann mit kriegeriſcher Umgebung nennt, N. 501.

* Man könnte deuten: Meneloke, d. h. Halsbandloke, weil er Freias Halsband das Brisingemene ſtahl.

505, 2. 506. 507, darf man mit völliger Gewisheit auf Wodan schließen. Das lehren manche andre Sagen; so heißt auf Möen der im Klint mit einem großen Heere wohnende Held der Jöde von Opsal, d. i. der Riese von Upsala, wo einst die drei höchsten Götter des Nordens ihr Heiligthum hatten. Es lautet nun bei uns die Verkündigung so, daß der alte Kriegsheld einst wiederkehren wird, wenn der weiße König herrscht und von Norden her mit seinem Heere kommt und seiner Hilfe bedarf in der großen fürchterlichen Schlacht, die in des Landes Mitte geschlagen werden soll, sobald der verhängnisvolle Baum die Höhe erreicht, daß ein Schlachtroß darunter angebunden werden kann. Ich ziehe die überaus wichtigen Sagen N. 505, 2.—511. 605 zusammen. Sie führen darauf, daß nur bei Nortorf das rechte Schlachtfeld sein wird. Der heilige Hollunder möchte der Weltbaum sein, anders gefaßt freilich als in dem nordischen Mythus. Die Türken, oder wie die Feinde sonst heißen, können nur die Riesen sein; denn Türkenberge sind gleich Riesenberge, S. 606. Wer ist aber der weiße König, der wie ein Stern über das Land aufgehen soll? In den Niederlanden nennt man einen witten God. Dem weißen Gott muß mythologisch ein schwarzer gegenüber stehen. Entweder ist dieser nun gleich Surtr (der Schwarze) oder gleich Loke, da beide wohl identisch sind. Und der weiße Gott muß Fro sein, wie Jakob Grimm vermuthete, oder der Gott, der in Deutschland des nordischen Heimdalls Stelle einnahm. Nach dem Kampfe wird ewiger Friede und Segen herrschen. Es sind hier augenscheinlich die Reste eines eigenthümlichen Weltuntergangsmythus erhalten. Tief mythisch scheint auch das Führen der rothen Kuh über die Brücke, N. 509. Ich verspare eine ausführliche Erörterung mir auf; ich hoffe noch auf neue Nachrichten. Enthielte unsre Sammlung im übrigen auch fast nichts als Wiederholungen längst bekannter Mythen (und das ist wahrlich nicht der Fall), hätte aber diesen einen Mythus aufzuweisen, so wäre die darauf gewandte Mühe völlig belohnt und die deutsche Mythologie würde ihr für die Bereicherung dankbar sein.

Es muß dieser Mythus tief im Volke gewurzelt haben, denn er thut es noch heute und wird geglaubt in ganz Holstein bis nach Schleswig hinein. Es wird freilich jede Sage geglaubt, aber dieses Hoffen auf den weißen König hat einen tiefen Sinn. Der Mythus vom ditmarschen Wunderbaum, N. 512, einer Linde nach mündlicher Tradition, hat eine ähnliche Bedeutung. Der schwarze Vogel, der einst darauf nisten soll, wie der Adler auf der Buche zu Krensböl, N. 135, vergl. S. 219, ist doch augenscheinlich gleich dem Adler und Habicht, die nach dem nordischen Mythus auf der Weltesche bauen; wenigstens zeigt sich ein gleich alterthümliches Bild. Nach allen Spuren hat der deutsche Mythus vom Weltbaum nicht bloß die allegorische Bedeutung gehabt, wie der nordische, sondern man kannte und

wies Bäume im Lande selbst, an denen das Schicksal der Welt geknüpft war, und Mythen und Kultus schlossen sich zugleich daran.

Was die Spuren alter Rechtsgebräuche in unsern Sagen betrifft, so mache ich nur aufmerksam auf die Buße, die der Wode, N. 500, dem Bauern gibt, den goldgefüllten Hundebalg, Grimms RA. 669 fg.; auf die Strafe, die der Märtyrer in Borgdorf leidet, N. 128. RA. 701; auf das Klaggeschrei iodute, das der Ermordete erhebt, N. 238. RA. 877; auf das Doppen bei der Linde zu Nortorf, N. 123, oder das Toppholten, N. 524; auf die Art der Rechtsfindung in N. 98. 101. 106; auf die Sitte im Gericht bewaffnet zu erscheinen, N. 11 Anm.; auf die Sage von der Tötung der Alten und Schwachen, N. 530 Anm. S. 606 u. s. w.

Für die Geschichte unserer ältern Poesie ist nichts wichtiger als die Erfahrung, die eine solche Sammlung an die Hand gibt, hinsichtlich der Fortbildung und Umgestaltung der Sagen. Wir können mehrere sehr lehrreiche und merkwürdige Beispiele aufweisen, z. B. N. 6. 19. 116, 2. 12. 220. 315 fg. ꝛc. Wunderbare Verbreitung zeigen N. 6. 9. 10. 24, 1. 2. 316. 66. 70. 93. 178. ꝛc. ꝛc. Mir ist oft das merkwürdige Zusammentreffen mancher unserer Sagen mit niederländischen und märkischen auffallend gewesen, gerade wo man es am wenigsten erwartete, z. B. N. 199. 235. 331. 551. Aber wie kommt es, daß man genau dieselben Reime und dieselbe Geschichte, wie N. 231, im Odenwald und in Schwaben kennt, daß die Sage von unserm Hans Brüggemann und dem Schleswiger Altar, N. 157, ebenso in Blaubeuren erzählt wird? Solcher Beispiele ließen sich noch viele anführen, die Anmerkungen S. 591 fg. weisen ihrer genug nach. Wären die Sagen des übrigen Niedersachsens und Westfalens vollständiger gesammelt, man würde den Zusammenhang eher übersehen. Nun aber kehren unsere Märchen, die aus dem übrigen Deutschland noch nicht bekannt geworden sind, z. B. S. 404. 413. N. 10. S. 429. 464, zum Theil in Norwegen und Dännemark wieder, und zugleich stimmen viele andere in manchen Zügen und Eigenthümlichkeiten, S. 607, mehr zu den nordischen Märchen als mit deutschen, vergl. N. 316. Es scheint in unserm Lande ein vermittelnder Übergang zwischen dem Norden und Süden statt zu finden, wie natürlich. In dänischen Sagen vertheidigt sich ein Geist, der gebannt werden soll, genau mit denselben Vorwürfen, wie in N. 319. Die Sagen N. 173 fg. gehören auch in Dännemark (Thiele II. 7 fg.) zu den verbreitetsten, ebenso unsere zahllosen Schatzgräbersagen, N. 277. Aber ganz ähnliche, ja übereinstimmende finden sich in Deutschland. Ich erkenne jedoch auch hier den Zusammenhang mit dem Norden an, aber daß wir diese Sagen von dort empfangen hätten, wäre Thorheit zu behaupten. Haben wir denn auch unsere große holsteinische Sage vom heiligen Hollunderbaum, die wir eben besprachen, von Norden her empfangen, weil sich in Nordschleswig, N. 501, und in Jütland und

in Dännemark (Anm. zu N. 605.) ähnliche finden? Sind sie denn dort so vollständig? Ähnlich verhält es sich mit manchen andern. Eine Verpflanzung der Sage von Ort zu Ort fand gewis oft Statt. Aber die Sage verlangt Glauben, und der fremden wird man diesen nicht leicht geschenkt haben. Daher verkümmern fremde Sagen oder werden so assimiliert, daß die Entlehnung nur selten mehr wird behauptet und bewiesen werden können. Überhaupt findet das fremde weit schwerer Eingang, als man nach oberflächlicher Ansicht gewöhnlich meint. In höherm Maße gilt dies Gesetz natürlich bei Mythen, die einst in der Religion des Volkes wurzelten. Fremde Mythen werden nur aufgenommen, wenn die heimischen Götter keinen Glauben mehr finden. Einige Mythen und Sagen mögen, wie die Sprache, aus dem Urſitze der Menschheit mit herüber genommen sein; die bei weitem größere Menge muß in der spätern Heimat selbst erzeugt sein. Die Übereinstimmung derselben aber bei den verschiedensten Völkern mag oft überraschen, aber sie erklärt sich sehr einfach. Denn die Natur und die Lebensverhältnisse, die in Mythen und Sagen sich abbilden, sind nirgend in dem Maße verschieden, daß nicht auch diese ihre Bilder überall einmal einander ähnlich werden könnten, je mehr die Culturentwickelung und die Sinnesart der Völker außerdem zusammen treffen. Und bei benachbarten und blutsverwandten Stämmen ist die Übereinstimmung noch weniger zu verwundern. Dasselbe gilt auch von den Räthseln, Segen und Sprüchen ꝛc. Je weiter man in der Zeit zurück geht, je mehr nimmt die Verschiedenheit der Völker und Stämme ab; je größer muß also die Übereinstimmung aller auch in diesem Punkte gewesen sein. Die wissenschaftliche Betrachtung der Mythen und Sagen richtet vornemlich nun ihr Augenmerk auf die Eigenthümlichkeit der Ausbildung derselben. Nicht leicht tritt auf andern Wegen lebendiger und in mannigfaltigern Zügen einem eine Volksthümlichkeit entgegen. Wenn man beachtet, welche Seite der Sagenbildung in den verschiedenen Gegenden besonders verfolgt ward, so ist es z. B. gewis characteristisch, daß in Thüringen und Süddeutschland vor allen weibliche mythische Wesen in der Volkssage haften, in Norddeutschland dagegen männliche vorwalten. Wo man aber so viel vom Hüs Puk zu erzählen weiß, wird auch die Häuslichkeit und Emsigkeit der Leuten selber nicht fehlen; und der Landmann wird da fleißig sein, wo er so viel vom Segen der Zwerge erzählt, und die Riesen fast verschwunden sind oder nur im Meere hausen. In der Mark muß es fleißige Spinnerinnen geben, nach zahlreichen Sagen zu schließen. Bei uns möchten jene seltener sein, je spärlicher die darauf bezüglichen Sagen sind, N. 229. 230. 553. Wäre aber die Sage, die bei uns zweimal vorkommt, N. 7. 8, auch im übrigen Deutschland bekannt, so würde sie schwerlich mit dem stolzen freien Sinn aufgefaßt sein, wie N. 8. In wenigen deutschen Ländern wird der Bauer wie der unsrige sprechen können. Wir würden

über alles dies klarer sehen, wenn schon mehr Sammlungen aus dem übrigen Deutschland, namentlich den uns benachbarten Gegenden, vorlägen. Aus einer solchen Sagenvergleichung wird einst, wenn sich unsre Hoffnung erfüllt, die Ethnographie nicht weniger als die Literatur und Culturgeschichte reichlichen Gewinn ziehen.

Die Sagen, die Holstein und Lauenburg bis jetzt geliefert haben, sind verhältnismäßig zwar nicht so zahlreich, aber an wissenschaftlichem Gewinn zweifelsohne die wichtigsten. Friesland, in der Ausdehnung verstanden, die wir S. 611 angeben, hat freilich reichlich, aber doch noch nicht gleichmäßig beigesteuert; seine Zwerg- und Kobold sagen und N. 228. stellen das Gesammelte jedoch an Werth neben die holsteinlauenburgischen. Characteristisch für diese scheint ein nicht selten hervortretender, heiter ironischer Zug, z. B. in N. 208 - 218, und in manchen andern Beispielen, und daneben eine Vorliebe für solche Stoffe, die eine schweigsame Didaxis enthalten. Oft sind sie auch voll Innigkeit, N. 331. 195. 196. 2c. 2c. Die friesischen Sagen, namentlich die von den Inseln, verrathen leicht eine gewisse Melancholie, z. B. N. 222. 313. 541; man vergleiche die ditmarsche Sage N. 255. in dieser Beziehung mit der friesischen N. 257. So ist auch der friesische Hexenglaube um ein bedeutendes grauenhafter und dämonischer, als der auf dem Festlande. Und man sehe N. 321, 1. Verhältnismäßig am meisten, durch Arndts nicht genug zu dankende Thätigkeit hat die südliche Schleigegend hergegeben. Die Menge der historischen Erinnerungen, die sich an diese Gegend knüpfen, hat die Sage wacher gehalten, und daher mag es ebenfalls kommen, daß sie oft prächtiger und nicht in so einfachem Gewande, wie in den übrigen Landestheilen erscheint. Man vergleiche N. 215. 464. 468. 469. Angeln ist im ganzen sehr schweigsam gewesen, und das mag auch characteristisch sein. Alle Sagen sind kurz, und die meisten beziehen sich auf Adliche; man muß viel von diesen gelitten haben, N. 56. 58. 63. 191. 192. 543. 2c. Es mag an der Weise der Sammlung liegen, aber so viel man jetzt sieht, herrscht in den aus Nordschleswig mitgetheilten unverkennbar Monotonie: Gespenster- und Zaubersagen und auf der andern Seite Sagen von Riesen und Pugen kehren in ewigen Variationen wieder. Aber ein schönes Wort spricht der Hardesvogt im rothen Mantel auf dem weißen Pferde: »Wir halten's mit den Landeskindern.« Diese Sage, N. 72, hat zugleich an epischer Vollendung unter den übrigen wenige ihres Gleichen; doch sehe man N. 66. N. 7. und 8. N. 16, 2. und 42. N. 19, 3. N. 35, 2.

Also des Genusses wie der Resultate vermag unsere Sammlung schon viel zu bieten. Doch nach dem zuletzt gesagten leuchtet ein, daß ihr an Vollständigkeit noch manches fehlt. Ich hoffe, daß die Sammlung jetzt im Stande ist sich neue und noch zahlreichere Freunde und Beförderer zu erwerben. Holstein und Lauenburg, und nicht weniger die übrigen Theile

des Landes, werden noch gar manche Schätze bergen. Wir müssen nicht müde werden weiter zu sammeln und zugleich das verschwindende Bild des alten Volkslebens durch eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Sitten und Gebräuche unseres Landes zu vervollständigen suchen. Wer nicht das Alterthum und die Vergangenheit seines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz ihm anzugehören und kein Vertrauen zu der Zukunft kann in seinem Herzen wohnen. Wenn es aber bei uns anders steht, so glaube ich, wird meine Bitte nicht vergebens sein. Nur wer nicht die Sprache versteht, in der die Sage redet, und wen der Anblick nicht ergötzt, wenn sie das Land mit wunderbarem Leben erfüllt, für den ist dieses Buch nicht geschrieben, noch meine Bitte ausgesprochen. Ich aber möchte durch diese Blätter und durch das, was ich für diese Sammlung gethan, mich nicht nur des Vertrauens, das mir entgegen kam, würdig bewiesen und den werthen Männern, die mir halfen, einen Theil des Dankes abgetragen haben, sondern ihre und anderer Hilfe und Beistand mir ferner verdienen. Was wir sammeln, soll dem Lande zur Freude erhalten und der Wissenschaft nutzbar werden, und wir erfüllen damit zugleich eine Pflicht, die unsre Vorfahren für uns sorglos in ihrem Reichthum versäumten, für die Nachkommen.

Bis jetzt kam dieses Buch kaum über die Grenzen unseres Landes. Jetzt aber mag es gehn, und wem ein Gruß und Händedruck von hier willkommen ist, den herzlichsten von uns überbringen.

Kiel, am St. Martinstage 1845

Karl Müllenhoff.

Erſtes Buch.

Friſſe, riſſe, ſtarke Degen,
De ehr Höved in den Wolken dragen.

Reeter. I. 131.

I.

Skeaf und Skild.

In alten Zeiten, als noch wenige Menſchen hier im Lande lebten, trieb einmal ein Schiff ohne Steuer und Ruder die Schlei herauf: darin lag ein eben geborner Knabe, nackt und ſchlafend, mit dem Kopfe auf einer Garbe; um ihn her waren Waffen aller Art und viel edles Geſchmeide hingelegt. Niemand kannte ihn und wuſte woher er gekommen ſei; aber man nahm ihn wie ein Wunder auf, pflegte und erzog ihn, bis er erwachſen war, und weil man glaubte, daß ein Gott ihn geſendet habe, und die Herrlichkeit des Jünglings ſah, wählte man ihn zum erſten Könige über die Angeln und nannte ihn Skeaf oder Schoof, weil man ihn ſchlafend auf einem Schoof, einem Bündel Stroh, gefunden hatte. Skeaf aber wohnte an dem Orte, der von Altersher Schleswig heiſt und herrſchte lange Zeit ruhmvoll über ſein Volk.

Sein Sohn hieß Skild, d. i. Schild. Dem muſten bald alle Umwohnenden gehorchen; ſeinem Volke war er ein lieber Landesfürſt. Aber lange blieb er ohne Nachkommen, bis ihm im hohen Alter Beówulf oder Beaw geboren ward. Deſſen Ruhm verbreitete ſich ſchnell in den Skedelanden zwiſchen den beiden Meeren.

Als dem alten Könige nun das Schickſal nahte und er dahin gieng, brachte ſein Geſinde die theure Leiche zum Ufer, wie er ſelbſt befohlen hatte, da er noch lebte. Zur Ausfahrt ſtand ſein Schiff bereit, glänzend wie Eis: da hinein legten ſie trauernd den Fürſten, mit dem Haupte zum Maſte. Kein Schiff war je prächtiger ausgerüſtet: eine Menge von Schätzen und Kleinoden, Waffen und Kriegsgewändern lagen umher, wie einſt in dem Schiffe, das den Skeaf zu Lande getragen hatte. Hoch an den Maſt band man ein güldnes Banner als königliches Zeichen und überließ es dann ſteuerlos dem Spiel der Fluthen.

Von nun an herrſchte Beówulf über die Lande ſeines Vaters und ward durch ſeine zahlreichen Söhne Stammvater aller edlen Geſchlechter, die einſt nicht nur bei den Angeln blühten, ſondern auch bei den Gothen, Wandalen, Schweden, Dänen, Normegern, Jüten, Frieſen und Sachſen, bei allen den Völkern, die einſt an Oſt- und Weſtſee wohnten.

Die Stellen bei Grimm deutſch. Mythol. Anh. XVII. Beow. im Anf. Kemble zum Beow. II. VIII.

II.

Offas Kampf auf der Eiderinsel.

(vor. 3.)

Lange Zeit hatte Wermund, mit dem Beinamen der Weise, über die Angeln geherrscht und war schon hochbejahrt, als ihm erst sein Sohn Offa geboren ward. Aber der Knabe schien keine Stütze seines Reiches werden zu sollen: er blieb blind bis zu seinem siebenten Jahre, und stumm bis zum dreizehnten* und war gelähmt und gekrümmt an allen Gliedern. Darum verachtete man ihn und hielt ihn nicht wie andre Königssöhne. Unterdeß erblindete Wermund vor Alter.

Da nun ein Fürst, der über die Holsteiner herrschte, hörte, daß das Land der Angeln wehrlos sei, sandte er Boten über die Eider und ließ Wermund sagen, entweder solle er Zins geben und sich ihm unterwerfen, oder wenn er einen Sohn habe, diesen zum Kampfe stellen. Diese übermüthige und höhnische Botschaft ward dem alten Könige überbracht: er und alle seine Mannen musten dazu schweigen und den Uebermuth mit Schmerzen ertragen. Da aber erhub sich Offa, der zufällig im Saale war, und wie aus einem schweren Schlafe erwachend dehnte er seine Glieder, aus dem Lahmen ward ein kräftiger Mann, und der bisher stumm gewesen war, der fieng plötzlich an zu reden und gab den Boten zur Antwort, daß er den Kampf bestehen wolle und sein Land werde zu wehren wissen. Da ließ der blinde Vater ihn näher treten und betastete seine Glieder, Brust und Arme und erkannte, daß sein Sohn geworden sei, wie er selber in seinen Jugendtagen. Offa bestimmte den Tag des Kampfes und hieß die Boten die Antwort ihrem Herrn bringen. Darauf forderte er ein Panzerhemd; aber jedes, das man ihm überhengte, barst, so wie er sich dehnte, bis der alte König sein eignes bringen ließ und man es auf der Seite, die der Schild schützte, auftrennte und mit Riemen zusammen hestete. Auch jedes Schwert, das man ihm reichte, zersplitterte wie ein dürrer Stecken, sobald er es schwang. Da befahl der alte König, ihn zu einem Hügel zu führen, in dem er früher sein Schwert, das trefflicher als alle Schwerter ihm oft in Schlachten gedient, verborgen hatte: wenn das nicht halte, würde kein Schmied ein taugliches liefern können. Als man es nun herausgrub, war es ganz rostig und voller Scharten; damit aber wollte Offa den Kampf versuchen. Alle, die das Wunder der Verwandlung des Königssohnes sahen, folgten ihm willig und getrost, und bald stand Offa mit seinem Heere an der Landesgrenze; an der andern Seite der Eider aber standen die Holsteiner; eine Insel in der Mitte

* Die Vita Offae I. hat usque ad annum tricesimum: aber nach dem Wanderertiede war Offa noch sehr jung, als er die Myrginae (Holsteiner) bestegte.

des Fluſſes (es ſoll die ſein, auf der heute Rendsburg ſteht) war zum Kampfplatz auserſehen.

Der alte König aber ließ ſich auf eine Brücke führen und um nicht den Tod ſeines Sohnes und den ſchmachvollen Verluſt ſeines Reiches zu überleben, war er entſchloſſen, ſich in den Fluß zu ſtürzen, wenn Offa nicht ſiegreich den Kampf beſtünde. Beide Söhne des holſteiniſchen Königs traten Offa auf der Inſel entgegen; von beiden zugleich angegriffen hielt er erſt ſich ruhig, den günſtigen Augenblick erwartend, und fieng ihre Schläge mit dem Schilde auf. Da trat Wermund, der es hörte und ſeinen Sohn für ungeſchickt hielt, ganz nahe an den Rand der Brücke. Offa aber reizte den alten Bruder mit höhniſchen Worten; und als dieſer nun hitziger vordrang, erhub er ſein Schwert und ſpaltete mit einem Hiebe Helm und Haupt des Mannes bis auf den Rumpf. Da erkannte der König den Klang ſeines Schwertes und wich zurück, auf den Ausgang nun voll freudiger Hoffnung. Offa trat darauf zu dem jüngern, und forderte ihn auf, ſeines Bruders Tod zu rächen. Der lief ihn muthig an; aber Offa wandte ſein Schwert und that ihm mit der andern Schneide einen Schlag, wie er ſeinem Bruder einen gegeben hatte. Als Wermund nun zum zweiten Male es klingen hörte, da ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen, die er im Schmerze nicht geweint hatte.

So ſchützte Offa ſein Land gegen die Holſteiner und hat es ſpäter eben ſo gethan gegen einen König der Dänen, der Alewig hieß, und damals für den trefflichſten aller Männer galt.

Nach den Angaben und Berichten des Beowulf, des Wandererliedes, der beiden Vitae Offae I. und II. bei Watts Matthaeus Parisiens., des Saxo Aggois und des Saxo Grammn.

III.

Von Offas Gemahlin und ihrem Schickſal.

Eines Tages gieng der junge König aus um zu jagen; da aber das Wetter ſtürmiſch ward und der Tag ſich verfinſterte, verirrte er ſich von ſeinen Genoſſen und kam tief in den Wald hinein. Da hörte er eine klagende Stimme, und als er dem Tone nachgieng, fand er mitten im Dickicht weinend ein wunderſchönes Mädchen. Mitleidig fragte er nach der Urſache ihres Kummers; da erzählte ſie ihm, daß ſie die Tochter eines reichen Königs ſei. Ihr Vater aber ſei, durch ihre Schönheit gereizt, von unzüchtiger Liebe zu ihr entbrannt und habe ſie mit Bitten, Geſchenken und Drohungen zu ſeinem Willen bringen wollen. Weil ſie aber ſeinem Begehren widerſtanden, und alle ſeine Drohungen nicht gefruchtet, habe er ſeinen Dienern befohlen, ſie in den Wald hinaus zu führen und zu töten. Dieſe aber hätten, aus Mitleid mit ihrer Jugend, zwar keine Hand an ſie gelegt, aber ſie ſo hilflos zurückgelaſſen. Seit der Zeit hätte ſie ſich von

Wurzeln und Kräutern genährt und die wilden Thiere hätten ihr kein Leid gethan.

Der König ſah ihre Schönheit und ihre prächtigen Kleider, und glaubte wohl ihren Worten; er ward ſogleich von Liebe zu ihr ergriffen. Er nahm ſie bei der Hand und beide fanden bald die Höle eines alten Mannes, der da im Walde wohnte, und der am andern Morgen ſie auf den rechten Weg wies. Auf ſeiner Burg angekommen, wählte Offa das Mädchen zu ſeiner Gemahlin; ſeine Fürſten und das Land waren wohl zufrieden damit und die Königin wurde von Allen geliebt, weil ſie nicht nur ſchön, ſondern auch wohlwollend und freigebig war. Offa verlebte mehrere glückliche Jahre mit ihr und ſie gebar ihm eine Reihe Söhne und Töchter.

Da geſchah es, daß ein befreundeter König mit Krieg überzogen ward und viel zu leiden hatte. Er ſchickte darum eine Geſandtſchaft an Offa und bat ihn, ihm mit einem Heere zu Hilfe zu kommen. Offa ſcheute nicht den weiten Zug und bald erſchien er, ſchlug die Feinde und damit nicht zufrieden, verfolgte er ſie noch bis in ihr Land. Vorher aber ſandte er einen Boten mit einem Briefe, darin ſich geheime Aufträge befanden, in ſein Land an die Fürſten, denen er für ſeine Abweſenheit die Verwaltung anvertraut hatte. Da muſte es ſich nun treffen, daß der Bote eines Abends, ohne es zu wiſſen wo er einkehrte, auf der Burg des Vaters der Gemahlin Offas Herberge ſuchte. Der König, nachdem er ſich ſchlau erkundigt hatte, beſchloß ſogleich, die unerwartete Gelegenheit zur Rache zu benutzen: er nahm den Boten freundlich auf, bewirthete ihn aufs Beſte und als dieſer endlich vor Trunkenheit in einen ſchweren Schlaf fiel, erbrach er den Brief, änderte ihn nach ſeinem Sinne und ließ damit den Boten am andern Morgen weiter reiſen.

Wie erſtaunt waren die treuen Diener Offas, als ſie das Schreiben laſen! Doch wagten ſie es nicht, ſich dem Befehle des Königs zu widerſetzen, und die Königin wurde mit ihren Kindern in den tiefſten Wald hinausgebracht, um an Händen und Füßen verſtümmelt ihrem Schickſal überlaſſen zu werden. Aber die rohen Knechte ſelbſt, die damit beauftragt waren, empfanden Mitleid mit ihrer Schönheit und ließen ſie am Leben. Doch die Kinder zerſtückelten ſie und ſtreuten ihre Glieder umher. Als die Königin nun jammernd und klagend da ſaß, trat wieder der alte Mann zu ihr und tröſtete ſie mit freundlichen Worten, und da er die umhergeſtreuten Glieder ſah, gieng er hin und ſammelte jedes ſorgſam, fügte alle aneinander und mit geheimen Sprüchen und Gebeten belebte er die Leichen wieder, als wenn keinem der Kinder etwas geſchehen wäre. Darauf führte er ſie alle in ſeine Höle und erquickte und pflegte ſie, wie er nur konnte. So lebten ſie da lange Zeit.

Unterdeß kam Offa von ſeinem Zuge zurück und wunderte ſich nicht wenig, als ſeine Fürſten ihm mit traurigen Mienen entgegen kamen und die Königin ſich nicht blicken ließ. Als er aber Alles

erfuhr, und nicht anders meinen konnte, als daß sein Weib und seine Kinder ermordet seien, wollte er vor übergroßem Leide fast vergehen. Viele Tage lang brachte er mit Klagen hin und überließ sich endlich einer finstern Schwermuth. Um ihn aufzuheitern und zu zerstreuen beschlossen seine Gefährten, ihn wieder an die ihm einst so liebe Jagd zu gewöhnen. Aber bald verlor er sich aus ihrem Haufen und kam zu der Höle des alten Mannes. Da setzte er sich davor nieder auf einen Stein und heiße Thränen vergießend dachte er an sein früheres Glück und sein jetziges Unglück und klagte es laut. Da trat der Einsiedel zu ihm und fragte nach der Ursache seines Weinens. Der König erzählte ihm sein Unglück und offenbarte ihm die ganze Sache. Als nun der Einsiedel seine Unschuld sah, da rief er voller Freude die Königin herbei, und bald waren Alle wieder vereint, die nie geglaubt, daß sie sich noch wieder sehen sollten.

Andre erzählen aber von Offas Gemahlin, die den Namen Hygd hatte, etwas ganz Andres.

Hygd war mit einem Könige Hygelâc vermählt, aber bei seinem Volke wegen ihres Uebermuths und ihrer Kargheit verhaßt. Als daher Hygelâc starb, setzte man die Königin in ein steuerloses Schiff. So trug die Fluth sie an Offas Land und als er auf der Jagd sie im Walde traf, vermählte er sich mit ihr, von ihrer Schönheit hingerissen und geblendet. Sogleich begann die Königin wieder ihre Frevelthaten und stiftete Streit und Unfrieden unter den Mannen des Königs, daß manch edler Held, der dem andern ein Freund und Geselle sein sollte, an diesem zum Mörder ward. Man hieß sie darum auch Königin Hexe (Cven Dhrydh). Karg und geizig war sie mit Geschenken, und Freude und Frohsinn wich aus Offas Halle, so lange Hygd lebte; der König vermochte sie nicht zu hindern. Als sie aber endlich seinen liebsten Dienstmann und Schwiegersohn hatte umbringen lassen und der König über seinen Tod so trauerte, daß er drei Tage lang Speise und Trank von sich wies, fürchtete sie seinen Zorn und um einer schmählichen Strafe zu entgehen, stürzte sie sich in einen Brunnen.

Vita Offae I. & II. bei Watts Matth. Parisiens. Lond. 1640. Fol. vgl. Beowulf v. 970 ff.

IV.

Siegfried und Starkad.

In Norwegen lebte ein Held mit Namen Starkad; der war von allen Männern im Norden der weitberühmteste: an Klugheit, Stärke und großen Thaten mochte keiner sich ihm vergleichen. Da er nun hörte, daß König Frode von Dänemark von allen Königen der reichste und mächtigste sei, begab er sich zu ihm in seinen Dienst. Da erhielt Frode Kunde von einem mächtigen Könige in Deutschland, der in Worms am Rheine wohnte und Günther hieß. Weil ihm nun schon viele Könige unterthan waren, schickte er auch an diesen Boten und ließ Schatz fordern, oder er dürfe Krieg gewärtig sein. Aber der

deutſche König wollte ſich nicht ſo ſchimpflich gleich einem Danen unterwerfen, ſondern erſt den Krieg verſuchen. Er rief Siegfried, den Mann ſeiner Schweſter, zu ſich; der war von allen deutſchen Helden, die je vor und nach ihm lebten, der herrlichſte. Schon in ſeiner Jugend erſchlug er einen Drachen und badete ſich in ſeinem Blute; davon war ſeine Haut ſo feſt geworden, daß kein Eiſen ſie verſchnitt. Siegfried war ſchön und jung, kräftig und kühn. Sie zogen hinauf nach Dänemark und als ſie nach Holſtein an die Eider kamen, fanden ſie auf einer Inſel ſchon den Wahlplatz abgeſteckt. Bald kam auch Frode mit Starkad und mit ſeinem Heer von Norden her und Danen und Deutſche rannten heftig gegen einander; es geſchah eine große Schlacht und viele ſtarben auf beiden Seiten. Starkad drang grimmig vor und ſtreckte Männer und Roſſe nieder, ſo daß ſie niemals wieder aufſtanden. Als Günther ſeine Leute fallen ſah, den Mann aber nicht kannte, ſprach er zu Siegfried: „Wenn du dem nicht wehreſt, ſo wird es uns nimmer gut gehn.“ Da machte ſich Siegfried auf mit wenigen Männern, unwillig folgten ſie ihm, und drang auf Starkad ein. Als er zu ihm kam, fragte er laut, wie er heiße und woher er wäre. „Ich heiße Starkad,“ war die Antwort, „und bin aus Norwegen.“ „So habe ich oft von dir reden hören,“ ſagte Siegfried, „aber ſelten etwas Gutes; ſolche Leute ſoll man fürs Unheil nicht länger ſparen;“ und damit wollte er ihn anrennen. Starkad aber fragte: „Wer biſt du denn, der du mich ſo in Worten läſterſt?“ Da nannte Siegfried ſeinen Namen. „Biſt du denn der, der den Drachen erſchlug?“ „So iſt es,“ ſagte Siegfried. Da wandte Starkad ſich eilend um und floh; aber Siegfried lief ihm nach, ſchwang ſein Schwert und gab ihm mit dem Griffe in der Fauſt einen Schlag auf den Kinnbacken, daß er zerbrach und dem Danen zwei Zähne aus dem Munde fielen. Das war ein ſchmählicher Hieb, der ihn Zeitlebens entſtellte. Starkad war ſchimpflich beſiegt; da hielten auch die Danen nicht länger Stand und die Deutſchen gewannen große Beute. Frode hat ſpäter keinen Schatz wieder von Günther gefordert. In deutſchen Liedern heißt es, daß dieſer ihn ſeines Reiches beraubt habe. Andere ſagen, Günther habe den Dänenkönig erſchlagen.

In der Kirche zu Lund in Schonen hat man nachher noch lange als Merkwürdigkeit einen jener Zähne Starkads gezeigt. Er war an einem großen Stricke aufgehengt und wog ſeine volle ſieben Loth.

Siehe Nordalbing. Studien Bd. I. (1844.) S. 191 ff.

V.

De Saſſen unn de Jüten.

Ein Mann in Kurborg bei Schleswig am Dannewerk erzählte:

In olde Tyden weer her by den Wall de Scheed mang de Saſſen unne Jüten. De Saſſen waenden datomael den Süderweg

unn de Jüten den Noerderweg. De Jüten harren den ellen Wall buet, de nu dat Dammewerk heet.

Nu harren ſe mael en groten Krog mang enanner unn de Jüten trokken hor noch en Grawen vær den Wall, dat he noch ſakerer waren ſchull; den heet man den Kograwen. Da harren ſe luder rede Oſſen achter anbunden unn up jewelk Hoern en Waslicht ſett unn witte Doker ſe üm den Kopp baen; ſe dachen de Saſſen damet bang to maken. Awer de Saß güng doch dar hendær, neem den Kograwen in unn kreeg de jütſchen Oſſen gefangen. Naeſt (Nachber) leeg he lang vær den waren Wall; toletz fünn he awer doch en Städ, we he dörch kunn. De Wall güng da dörch en Torfmeer unn weer man van Torf upſmäten. Da ſteek de Saß Füer in unn brenn den Wall dael bet up den Grunt. De Städ is noch to ſeen unn heet de Sydergrunt.

As de Saſſen de Jüten nu ſo neeg kemen, dat düſſe ſik nich bargen kunnen, müſſen ſe de grote Krygskaß in den Sydergrunt verſenken. De Lüde in Jütland weten eek noch recht goet de Städe, we ſe ligt. Dat iſt eek noch nich ſo lang bäer, da weer hor en jütſche Oſſendrower, de na Hamborg güng; de ſa', wenn he werrer torüg keem, wull he de Krygskaß uetgrawen unn mitnämen, de ſene Vorölleren hor vergrawen harren. He is awer nahäer in Hamborg doet bläwen.

As de Saß nu dorchdräng', unn ſe up dat Lüerſchauer Meer keemen, da hollen ſe en grote Slagt unn de Jüten verlören da tachentigdufent Mann. Darna keeren de Saſſen werrer ümm. Da ſammelden ſik de Jüten werrer unn leten ſik hören: Noch is he nich den Kropperbuſch vorby! Se jagen de Saſſen na unn up de Heide by Kropp hollen ſe de twete Slagt. Da verlören de Saſſen veertigdufent Mann. Davan kumt noch hüdigen Dages dat Sprikwoert: Noch is he nich den Kropperbuſch vorby!* Da verlören de Saſſen eek ären Feldherren. Dat weer en Mann ſo ſtark, dat he mit ſynen bloten Finger in de Steen ſchrywen kunn. Da ligt noch en Steen nich wyt van Aufſchlag, den he in de Slagt da ben ſmäten hett. Da kan man noch alle fyf Finger van ſyn Hant in ſeen. — De Schepery in Kurberg het in frühern Tyden eek noch de Gerechtigkeit hatt in äre verſagelde Fryheiden, dat ſe to gewiſſe Dage äre Schaep up de Lüerſchauer Heide drywen kunnen, de doch wyt dawan af is. Dat ſall eek noch van diſſe Tyden hær kamen.

Durch Herrn cand. ph. Arndt. — So offenbar dieſe Sage auch gelehrte Anknüpfung hat, die in einer von Antiquaren ſo oft durchforſchten Gegend begreiflich iſt, und keine unmittelbare Erinnerung aus alter Zeit ſein kann, verdiente ſie doch merkwürdiger, freilich auch ſonſt begegnender Züge wegen Aufnahme. vgl. No. 16.

* Nach Andern iſt das Sprichwort entſtanden, weil viele Räuber ehedem da hauſten.

VI.

Der treue Küchenjunge.

1.

Im östlichen Holstein lag einst das feste Schloß Nienstag, das mit dreifachen Wall und Graben umgeben war, und dabei lag ein See. Hier wohnte ein Herr von Ranzau. Als aber einst die Wenden es hart bedrängten und eine Verteidigung nicht länger möglich war, entwich der Graf heimlich, um nur sein Leben zu retten, schwamm über den See und ließ die Burg und seine Leute im Stich und dazu seinen einzigen jungen Sohn. Da unterhandelte die Mannschaft mit dem Feinde, übergab die Burg mit Allem, was darauf war, und erhielt freien Abzug, ohne etwas mitnehmen zu dürfen. Nur ein kleiner schwächlicher Junge, der immer mit in der Küche geholfen hatte, erhielt zuletzt auf seine inständige Bitte die Erlaubnis, so viel mitzunehmen, als er tragen könne. Da gieng der treue Junge hin, wo er den Sohn seines Herrn versteckt hatte, die beiden waren immer Spielkameraden und gute Freunde gewesen, und nahm ihn auf seine Schultern, trug ihn hinaus und rettete ihn so.

Heinr. Ranzau bei W. Hypat. I. 98. I. 19. Dankwerth. p. 230

2.

Der letzte Besitzer der Burg zu Schönweide, von der noch der Burgplatz mit den Resten der Wälle und Graben zu sehen sind, war ein Ranzau. Er hatte sich den Haß der Dänen zugezogen und ward von ihnen belagert. Von einer Anhöhe auf dem Trestorfer Felde beschoß man die Burg mit Kanonen. Endlich mußte der Besitzer mit seinen Dienern fliehen und um die Feinde zu täuschen, ließ er den Pferden die Hufeisen verkehrt auflegen. Er entkam und nie hat man etwas wieder von ihm gehört. Ein anderer Theil der Leute rettete sich auf Kähnen über den Trestorfer See.

Der Graf hatte aber seinen verwachsenen Sohn auf der Burg zurückgelassen, und als die andern alle flohen, blieb allein ein treuer Knecht bei ihm zurück; der steckte ihn in einen Sack und verbarg ihn im Keller. Als nun die Belagerer eindrangen, bat er fußfällig um sein Leben und die Erlaubnis, sein Bischen Zeug mitnehmen zu dürfen, und da man ihm gewährte, nahm er den Sack und rettete so den Sohn seines Herrn.

Mündlich durch Herrn Schull. Pasche in Wankendorf.

VII.

Graf Rudolf auf der Bökelnburg.

(1145.)

Auf der Bökelnberg saß ein Graf Rudolf und hielt die Dithmarschen alle in so schwerer Dienstbarkeit, daß die Bauern zum Zeichen

derſelben am Halſe einen Klawen tragen muſten, mit dem ſonſt das Vieh im Stalle angebunden ſteht. Sie muſten den Schimpf dulden. Des Grafen Frau aber, die Waldburg hieß, hatte ihn zu ſeiner ganzen Härte angeſtiftet. Sie trieb ihn auch dazu, daß er noch eine große ungewöhnliche Schatzung in einem Jahre auflegte, in dem erſt der Winter ſo hart war und die Kälte ſo grimmig, daß die Vögel in der Luft erfroren und herunterfielen und darauf Theurung und Hungersnoth folgten, daß Menſchen und Vieh bei großer Anzahl ſtarben. Da bielten die Bauern bei dem Grafen an, daß er ihnen das Korn erließe. Er ſah wohl ein, daß doch wenig oder gar nichts einkommen könnte, und erließ ihnen alſo die Schatzung, doch unter der Bedingung, im folgenden Jahre ſie doppelt zu entrichten.

Zu der Zeit wohnte zwiſchen Schaafſtede und Eckſtede auf Heine Viert ein reicher Bauer, ein vornehmer Mann. Den bat der Graf im folgenden Jahre einmal bei ſich zu Gaſte und tractierte ihn ſtattlich; während des Schmauſes ließ er viel Muſik machen. Nach einer Zeit lud ihn der Bauer dafür wieder ein und ſtellte ein großes Gaſtgebot an. Wie noch heutzutage geſchieht bei großen Hochzeiten und Vieren, waren Säcke voll Korn dahin geſtellt und Bretter darüber gelegt: darauf ſaßen die Gäſte. Anſtatt des Saitenſpiels und der Muſik aber ließ der Bauer erſt alle ſeine Schweine heraus, dann die Schaafe, dann das Jungvieh, darauf die Kühe, und endlich die Pferde, alle nacheinander. Die trieben mit Springen und Laufen ihre Kurzweil und machten keinen geringen Lärm. — Als die Frau des Grafen aber all den Reichthum ſah, da ſchürete ſie ihn an, daß er die Pacht nun ernſtlich fordere. Darum hielt er auch die Bauern nun mit Gewalt dazu, daß ſie beide des vorigen Jahres nachſtändige und dieſes Jahrs fällige Pflicht eines mit dem andern aufbrächten. Die aber wurden ungeduldig und dachten auf Gelegenheit und Mittel, wie ſie ihr Joch ablegen und ihre alte Freiheit wieder erlangen könnten. Solches iſt ihnen gelungen auf dieſe Weiſe.

Als ſie am St. Martinsabend das Korn auf die Burg bringen ſollten, ſchickten ſie erſt einige Wagen mit vollen Säcken voran. Auf dem allererſten aber ſetzte ſich ein Bauer mit ſeiner ſchönen Tochter, um die der Bökelnberger Herr gebuhlt hatte. Auf den übrigen Wagen verbargen ſich ſtarke Männer in und unter die Säcke, und nebenher giengen nicht weniger ſtarke, als wenn ſie das Korn abladen wollten. So fuhren ſie eilends hinter einander her; bald war der Burgraum voll und etliche hielten wie verabredet war, unter dem Thor, damit dieſes nicht geſperrt würde. Als nun die vordern Wagen abgeladen werden und der Graf ſich keines Arges vermuthet, erſchall von hinten her das Loſewort:

Röret de Hände,
Snydet de Sacksbände.

Da ſchnitten ſich die Verborgenen heraus, die Wagenführer und die Sackträger retteten ſich mit ihnen zuſammen und mit ihren langen

Messern bewaffnet fielen sie über die Leute in der Burg her und ermordeten alle. Die Gräfin aber ergriffen sie und schnitten ihr Brüste, Nase und Ohren ab und warfen sie so in das fließende Wasser, das bis auf den heutigen Tag nach ihr die Woldersaue heißt. Doch Einige meinen, sie sei, als sie die Gefahr bemerkt und sich nichts Gutes vermuthet habe, aus dem Fenster des Schlosses hineingesprungen. Den Grafen aber suchte man überall vergebens. Als man nun das Schloß schleifte und zerstörte und schon der dritte Tag da war, da bemerkte man, daß die Elster, die der Graf gezähmt und zur Kurzweil immer bei sich gehabt hatte, vor einem verborgenen Gange saß und immer seinen Namen rief. Da zog man ihn hervor, erstach ihn und riß vollends Alles nieder, daß weiter keine Spur nachgeblieben ist, als der große Ringwall, der heutzutage den Burger Kirchhof einfaßt.

Von der Geest führt ein Weg nach Eddelack, den man den Hansweg nennt, weil man früher zu sagen pflegte, wenn die Grafen plündernd und raubend von der Bökelnburg in die Marsch zogen und des Weges kamen: Da kumt de Graef mit all synen Hansen! was so viel als Gesaberte bedeuten soll.

Neocorus I. S. 321. Presbyter Bremens. bei Westph. III. 38. — Mündlich.

VIII.

De Markgraef to Sleeswik unn de Buer to Boklund.

To Sleeswik up Gottorp weer vor Joden mael en Markgraef.* Da weer ock en Buer to Boklund, de müß den Markgrawen jümmer Koorn, Botter unn Fisch upt Slot bringen vor synen Disch unn weren gode Fründe met enanner. As de Buer mael to Slot weer unn de Markgraef gerade vor Disch seet, lett he em herin kamen unn bi sik sitten an syne sülwerne Tafel, unn wrs em all dat Sülwergeschirr unn all de Kostberkeden, leet de Muskanten spälen, unn den Buer van de schönsten Spysen gäwen, unn synen Wyn darto, so väel as he mugg. De Buer seeg unn höer sik dat all mit an, eet unn drunk, sweeg awer still darto. As he nu't Äten daen harr, de fraegd' em de Markgraef, of he sik denn gaer nich daranwer verwunner. „Ja, Herr Markgraef," leet de Buer sik hören, „de Tafel is wul kostbaer genoeg, unn de Wyn unn dat Äten is goet unn düer genoeg; awer, Herr Markgraef, ick getrue mi em unn synen ganßen Hofstaet sedennig to beweerten, dat myne Tafel noch kostbarer is unn will em solke Musik maken laten, dat de Herr Markgraef segg'n sall, se weer noch bater as syne."

* Bekanntlich war im vorigen Jahrhundert Friedrich Ernst Markgraf zu Brandenburg Statthalter der Herzogthümer auf Gottorp.

Daræwer worr de Markgraef nygirig umm wull doch wäten, wodennig de Buer dat anfangen wull. Up enen Dag reed he alſo mit al ſyne Hoflüde heruet na Boklund. Do harr de Buer twee Regen grote Weetenſäcke, ſtramm vull, up ſyne grote Däel ſetten laten. Da weren Bräder up legt, dat weren de Diſchen. Umm de harr dat ganße Dörp inladen laten umm harr Äten laken laten, väel umm goet, ſo as de Buerslüde dat laken könt. As de Markgraef ſik nu ſat äten harr umm mit de Beweertung well toſraden weer, fung de Buer an em vørtoræknen; umm ſe ſünnen, dat de twee Regen Koernſäck jo ſo düer weren, as de ſülwern Tafel, umm dat ſyn Äten noch koſtbaarer weer as den Markgraef ſyn. „Dat laet ik gelden,“ ſa' de Markgraef, „awer wo blivt denn de Muſik?“ Do leet de Buer eers all ſyn Päer, do de Oſſen, do de Köe, do de Swyn umm de Schaep, do de Göes umm de Aenten umm de Höners up den Hoff umm jaeg dann de Hunde da mank. Wenn nu ſo väle Creaturen teſamen kaemt, is dat nich ruhig, dat ſteit umm bitt ſik umm de hoſliſche Spektakel is loes. Do muß de Markgraef ſeggen, dat de Muſek doch koſtbaarer weer, as ſyne.

Nach Herrn cand. ph. Arndts Mittheilung.

IX.

Die Stellerborg.

(1164.)

Auch auf der Stellerberg ſaß ein Graf und regierte über die Ditmarſchen. Sie dachten aber auch darauf ſich von ſeiner Herrſchaft zu befreien.

Um Pfingſten werden ja heute noch allerlei Spiele, als Ringreiten, Katzenſchlagen ꝛc. aufgeführt. An einem ſolchen Tage giengen einmal die Leute vom Schloſſe, um ſich mit im Dorfe zu erluſtigen; die Ditmarſchen hatten den Pförtner beſtochen, ſagt man. Sie beſteckten ſich alle nun mit grünen Maien und nahmen Zweige in die Hände und zogen ſo dem Schloſſe zu; da hat der Pförtner gerufen: De Wold de kumt! de Wold de kumt! Darum achtete niemand darauf. So gewannen die Ditmarſchen mit leichter Mühe das Thor, fielen über die her, die noch auf dem Schloſſe waren und töteten ſie. Etliche verteidigten aber unter der Zeit den Eingang und wehrten den Leuten, daß ſie nicht wieder hinauf kommen konnten. So gewannen ſie mit leichter Mühe das Schloß und zerſtörten es, und erhielten damit ihre alte Freiheit wieder.

Die Leute in Stelle erzählen, daß man den Grafen in einem Keller gefunden habe, nachdem ihn ſein Heiſter verrathen hatte, und die Gräfin, die Dortchen geheißen, habe man in dem Brunnen ertränkt, der noch heute darum Doertjenſoet oder Kuhle genannt werde.

Seit der Zeit aber, behaupten die Ditmarſchen, dürfe bis auf dieſen Tag kein Adlicher im Lande wohnen, und das Recht ſei ihnen vom König verbrieft und beſtätigt.

Neocor. I. 323. und Hans Detleff ebendaſ. 581. — Mündlich.

X.

Wie Graf Geert die Ditmarſchen überfiel.

(1317.)

Die Ditmarſchen, nachdem ſie raubend und plündernd durch Holſtein gezogen waren, kamen nach Kiel. Aber bald wurden den Bürgern die Gäſte läſtig und ſie bedachten daher einen behenden Anſchlag, ſtellten mit Pfeifen, Trommeln und Geſang einen Tanz an, und brachten ſie ſo hinaus nach dem Kuhberge, ſchloſſen aber das Thor der Stadt hinter ihnen zu. Die Ditmarſchen wollten nun nach Hauſe ziehn, trieben unterwegs aber ihren alten Muthwillen. Als ſie nach Bornhövede kamen, badeten ſie ſich in den vollen Kufen friſches Biers, die ſie im Dorfe fanden, vor lauter Uebermuth, und hielten dann Nachtlager auf der Heide. Des Morgens früh kam aber Graf Geert mit ſeinem Volke und jeder trug einen grünen Zweig mit Blättern, ſo daß das Heer ausſah wie ein Wald, und die Ditmarſchen meinten nicht anders, als daß der Wald käme. So wurden ſie unvermuthet überfallen und ein Theil erſchlagen; andere ertranken in der Bünzener Aue. Im Ganzen blieben ihrer fünfhundert.

Presbyter Bremens. bei Weſtph. III. 55. Quelle für Alb. Kranz, Reimer Kock, Joh. Peterſen, Neocor. Detmar I. 208 weiß nichts von dieſer Sage.

XI.

De Holſten verbidden (verteidigen) ehr Recht mit dem Schwerde.

(1225.)

De ſwarte Margrete ſettete up der Borg to Segeberg einen Vaget und Hovedmann des Landes to Holſten, dat ſe ſik hadde underdanig gemacket, wente to der Berg (außer bis an den feſten Ort) Itzehoe und fletende Water der Stör und Marſch. In der Marſch entholden ſik vele Edellüde ut dem Lande to Holſten, umme Seckerheit willen der Stede, de ſik den Denen nicht geven wolden. Wente (denn) de Denen wolden dat gantze Lant to Holſten ſik und eren Rechte underdanig macken, dat dat Holſten Recht gantz und all ſcholde verdelget (vertilgt) werden und dat Lovboke richten ſcholde. Des ſik den de Holſten hoch beklageden, dat man ſe erer gewentlicken und older gebrukeden Rechte beroven wolde, und dat ſe

ſcholden eines nyen unbekanden Rechtes gebruken, alſo, dat ſe dem Hovedmanne, de up Segeberge geſettet was, begunden under Dagen to knurren, und ſeden, ſe wolden eres egen Holſten Rechtes gebruken. Do antworde de Hovedmann: „Gy wiſet my juw Recht ut juwen egen Koppe, averſt unſe, dat deniſche Recht, is beſchreven; na der Schrift kann ik juw und my regeren. Juw Recht weet ik nicht, und beſchreven is it ok nicht und entraden (rathen) kann ik it ok nicht: ik mot einen Hund herbringen, de juw juwe Recht bellen kann. Darum beradet juw wat gy vor ein Recht hebben willen und benomet my up einem enkenden (einzelnen beſtimmten) Dage juw Recht.“

In den Tieden was neen (kein) Herr im Lande to Holſten. Sunder man ſegt, dat dar ein edel Frue in der Kremper Marſch by Itzehoe geweſt ſy von der Borg Kellinkdorp, mit Namen Jor Deeſt van Kellingdorpe. Deſülve tog to den Graven van Schouwenborg und bat enn, dat he ehr und dem Lande to Holſten welde geven einen van ſynen Sons to einem Herren und Regenten. De Grave gaf ehr einen mit Namen Alef. Den ſulvigen nam de genömede Frume do mit ſik in ehr Vaderland, und förde en benin alſe einen Heren mit groter Freude. Ut deſſelven Tokumpſt entſtunt den Holſten, de in der Marſch Itzehoe weren, und de ok under der Gewalt der Denen weren, grote Vertroſtinge und Frolicheit.

De Holſten verſammelden ſik to den Hovedmann und Vagede by Segeberge und begerden wedder, dat man ene muchte Holſten Recht werden laten. De Hovedmann antworde und ſede: „Wat erwelen gy vor ein Recht in juren Vaderlande?“ Do togen de beſten und oldeſten Edelllüde des Landes to Holſten ere Schwerde ut, ſchuddeden de und repen mit unverſchrockener Stemme: „Unſe gewonlicke Recht willen wy beholden und mit dem Schwerde vorbidden (verteidigen).“ Van der Dat ward ein gemene Spröke im Lande to Holſten und man ſegt noch büden: „Unſe Recht vorbidden wy mit dem Schwerde.“ Da de Hovedmann der Holſten ere averdadige Könheit ſach und wüſte, dat ſe einen andern nyen Hovedmann und Herren erwelet hadden, fluchtede he ſik und gaf ſik in de Flucht. Unde de Holſten verfolgeden en und ſlogen en dot.

Darna vorhoven de Holſten wedder ehr Hoved und föreen den eren Graven Alef van Schouwenborg hervor, de noch ein junk Herr was, und vorhaleden ſik, dat ſe to eren vorigen Krefften wedder quemen, und mit gotlicker Hülpe beſchermeden ſe frimodigen ſik und ehr Vaderlant und jageden de Denen mit der Tyt ut eren Grenſen. Wente de allmechtige und barmhertige Got lett einen Bemeieden (Bekümmerten, Bedeugten) nicht ſtedes bemoien, ſunder lett ene biwilen tom Atem wedder kamen. Alſo ſchach ok in den Tyden den Holſten; den gaf Got wedder eine Vertroſtunge, do ſe dorch de Denen

beangſtet weren und erweckede einen Vorbidder, genemeden Greven Alef, alſe einen rechten Judam Machabeum.

Presbyter Bremens. bei Weſtph. III. 43. Quelle der ſpätern Chroniſten, die nur aus beſſerer hiſtoriſcher und chronologiſcher Kenntnis einzelnes ändern, und an die Stelle der ſwarten Greet den König Waldemar den Sieger ſetzen. Heinr. Ranzau fügt hinzu, daß ſeit der Zeit die Holſten bewaffnet im Gerichte und auf Landtagen erſchienen ſeien.

XII.

Die Schlacht bei Bornhövede.

(1227.)

Als Graf Alf mit ſeinen Holſten dem König Waldemar auf dem Felde bei Bornhövede gegenüberſtand und ſchon lange gekämpft war, begannen ſeine Schaaren zu weichen. Denn die Sonne ſchien ihnen ins Geſicht und die Dänen wehrten ſich tapfer. Da flehte der edle Herr mit inbrünſtigem Gebete zu der heiligen Maria Magdalena, deren Tag gerade war, und verhieß ihr ein Kloſter zu bauen, wenn ſie ihm hülfe. Da erſchien die Heilige in den Wolken, ſegnete das Heer und verdeckte mit ihrem Gewande die Sonne. Als die Holſten dieſes Wunder ſahen und Graf Alf ſie zugleich mit Worten ermunterte, faßten ſie neuen Muth und nachdem die Ditmarſchen wie verabredet war, zum Zeichen des Abfalls ihre Schilde umgekehrt hatten, daß die Spitzen nach oben ſtanden, und den Dänen nun in den Rücken fielen, da ward der vollſtändigſte Sieg erfochten.

In dieſer Schlacht hatte der König Waldemar ſeinen Stand auf dem Hügel, der nach ihm der Königsberg heißt. Es ward ihm ſein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Als ſeine Leute geflohen waren und es ſchon dunkel werden wollte, irrte er noch hülflos auf dem Schlachtfelde umher. Da traf er einen ſchwarzen Ritter, der ſeinen Helm geſchloſſen hatte; den bat er für eine gute Belohnung ihn nach Kiel in Sicherheit zu bringen. Der Ritter nahm ihn zu ſich aufs Pferd und brachte ihn ohne ein Wort zu ſagen zur Stelle. Als ſie in den Schloßhof einritten und die Diener mit Fackeln erſchienen, forderte ihn aber ernſtlich der König auf, ſeinen Helm zu öffnen und ſeinen Namen zu nennen, damit er ſeinen Lohn empfange. Da ſchlug der Ritter das Viſier zurück und Alle erkannten erſtaunt den Grafen Alf ſelbſt.

Die Belegſtellen bei Chriſtiani Geſch. der Herzogth. Schl. u. Holſt., Bd. II. 102. Chriſtiani misverſtand Herrmanns von Kerbeke Worte. — Mündlich.

XIII.

Graf Alf als grauer Mönch.

Als Graf Alfs beide Söhne erwachſen waren, erfüllte er ſein Gelübnis, das er in der Schlacht bei Bornhövede gethan hatte, und

trat in den Orden der grauen Mönche (Franziskaner). Nun erzählt man, daß er bettelnd wie ein andrer Bruder umhergieng und Almosen sammelte. Da begab es sich, daß er einmal in Kiel, wo er auch ein Kloster gestiftet hatte, auf der Straße gieng und gerade eine Kanne voll Milch trug, als seine Söhne die Grafen mit vielem Gesinde daher geritten kamen. Da schämte er sich und wollte die Kanne verbergen; doch besann er sich, so daß die Demuth über die Eitelkeit siegte und er, um sich zu strafen, die ganze Kanne voll sich über den Kopf goß.

Presbyter Brem. bei Westph. III. 19.

XIV.

Erichs Leiche.

(1250.)

Nachdem Herzog Abel seinen unschuldigen Bruder den König Erich hatte ermorden lassen, und die Leiche mit Steinen und Ketten beschwert bei Missunde in die Schlei gesenkt war, so stieg sie doch bald empor und trieb ans Ufer. Als man sie in feierlichem Zuge in die Stadt führte, fiengen alle Glocken von selbst an zu lauten. Man begrub sie in der Kirche St. Peter, und zeigt heute noch, nachdem sie längst anderswo hingeführt ist, dort des Königs Münze, Rippe und die Ketten.

An dem Orte, wo die Leiche antrieb, errichtete man ein hölzernes Kreuz und nannte ihn zum finstern Stern. Oft haben später Fischer blaue Lichter da gesehen, wobei sie immer ein Grausen ankommen ist.

Der König soll jetzt unter einem Steine zwischen Leitmark und Arnis an der Schlei begraben sein. Jede Nacht, wenigstens in der Nacht, in der er ermordet ward, kehrt der Stein sich um, wenn die Uhr zwölf schlägt.

Cypraei Ann. episc. Slesv. p. 258. — Mündlich. vgl. Nr. 337. 340.

XV.

König Abel und Wessel Hummer.

(1252.)

König Abel zog hinunter nach Eiderstede mit großem Heere und wollte die Friesen bezwingen. Die aber wehrten sich und schlugen ihn auf dem Königskamp. Als er nun fliehend den Milderdamm erreichte, war ein Rademacher von Nordstrand, Wessel Hummer, ihm vorauf geeilt und hielt sich in einem Siel, das unter dem Damme weg gieng, verborgen bis der König kam: da sprang er

hervor, fiel ihn von hinten an und spaltete ihm den Kopf mit seiner Axt, so daß er sogleich tot niederstürzte.

Mehrere Jahre nach dieser That befand sich Wessel Hummer einmal zur See. Da erhub sich ein gewaltiger Sturm, daß das Schiff dem Untergange nahe kam. Da gestand er, daß er ein Königsmörder und wohl der Jonas auf dem Schiffe sei, um dessentwillen See und Sturm tobten. Als nun weiter keine Rettung war, entschlossen sich die Schiffer und warfen ihn über Bord; sogleich legte sich das Unwetter.

Provinzialberichte 1791. 2, 72. — Durch Herrn Schull Hansen auf Sylt.

XVI.

Swarte Margret.

(† 1283.)

1.

Es herrschte einmal eine Königin die swarte Margrete über Dänemark, die ließ die Elbe mit langen Pfahlen und einer großen Kette sperren, so daß Niemand heraus noch hinein konnte. So hat sie auch den Kieler und Flensburger Hafen versperrt und die Schlei ruiniert. Sie belagerte einmal Itzehoe und am Tage Mariä Geburt (Sept. 8) hat sie einen großen Wall und eine Brücke quer durch die Stör legen wollen, um das Wasser in die Stadt und in die Marsch zu treiben. Da ist aber an demselben Tage zweimal ganz wider die Ordnung die Fluth gestiegen und zwar so hoch, daß Wall und Brücke zerbrachen. Ueber der Stadt aber sah man die Mutter Gottes erscheinen, und die Bürger haben allezeit den Tag hoch gefeiert und ihn Bergerdag genannt.*

Die swarte Margret hat auch das Dannewerk bauen lassen, um damit Dänemark vor den Deutschen zu verschließen. Als sie noch nicht damit fertig war, ward sie vom Feind angegriffen. Da stellte sie eine Reihe Kühe an dem äußern Graben auf, der haven der Kegraben heißt, und die Feinde verschossen alle ihre Munitien, weil sie die Kühe für behelmte Soldaten hielten. Unterdeß ward sie fertig.

Sie war überaus listig und ritt immer auf Pferden durchs Land, deren Hufeisen verkehrt standen, so daß niemand wuste, wo sie geblieben sei. So entkam sie auch einmal den Oldenburgern.

Sie hatte nämlich ihren Sohn nach Oldenburg geschickt, um da Schatzgeld einzukassieren. Aber die Oldenburger Schuster griffen ihn, hackten ihn in Stücke und schickten ihn eingesalzen wieder der Mutter zu. Darüber ergrimmt belagerte sie die Stadt und warf Schanzen auf, die noch bei Weißenhaus an der Ostsee zu sehen. Aber die

* Heute der große Itzehoer Herbstmarkt.

Außen kamen den Bürgern zu Hilfe und Margrete entkam nur mit genauer Noth durch jene Liſt. Seit der Zeit dürfen die Oldenburger Schuſter aber nicht aus der Stadt und bis auf dieſen Tag keinen Jahrmarkt beſuchen.

Bei Bornhövede lieferte ſie einmal eine große Schlacht und als ſie ihr Pferd beſtieg, hat ſie ihren Fuß einem Steine eingedrückt, der da lange zu ſehen geweſen iſt. Andre ſagen, es ſei der Huf ihres Pferdes und ein eben ſolcher Stein lag am hohlen Bache an der Grenze der Güter Depenau und Beckhorn.

Dieſe Königin iſt recht eine alte Hexe geweſen. Sie geht noch heute ſpuken und vieles iſt noch von ihr zu erzählen.

Presbyter Brem. bei Westph. III. 11. — Mündlich nach verſchiedenen Mittheilungen.

2.

Am Deckerkruge bei Schuby, in der Nähe der Lohheide bei Schleswig, iſt ein kleiner Hügel, den man Dronningshoi nennt. Er iſt von Soldaten aufgeworfen, indem ſie die Erde in ihren Helmen zuſammen trugen. Hier hat die ſwarte Margret einmal einen andern Fürſten erſchlagen.

Sie hatte nemlich Krieg mit ihm. Aber da ſie ſah, daß es ihr nicht gut gehn werde, ſchickte die alte liſtige Frau zu ihm und ließ ihm ſagen, es wäre doch unrecht, daß ſo viele tapfere Leute um ihretwillen ſterben ſollten; beſſer wäre es, daß ſie und er allein den Streit ausmachten. Der Fürſt dachte mit der Frau wohl auszukommen und nahm das Anerbieten an. Als ſie nun mit einander fochten, ſagte die Königin zu ihm, er möchte ihr doch einen Augenblick Zeit geben, ſie wolle nur ihre Sturmhaube, wie man ſie damals trug, ein wenig feſter binden. Der Fürſt erlaubte ihr das; ſie aber ſagte, daß ſie ihm doch nicht trauen dürfe, wenn er nicht ſeinen Degen bis an die Parierſtange in den Grund ſtecke. Auch das that der Prinz. Aber da gieng ſie auf ihn los und ſchlug ihm den Kopf ab.

Er iſt in Dronningshoi begraben, und die Leute, die dabei wohnen, haben ihn da noch oft ſitzen ſehen vor einer ſilbernen Tafel, mit einem ſilbernen Theetopf, einer ſilbernen Milchkanne und einer ſilbernen Taſſe.

(Cypraei Annal. episc. Slesv. S. 276.) Provinzialbericht 1830 S. 318. Mitgetheilt von cand. ph. Brudt.

XVII.

Der Hasenkrieg.

(1289.)

Die Grafen Hinrich und Johann wollten die Ditmarſchen bezwingen und rückten mit großem Heere ins Land. Da geſchah es, daß den Vordern im Zuge ein Haſe über den Weg lief und ſie das

gewöhnliche Jägergeschrei darüber erhuben: Löep! Löep! Löep! Nun meinten die hinten im Zuge nicht anders, als daß sie laufen sollten und thaten flugs also. Darüber wurden die Vordern von den Ditmarschen leicht besiegt. Etliche vom Adel sollen den Grafen dies angerichtet haben. Aber die Ditmarschen sagten nachher immer, daß ein Hase die Holsten aus ihrem Lande gejagt habe.

Neocor. I. 353. Alb. Kranz Sax. VIII. 33. Joh. Petersen S. 58 (1357.) — Detmar, S. 164, kennt auch schon das Geschichtchen, setzt aber ein andres den Heren ebenfalls verwandtes Thier, eine Katze, an die Stelle des Hasen. vgl. No. 311–15.

XVIII.

Split.

(Anfang des 14. Jahrh.)

Im Wagerlande waren so viele Grafen und Herren, daß sie sich ihrer Menge wegen nicht nähren konnten, sondern ihre Untergebenen beschweren mußten. Eines Tages schickte Graf Alf (IV.) sein Gesinde auf den Hof eines Edelmanns, Namens Split, um da den Hafer und andres Korn auszudreschen und es dann auf seine Burg zu bringen. Der Edelmann verstand das aber unrecht: er ergriff die Drescher, hieb ihnen die Füße ab, packte sie auf einen Karren und schickte sie so dem Grafen nach Segeberg zurück. Aehnlich ließen es auch die andern Grafen mit ihren Unterſassen machen.

Presbyter Brem. bei Westph. III. 53. Quelle für Heinrich Rantzau, Johann Petersen ꝛc.

XIX.

Hartwig Reventlow.*

(1315.)

I.

Graf Alf auf Segeberg hatte dem Edelmann Hartwig Reventlow Gewalt anthun lassen. Da machte dieser sich bei Nacht mit wenigen Leuten auf, wählte einen heimlichen Weg, den er sich gemerkt hatte, nach dem Schlosse zu, stieg über die Mauer und kam unbemerkt in des Grafen Schlafkammer, den er schlafend fand und so gefangen wegführen wollte. Darüber aber erwachte dieser, griff zu seinem Schwerte und vertheidigte sich männlich, ward aber im Kampfe, wiewohl unwillens, von Hartwig erschlagen. Als dieser darauf seinen eignen jungen Sohn, der als Knappe beim Grafen in der Kammer war,

* Wir theilen hier alle vorhandenen Versionen der Sage mit, weil kein andres Beispiel so lehrreich und bestätigend für das Dasein eines lebendigen Volksgesanges ist. E. Hinterlassung.

erblickte, erſtach er auch ihn, damit er nicht ſpäter der Verräther ſeines eignen Herrn geſcholten werde, und legte ſeine Leiche neben die andre. Dieſe Geſchichte iſt abgemalet und heutiges Tages noch zu ſehen in der Kirche zu Neumünſter.

Albert Kranz Saxon. VIII. 20. Vgl. Johann Petersen (1557) S. 80. und den Presbyter Brem. S. 53. Dahlmann folgt Alb. Kranz, obwohl Detmar S. 203 nur weiß, daß Adolf im Bette neben ſeiner Frau ermordet ward; ſo auch die Nordelviſche Saſſenchronik im Staatsbürgerl. Magazin 9. 359.

2.

Hartwig Reventlow war ein Hauptmann des Grafen Alf auf Segeberg, und wohnte mit ſeinem ganzen Hausgeſinde bei ihm auf dem Schloſſe. Da hat der übermüthige Herr ſich an ſeiner Hausfrauen, oder wie andre ſagen, ſich an ſeiner Tochter vergriffen und ſie geſchändet. Hartwig, zwar ergrimmt darüber und auf Rache denkend, ließ ſich nichts merken. Eines Morgens aber, da er wuſte, daß der Graf ein großer Liebhaber der Jagd war, klopfte er früh vor Tage an ſeine Schlafkammer, weckte ihn und ſprach, es habe ſich ein großer Hauſe Wilds blicken laſſen, er ſolle aufſtehn, es ließe ſich leicht ein guter Fang thun. Als der Graf darauf eilends die Thür aufthat, rannte er auf ihn ein und erſtach ihn alſo nackend, wie er war, und dazu ſeinen eignen Sohn, der bei dem Grafen in der Kammer war.

Albert Kranz Saxon. VIII. 19. Johann Petersen S. 81.

3.

Graf Alf auf Segeberg hatte Hartwig Reventlows Tochter geſchändet. Als der Vater die Schmach ihres Geſchlechtes ſeinem Bruder erzählte, ſtieß dieſer ohne Scheu ſtarke Drohworte gegen den Grafen aus. Es ward gleich von einem der Leute vom Schloſſe hinterbracht, und der Graf entbot den Verwegenen zu ſich. Dieſer nichts Böſes ahnend kam. Da ließ der Graf ihn ergreifen und enthaupten, den Kopf aber ſchickte er auf einer Schüſſel dem Hartwig durch einen Diener. Da ſetzte ſich dieſer auf ſein Pferd, nahm den Kopf des geliebten Bruders in ſeine Hand, und einige Tropfen Bluts trinkend ſprach er voll Grimm: „Saget dem Grafen, ſo gewis ich hier meines Bruders Blut trank, ſo gewis werde ich ſeinen Tod und den Schimpf des Geſchlechtes zu rächen wiſſen.“ Darauf ritt er ſpornſtreichs davon.

Weil er wuſte, daß der Graf die Jagd liebte, fällt ihm dieſer Fund ein, ihm beizukommen. In einer Sommernacht, als ſchon das Korn beinahe reif auf dem Felde ſtand, des Morgens um drei Uhr, lauerte er einem der gräflichen Jäger auf, der früh ausgegangen war das Wild zu erſpüren, und zwang ihn ſich auszuziehen. Darauf band er ihn an einen Baum, zog die Kleider ſelber an und mit des Jägers Pferde und Hunden ritt er Segeberg zu. Der Thorwärter meinte, es ſei der Jäger und ließ ihn ein. Im Hofe ſtieg er ab

und gerades Wegs gieng er zu des Grafen Schlafkammer, wie der Jäger gewohnt war, klopfte an die Thür, ein Knabe machte ihm auf; aber kaum trat er ein, redete er den Grafen zornig an: „Du siehst wohl wer ich bin; befiehl dich Gott; denn du muſt sterben," und nach diesen Worten durchstach er ihn, der noch im Bette lag, und zugleich seinen Sohn, den jungen Grafen, der neben seinem Vater schlief. Unerkannt entkam er wieder im Jägerkleid. Zur Buße des Mordes wanderte er bald darauf nach Rom und stiftete das Kloſter in Itzehoe. So lange aber das Schloß Segeberg gestanden hat, sind die Blutspuren an der Wand sichtbar gewesen.

Heinr. Ranzau bei Westph. I. 98. 146. und bei Dankwerth S. 236. Eine abgeschmackte Bearbeitung in Provinzialberichten 1814. S. 211 ff. und von Amalie Schoppe in der Flora von Lee 1818. Nov.

4.

Bertha Reventlew gebar dem Grafen Alf einen Sohn, aber obwohl ihm ihre Brüder ernstliche Vorstellungen machten, ließ er das Mädchen in Schande und heiratete sie nicht. Diese Beschimpfung des Geschlechtes trieb die Brüder zu Drohungen, die den Grafen aber nur erbitterten. Unter dem Scheine der Freundschaft und Versöhnlichkeit lud er sie nun zu einem Gastmahl ein, ließ aber vorher das Kind töten und es dann den Oheimen vorsetzen, und nachdem diese an der gräulichen Speise sich gelabt, unter einer verdeckten Schüssel den blutigen Kopf auftragen.

Hartwig Reventlew war einer der Brüder Berthas und Oheim des gemordeten Kindes; er beschloß Rache zu nehmen. Nachdem er einem Jäger des Grafen im Walde seine Kleider genommen und angethan hatte, ließ er ihn an einen Baum gebunden zurück und kam so, da es noch frühe vor Tage war, unerkannt auf die Burg bis an des Grafen Schlafkammer. Der Knabe öffnete ihm die Thür; — es soll sein eigner Sohn gewesen sein, andre sagen aber des Grafen; — er stach ihn nieder, damit kein Lärm entstünde, und darauf durchbohrte er den Grafen, der noch schlafend im Bette lag, mit seinem Hirschfänger. Zur Sühne des Mordes haben Hartwig Reventlew und seine Brüder eine Kapelle bei Segeberg errichtet, wo lange am stillen Freitage den Armen Speise und Trank gereicht ward; sie soll die Berthakapelle geheißen haben.

Mündlich aus Segeberg durch Mommsen, und nach zerstreuten Notizen.

XX.

Die Ditmarschen in der Kirche zu Oldenwörden.

(1319.)

Graf Geert zog mit großem Haufen und vielen adlichen Herren auf, die Ditmarschen zu zwingen; und zweimal schlug er sie. Die

da entrannen, flüchteten in die Kirche zu Oldenwörden und befeſtigten ſie, wie ſie eben konnten. Als die Holſten ſich nun davor legten und Feuer heran brachten, baten die Ditmarſchen um Gnade und wollten des Grafen getreue Unterthanen ſein. Der aber wollte ihnen kein Gehör geben und befahl, das Feuer näher hinanzurücken. Da fieng bald das Blei, damit die Kirche gedeckt war, an zu ſchmelzen, und als es herunter tröpfelte und die Ditmarſchen keine Rettung ſahen, faßten ſie Muth und wollten die letzte Schanze wagen. Da brachen ſie hervor und ſtürzten ſich auf die ſorgloſen, zerſtreuten Feinde; andre kamen herzu, die ſich bisher hinter Hecken und in Graben verborgen gehalten hatten, und man umringte jene auf einem Felde zu Nerden Oldenwörden und erſchlug ihrer ſo viele, daß man im Blute watete.

Presbyter Brem. bei Weſtph. III. 57. Neocor. I. 368. beide mit Abweichungen im Einzelnen. Jener iſt hiſtoriſcher, dieſem folgt Dahlmann. Detmar S. 210 weiß nichts davon, gibt vielmehr einen Bericht, der zeigt, daß dieſer Einfall dem ſpätern von 1404 ähnlich war. — Dieſelbe Sage erzählt Heimreich I. 168 von den Frieſen und Dänen bei der Kirche zu Brecklinz 1399.

XXI.

Schlacht am Heſterberge.

(1325.)

König Chriſtoffer wollte Graf Geerts Schweſterſohn, den Herzog Waldemar zu Schleswig unter ſeine Gewalt bringen; er legte ſich darum mit großem Heere auf den Heſterberg, um das feſte Schloß Gottorp zu nehmen. Da der Graf dieſes erfuhr, verſammelte er ſein Volk und zog dem jungen Fürſten zu Hilfe. Die Holſten aber hatten alle weiße Kleider übergezogen und da die Dänen ſie nun heran ziehen ſahen, ſpotteten ſie und riefen, es käme eine Heerde Schafe, oder ein Haufe Weiber wider ſie. Wie aber ein Holſte dieſes hörte, der bei den Dänen diente, ſprach er: „Ihr werdet noch heute ſehen, daß es keine Weiber ſind, ſondern Männer.“ Und als es nun an ein Treffen gieng, rief einer von den Holſten mit lauter Stimme: „De Dänen lopen, de Dänen lopen“; da entſetzten ſie ſich und liefen davon, ſo ſchnell ſie konnten.

Presbyter Brem. bei Weſtph. III. 61. cf. Neocor. I. 354.

XXII.

Graf Geert.

Als Graf Geert noch jung war, gieng er in die Schule, um Biſchof zu werden; dachte aber nicht an ritterliche Werke. Er war ſo arm, daß er keine Burg im ganzen Lande hatte und unter den Bürgern in Rendsburg wohnte auf dem Hakenſpicker über dem Waſſer,

und hatte nichts eigenes, als ein paar graue Windhunde, die man zu der Zeit für ganz edel zur Jagd hielt, wie die Jäger sagen. Da kam aber Hartwig Reventlow zu ihm und gab ihm Pferde und Harnisch. Und alsobald wuchs ihm der Muth und der junge Fürst ward ein Held, daß man ihn mit Recht den Großen genannt hat.

Presbyter Brem. bei Westph. III. 67.

XXIII.

Schlacht auf der Lohheide.

(1331.)

Diese Schlacht war ein überaus großes Werk, aber Gott gab dem Grafen Geert doch den Sieg, obwohl die Holsten gegen die Dänen weit in der Minderzahl waren.

In dem Gedränge geschah es, daß der Graf vom Pferde stürzte. Aber ein Bauer aus der Wilstermarsch, aus Büttel bei Brokdorf, half ihm wieder auf und sprach: „Nun gebrauche deiner vorigen Kräfte wieder.“ Für diese Treue des Mannes befreiete der Graf das ganze Dorf von der gemeinen Schatzung des Landes.

Es fielen der Dänen so viel, daß die ganze Feldmark voll Leichname lag. Im ganzen sollen einige tausend Menschen gefallen sein. (Man sagt auch noch, daß die schwarze Geert dabei gewesen sei und vor der Schlacht ihre Sünden in der Kirche zu Haddebye gebeichtet hätte.) Graf Geert verlor einen Edelmann, Wedeke vom Osten, den hatte er so lieb, daß er um seinetwillen weinete.

Er hatte in Rendsburg eine Schaar Landsknechte zurückgelassen, weil die Bürger, obgleich er für sie gut sagte, sie nicht fortlassen wollten, bevor sie ihre Zehrung bezahlt hätten. Als diese nun den Lärm der Schlacht hörten, aber nicht wußten wie es abgelaufen sei, machte der edle Ritter Borchard von Ysebude sich doch auf mit den Leuten. Und da nun schon die Nacht da war, und sie gegen Sedestedt oder nach Königsförde kamen, hörten sie den Hufschlag von Pferden, weil sie aber bald merkten, daß es Dänen waren, rüsteten sie sich und griffen das Häuflein an. Einige erschlugen sie und fiengen die übrigen: das war der König Christoffer von Dänemark selbst mit seinem Gesinde. Mit ihnen ritt Borchard nach Gottorp zu, pochte mit großem Schalle an die Pforte, rief den Wächter und verlangte den Grafen zu sprechen. Als dieser den Lärmen hörte, stand er sogleich vom Bette auf, und obwohl er schwer verwundet war, gieng er hinunter und fragte was da wäre. Da antwortete ihm Borchard, der des Grafen Marschalk war: „Herr, da ich euch zuziehen wollte, bin ich verwundet und dazu gefangen; wes soll ich mich trösten? Wollet ihr mich lösen?“ Da der Graf des Edelmannes Stimme erkannte, antwortete er sogleich: „Hab ein wenig Gedult, ich hab der Dänen so viel gefangen, du sollt bald los werden.“ „Getreuer Herr,

getreuer Knecht," sprach nun der Edelmann zu sich selber, und sprach weiter mit freudiger Stimme: „Herr, ich bringe bessere und fröhlichere Botschaft, ich bringe gefangen den König von Danemark. Stehet auf und thuet das Thor auf, daß wir ihn in Verwahrung bringen." Also war es hier zu Lande ein gemeines Sprichwort: Treuer Herr, treuer Knecht. Der König Christoffer aber mußte sich mit großem Gelde lösen.

Presbyter Brem. bei Westph. III. 70. 71 (Cypraei Annal. episcop. Slesvic. S. 975. Mündlich.) Albert Kranz Saxon. IX. 11 ꝛc. Heinr. Manzan bei Westph. I. 98. 148. Dankwerth Chronik der Herzogthümer Sl. — Es ist wahrscheinlich, daß die Sage sich auf die erste Schlacht auf der Lohheide stützt, wo Erich Glipping und die schwarze Margarete gefangen wurden. Dahlmann I. 416.

XXIV.

Isern Hinrik.

(1346. † 1381.)

I.

Graf Geerts Sohn Hinrik begab sich in den Dienst des Königs von Engelland und verrichtete große Thaten. In einer Schlacht (bei Cressy) nahm er den König von Frankreich, oder wie andere sagen, den König von Böhmen gefangen mit zweien seiner Ritter, indem er ihn bei der beiden güldenen Ketten ergriff, die er am Halse trug, und aus dem Haufen an sich zog. Die Engelländer aber töteten aus Abgunst den König, damit Hinrik nicht den Ruhm behielte. Doch ist er wegen dieser herrlichen That der Isern Hinrik genannt worden, und der König von Engelland hielt ihn hoch, und machte ihn zu einem Hauptmann in seinem Heere.

Darüber wurden die Englischen noch neidischer. Als Isern Hinrik darum einmal auf Fütterung mit seinen Leuten ausgegangen, fielen sie ihn feindlich an; aber die Schützen der Holsten zogen veram, trafen viele und manche der Englischen mußten tot auf dem Platze bleiben. Der König selber kannte der Seinen Hinterlist wohl und hörete auf ihre Klagen nicht, sondern hatte den Grafen nur deste lieber.

Es war auf eine Zeit aber der König in fremden Landen; Graf Hinrik aber blieb auf dem Schlosse sammt der Königin, der die Verläumder immer in den Ohren lagen und sprachen: „Es hat der König diesen deutschen Sachsen vielen in Engelland von hohem Adel fürgezogen; wer weiß aber oder wer will glauben, ob er auch einer vom Adel ist und sich nicht dieß um sein Glück zu machen dafür ausgegeben hat? Es ist die Natur des Löwen, daß er einem gebornen Herren kein Leid thut: lasset uns versuchen, ob der Graf Hinrik einer sei." Also gewannen sie die Königin, die dem Grafen auch nicht die Ehre in ihrem Lande gönnte, und da sie wußten, daß er des Morgens

vor Tage sich in die frische Luft zu begeben pflegte, und im Schloß herumspazierte und dann nachsah, ob alles recht verwahret sei, so ließen sie eines Abends den Löwen los, den der König sich hinter einem Gitter eingesperret hielt, und dachten er solle den Grafen als einen unedlen zerreißen.

Graf Hinrik stund des Morgens wie er pflegte, in den Dämmerung auf, und schlug einen langen Mantel nackend um, hengte ein Messer an einem Riemen um den Hals und gieng also in den Hof hinunter. Wie er herab kam und sich nichts besorgte, sprang der Löwe ihn grimmig an und brüllte. Der Graf aber unverschrocken griff an sein Messer und sprach mit ernstlicher Stimme: „Bis stille, bis stille, du frevelicher Hund!“ Und alsobald legte sich der Löwe stumm zu des Grafen Füßen. Darüber verwunderten sich alle die andern, die heimlich zugesehen hatten; der Graf aber nahm ihn und führte ihn wieder in seinen Stall.

Presbyter Brem. bei Westph. III. 86 ff.; Alb. Kranz Saxon IX. 21. Joh. Petersen S. 91.

2.

Andere erzählen so:

Der Graf sei einmal mit mehreren Engelländern von hohem Adel während eines Festes vor des Löwen Gegitter gestanden. Da er nun wuste was die bösen Zungen über ihn redeten, und er die Natur des Löwen kannte, öffnete er es und sprach: „Ist jemand unter euch vom rechten Adel, der thue mir nach was ich jetzt thu,“ und ist alsobald zum Löwen unerschrocken hineingegangen und hat ihm den Kranz aufgesetzt, den er des Festes wegen auf dem Haupte trug. Darauf gieng er wieder heraus ohne sich umzusehen, der Löwe aber stand stille, gleich als wäre er durch entsetzet. „Ist nun jemand unter euch,“ sprach der Graf zu den Edelleuten, „der seinem edlen Geschlechte getrauen darf, der hole mir mein Kränzlein wieder, das ich drinnen gelassen habe.“ Da sind alle schamroth geworden und davon gegangen, ohne ein Wort zu sagen.

Alb. Kranz und Joh. Petersen a. a. O.

3.

Graf Hinrik aber war der Nachstellungen der Engelländer müde und bat den König um Urlaub. Darüber ward dieser nicht wenig betrübt und bot ihm Land und Schlösser zu Eigen, wenn er bleiben wolte; aber da der Graf auf seinem Willen bestand, hat er ihm und seinen Erben ein Jahrgeld ausgesetzt von vierhundert, oder wie andre sagen, von hundert Nobeln.

Darauf ist der Graf in die Dienste des Pabstes Urbanus gegangen, und hatte auch hier viel von der Hinterlist seiner Feinde zu leiden, entgieng aber glücklich aller Fahr durch seine sonderliche Behendigkeit und Stärke.

Weil der Pabſt viel von ſeinen Kriegsthaten gehört hatte, machte er ihn zum Hauptmann über ſein Heer. Der Graf aber wohnte in Rom in einer öffentlichen Herberge, die zum Schwerte genannt war. Als er nun zum Heere abreiſen wollte, warnte ihn der Wirth, der ein Deutſcher war und die Art der Welſchen wohl kannte, vor ihrer Hinterliſt und Tücke. Der Graf aber meinte, er wäre niemands Feind, auch keinem vor der Zeit aus dem Felde gewichen, er wolle in Gottes Namen reiten. Da ſprach der Wirth: „So nehmet eures Dieners Kleider und Rüſtung und thut ihm eure wieder;“ das that der Graf und ritt alſo fort. Wie ſie darauf in einen engen Weg kamen, wurden ſie von einer großen Zahl feindlich angerannt und obwohl ſie riefen, ſie ſeien Freunde und nicht Feinde, kehreten die Welſchen ſich nicht daran, bis ſie den erſchlagen hatten, der mit des Grafen Rüſtung geziert war. Da fragten ſie erſt, wer ſie wären und von wannen ſie kämen. Als ſie nun hörten, wen ſie erſchlagen hätten, ſtellten ſie ſich ſehr betrübt und ſagten, ſie ſeien von ihrem Hauptmanne abgefertigt, alle gefangen zu ihm zu bringen, die ihnen begegneten; ſie ſollten nun auch mit ihnen reiten.

Wie ſie nun zu dem Hauptmann ins Lager kamen, ſtellte auch der ſich ſehr betrübt, merkte aber bald, daß der Graf noch am Leben ſei, und ſchwur einen Eid ihm kein Leid zu thun, wenn er ſich ihm anzeigen wollte. Da nun der Graf und die Seinen alle gefangen waren, hielten ſie nichts für beſſer als die Wahrheit zu ſagen. Da empfieng ihn der Hauptmann mit großer Herrlichkeit, wie man Fürſten zu empfahen pflegt, ſagte ihm aber wie unrecht der Pabſt an ihm gehandelt habe, daß er einen fremden Hauptmann, ehe die bedungene Zeit um wäre, an ſeine Stelle ſetzen wollte; wollte er ſo lange verziehen, werde er ihm gerne weichen. Das aber wollte der Graf nicht, ſondern begehrte lieber ſogleich wieder zurück zu reiten. Solches ward ihm gewährt und er entkam auch diesmal der Gefahr. Darauf iſt er eine Zeitlang zu Bologna geweſen, wo der Pabſt wohnte; hat aber vergeblich gewartet, daß ihm ſeine Zehrung und erlittener Schade erſtattet werde. Als es ihm endlich zu gebrechen anfieng, zog er zum Herzog von Meiland, der ihn herrlich empfieng und ihn weiter bis Köln geleiten ließ. Da nahm er auf Glauben ſo viel Gelds von den Kaufleuten, daß er wieder in ſein Land zehrte. Solches hat er ihnen in Lübek nachher freundlich alles bezahlet.

Früher war Graf Hinrik auch im Dienſte eines Königes von Schweden geweſen. Da er nun einmal wider die aufrühreriſchen Finländer geſchickt ward, kam er mit ſeinem Kriegsvolk durch Wadſteen, wo eine heilige Frau wohnte, mit Namen Brigitte *, die zukünftige Dinge weiſſagen konnte. Das bewegte ihn, daß er zu ihr gieng, und von ihr forſchte, wie der Krieg ein Ende gewinnen würde. Da antwortete ihm die Frau, wenn er das Land unter ſich bringen wolle,

* St. Brigitta ſtarb 1385 in Rom.

ſo müſſe er ſender Waffen und Kriegsrüſtung dahin ziehen. Alsbald kehrte Graf Hinrik ſich zu den Seinen, die umher ſtanden, und ſprach: „Dieſes Weib iſt landbürtig, und ich bin hier fremde; was läge ihr daran, wenn wir alle um unſer Leben kämen? Ich will mich in Harniſch rüſten in Gottes Namen.“ Darum verachtete er ihren Rath, zog mit Gewalt in Finland, bezwang das Volk und kam alſo in Frieden wiederum nach Hauſe.

Man erzählt noch heute, daß den Iſern Hinrik einmal ſeine Feinde haben fangen wollen, da er ſich gerade in einem Saale eben in einem Hauſe befand. Da ſie ſich nun um ihn drängten und kein Ausweg weiter war, iſt er in voller Rüſtung durchs Fenſter in den Hof geſprungen und alſo ihnen glücklich entkommen.

Darum ſagt man auch immer noch von einem, der alles durchmachen kann, und den nichts anſicht: Dat is recht ſo en iſern Hinnerk.

Presbyter Brem. bei Weſtph. III. 91 f. 75 f. Die Nordelviſche Saſſenchronik Staatsbürg. Magaz. IX. 360 weiß von Heinrichs Zuge zum Pabſte hiſtoriſcheres zu erzählen, was ganz abweicht von der mitgetheilten Relation. — Mündlich.

XXV.

Graf Klaes.

(† 1397.)

Graf Klaes, Iſern Hinriks Bruder, war gütig und freundlich gegen ſeine Unterthanen. Wenn den Bauern von den Vögten Leid widerfahren war, ſo pflegten ſie ihn in eigner Perſon zu beſuchen und ihm die Sache vorzutragen; dann hörte er ſie gerne. Wenn er aber ſah, daß die Bauern nicht zu ihm gelangen konnten, gieng er zu ihnen hinunter, fragte ſie was ihnen fehlte und entſchied ihre Sache.

Als einmal die Ditmarſchen ins Land fielen und plünderten, brachte er in Eile nur dreißig Reiter aus ſeinem Hofgeſinde auf und ließ die Bauern in der Nähe aus der Wilſtermarſch und Hademarſchen aufbieten, die willig folgten, und zog dem Feinde nach. Zuvor aber ſchickte er einen Kundſchafter aus. Als dieſer wieder zurückkam, ſagte er, der Feinde ſeien ſo viele, daß es unmöglich ſei, ſie zu ſchlagen. „Barmherziger Gott,“ rief da der Graf nach ſeiner Gewohnheit aus, „wie erſchreckſt du uns doch ſo! folget mir nach, wir müſſen doch ſehn, wer die ſind, die uns unſer Gut ſtehlen.“ Als ſie nun den Ditmarſchen nahe kamen, ſtanden dieſe und hatten ihre Spieße in die Erde geſteckt und ließen die Spitzen ſehen. Da hub Graf Klaes an: „Da ſind die Metzen, die tanzen alle; laſſet uns frölich den Reigen treten. Wird aber jemand ausdreben und nicht mit in der Reihe bleiben, der ſoll nicht werth ſein, daß wir ihn ferner unter uns leiden.“ Und alſo gieng es an den Tanz. Der Graf ſetzet ſeinen

Spieß an und rennt auf die Ditmarſchen zu; desgleichen thaten ſeine Diener und die Bauern. Da war da ein ſtarker Ditmarſche in einer geſtickten bunten Jacke. Den erſah ſich der Graf und kämpfte eine Weile mit ihm. Endlich ſchlug er mit dem Schwerte ihn mitten von einander, in einem Hiebe von dem Kopfe bis zum Sattel. So wurden die Ditmarſchen überwunden und flohen, obwohl ſie die Uebermacht waren. Die Schlacht geſchah bei Lippersle.

Letterbuben und Schmeichler konnte Graf Klaes nicht leiden. Einmal kam ein ſolcher aus Dänemark zu ihm nach Itzehoe, und hatte koſtbare Kleider und Ketten an, verziert mit den Wappen der däniſchen Edelleute. Der Graf ließ ihn unten an der Tafel bei der Spielleuten ſitzen und da die Mahlzeit geſchehen war, ſchickte er ihm vier Schilling zum Trinkgeld. Da ſprach einer von ſeinen Räthen, daß es doch nicht ſchicklich wäre einen ſolchen Mann mit ſo kleinem Biergelde gehn zu laſſen; „wenn er zu andern Herren kommt, wird er von euer Kargheit ſagen, und euch in übles Gerücht bringen.“ „Barmherziger Gott,“ hat da der Graf geantwortet, „was ſucht der Bube denn bei mir, dieweil er koſtbarere Kleider trägt als ich? Wie kann er mir ein bös Gerüchte machen? Von mir kriegt er nicht mehr.“

Presbyter Brem. bei Westph. III. 107 ff. Alb. Kranz Saxon. X. 10.

XXVI.

Klaes Lembeke.

(c. 1350.)

In Jütland war eine edle Wittwe, die das Schloß Dorning und viele Güter inne hatte; die nahm einen Holſten zur Ehe, den Ritter Klaes Lembeke, damit er ſie verteidige. Als nun derſelbe einmal auf den Höfen umherzog, die er mit der Wittfrauen bekommen hatte, fand er die Dänen, dieweil er ein deutſcher Mann war, aufſäßig. Da er ſolches ſeiner Frau ſagte, antwortete ſie: „Ich bin ein Weib, und kann den Tiſch decken und Eſſen und Trinken beſtellen. Sieh du zu, daß du alles herbeiſchaffſt. Es iſt ein Sprichwort, daß die däniſchen Bauern nicht gerne wenige herbergen, ſondern viele, wenn ſie mit Gewalt kommen.“ Das verſtand der Edelmann, und nahm mit ſich viele bewaffnete holſteiniſche Knechte und war den Bauern darnach willkommen.

Der König Woldemar warf bald einen Argwohn auf ihn und ſtellte ihm nach. Auf eine Zeit wollte er ihn mit einem Eide verpflichten, weil er in Jütland wohnte. Er aber ſagte er wäre ſeinen Herrn den Grafen von Holſtein verpflichtet. Als ihm aber der König zuſetzte, ſah Klaes Lembeke ſich um und als er merkte, daß er mit guten Freunden wohl verwahret wäre, ſprach er: „Dieweil der König einen Eid haben will, ſo ſchwöre ich ihm, daß ich ihm nimmer

will getreu ſein.“ Darauf antwortete der König: „Du haſt recht geſchworen und wir haben keinen Zweifel daran.“ Es nahm der König ſeine Worte aber gar tief zu Herzen, obwohl er ein Lachen daran gab und ſichs nicht merken ließ.

Eines Tages ließ er ihn zu ſich rufen nach Wordenburg, unter ſicherem Geleite. Klaes Lembeke kam zu Schiffe; als er nun zur Burg hinaufgieng, ſang ein Knabe aus der königlichen Dienerſchaft, dem er oft, freigebig wie er war, ein gutes Trinkgeld gegeben hatte, ihm zur Warnung dieſe Worte:

Das Waſſer ſiebt beim Feuer und ſiedet ſchon:
Die Eber mögen nur kommen.

Als Klaes Lembeke das hörte, verſtand er ihn wohl, begab ſich eilend wieder auf ſein Schiff und entkam.

Später hat er dem Könige wieder einen Schreck gemacht. Einem Biſchofe, von dem er wuſte, daß er nicht ſchweigen konnte und der dem Könige betraut war, brichtete er als ein groß Geheimnis, das er ja nicht vermelden ſolle, daß ihrer viele wären, die den König vergiften wollten. Der Biſchof entſetzte ſich und ſchwieg ſo lange, bis er zum König kam und der gerieth darüber ſo in Furcht, daß er aus ſeinem Reiche gen Böhmen zog und lange draußen blieb.

Endlich hat der König Klaes Lembeke mit einem großen Heere in der Borgſumborg auf Weſterlandföhr belagert. Nachdem er ſich lage männlich gewehret, gebrach es zuletzt doch an allen Lebensmitteln. Nur eine Kuh hatten ſie noch auf der Burg. Um den König glauben zu machen, daß ſie noch gut verſorgt ſeien, wurde dieſe jeden Tag, immer mit einer andern Haut bekleidet, auf dem Burgwall herumgeführt. Aber der König ließ darum nicht ab und Klaes Lembeke mußte endlich in einer Nacht auf einem kleinen Boote durch den großen Strom, der noch heute vom Burgwall in die See hinausgeht, entweichen. Man weiß nicht was aus ihm geworden iſt. Alle ſeine Schätze hat er aber vorher da in die Tiefe verſenkt und Leute, die nachher ſie haben heben wollen, ſind durch furchtbare Erſcheinungen daran gehindert. Klaes Lembeke ſoll auch in Schwanſen und in der Probſtei ein Schloß gehabt haben und man kennt ihn heutzutage noch recht gut. Den König aber hat es noch auf ſeinem Todbette gequält, daß er ihn damals nicht gebrüht hätte, als das Waſſer ſchon heiß war.

Presbyter Bremens. bei Weſtph. III. 79 f. Albert Kranz Saxon. IX. 23. Huitfeld I. 185. Alardus bei Weſtph. I. 1816. — Mündlich und durch Mittheilung des Herrn Schull. Hanſen auf Silt. vgl. No. 277. Anm. — Die Geſchichte von der Kuh wird auch noch heute in Jörning ſelbſt erzählt

XXVII.

Van dem edlen Helden Rolef Bojeken Sone

(1404.)

1.

Dar is ein nie Rat geraden
To Gottorp up dem Schlate:
Dat beſt Herr Klaes van Ahnefelde gedaen
Sinem edelen Herren to bate.

2.

He leet wol buwen ein gut Schlot
Unſem ertlichen Lande to gramme.
Do ſprak ſik Rolves Bojeken Sone
De beſte in unſem Lande:

3.

»Tredet berte, gi ſtolten Ditmerſchen,
Unſen Kummer wille wi wreken:
Wat Hendeken gebuwet han,
Dat konnen wol Hendken tobreken.«

4.

De Ditmerſchen repen averlut:
»Dat lide wi nummer mere;
Wi willen drumme wagen Hals und Gut
Und willn dat gar ummekeren.

5.

Wi willen drumme wagen beide Got und Blot
Und willen dar alle umme ſterven,
Eer dat de Holſten er Avermot
So ſcholde unſe Lant verderven.«

Neocor. I. 383. Hans Detleff Mſcr. Fol. 83. — to bate: zum Nutzen; wreken: rächen. Das Schloß war das feſte Haus Heldbrücke. Wir haben uns kleine Beſſerungen in Rückſicht auf Orthographie und Vers erlaubt; ſo auch ſpäter in den Liedern.

XXVIII.

Die adlichen Frauen holen die Leichen ihrer Verwandten aus Ditmarſchen.

(1404.)

Dreihundert holſteiniſche Edelleute, Bürger und Bauern ohne Zahl, waren in der Schlacht in der Hamme von den Ditmarſchen erſchlagen. Die Leichname wurden nicht begraben, ſondern blieben den Hunden, Wölfen und Raben zum Fraße liegen.

Die Ditmarſchen geſtatteten nicht einmal, daß ihre Freunde ſie begruben; es ſind die unbarmherzigſten Feinde. Sie verſpotten die Toten und entkleiden ſie; die Weiber recht wie wilde Thiere und Wölfinnen ſtecken die Magen auf hohe Stangen und führen ſie umher. Man darf keinem Ditmarſchen trauen; es gibt ein Sprichwort: „Weiſe mir deine Hand her; wachſen Haare drin, ſo will ich dir glauben.“ Daher hieß es in einem Liede:

Dem Ditmarſchen kannſt du Glauben geben,
Wenn du Haare in ſeiner Hand findeſt.

Als die Frauen und Töchter der Erſchlagenen deren elendes Loos vernahmen und ſie mit Bitten nichts bei den Ditmarſchen ausrichteten, da kleideten ſie ſich in lange weiße Gewänder wie Nonnen, giengen ſo ins Land und führten die Toten hinaus zu einem ehrlichen Begräbnis. Die Ditmarſchen aber ließen ſolches geſchehen aus ſonderlicher Andacht gegen die Jungfrau Maria.

(Presbyter Brem. bei Weſtph. III. 117.) Heinr. Manzan bei Weſtph. I. 99. 131. Neocor. I. 386. 388.

XXIX.

Frau von Poggwiſch.

(1404.)

Unter denen, die in der Hamme erſchlagen wurden, waren auch die acht Söhne der Frau von Poggwiſch. Ein Knabe ritt zu ihr und brachte ihr die Nachricht, wie es ergangen wäre; ihr Mann aber lebe. Voll Zorn und Schmerz richtete ſie da ſich auf und ſprach: „Nun der Herzog tot iſt, und dazu alle unſre Verwandte und alle unſre Söhne, und er noch alleine lebt, ſo war er kein Mann und ſoll nicht länger mein Gemahl heißen und nimmer an meiner Seite ſchlafen.“ Darauf verwünſchte ſie ihn und beklagte ihr Geſchick. Da antwortete der Knappe: „Edle Frau, wohl lebt euer Herr; aber zürnet nicht; denn er liegt ſchwer verwundet.“ Als ſie das hörte, erhub ſie ihre Hände und dankete Gott, daß er ihr ſolche Söhne und einen ſolchen Gemahl gegeben hätte, die nicht gezögert hätten Blut und Leben für ihren Herrn und ihr Land hinzugeben; und gieng alſobald hinaus, wo der Kranke lag, verband ihm die Wunden und pflegte ſein, wie eine getreue Hausfrau.

Heinr. Manzan bei Weſtph. I. 99. 132 ꝛc.

XXX.

Margaretas Tod.

(1412.)

Margareten, der Königin dreier Reiche, ſollte es, nachdem ſie durch ihre Liſt allerlei Böſes und große Zwietracht in unſerm Lande

angeſtiftet hatte, durch Gottes Willen am Ende ihres Lebens geſchehn, daß ſie nicht einen Fuß breit Landes hatte, darauf ſie ſterben konnte. Sie befand ſich auf einem Schiffe im Flensburger Hafen; alſobald erhub ſich ein gräuliches Unwetter mit Blitzen und Donnern und in dem verſchied ihre Seele.

Auch erzählt man, ſie habe einen Rathmann zu Flensburg ungerechter Weiſe radebrechen laſſen. In ſeinem letzten Augenblicke forderte er die Königin auf, nach dreien Tagen mit ihm ſich vor dem höchſten Richter zu verantworten. So geſchah auch. Am dritten Tage ward ſie tot gefunden, da ſie allein auf einem Schiffe war.

Presbyter Brem. bei Weſtph. III. 115. Nordelbiſche Sachſenchronik im Staatsbürgerl. Magazin IX. 366.

XXXI.

Erich verwüſtet Fehmern.

(1419.)

Zweimal hatten die Fehmerſchen ſchon das große Heer des Königs zurückgeſchlagen und er vermochte nicht mit ſeinen Schiffen das Land zu gewinnen. Da übten die Einwohner und die Holſten, die ihnen beiſtanden, allerlei Muthwillen und Hohn, als er abzog; ſie wieſen ihnen den Hintern und ſangen:

Wenn de Koh kann Syde ſpinnen,
Sall König Erich unſe Lant gewinnen.

Darüber aber ergrimmte der König und ſeine Leute ſo, daß ſie die Inſel zum dritten Male angriffen und bei ihnen beſchloſſen, ſie zu gewinnen, oder lieber alle zu ſterben. Die Einwohner wehrten ſich männlich, erſchlugen 1500 Dänen, des Königs Vetter und viele Edelleute und Ritter; aber endlich drangen die Dänen doch auf den Sand und wüteten nun wie tolle Hunde. Es galt ihnen alles gleich, geiſtlich und weltlich, jung und alt, Mann und Weib; Frauen und Jungfrauen wurden geſchändet und dann gräulich getötet, und viele Kinder ertränkt. Andere ließ der König ausſetzen auf eine öde Inſel, daß ſie da verſchmachteten. Es thaten ſich eine Anzahl Jungfrauen zuſammen, machten einen Reien und giengen tanzend vor ihn hin und ſangen dazu, weil ſie dachten, ihn ſo zur Barmherzigkeit zu lenken. So wie aber jede vor ihn kam, ließ er ſie nacheinander erſtechen. Zweihundert und mehr Leute hatten ſich in eine Kirche geflüchtet; er aber ließ ſie ohne Barmherzigkeit nackt und bloß hervorziehn, niederwerfen wie Schweine und wie Fröſche ſpießen, daß das Blut in Bächen in den Straßen floß. Darnach beraubte er die Kirchen, und ſchonte nicht die heiligen Sakramente und Kleinode. Kirchen, Häuſer und Dörfer wurden zerſtört und bis auf den Grund nieder gebrannt und alles Lebende getötet, daß nicht ein Hund in dem Lande blieb.

Als der König nun die Verödung ſah, da graute es ihm doch; und als endlich ein heiliges Bild (man hat es lange nachher noch gezeigt) Blut ſchwitzte, ließ er ausrufen, daß wer noch etwa am Leben wäre, ſolle getroſt hervorkommen und keines Uebels zu befahren haben. Da waren von allen noch drei am Leben; der eine hatte ſich in der Landkirchener Kirche verbergen, der andere in einer Schlucht bei Burg, und der dritte in der Vitzdorfer Steinkiſte. Man zeigt dieſe Oerter noch heute, und hat den König Erich auch bis auf dieſen Tag noch nicht vergeſſen und lange noch ein Lied gekannt von dem gräulichen Blutbade, das er anrichtete. Er aber hat für ſeines Lebens Zeit darnach nicht wieder froh werden können und ſo oft er an den Tag, da er Fehmern eroberte, nur gedachte, hat er immer bitterlich geweinet.

(Bis zu dieſen Zeiten gieng auch ein großer Strom bei Oldenburg vorbei; den hatte König Erich verſchüttet. Weil die Oſtſee nun hier verlor, erweiterte ſie ihre Bahn zwiſchen Fehmern und Holſtein, und verſchlang die Kolberger Heide. Im Weißenhauſer Archive liegen noch Papiere, ſagen die Leute, die beweiſen, daß der Sund ſo ſchmal geweſen iſt, daß die Leute von Flügge auf Fehmern grades Weges und trocknes Fußes auf einem hingelegten Pferdekopf nach Weißenhaus herüberkamen, um Hofdienſte zu thun.)

Presbyter Brem. bei Weſtph. III. 161. Nordelbiſche Saſſenchronik a. a. O. S. 368. Joh. Petersen S. 122. Chriſtian Kortholt Fehmaria desolata. Hamburg 1695. S. 12. Hanſen Fehmarn S. 284 ꝛc. — Paſtor Kählers Bericht, Mſcr., an die Geſellſchaft für vaterl. Alterthümer.

XXXII.

Herzog Alf der Achte.

Die Königin Margareta von Dänemark ließ einmal die Kinder des Herzogs Geerts vor ſich kommen und gab dem älteſten Hinrik und dem jüngſten Alf ein Kleinod zum Zierat am Hut. Aber dieſer junge Herr wollte es nicht auf ſeinem Kopfe haben. Da ließ ſie es ihm auf den Aermel binden; aber auch da riß er es wieder mit ſeinen Händen ab. Zuletzt ward es ihm auf den Rücken genäht. Da ſaß das Kind nieder, ſetzte den Rücken gegen die Bank, und rieb es herunter. Da prophezeite die Königin: „Du wirſt ein großer Feind meines Reiches werden.“

Solches iſt auch eingetroffen. Zu keiner Zeit war unſer Land glücklicher und es hat lange das Sprichwort gegolten: Es iſt nicht mehr wie zu Herzog Alfs Zeiten.

Presbyter Brem. bei Weſtph. III. 160 u. 167. Das Sprichwort bei Laß huſumſche Nachrichten, Krafft Jubelgedächtniß ꝛc.

XXXIII.

Ralves Karsten.

(1434.)

Die Ditmarschen wurden in dem Jahre unter sich uneins und theilten sich in zwei Parteien. Von dem Hauptmann der einen, der Ralves Karsten hieß, sang man nachher diesen Vers:

Ralves Karsten kleiner Been,
Wo heftu dat also verseen
In disser sulven Saken:
Kummestu to Meldorp in,
Dyn Hövet geit up den Staken

Necorus I. 404.

XXXIV.

Die Wogenmänner.

(1370.)

Die Wogenmänner hatten sich an der Westerhever eine große Burg gebaut, die hieß die Wogenmannsburg. Sie hatten kleine und große Schiffe und raubten damit binnen und außer Landes, und hatten die ganze Westerhever wüste gemacht. Das Gut führten sie alles auf die Burg und nahmen die schönsten Mädchen mit Gewalt mit hinauf, behielten sie da und gaben sie ihren Knechten. So hatten sie schon vierzehn ehrliche Bauerntöchter genommen und das ganze Land betrübte sich sehr darüber. Da versammelte der Staller Owe Hering aus den Landen Ewerschop und Utholm das Volk am Margaretentage und zogen zu Schiffe und zu Fuß vor die Burg. Eine Jungfrau, die sie zuletzt hinaufgeholt hatten, hatte sich mit so schlauen Worten verteidigt, daß sie noch Jungfrau geblieben war; denn sie hielt sich so tapfer, als ob sie im Harnisch von der Burg stürmen wollte. Als nun die Lande mächtig und kühn davor zogen und stürmten, und die auf der Burg in großer Wehre stunden, schlich sie zu der Brücke und ehe sie davon wusten, ließ sie die Brücke fallen, sprang damit hinunter und hielt sie also lange mit wehrender Hand, daß die Lande hinaufdrängeten und die Burg gewannen, was sonst ihnen nimmer gelungen wäre. Da hielt der Staller Owe Hering ein Ding vor der Brücke mit den zween Landen und der zween Lande Rathleute über alles Volk, das man in der Burg gefangen hatte. Und es geschah ihnen, wie nach dem Rechte Räubern und Jungfrauenschändern geschieht. Alle Frauen und alles Gut, das auf der Burg war, nahmen sie und zerstörten dieselbige. Etliche Frauen versenkten sie ins Wasser; allem Mannsvolk aber schlug man die Köpfe ab und warf die Leichen in die Rendeln; es waren ihrer sechzig, ohne ihre

Frauen. Die Frauen aber, die ſie geraubt hatten, ſtanden dabei und ſahen wie ihr Leid gerächt ward.

Aus den Baumaterialien der Burg erbaute man die Kirche und das Paſtorat zu Weſterhever, die jetzt auf dem Burgplatze ſtehen.

Chronicon Eiderostad. im Staatsbürgerl. Magazin 9. 701. Helmr. ed. Falck 1. 177. Peter Sax bei Westph. 1. 1367.

XXXV.

Klaes Störtebeker und Göde Micheel.

(1400.)

1.

Störtebeker und Göde Micheel waren Seeräuber und trieben lange Zeit vor der Elbe ihr Weſen, ſo daß kein Schiff heraus oder herein konnte, ſie hätten es denn erſt vergenommen. Unſer König und die Hamburger konnten ihnen nichts anhaben. Endlich aber hat ein Blankeneſer Fiſcher ſie gefangen, als ſie einmal in der Elbe lagen. Er war ihr alter Bekannter und Kamerad geweſen, ward freundlich von ihnen aufgenommen und bat ſein Boot an ihr Schiff zu legen, weil das Waſſer unruhig ſei; er wolle ſich Eſſen kochen. Da es nun Nacht ward, und ſie meinten, er ſei mit dem Eſſen beſchäftigt, ſchmelzte er Blei und löthete ihnen das Steuerruder damit feſt. Unbemerkt entfernte er ſich dann und machte den Hamburgern davon Anzeige, die ihn bis an ſeinen Tod gut dafür verpflegen ließen.

Drei Jachten machten ſich ſogleich auf, wie man verſichert, eine aus Hamburg, eine aus Altona und die dritte eine preußiſche. Am Morgen fielen ſie über die Seeräuber her und da dieſe ſich nicht rühren konnten, wurden ſie nach tapferer Gegenwehr endlich alle gefangen. So brachte man ſie, ſiebenzig an der Zahl, nach Hamburg und alle wurden auf dem Grasbrook geköpft, wobei ſo viel Blut floß, daß es dem Scharfrichter bis an die Knöchel gieng. Nach der Hinrichtung fragte ihn der Senat, wie ihm dabei zu Muthe geweſen ſei. „O, geſtrenge Herren," antwortete er, „mir war ſo wohl dabei, daß ich auch noch den ganzen hochweiſen Senat hätte abthun mögen." Dieſe kecke Antwort aber muſte er mit ſeinem Leben büßen.

Vergebens hatten die Hamburger in dem Schiffe nach großen Schätzen geſucht; da man nichts fand, verkaufte man es endlich an einen Zimmermann es zu zerſchlagen. Als der aber die Säge anſetzte, traf er gleich auf etwas Hartes und bald ſchimmerte ihm das helle Metall entgegen. Er machte dem Magiſtrat Anzeige davon und als man nun die Maſten unterſuchte, war der eine mit purem Golde, der andere mit Silber und der dritte mit Kupfer angefüllt. So waren auch die übrigen Balken ausgehöhlt. Man belohnte den Zimmermann reichlich und ließ aus dem Golde eine Krone verfertigen,

die um den St. Catharinenthurm herumreichte. Daraus haben die Franzoſen ſpäter Ducaten geſchlagen.

Mündlich vom Herrn Cand. th. Mejahl aus der Eidmarſch und durch Herrn Hanſen in Keitum auf Silt und aus Tondern.

2.

Man weiß noch vieles von Störtebeker und Göde Micheel zu erzählen und lange iſt hier im Lande ein Lied von ihnen geſungen worden. Sie haben in Bembüll in der Wiedingharde, in der Ubienflucht im Amt Steinburg, an der Stör nicht weit von Hohenaspe und Mehlbek, und anderswo, auch in Däniſch Wohld und Angeln, ihre feſten Burgen und Schlupfwinkel gehabt. In dem Schwabſteder Mühlenberg haben Störtebeker und Göde Micheel eine große ſilberne Tafel vergraben, und ſo arg mit Seelen verbannt, daß es niemand noch gelungen iſt, ſie zu heben. Bei Puttlos, an der Oſtſee in der Nähe von Oldenburg, wo ſie auch einen Sitz hatten, haben ſie viele unterirdiſche Gänge angelegt, und da ihre Schätze verborgen; ſie konnten dadurch vom Schloſſe bis an das wilde Waſſer kommen, und hatten ihren Ausgang beim Weinberg, einem Holz auf einem Berge. Daher hat man noch heute in Oldenburg das Sprichwort: Du kümms tou laet in'n Wendarg. Da bei Oldenburg leben auch noch Nachkommen von Störtebeker.

Folgende Geſchichte, ſagen einige Leute, ſei dem Gertmicheel paſſiert:

In Wandelwitz (oder in Kreß, wie andere ſagen,) war einmal eine große hübſche Dirne. Aber auf einmal verſchwand ſie und man wuſte nicht wo ſie geblieben war. Die beiden Eltern grämten ſich Tag und Nacht um das einzige Kind; aber alles Suchen war vergebens. Es vergiengen ſieben Jahre und faſt hatte man ſie ſchon vergeſſen; da war ſie mit einem Male wieder da und niemand wuſte wieder, wo ſie hergekommen ſei. Groß war die Freude der Eltern, aber keiner konnte es von ihr herausbringen, wo ſie ſo lange geweſen; ſie ſagte immer, daß ſie es nicht verrathen dürfe. „So klag es dem großen Stein, der neben der Seitenthür liegt," ſagte die Mutter. Da gieng die Tochter hin, kniete nieder und ſprach:

Stein, ich klag dir meine Noth,
Der Räuber hat mich nach dem Weinberg weggeholt.

Und ſie erzählte weiter, daß ſie die ſieben Jahr bei ihm geweſen ſei und ihm ſieben Kinder geboren hätte; ſie hätte immer gerne einmal wieder nach Hauſe gewollt, aber der Räuber hätte es nicht haben wollen; ſonſt hätte ſie es gut bei ihm gehabt und könnte über nichts klagen. Endlich aber habe ſie Erlaubnis erhalten, aber ihm vorher verſprechen müſſen, keinem zu ſagen, wo ſie ſo lange geweſen ſei, und er habe geſchworen, wenn ſie nicht wieder käme, würde er ihren Kindern die Köpfe abhauen und auf einen Weidenzweig ziehen;

käme ſie aber wieder und hätte ſie ihn verrathen, ſo würde er ſie dazu umbringen.

Während der Zeit, daß ſie das dem Stein klagte, ſtand die Mutter hinter der Thür und hatte alles gehört; weil ſie aber ihre Tochter gerne retten wollte, erſann ſie eine Liſt.

Als daher die Tochter zur beſtimmten Zeit nach der Höle zurückkehren wollte, ſagte die Mutter: „Hier iſt ein Beutel mit Erbſen; den nimm und wie du gehſt, laß eine Erbſe nach der andern fallen bis dahin, wo der Räuber wohnt.“ Die Tochter merkte wohl, was die Mutter im Sinne hatte. Sie hatte den Räuber lieb gehabt; aber da ſie nun wieder zu ihm ſollte, graute ihr doch vor ihm. Sie nahm daher den Beutel und that wie ihr geſagt war. Der Räuber war voller Freude als ſie wieder kam, und nahm ſie aufs beſte auf. Aber bald kam ſie ihm doch wunderlich vor und er wuſte nicht was er denken ſollte. „Komm,“ ſagte er, „kämme mir das Haar und louſe mich ein wenig!“ Und damit legte er ihr ſeinen Kopf in den Schooß. Wie ſie nun ſaß, und that wie er geſagt hatte und ſie daran dachte, daß ſie ihn verrathen habe und er ſie doch immer ſo lieb gehabt hätte, und nun wohl bald die Leute aus dem Dorfe kämen und ihn totſchlügen, da ward ihr doch weich und Thränen fielen ihr aus den Augen nieder in den Schooß. Als der Räuber nun die warmen Tropfen im Geſichte fühlte, da ſprang er auf und ſprach: „So haſt du mich doch verrathen,“ ergriff ihre Kinder und tötete eins nach dem andern; dann zog er die Köpfe auf einen Weidenzweig und hengte ſie in der Höle auf. Das muſte ſie erſt all mit anſehn und darauf wollte er ſich über ſie her machen. Aber da kamen die Wandelwitzer eben zur rechten Zeit (die Mutter hatte ihnen den Weg gezeigt) und überfielen den Räuber und töteten ihn. Alſo ward die Tochter gerettet: aber ſie ward in ihrem Leben nicht wieder froh und glücklich.

Mündlich und nach Mittheilung des Herrn Schull. Anees in Neumünſter.

XXXVI.

Die Räuber in der Engelsborg.

Zwiſchen Nindorf Bargenſtede und Barenwinkel bei Meldorf liegt die Engelsborg. Die iſt ſo hoch, daß man von da ins Land Wurſten jenſeit der Elbe ſehen kann. Früher haben da einmal Mörder gewohnt in der Kuhle, aus der man meint der Berg herausgetragen ſei. Viele Jahre haben ſie da ihr Gewerbe getrieben und viel Schaden ringsumher angerichtet. Ein Mädchen hatten ſie geraubt und lange bei ſich gehabt; die aber hat endlich mit Wolle Zeichen gegeben, wo ſie ſich aufhielten. Und da man ihnen nun nicht anders beizukommen wuſte, hat man ſie mit ſiedend heißem Waſſer aus der Höle heraus geſchmort. Zwei wurden gefangen und bei Meldorf hingerichtet. — Es iſt aber das Land hier vor Alters voller Hölzungen und Wald geweſen, alſo daß ein Eichhörnchen von der Singel in Meldorf an bis

zu Oſten an des Landes Grenze auf einen Bäumen ſpringen konnte, ohne den Boden zu berühren. Daher überall viel Speiunken und Mörderkuhlen im Lande geweſen ſind, ſonderlich zu der Zeit ehe Karolus Magnus den chriſtlichen Glauben einführete.

Neocorus I. 255. Hans Detleff Mſcr. Fol. 32 b. S. zu N. 102.

XXXVII.

Der lange Peter.

Der lange Peter war von der Inſel Silt gebürtig und ward ein Seeräuber. Seine Matroſen und Schiffsleute hatten zum Zeichen ihres Ordens auf ihren Kleidern an der einen Seite den Galgen und an der andern ein Rad. Er pflegte ſich zu nennen:

Der Dänen Verhärer,
Der Bremer Vertärer,
Der Holländer Krüg und Beleger,
Der Hamborger Bedreger ꝛc.

Von ihm iſt noch eine Schanze in den Dünen auf Silt zu ſehen.

Sie plünderten einmal da zu einer Zeit als die Männer von der Inſel faſt alle auf der See waren. Da vereinigten ſich alle noch übrigen Einwohner, jung und alt, Weiber und Männer, beſonders aus den Dörfern Weſterland und Tinnum, und zogen ihnen entgegen, indem ſie das Lied dazu ſangen:

Dat geit dar na to mit alle Mann
Mit Böſſen Staet en Forken:
De hier nicht fechten will en kann,
Dat ſint wol rechte Schorken.

Man ſchlug die Räuber und nahm ihrer acht in dem Hauſe des Strandvogts Erk Mannis gefangen. Sieben wurden nachher auf dem Galgenhügel zu Norden Keitum gehenkt; den achten ließ man laufen, weil er noch ein Knabe war. Er rächte aber nach einigen Jahren den Tod ſeiner Genoſſen, indem er in einer Nacht das Haus jenes Strandvogts anzündete und abbrennen ließ.

Grauer Erklärung des Götzendienſtes Horn. Tondern 1737. 1. S. 61. bei Rhode Antiquitäten Remarques und nach einer Mittheilung des Herrn Schull. Hanſen auf Silt.

XXXVIII.

Andre Seeräuber.

I.

An der ſüdöſtlichen Ecke der Inſel Alſen liegt eine Halbinſel Kajnäs, die durch einen ſchmalen Landſtrich mit Alſen zuſammenhängt.

Dort ſtand früher eine Burg, in der der Näſſekonge Kaj hauste und Seeräuberei trieb. Man wuſte viel von ihm zu erzählen, und ein Prediger in Lysabbel hat das einmal alles aufgezeichnet

Hanſen im Archiv für vaterl. Geſchichte IV. 292. und Zollaſſiſtent Paſchke im Bericht der Geſellſchaft für vaterl. Alterthümer 1836. S. 6. Vgl. Danſk Att. VII. 135.

2.

Bei dem Dorfe Wiſch in der Probſtei lag ein Schloß Bramhorſt, wo lange Zeit Seeräuber wohnten, bis die Kaiſerlichen die Burg zerſtörten; ſie hatten auf dem Kaisersberg ihr Lager.

Schmidt in Provinzialberichten 1812, 270. Vgl. 1815, 391

3.

Auf der kleinen Inſel, die Barsöe heißt, bei Apenrade wohnte einſt ein König Bars, der ſehr unruhiger Natur war. Vor Jahren hat man noch ein Lied von ihm geſungen, das ſo anfieng:

Hvad om den gamle Bars
Erdnu engang saae op n

Outzen Alterthümer Schlesw. S. 56.

XXXIX.

Peter Muggel.

In den Zeiten, als Hamburg und Lübek noch mächtig waren, hatte der kühne Räuber Peter Muggel das Dorf und Schloß Schwienkulen bei Arensbök in Beſitz. Von hieraus plünderte er die ganze Umgegend und beſonders paßte er den Kaufleuten und den mit Waaren bepackten Wagen auf, die zwiſchen jenen beiden Städten hin und herzogen. Bald ward es dieſen jedoch zu viel und ſie ſchickten ihre Soldaten, die das Dorf und das Schloß in einen Trümmerhaufen verwandelten. Der Hügel, wo das Schloß ſtand, heißt heute noch der Muggelberg. Aber Peter war längſt auf einen ſolchen Ueberfall gefaßt geweſen und hatte ſeine beſten Schätze und ſein baares Geld, das er ſich zuſammen geraubt hatte, ſchon in eine Höle bringen laſſen, die er in der Klenzauer Weide, einem Holz bei dem Dorfe Klenzau, eigens dazu eingerichtet hatte. Als nun die Soldaten ſein Neſt zerſtörten, floh er auf ſeinem Schimmel dahin und ſetzte bald ſein früheres Geſchäft eifriger fort, als vorher. Alle Bemühungen der Städte ſeinen Schlupfwinkel zu entdecken, blieben lange fruchtlos. Endlich fand man ihn, aber er wuſte mit ſeinen tapfern Gefährten die gegen ihn ausgeſchickten Leute zu ſchlagen. Die Bürger ſchickten aber immer neue Mannſchaft und ſo hatte Peter Muggel bald alle ſeine Genoſſen verloren und muſte fürchten ſelbſt in die Hände ſeiner Feinde zu gerathen. Aber er wollte doch

nicht seine Schätze an sie kommen lassen und selber das Äußerste versuchen.

In einer dunkeln, stürmischen Nacht berief er darum den Teufel. Bald erschien dieser in der Gestalt eines schwarzen Bocks und befahl ihm, eine Grube zu graben und die Schätze da hineinzulegen. Als Peter nun die erste Erde aufwarf, ward es um ihn hell wie am Tage; denn vor ihm stand der schwarze Bock mit einem brennenden Licht unter dem Schwanze. Als die Grube fertig war, ward der Schatz gezählt hineingelegt und der Teufel setzte sein Siegel darauf, das noch als ein platter Stein zu sehen ist. „So," sagte der Teufel, „nun ist dein Schatz verwahrt; willst du oder ein Anderer ihn einmal wieder haben, so müßt ihr in einer eben solchen Nacht wie diese, mit einem eben solchen Bock wie ich bin, und der euch auf dieselbe Art leuchtet, kommen; aber wenn der Bock auch nur ein weißes Härchen hat, oder ihr anderes Licht gebraucht, wird eure Arbeit umsonst sein."

Da nun bis auf den heutigen Tag des Teufels Siegel unberühret an demselben Orte liegt, so wird der Schatz auch nicht gehoben sein. Dem Peter Muggel aber waren seine Tage gezählt.

Bald machten die Lübeker wieder Jagd auf ihn. Um seine Verfolger zu täuschen, ritt er in der Dämmerung zu einem Schmiede, ließ seinem Schimmel die Hufen verkehrt aufsetzen und ritt so wieder in seine Höle. So, meinte er, würden sie glauben, er sei ausgeritten. Sie fanden auch bald die Spur und dachten auch wirklich so; aber in der Hoffnung, Schätze zu finden, giengen sie in die Höle und fanden den Räuber schlafend. Da machte einer sich über ihn her und erstach ihn. Sie hätten ihn wachend auch gewis nicht besiegt.

Seit der Zeit jagt Peter Muggel noch oft auf seinem dreibeinigen Schimmel in der Nacht durch das Dorf Gieselrade mit furchtbarem Gerassel und Getöse. Er reitet dann zu einem großen Teiche in der Nähe des Dorfes und schwemmt da sein Pferd und kehrt eben so wieder nach seinem Schlupfwinkel zurück. Jedermann muß sich hüten, ihm zu begegnen.

Mitgetheilt durch Herrn Schullehrer Kirchmann in Eutin und mündlich. — 1170 verkaufte Frau Abel, Eggerd Muggels Wittwe, das Dorf und den Hof Schrienkuhlen an das Kloster Arensbök. Schröder Topographie von Holstein. II, 340.

XL.

Wesebye.

In Wesebye an der Schlei stand vor vielen Jahren eine große feste Burg, wo ein Fürst mit Namen Weser seinen Sitz hatte. Er trieb von da aus nach allen Seiten hin zu Wasser und zu Lande Räuberei und plackte die Umgegend aufs unbarmherzigste. Seine sanfte Schwester machte ihm oft darüber Vorstellungen und warnte

ihn; er kehrte ſich nicht daran. Es kam aber bald ſo weit, daß die Ritter aus der Nähe und ihre Leute ſich vereinigten und ſeine Burg überfallen wollten, als Weſer gerade auf einem Raubzuge auf der Schlei abweſend war. Doch bekam er Nachricht und wollte zurückeilen, als er aber eben ans Land ſtieg, ward er überfallen und gefangen genommen. Man ſtellte ihm nun die Bedingung, daß er am Leben bleiben ſollte, wenn er ſeine Burg übergäbe, und da es keinen andern Ausweg für ihn gab, muſte er ſich ſchon dazu verſtehen. Allein ſeine treuen Leute auf der Burg hatten ſich unterdeß gerüſtet und wollten nichts von einer Uebergabe wiſſen, ſondern beſchloſſen, das Äußerſte zu wagen, brachen in Haufen heraus und fielen über die Feinde her, bis es ihnen gelang, ihren Herrn zu befreien. Die Burg war ſtark befeſtigt und mit Allem wohl verſehen; darum hätte ſich die Belagerung nun ſehr in die Länge gezogen, wenn es nicht den Feinden gelungen wäre, bei einem ſtarken Winde ſie in Brand zu ſtecken. An ein Löſchen war bald nicht mehr zu denken; da beſchloß Weſer lieber einen ruhmvollen Untergang als eine ſchmachvolle Gefangenſchaft zu wählen. Mit ſeiner Schweſter trat er auf einen Thurm des Schloſſes und ſtürzte vor den Augen der Feinde ſich mit ihr in die Flammen. Das Schloß brannte bis auf den Grund nieder. Aus den Trümmern wurden ſpäter einige Hütten da gebaut und ſo entſtand das Fiſcherdorf Weſebye.

Durch Herrn Stud. Niſſen.

XLI.

Adelbrand und Antolille.

Unfern der jütſchen Grenze liegen zwei Güter Fobeſtet und Drenderup, wo einſt ein paar feſte Burgen waren. Auf Drenderup hauste ein wilder, roher Ritter, Herr Adelbrand, der entbrannte in heftiger Liebe für Fräulein Antolille auf Fobeſtet. Aber auf ſeine demüthige Bewerbung gab das Fräulein ihm zur Antwort, er gleiche dem Hunde ihres Vaters, und als er darauf zärtlicher und dringender ſeine Bitte wiederholte, meinte ſie, er ſei nicht beſſer als ein alter Pantoffel. Da war des Ritters Geduld bald zu Ende, ſeine Liebe verwandelte ſich in grimmigen Haß, und er ſchwur der Stolzen die blutigſte Rache. Seit der Zeit wagte ſich das Fräulein nicht von ihres Vaters Burg.

Es vergiengen ſieben Jahre. Da verbreitete ſich das Gerücht, Ritter Adelbrand ſei auf einer Reiſe geſtorben. Da athmete Fräulein Antolille einmal wieder auf und befahl, ſogleich die Pferde vorzuſpannen; ſie wolle zur Kirche fahren, die ſie ſo lange nicht beſucht hatte. Aber kaum war ſie auf dem Wege, als Adelbrand mit ſeinen Leuten hervorbrach, den Wagen anhielt, die Diener entwaffnete und das Fräulein ergriff. Dann band er die Unglückliche an den Schweif ſeines Pferdes und jagte ſo in wildem Galopp ſeiner Burg zu. Die Mutter ſah von den Fenſtern ihres Schloſſes das Schickſal ihrer Tochter und

ſtarb vor Schreck und Schmerz mit ihr in demſelben Augenblick. Kaum aber hatte Adelbrand die That vollbracht und ſeine Rache gekühlt, ſo fiel er in Verzweiflung und ermordete ſich ſelbſt. Am folgenden Morgen begrub man die drei Leichen in Drenderup.

Obgleich aber Adelbrand feierlich beſtattet ward, kehrte ſein Schädel, in dem die böſe Liſt erſonnen war, doch ſtets zurück nach Drenderup und konnte keine Ruhe in der Erde finden. Selbſt der jetzige Beſitzer hat den Todtenkopf noch fortbringen und begraben laſſen, aber dennoch kam er wieder an ſeinen vorigen Platz auf dem Boden des Herrenhauſes zurück und hat da ſchon manchen, namentlich Diebe, erſchreckt.

Schriftliche Mittheilung.

XLII.

Prinzeſſin Thyra.

Up de Thürenborg by lütten Dannewerk hett vær lange Tyden ene Künnigsdogter ſäten, de wür Thüra nennt. Na äer heet eek noch de Borg ſo. Nu keem da mael en frömde Prinz, de wull na äer fryen. He weer awer ſo heßlich, dat em keen Minſch lyden kunn; de Prinzeß wull em eek ungeern nämen, ſe kun em et awer nich afſlaen. Tolezt füll äer en Raet by. As dat de Hochtyt ſyn ſul, neemen ſe en Spatzeerritt vær, den ollen Wall entlank na Hollingſtäd, da güng da tomael noch en Inbucht van de Weſterſee herin. Daben reed ſe mit ären Brüdegam. As ſe nu werrer terügg ryden wullen, leet ſe mit een Mael äer Schörteldoek fallen, as wenn de Wint dat weg weit harr. Da ſä de Prinz: „Prinzeß, ſe hett äer Schörteldoek fallen laten; will ſe dat nich mitnämen?“ Da ſä ſe em to Antweert darup: „Wenn he en rechtſchapen Cavalerr is, ſull he doch fülven afſtygen, junge Herr, unn my dat Doek upnämen.“ Da ſteeg he af unn buck ſik dael; ſyn Swäert weer awer an den Sadel faſt. Da reed de Prinzeßin hen to, trëck dat Swäert ut unn ſlöeg em den Kopp af. As ſe nu to Hues keem, ſul ſe ſeggen, wo äer Brüdegam weer. „Ah!“ ſegt ſe, „wy reden den ollen Wall entlank, da kemen de Unholden achter uns unn hebbt em faten krägen unn em den Kopp afſlaen; ik awer reed weg.“ Da würr de Dode upſöcht unn in en Arſenbarg legt up dat Esperſtierfer Feld. Dat plegt man nu to nennen in de Dreebargen.

Nach mündlicher Relation im Dorfe Kurborg bei Schleswig wörtlich niedergeſchrieben von Herrn cand. ph. Arndt.

XLIII.

Herr Hinrich.

I.

Der Hinrich und ſine Brëder alle dree
vull grone,

Se buwerden ein Schepken, ein Schepken tor See
umb de adeligen Roſenblomen.

2.

Do dat Schepken dat Schepken rede wer
vull grone,
Se ſetteden ſik darin, ſe forden all darben
umb de adelige Roſenblome.

3.

Do ſe weſtwarts awerquemen
vull grone,
Do ſtunt dar ein Goldſchmedes Son vor der Dör
mit der adeligen Roſenblomen.

4.

„Weſet nu willkamen, gi Herren alle dree
gar hübſch und gar ſchone:
Wille gi nu Mede eſte wille gi nu Wyn?“
ſprak de adelige Roſenblome.

5.

„Wi willen nenen Mede, wi willen nenen Wyn,
vull grone:
Wi willen eines Goldſchmedes Dochterlin han,
de van adeligen Roſenblomen.“

6.

„Des Goldſchmedes Dochter krige gi nicht,
gar hübſch und gar ſchone:
Se is lütke Leiken all togeſeat,
de adelige Roſenblome.“

7.

„Lütke Leike, lütke Leike de kriget ſe nicht,
vull grone;
Da wille wi dree unſe Helfe umme wagen,
umme de adeligen Roſenblome.“

8.

Lütte Leike toeg ut ſyn blankes Schwert,
vull grone;
He houw Her Hinrik ſinen lütken Finger af
umb de adeligen Roſenblome.

9.

Her Hinrik toeg ut ſyn blankes Schwert,
gar hübſch und gar ſchone;
He houwd lütte Leiken ſyn Höved wedder af
umb de adeligen Roſenblomen.

10.

„Ligge du alder, ein Aruſekrei,
vull grone;
Myn Herte dat is hundert duſent Freuden vull
umb de adeligen Roſenblome.

11.

Lütke Loike ſine Kinder de weenden al ſo ſer,
vull grone:
»Morgen ſcholn wi unſen Vader begraven
umb de adeligen Roſenblomen.«

Mit kleinen Berichtigungen aus Hans Detleff, fol. 26 b. 27 a. (Neocor. II, 569), vgl. Neocor. I, 177. Das Lied ward in Ditmarſchen beim Trümmekendanze geſungen. Vul grone iſt vielleicht corrumpiert aus vul grome, voll Grimm; rede bereit; Krufekrol Krauskopf?

XLIV.

Klaes Steen.

Wer von Schalkholz nach Tellingſtede geht, findet auf halbem Wege einen Stein aufgerichtet, mit alten verwitterten Buchſtaben, den die Leute in der Umgegend Klaes Steen nennen und bei dem ſie folgende traurige Geſchichte erzählen.

Zwei Brüder, Klaes und Karſten Groth in Schalkholz, waren beide in ein hübſches Mädchen in Tellingſtede verliebt. Sie war beiden gleich gut, aber keiner der Brüder wollte freiwillig vor dem andern zurücktreten. Endlich zog ſie den jüngern Karſten vor, und als Klaes es merkte, erwachte in ihm die furchtbarſte Eiferſucht. Sein glücklicherer Bruder kam einmal an einem Abend von Tellingſtede zurück, da lauerte er ihm auf halbem Wege auf und erſchlug ihn. Zur Erinnerung an dieſe That ward der Stein geſetzt, und man will darauf die Worte leſen:

Klaes Groth
ſloeg hor ſynen Broder doet.

Durch H. Schull. Gudenrath.

XLV.

Die beiden Brüder in Sundewitt.

Auf der Philippsburg in Sundewitt wohnte einſt ein Herzog, der das Gut beſaß; er hatte zwei Söhne. Als er auf dem Sterbebette lag, ließ er ſich von ihnen die Verſicherung geben, daß ſie das Gut nicht theilen, ſondern mit einander beſitzen und verwalten wollten. Der Jüngere zog ſpäter nach Kopenhagen, um zu ſtudieren, während der Ältere auf dem Hofe blieb. Dort verliebte ſich jener in ein Mädchen und verlobte ſich mit ihr. Als nun ſein Bruder die Nachricht erhielt, lud er ihn ein, mit ſeiner Braut auf den väterlichen Stammſitz zu ihm zu kommen. Gerne folgte der Jüngere dieſem Wunſche; beide Brüder hatten ſich immer lieb gehabt, und darum verlebten ſie auch die Zeit auf dem alten Schloſſe ganz glücklich. Ja das Vertrauen des jüngeren Bruders war ſo groß, daß als er beſchloß, vor

seiner Vermählung noch eine Reise zu thun, er seine Braut auf dem Schlosse zurückließ. Während seiner Abwesenheit aber heiratete der Zurückgebliebene die Braut des Bruders, und als dieser heimkehrte, wurde sie verborgen gehalten und dem früheren Bräutigam für tot ausgegeben. Vor lauter Betrübnis mochte er nun nicht länger an dem Trauerorte weilen und begab sich wieder nach Kopenhagen. Kaum aber war er da, so erfuhr er den Trug seines Bruders. Aber nur mit List konnte er sich rächen. Er kehrte nach einiger Zeit auf das Schloß zurück und stellte sich ganz freundlich; aber insgeheim verbündete er sich mit den Bauern umher und überfiel endlich mit ihnen das Schloß, nahm den Bruder gefangen und ließ die treulose Geliebte auch in den Schloßthurm einsperren. Bald gelang es aber dem Gefangenen, sich loszumachen, und er sammelte einen Anhang, um seine Gattin zu befreien. Aber als sie die Burg stürmten, traf ihn ein Schuß aus der Hand des eignen Bruders. So blieb der Jüngere zwar Sieger, er konnte nun aber nie mehr an dem Ort des Grauels glücklich werden. Darum ließ er seine ehemalige Braut ermorden und das Schloß bis auf den Grund zerstören; vertheilte unter seine fünf Knappen sein angeerbtes Land (daraus sind die umliegenden fünf Höfe entstanden), begab sich hinweg und ist niemals wieder gesehen worden.

Fünfter Bericht der Gesellschaft für vaterländ. Alterthümer. 1840, 11.

XLVI.

Die beiden Brüder auf Pellworm.

Die adlichen Güter Seegaard und Gurde auf Pellworm waren vor Zeiten im Besitze zweier Brüder, von denen der älteste als erstgeborner jenes bekommen hatte. Sie lebten friedlich und glücklich mit einander, wie es Brüdern geziemt, und so wäre es auch wohl geblieben, wenn sie nicht beide auf ein Mädchen ihr Auge geworfen hätten. Man überließ ihr endlich die Wahl, und da sie sich für den älteren, den Erbherrn auf Seegaard, entschied, so erbitterte das den jüngeren Bruder so, daß er sich auf seine Burg zurückzog und sie so befestigte, daß er eine lange Belagerung aushalten konnte. Als nun die Hochzeit auf Seegaard gefeiert ward, erschien er plötzlich, wie alle bei Tisch saßen. Sein Bruder, meinend, er wolle ihn begrüßen, eilte ihm erfreut entgegen; er aber stieß ihn vor aller Augen nieder. Nach der That eilte er auf seine Burg. Aber die Freunde und Diener des Ermordeten belagerten ihn bald und erstürmten das Schloß. Er erlitt seine Strafe; die Burg ward geschleift und verlor ihre adlichen Rechte. Aber noch heute sieht man ihre Spuren.

Husumer Wochenblatt 1837, 47.

Die beiden Brüder in Vorsfleth.

Bei Vorsfleth (in der Nähe von Glückstadt) lebten einmal zwei Brüder in beständiger bitterer Feindschaft mit einander. Endlich brachten die Verwandten und Freunde durch langes Zureden es dahin, daß sie versprachen, in Zukunft Eintracht und Frieden zu halten; zur Bestätigung sollten beide das heilige Abendmahl nehmen. Sie empfingen das Sakrament und giengen neben einander um den Altar herum, um an der andern Seite den Wein zu empfangen; da entbrannte plötzlich wieder die alte Flamme des Hasses in ihnen, da sie sich beide so nahe sahen, und zugleich zogen sie ihre langen Messer, wie man sie damals in den Schlippen (den langen Hosentaschen) trug, heraus und durchbohrten einander gegenseitig.

Den großen Fleck des vergossenen Blutes hat man lange nicht von der Stelle wegwaschen können. Die Schädel der beiden Brüder wurden oben an der Ostseite der Kirche in die Mauer gesetzt, und viele Leute haben es beobachtet, wie das eine Jahr der nördliche, das andere Jahr aber der südliche eine dunklere Farbe hat.

Andere sagen, der eine Bruder habe dem andern seine Braut für die Zeit seiner Abwesenheit anvertraut. Als der Verlobte zurückkommt, findet er den Bruder mit ihr vor dem Altare, wie sie eben copuliert werden. Da stürzt er mit dem Messer auf ihn ein, der andere zieht ebenfalls das seinige und beide fallen durch Doppelmord.

Durch Herrn Dr. H. Schröder aus Krempdorf, jetzt in Altona

XLVII.

Bockwold und Walstorp.

Ein Herr von Bockwold war ein reicher übermüthiger Ritter und ein gewaltiger Liebhaber der Jagd. Einmal, da auf seinem Revier es nichts mehr zu jagen gab, fiel es ihm ein, ein großes Treiben auf den Feldern seines ärmeren Nachbarn, eines Herrn von Walstorp, anzustellen. Als nun diesem das Gebell der Hunde und der Schall der Hörner zu Ohren drang, warf er sich schnell auf sein Pferd und ritt dahin; er war ein muthiger und entschlossener Mann und sobald er seines Nachbarn ansichtig ward, forderte er ihn auf, sich ihm zu ergeben; er aber wandte den Rücken und floh. Er hätte wohl zufrieden sein können, so davon gekommen zu sein, zumal das erste Unrecht doch auf seiner Seite war. Allein es war keinem holsteinischen Ritter erlaubt, einen andern zur Uebergabe aufzufordern. Herr von Bockwold, zugleich auf sein Ansehen und seine Macht vertrauend, ging darum vor den Grafen und brachte eine Klage an gegen den von Walstorp. Doch der verteidigte sich; er führte den

erlittenen Frevel und Schaden an ſeinem Eigenthum an, und ſagte, wie es in dem alten Liede hieß:

Ik hebbe nicht geſegt: gif dy,
ſunder ut minen Korn bef dy!

Er ſei im Eifer geweſen, genau erinnere er ſich nicht, was er geſprochen habe; aber jeder ſei ja ſeines eigenen Wortes Ausleger. Der Graf ſah wohl, wie die Sache ſtand, wuſte ſie aber nicht zu entſcheiden, denn beide hatten das Geſetz wider ſich, hatte der eine auch nur ſich übereilt, der andere aber vor Uebermuth gefrevelt. Er ließ der Sache alſo ihren Lauf und zwiſchen den beiden adlichen Herren brach Fehde los. Da muſte der von Walſtorp bald als der ſchwächere das Feld räumen und ſein väterliches Erbe ſeinem mächtigen Feinde überlaſſen. Ehe er aber floh, ſchwur er, ſein Haupt nicht eher zu bedecken, als bis er ſich gerochen hätte. In der Entfernung wuchs noch ſeine Erbitterung. Heimlich kehrte er zurück und hielt ſich verborgen, auf eine günſtige Gelegenheit wartend. An einem Tage, da nun Bockwold in die Kirche gieng, um das Abendmahl zu nehmen, und Walſtorp es erfuhr, machte er ſich bereit, und als jener nun vor dem Altar ſtand und den heiligen Leib empfangen hatte, trat er hervor und ſtieß ihm ſein Schwert in die Seite, indem er die Worte ſprach: „Nun geh und jag im Himmelreich; du kommſt eher dahin als ich, aber Gott wird auch mir barmherzig ſein.“

Heinr. Ranzau bei Weſtph. I. 99. 150. — Die proſaiſche kurze Erzählung S. 99 ſetzt vielleicht eine andere Verſion voraus, als die in mancher Hinſicht unklare und ſchwierige poetiſche Behandlung, S. 150.

XLIX.

Svend Graa und Tule Vognſen.

In Tiislund im Töningleben waren in alten Zeiten vier Edelhöfe. Auf dem einen wohnte ein Herr Vogns, der ward von Svend Graa erſchlagen. Den Mord muſte dieſer der Frau Metta Vogns mit dreitauſend Mark in Gold und Silber büßen. Für dieſe Summe ließ ſie ſich einen goldenen Stuhl in der Kirche zu Tiislund machen. Als nun Svend Graa an einem Feſttage in die Kirche kam, ward er darüber ſo böſe, daß, als ſie zum Altar gieng, um zu opfern, er ſich in den Stuhl ſetzte, und ſich weigerte, ihr, da ſie wieder zurückkam, Platz zu machen; weil aber die Frau auf ihrem Recht beſtand, ſchlug er ſie und ſchleppte ſie bei den Haaren fort. Weinend über die Mishandlung kam ſie aus der Kirche und klagte ihren ſieben Söhnen, was ihr widerfahren ſei. Da nahm der älteſte, Tule Vognſen, ſein Schwert, gieng zur Kirche und erſchlug den Svend Graa vor dem Altar, wo nun beide begraben liegen. Von dieſer traurigen Geſchichte giebt es ein altes däniſches Lied.

Danſke Viſer af Middelald. II. 208. Danſk Atl. VII. 181. Thiele Danm. Folkeſagn. II. 248.

L.

Bockwold und Bülow.

Zu Chriſtian des erſten Zeiten wohnte ein Herr von Bockwold auf dem Gute Borſtel. Ihm kündigte einer aus dem adlichen Geſchlechte Bülow, das damals in Mecklenburg wohnte, Fehde an, und da er einmal unbewaffnet auf dem Felde umhergieng, fiel der Herr von Bülow über ihn her, beraubte ihn ſeiner goldenen Kette, die er am Halſe trug, und anderer Kleider und machte ſich dann davon. Schnell ſchickte Bockwold nun ſich an und folgte dem Räuber bis nach Mecklenburg hinein, und da er ihn traf, forderte er ihn auf, ſeine Kette ihm wieder zu geben. „Ach," ſagte der Herr von Bülow, „die ich vor Furcht ſogleich unter dem Bettgeſtell verſteckte, das iſt deine Kette." „Nun," antwortete Bockwold, „ſo wirſt du auch der Dieb ſein. Denn nicht den, der eine Sache behält, die er nahm, ſondern wer ſie wieder heraus gibt und es dazu geſteht, den kann man ſo ſchelten. Darum muſt du nun mein Gefangener ſein und kannſt mir wie mein Pudel folgen."

Heinr. Ranzau bei Weſtph. I. 98. 149.

LI.

Die Prinzeſſin auf Sonderburg.

Eine Prinzeſſin auf dem Schloſſe Sonderburg auf Alſen hatte ſich in einen Knappen, oder wie Andere ſagen, in einen Soldaten verliebt, der bei ihrem Vater diente. Beide pflogen lange ein heimliches Einverſtändnis mit einander; aber ihre Sache ward entdeckt, als die Prinzeſſin von ihm ſchwanger war (andere ſagen, der Herzog habe ſie einmal in einem zärtlichen Augenblick ertappt). Darüber ergrimmte der Herzog und der Knappe ward ergriffen und ſollte hingerichtet werden. Die Liebenden hatten ſich ewige Treue geſchworen, und verabredet, wenn noch im letzten Augenblick Begnadigung käme, ſo ſollte ein rothes Tuch das Zeichen ſein; wenn nicht, aber ein weißes, und dann wollte die Prinzeſſin dem Geliebten in den Tod folgen. — Vor dem Schloſſe am jenſeitigen Ufer des kleinen Sundes, der die Inſel vom feſten Lande ſcheidet, errichtete man einen Hügel; da ſollte die Hinrichtung geſchehen. Als der Knappe nun hinüber geführt war, ſchaute die Prinzeſſin aus ihrem Fenſter und achtete auf das Zeichen, hatte aber einen blanken Dolch neben ſich liegen. Schon ſtand er bereit zum Tode da, als Begnadigung eintraf. Aber in der Haſt der Freude über die unverhoffte Rettung warf er ſtatt des rothen das weiße Tuch in die Höhe; und die Prinzeſſin, als ſie es erblickte, ergriff den Dolch und erſtach ſich, daß der Blutſtrom über die Mauer rann, wo bis auf den heutigen Tag ein brauner Fleck ſichtbar iſt, der immer, ſo oft er auch abgewaſchen und übertüncht worden iſt, wieder zum Vorſchein kommt. Als nun der Knappe ihren

Tod erfuhr, war das Leben ihm auch länger kein Gewinn und auch er ermordete ſich. Seit der Zeit hört man in den Gemächern, die einſt die Prinzeſſin bewohnte, Nachts oft ein Seufzen und Aechzen. Man hat ſie oft da umhergehen ſehen und wie ſie am Kamine ſitzt und ſchluchzend ihr langes Haar kämmt; aber als wenn ſie ſich ſchämte, niemand hat ſie noch von vorne geſehen, ſondern jedem wendet ſie den Rücken zu.

Mündlich. Hanſen im Archiv für vaterländiſche Geſch. IV. 277. Pontoppidan Theatr. Dan. 213. Die Berührung der Sage mit der von Hagbart und Signe bei Saxo, S. 129, brachte Albert Kranz Chronic. Suec. I. 46. und Heinr. Ranzau bei Weſtph. I. 98. 143. dazu, letztere in Sonderburg zu localiſieren. Aus ihnen ſind die letzten Züge entlehnt. Sie erzählen auch noch die Sage von Alf und Alvilda aus Saxo. S. No. 278.

LII.

Der Graf und die Müllerin.

Des Grafen Schack auf Gramm älteſter Sohn liebte die ſchöne Tochter des Müllers im Dorfe und wollte ſie heiraten; aber ſo lange der Vater lebte, wuſte er, daß an die Ehe nicht zu denken war, und der Vater wollte nicht ſterben. Da ward ihm erzählt, wenn er die Neujahrsnacht in dem Stammbegräbnis unter Gebet hinbrächte, werde er den in die Gruft verſinken ſehen, der übers Jahr von der Familie ſtürbe. Und ſo beſchloß er zu thun. In der nächſten Neujahrsnacht gieng er in die Kirche und ſtieg in das Grabgewölbe, wo er eifrig betete, in der Hoffnung, wenn Mitternacht da wäre, ſeinen Vater einſinken zu ſehen. Aber als es zwölf geſchlagen, hörte er draußen auf dem Kirchhofe Geräuſch und wie er hinausgeht, ſieht er ſeine Braut, die Müllerstochter, wie ſie im Sterbekleide ſich ins Grab legt. Darüber ward er tiefſinnig; die Braut aber ſtarb wirklich in dem neuen Jahre.

Volksbuch 1841, S. 80. Durch Herrn Storm.

LIII.

Nehmten.

Als in grauen Zeiten das Chriſtenthum ſich hier im Lande verbreitete, hausten am Plöner See zwei Rittersleute, von denen der eine ſchon Chriſt, der andere noch Heide war. Sie lebten bald in Unfrieden, bald ſo mit einander, als wenn ſie zwölf Meilen aus einander wohnten und ſich gar nicht kännten. Als einmal der chriſtliche Ritter von einer langen Reiſe zurückkam, war unterdeß des heidniſchen

Ritters Töchterlein zur blühenden Jungfrau geworden; beide führte erſt der Zufall zuſammen, bald aber öfter die Liebe und ſie gelobten einander Treue. Lange verweigerte der heidniſche Ritter ihrem Bunde ſeine Einwilligung. Endlich ließ er ſich bewegen und ließ nun ein großes Stück von ſeinem Lande abnehmen, ſeiner Tochter zur Mitgift, und ſprach dabei: „Nehmt hen!“ — Der glückliche Chriſtenritter ſetzte zu der Krone ſeines Wappens den Stern ſeines Schwiegervaters und das Geſchlecht der Kronſtern beſitzt bis auf den heutigen Tag das Gut Nehmten.

Durch Herrn Dr. Klander in Plön. — 1768 kam das Gut erſt in die Hände der Familie, die überdies wohl zu den jüngſten des Landes gehört; das letzte iſt daher wohl jüngerer Zuſatz.

LIV.

Der Kuchen im Wappen.

Einmal ward ein Kind eines Herrn von Pleſſen von vorüber ziehenden Handelsleuten geraubt, indem es ſorglos auf dem Anger vor dem Schloſſe ſpielte. Sie verkauften es ſpäter und es kam endlich bei einem Kuchenbäcker in Braunſchweig oder am Harz in die Lehre. Als der Knabe herangewachſen war, muſte er für ſeinen Herrn hauſieren gehen und weite Reiſen mit den Kuchen machen. So kam er auch wieder nach Holſtein und bot auf dem Schloſſe ſeines Vaters ſeine Waare zum Verkauf aus. Da aber hat ihn die Mutter, der gleich die Familienähnlichkeit auffiel, wieder erkannt und zum Andenken an ſeine glückliche Errettung nahm die Familie einen Kuchen als Zeichen in ihr Wappen auf.

Mündlich. (Weſtph. III. 1923.)

LV.

Röwerlöwe.

In Windbergen wohnte zu den Zeiten Karls des Großen ein ſtarker und tapferer Held, Namens Röwerlöwe. Als nun der Kaiſer hier ins Land kam, trat er in ſeine Dienſte und wurde von ihm über ſeine Landsleute die Ditmarſchen geſetzt, um ſie zum Gehorſam und Chriſtenthum zu bringen. Davon aber wollten dieſe nichts wiſſen; Röwerlöwe ward ergriffen und von ihnen gerädert. Er iſt aber der Ahnherr des adlichen Geſchlechts der Reventlowen geweſen. Sein Geſchlecht hat noch lange in Ditmarſchen gewohnt; zog aber endlich weg um vielfacher Feindſchaft zu entgehen.

Solches hat ein Graf Reventlow nach einer alten Familiennachricht bei Tafel einmal dem ehemaligen Landvogt Conferenzrath von Eggers in Meldorf in Gegenwart vieler anderer Herren erzählt.

Mündlich.

LVI.

Die Edelfrau auf Tollgaard.

Auf Tollgaard nahe bei Östergaard in Angeln hat eine Edelfrau in ganz alten Zeiten ihren Sitz gehabt und sich nach Struxdorf zur Kirche gehalten. An hohen Festtagen giengen der Prediger und der Küster dann auf dem Kirchhofe umher und durften den Gottesdienst nicht eher anfangen, weil die Frau von Tollgaard noch nicht gekommen war. Endlich gab der Prediger dem Küster Auftrag zu läuten:

Nu ka' do gaa' op ao ring'!
Nu kömmer ä Frau fra Tollgaard.*

und der Küster antwortete:

Nu kömmer hun,
nu kömmer Ann Post
fra Tollgaard över Tingvai,
med fiir hviib' Og,
med Knepper Hör
o Stükker Smör
o stur Rau-Kief.**

Das also schenkte sie den Kirchendienern, weil die auf sie hatten warten müssen.

Jensen Angeln S. 125. vgl. No. 65. 93.

LVII.

Die Gräfin Schack.

I.

Die Gräfin Anna Sophia Schack, Besitzerin der Güter Schackenburg und Gramm, war eine sehr hoffärtige, alte Dame. Sie war kurze Zeit mit einem Grafen Ranzau verheiratet, und lebte auf ihrem Gute Gramm. Ihren einzigen Sohn, Graf Otto Ranzau, ließ sie heimlich enthaupten, als sie einmal mit ihm in Streit gerieth. Da erschien ihr die Ahnfrau des Hauses und verkündigte ihr, daß sie keine Ruhe im Grabe finden, sondern unsichtbar neben ihrem kopflosen Sohn umgehen solle. Von Stund an ward die Gräfin fromm und wollte mit Beten und Fasten ihre Sünden abbüßen. Aber bis auf den heutigen Tag erfüllt sich die Verkündigung. Der junge Graf soll wirklich kopflos in seinem Sarge liegen.

* Nun kannst du hinaufgehn zu läuten. Nun kommt die Frau von T.

** Nun kommt sie, nun kommt Anna Post von Tollgaard über Tingvad, mit vier weißen Schimmeln, mit Kisten Flachs und Stücken Butter und großen Roggenbroten

2.

Dieſelbe Gräfin Schack ließ ſich einmal, als ſie einen Jagdzug zurückerwartete, von ihrer Kammerjungfer zum Empfang der Gäſte putzen. Da dies nicht recht vorwärts gehen wollte, ward ſie ungeduldig und ſchleuderte das Mädchen gegen das Kamingeſimſe, daß ſie für tot da lag. Gleich nach der That hörte ſie den Zug unten im Hofe ankommen, und um das Geſchehene zu verbergen, ſchiebt ſie die Ohnmächtige in den Kamin, legt ein großes Feuer an, ſetzt die Thür vor und verbrennt ſie. Die Blutstropfen am Geſimſe blieben, bis man es in neueſter Zeit ganz umgelegt hat.

Durch Herrn Adv. Storm. S. No. 218.

LVIII.

Böſe Herrinnen.

So erzählt man auch von Frau Id Rumohr auf Roeſt in Angeln, daß wenn die Mägde das Garn nicht gut geſponnen hatten, ſie es ihnen um die Finger wickeln ließ und dann abſengte. Eine Kammermagd ließ ſie an den Ofen binden und ſtark einheizen, während ſie im Schlitten zur Kirche fuhr. Als ſie zurückkehrte, war das arme Mädchen verbrannt und die Lippen waren verdorrt, daß die Zähne fletſchend hervorragten. „Weiſeſt du mir noch die Zähne?“ rief hereintretend die Herrin und gab der Leiche einen Schlag, daß ſie in Staub zuſammenfiel. Dies ſoll auf Ohe, nach andern in Ohrfeld geſchehn ſein.

Daſſelbe erzählt man in Angeln auch von der Frau von Zage, die einſt auf Satrupholm wohnte. Auch die böſe Margret Ranzau auf Arensburg machte es ebenſo; ihr Sarg iſt mit ſieben Schlöſſern verwahrt, damit ſie nicht heraus kann. Auch auf dem Gute Prouſtorf hat einmal eine Gräfin eine Magd zu Tode geheizt, weil ſie klagte, ſie hätte vor Kälte nicht abſpinnen können. Dafür hat auch ſie keine Ruhe im Grabe.

Die Frau Metta, die vor Zeiten ein Edelgut bei Bordelum beſaß, hatte ihre Magd auch ſo umgebracht. In der Nacht darauf erſchien aber die Tote, wimmerte und ächzte, rief die Frau bei ihrem Namen und verfolgte ſie überall hin. Das wiederholte ſich lange Zeit, ſo daß die Edelfrau nirgend mehr Ruhe fand, und zuletzt in Verzweiflung vom Schloſſe rannte und ſich in die See ſtürzte. Da haben in der Nacht Vorübergehende noch oft bald eine klägliche Stimme gehört, bald ein Fluchen und Schwören. Das Geſpenſt der Magd aber hat ſich darauf nicht wieder blicken laſſen. Das Schloß ward abgebrochen und daraus die Kirche zu Ockholm gebaut.

Jenſen Angeln S. 106 und nach mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen. vgl. No. 70.

LIX.

Der verlorne Ring.

Auf Borgaard bei Flensburg wohnte ein Edelmann, der besaß einen sehr kostbaren Goldring. Als dieser einmal vermißt ward, fiel der Verdacht auf zwei Diener, die sogleich gefangen gesetzt wurden und durch Anwendung der Tortur zum Geständnis gebracht werden sollten. Sie läugneten aber beide standhaft, daß sie schuldig seien, und starben in Folge der Mishandlung. Kurze Zeit darauf fand der Edelmann seinen Ring wieder und nahm sich nun den Tod der unschuldigen Diener sehr zu Herzen. Ein nagender Gram zehrte Tag für Tag an seinem Leben und sein trauriger Zustand konnte dem übrigen Gesinde nicht lange verborgen bleiben. Darunter befand sich ein Diener, der erbot sich, seines Herrn ganze Schuld tragen zu wollen, wenn er ihm zum Lohn einige gute Kleider gäbe. Man kann sich wohl denken, daß er diese bald bekam. Aber am nächsten Morgen lag er tot in seinem Bette und man fand, daß ihm das Genick gegen die Wand zerbrochen war, wo man mehrere Blutflecken bemerkte, die auch mit der stärksten Lauge nicht konnten abgewaschen werden. Ja, obgleich die Mauer herunter genommen und neu wieder aufgeführt ward, sind sie doch an derselben Stelle wieder zum Vorschein gekommen.

Thiele Danm. Folkes. I. 321.

LX.

Der Burenklaes.

In alten Zeiten hat das Dorf Westerau einem reichen Grafen gehört. Da hatte einmal eine Gräfin eine Magd, die sich vor allen andern durch Treue auszeichnete und viele Jahr bei ihr diente. Die Gräfin hatte ein solches Zutrauen zu ihr, daß sie nichts vor ihr verschloß. Einmal als die Herrschaften nach Lübek fuhren, blieb eine schöne goldne Kette auf dem Tische liegen. Bei ihrer Zurückkunft aber war sie verschwunden und das arme Mädchen sollte sagen, wo sie geblieben sei. Vergeblich betheuerte sie ihre Unschuld; weil niemand sonst in die Zimmer der Gräfin kam, ward sie für schuldig gehalten, ihr der Prozeß gemacht und sie hingerichtet. — Viele Jahre waren seitdem verflossen, als einmal der Graf das Holzwerk in der Stube wegbrechen ließ, und dahinter die lange vermißte Kette fand. Nun klärte sich leicht Alles auf; denn Klaes, die zahme Elster, hatte sie gewis gestohlen und in eine Ritze versteckt. Da gereuete den Grafen sein rasches Verfahren und zur Erinnerung an den Tod der treuen Magd stiftete er eine Summe Geld, von deren Zinsen jährlich achtzig Mark der Dorfschaft Westerau sollten ausgezahlt werden, damit die Eingesessenen davon am zweiten Donnerstage vor

Weihnachten eine Festmahlzeit halten könnten. Diese Zusammenkunft wird noch heute alljährlich gefeiert und heißt der Burenklaes.

Mitgetheilt vom Herrn Schull. Gretkopp in Harkhorst.

LXI.

Die Pfenningwiese.

Einst war ein Graf Ranzau von Breitenburg eine starke Meile östlich vom Schlosse auf der Jagd. Ueberall war damals noch tiefes Moor oder öde Heide, wo jetzt Weiden und Acker sich ausbreiten. Der edle Graf, allein wie er war, und zu hitzig in der Verfolgung eines Wildes, nahm sich nicht in Acht, er gerieth in ein bodenloses Moorloch und versank immer tiefer, jemehr er sich abmühte herauszukommen. Glücklicher Weise hörte ein in der Nähe arbeitender Bauer seinen Hilferuf; vorsichtig näherte er sich ihm, der dem Untergange nahe war, reichte ihm seine sichere Hand und brachte ihn auf festen Boden. „Habe Dank, guter Freund," rief der Graf, als er sich gerettet sah, „womit kann ich dir lohnen?" Aber der Bauer meinte, er habe nur seine Pflicht gethan und seinem edlen Herrn geholfen; des Lohns bedürfe er nicht. Doch der Graf bestand auf seinem Willen, der Bauer solle nur bitten. „Nun, gnädiger Herr, so gebt mir das Land, wo euch das Unglück getroffen," sagte der Bauer, „und etwa noch so und so viel von dem umherliegenden dazu; und laßt es mich abgabenfrei besitzen." Der Graf gab gerne das Geschenk, nur bestimmte er, daß der Bauer und seine Nachkommen von dem Lande jährlich einen Pfenning Steuer erlegen sollten.

Seit der Zeit sind Jahrhunderte verflossen. Aber am Tage Martin Bischof (11. Nov.) Mittags 12 Uhr, kommt noch alljährlich der Besitzer der Pfenningwiese auf das Schloß und bringt die Steuer. Die Nachkommen des geretteten Grafen halten treu das Gelöbnis ihres Ahnen: der Bauer wird jedesmal festlich von den gräflichen Dienern empfangen, erhält einen Platz an der gräflichen Tafel, unter deren Gerichten niemals dann die Martinsgans fehlt, und wird nach der Tafel vom Grafen freundlich entlassen.

Jeeberer Wochenblatt 1841. No. 39.

LXII.

Wie die lübschen Herren in Stakendorf den Zehnten holten.

Alle Jahr gegen Fastnacht schickte der lübsche Senat einige Herren, die in der Probstei alles nachsehen musten und die Zehnten und Abgaben holten. Als sie einmal nach Stakendorf kamen, waren die Leute gerade dabei und feierten Fastnacht. Da giengen die alten Herren mit ins Gildehaus und die Bauern räumten ihnen

den Ehrenplatz unter dem Schwibbogen am großen Feuer ein, und da es noch kalt in der Jahrszeit, das Probsteier Getränk aber nicht schlecht war, so geschah, daß von dem vielen Herumgehn des Kruges mit dem heißen starken Bier und Meth — Branntwein trank man damals noch nicht — die alten Herren schläfrig wurden und endlich einschliefen. Daß sie betrunken gewesen seien, will ich nicht behaupten. Die jungen Leute aber dachten nun sich einen Spaß zu machen; sie bohrten in die beiden Pfosten, die neben der Feuerstelle standen und den Schwibbogen trugen, so viel Löcher, als Herren da waren, stopften dann ihre lange Bärte in jedes und schlugen einen Pflock dazu hinein. Die alten Bauern mögen wohl geschlafen haben oder hatten auch ihren Spaß mit daran. Als sie nun meinten die Herren hätten ausgeschlafen, machten sie plötzlich einen erschrecklichen Lärm, bliesen in die Waldhörner und schrien, das Haus brenne. Da fuhren die Herren aus dem Schlaf und keiner hat seinen Bart wieder mit nach Lübek gebracht, noch ist einer wieder gekommen, um von den Stakendorfern Geld zu holen.

Andre sagen, es sei auf dem Gute Schmoel passiert und der Lübeker Senat über die Bosheit der Bauern so erzürnt worden, daß er das Gut verkauft und die Bauern dadurch alle Leibeigne geworden seien.

Provinzialberichte. 1812. 111. Mündlich durch Herrn Jürgensen vgl. No. 87.

LXIII.

Die treuen Bauern.

Auf Rundtoft war einmal bei einem Herrn Rumohr ein fremder Edelmann zum Besuch. Da trat einer der Bauervögte herein: verwundert und misfällig bemerkte der Fremde die silbernen Knöpfe an seiner Kleidung. „Was meine Bauern haben," antwortete Rumohr, „das werden sie gerne bereit sein mir zu geben, wenn es darauf ankömmt." Der Fremde zweifelte daran, da giengen sie eine Wette ein. Im nächsten Umschlag ließ darum der Gutsherr aus Kiel die Nachricht nach Rundtoft kommen, er sei im Einlager und bäte, man möge ihm helfen mit Geld oder Silber. Da brachten die Bauern alles zusammen was sie hatten, und der Herr hatte seine Wette gewonnen.

Jensen Angeln S. 106.

LXIV.

Die Leibeigenen.

Zwei Depenauer wollten einst der Leibeigenschaft entfliehn. Sie machten sich deshalb an einem dunkeln Abend auf und schritten rüstig vorwärts. Wie erstaunten sie aber, als der Tag aufgieng und sie

noch nicht die Grenze des Gutes überschritten hatten, sondern sich erst beim hohlen Bache befanden, der die Landstraße nach Bornhövede durchschneidet. Betrübt nahmen sie ihren Weg zurück und wusten sich die Sache gar nicht zu erklären, bis eine alte kluge Frau sie belehrte. Sie hätten nemlich die Grenze nicht überschreiten können, weil sie ihre Westen nicht verkehrt angezogen hätten; würden sie dies gethan haben, so wären sie ungehindert fortgekommen. Sie befolgten später diesen Rath, wanderten zum zweiten Male aus und niemals hat man wieder etwas von den beiden gesehen noch gehört.

Mitgetheilt durch Herrn Schull. Pasche in Wankendorf.

LXV.

Die Isemanschlacht.

In Büsum war die Isemanschlacht unter den Bauern vor Zeiten die größeste und gewaltigste, also daß der Priester in der Kirche seine Ceremonien nicht eher beginnen durfte, als bis sie gekommen. Einen, der durch ihre muthwillige Verzögerung sich nicht länger aufhalten wollte und gleichwol anfieng, haben sie vor dem Altare getötet.

Neocor. I. 225. vgl. No. 56. 93.

LXVI.

Henning Wulf.

(1472.)

In der Kirche zu Wewelsflet in der Wilstermarsch befindet sich ein altes Gemälde auf einer langen Tafel, das schon im Kirchenbuche der 1593 neuerbauten Kirche erwähnt wird, 1741 aber renoviert ward. Dies Gemälde zeigt auf einem großen grünen Platze einen Schützen mit abgespanntem Bogen; in einiger Entfernung vor ihm steht ein Knabe mit einem von einem Pfeil durchbohrten Apfel auf dem Kopfe. Einen andern Pfeil hat der Schütze noch quer im Munde. Ein Wolf oder Hund steht zwischen dem Knaben und dem Schützen und richtet auf diesen seinen Blick. Dies Bild ist eine Erinnerung an folgende Begebenheit.

In den Zeiten König Christierns des Ersten wohnte ein reicher Mann Henning Wulf im Kirchspiel Wewelsflet und hatte seinen Hof mit vielen Ländereien in der Dammducht. Als die Leute in der Marsch sich gegen den König empörten und ihn nicht anerkennen wollten, ward er ihr Hauptmann und Anführer. Weil der König aber mit großer Macht heranzog und die Hamburger ihm halfen, wurden die Marschleute geschlagen und Henning Wulf muste fliehen. Da verbarg er sich in einem Reethschallen und niemand wuste ihn zu finden. Aber sein treuer Hund, der auf dem Gemälde mit abgebildet ist, war ihm nachgelaufen und da er ihm nicht in den Sumpf folgen

konnte, ward er sein Verräther. Man holte den Henning Wulf heraus und brachte ihn zum König und da dieser wuste, daß er von allen der vortrefflichste Schütze sei, befahl er ihm höhnisch, seinem einzigen jungen Sohne einen Apfel vom Kopfe zu schießen; gelänge es ihm, solle er frei sein. Henning Wulf muste gehorchen, holte seinen Bogen und seinen Knaben und that glücklich den Schuß; hatte aber vorher einen zweiten Pfeil in den Mund genommen. Da fragte ihn der König, für wen denn dieser bestimmt sei, und Henning antwortete, wenn er seinen Sohn getroffen hätte, sei der Pfeil für den König selber gewesen. Da erklärte ihn dieser in die Acht und Henning muste fliehen; sein Land aber ward eingezogen und muß bis auf diesen Tag noch schwere Abgaben tragen und heißt das Königsland. Man zeigt auch noch das Haus, wo Henning Wulf gewohnt hat.

Provinzialberichte 1798. II. 39. Kirchen u. Schulblatt für Schlesw. Holst. u. Lauenb. 1811. No. 11. vgl. Falks Abhandlungen aus den Schlesw. Holst. Anzeigen I. 110. vom Jahre 1753. — Wahrscheinlich ist das Gemälde alt, und beruhte auf der Sage, die schon im 13. sec. in Norddeutschland vom alten mythischen Helden Tiail erzählt ward, dann am Rhein von einem andern Meisterschützen im 15. sec., dann vom Tell in der Schweiz, von William of Cloudesle in England; im Norden auch im 12. sec. schon von Palnatoke, dann vom Eindridi und heiligen Olaf, und endlich vom König Harald Sigurdarson und dem Schützen Hemming. Die Sage ward spät an den historisch bedeutenden Henning Wulf geknüpft und das ältere Bild auf ihn gedeutet. An eine Entlehnung aus dem Norden zu denken ist albern. Unsre Sage hat Züge, die den andern Relationen fehlen. Grimm Mythol. I. 353 ff. II. 1214. Molbech histor. Tidsskrift I. 15.

LXVII.

Was König Johann von den Ditmarschen wollte.

(1490.)

1.

Wille gi hören einen nien Sang
Van Koning Hans dem averdadigen Man?
He wolde Ditmerschen dwingen.
He sende Bref unde Baden int Lant:
Se scholden Volmacht bringen.

2.

Do se to Hamborg binnen kemen,
Do beten se en vor Here:
„Here, lere Here,
Wat is vam Lande juw Begere?“

3.

He sette wol vöftein dusent Mark an
To einem kleinen Schatte,
Darto wolde he buwen dre Schlöte int Lant:
Dat scholde men wesen mit der Kerte.

4.

Dat eine ſcholde to Brunsbüttel ſtaen,
Dat ander an der Eider Föhre,
Dat dorde ſcholde to Meldorp ſtaen,
Dar wolde he weſen ein Here.

5.

Do repen de Ditmerſchen averlut:
»Dat ſchüt nu und nummermere:
Darumme wiln wi wagen Hals unde Gut
Unde willen dar alle umme ſterven,
Eer dat de Koning van Dennemark
So ſcholde unſe ſchone Lant verderven.«

Neocor. 1. 123. — Auch wohl ein Tanzlied. vgl. No. 27.

LXVIII.

Lieder von der Schlacht bei Hemmingſtede.

(1500.)

1.

Wille gi hören im nien Sang,
Wat uns heft Koning Johan gedan?

Se hebben alſo toſamende geſpraken,
Se wolden to Brüſſel ein Samlent maken.

Se konden ſik dar nicht alle beſeen,
De wolden up eine grone Heide teen.

De tögen up eine grote Heide,
De beten ſe vor eine Jittenweide.

Sille Johans Jacob de was darmede,
Dat was ja er Bungenſchleger.

De Bungenſchleger de ſchlog an:
Darmit ſo togen ſe vordan.

Se kemen to Wintbergen in dat Blick:
Dar jageden ſe ut beide Arm unt Nik.

Se togen to Meldorp in de Stat:
Dar weken ut beide Borger unde Rat.

»De olde Rat is utgewaken,
Koning Johan is ingebraken.«

Garſten Holm de quam darto:
»Min lever Her Hans, wo haget juw to?«

»Min lever Garſten, ik löve juwe Wort:
Ik mene, it ſchal hier werden got.

Min lever Garſten, ſchnacket eine Wile:
Ik will juw geven dat Schlot tom Tile.«*

* Die Tielenburg an der Eider.

»Min lever Herr Hans, if kans nicht weſen:
Jk wol all mang de Buren weſen.

Denn worden ſe hier miner enwar,
Wo brade dat ik min Levent verlor.

All up der Heide dar is ein Blick:
Dar wanet Peters Hans und ik.

Morgen fro kamet to uns to Gaſte:
Wi willen juw doen dat allerbeſte.

Jk will juw ſchenken Mede und Wyn
Damit ſchole gi na Lunden teen.

Und ſteket an de groten Dorp,
Dar liggen de Buren alſo ſtark.

Unde ſteket an dat halve Lant
Dat ander zeit juw wol tor Hant.« —

Jebrant dat is ein framer Mann,
De will wol bi Koven ſtaen:

He gaf dem Lande eine wiſe Ler
To Hemmingſtede* all vor de Dör:

»Legget juw ein lüttik hier under den Wal,
Dat juw nemant hier ſcheten ſchal.

Und legget de Spere wat bi juw neder
Und latet ſe teen beweſten vör.«

Dat hörten wol dorbehalf hundert Man:
De gingen de groten Garden an.

De Buren repen averlut:
»Schlaet de bugden Garden dot!«

Se ſchlogen de bugden Garden dot:
De Rüter quam in groter Not.

De Rüter grep einen ſchnellen Rat,
He wolde up riden na der Stat.

Jt wart een averſt belegt dat Paſt:
De Buren ſchlogen wat dar was.

Se gingen ein weinig wat mank de Wagen,
Dar funden ſe Saden unde Braden.

»Segget dem Konige gude Nacht,
He heft uns braden Höner bracht.

Jaſtet to, gi leven Geſten;
Dit gift uns Koning Hans tom beſten.

Giſtern weren ſe alle rike:
Nu ſteken ſe hier in dem Schlicke;

* Zwiſchen Meldorf und Heide oder Lunden, wohin Garſten Hehn den König einlud. Seine Worte werden mit dem neunzehnten Reimpaar zu Ende ſein.

Giſtern vörden ſe einen bogen Mot:
Nu backen en de Raven de Ogen ut.«

Recor. I. 318. Hans Detleff Mſcr. Fol. 111. — Das Lied ward zum Tanze geſungen. Hans Detleff theilt es in 15 vierzeilige Geſetze und ein (das letzte) ſechszeiliges; doch trifft die Abtheilung dann nicht überall mit dem Sinne zuſammen. Die Melodie umfaßte wohl zwei Reimpaare und wiederholte jedesmal das letzte, ſo daß auch ſechszeilige Geſetze ihr gerecht waren. — Jitte Ziege, auch eine alberne Frauensperſon. Bunge Pauke. Blick Flecken. Hagen vgl. behagen. Drade ſchnell. Love Glaube, Treue. Bugden übermüthig, ſtolz? Saden geſottnes Weißbrot, noch um Faſtnacht gebacken. — Nach einer Nachricht bei Recor. I. 311. waren die Hühner gepflückt und mit Roſinen und Kraut gefüllt und die Ditmarſchen entſchloſſen ſich, weil ſie keine Zeit zum Braten hätten, ſie zu kochen und die Brühe zu trinken.

2.

De welgebarne König ut Dennemarken reet.
Wo wol dat em geluſte!
He wolde treen in dat ditmerſche Beet,
Dar ſin Vader unwerle in dorſte.

He leet wol ſchriven einen Bref,
He ſende en in Freßlande,
Dat dar ſcholde kamen de junge Man Greve
mit voftein duſent Mannen.

De junge Man Greve dat nicht enlate:
He quam al mit den erſten.
Se togen aldar to Meldorp drade,
To Meldorp in dat Kloſter.

Dar eten ſe dat Krut, dar drunken ſe de Meden,
Dar eten ſe ſchonen wilden Braden.
Und do ſe wol geteret hedden,
Do ſcholden ſe dar van Staden.

Se togen aldar vor Hemmingſtede:
En ankede ok alſo harde.
Do ſprak Junker Stens aldar,
De Averſte all mang der Garde:

»Dat is mi in den Sinn gekamen,
Wi wille uns ummewenden.«
»Neen,« ſprak Koning Hans mit Namen,*
»Juw Solt ſchöle gi vordenen.

Wi willen den Ditmerſchen jegen ſtaen,
Wi willen uns dar wol weren:
Se ſcholen uns gar nicht entgaen,
Wi willen ſe wol vorweren.«

* H. Detleff liſt gefallen: vor allen, ſtatt gekamen: mit Namen.

De ſe den Ditmerſchen entjegen kemen,
De ſchlogen alſo ſere:
Se ſchlogen de Garde wol veftein duſent Man,
Dar was ok jo neen mere.

Do ſe de Garde all dot geſchlagen hadden,
Do ſcholden ſe den Haveman beginnen.
Se ſchlogen den Haveman ſchnelle to Dot
Up einem kleinen Plane.

Des wart de Koninginne enwar,
Se weende ok alſe ſere.
»Sin gi Knechte nu to Hus gekamen,
Wo lat gi juwen eddelen Heren?«

»De Ditmerſchen hebben en aldot geſchlaen:
Des konne wi nicht enkeren.
Se dragen ſinen Helm, ſe vören ſinen Schilt,
Dar to ſine ſtolte Banneren.

De ſik jegen Ditmerſchen ſetten will
De ſtelle ſik wol tor Were:
Ditmerſchen dat ſchölen Buren ſin,
It mögen wol weſen Heren.«

Neocor. I. 521. Hans Detleff Mſcr. Fol. 112. — Auch offenbar Tanzlied. Beet Feld. nuwerke niemals. anken Angſt haben, bedrängt ſein; unperſ. es ward ihnen bange. Haveman Hofman ſoll offenbar der König Johann ſelber ſein. Statt beginnen iſt ein wahrſcheinlich obſoletes Wort zu vermuthen, das zum Reime paßt. Bei Hans Detleff folgt noch der Schluß:

Leven de Ditmerſchen noch ſöven Jar,
Se werden der Holſten Heren.

3.

De König wol to dem Hertogen ſprak:
»Ach Broder, hartleve Broder,
Ach Broder, hartleveſte Broder min,
Wo wille wi dat nu beginnen,
Dat wi dat frie, rike Ditmarſchen Land
Ane unſen Schaden mögen gwinnen?«

Sobalt dat Reinholt von Meilant vornam
Mit ſinem langen gelen Barde,
De ſprak: »Willn maken einen Baden bereit
Und ſchicken na der groten Garde.
Will uns de grote Garde Biſtant doen,
Ditmarſchen ſchal unſe wol werden.«

Sobalt de Garde diſe Märe vornam,
Se rüſtede ſik ſo mechtig ſere;
Se rüſte ſik wol veſtein duſent Man
Aver de grone Heide to trecken.

»Könne wi men des Königs Beſoldung erwarwen,
Unſe Fröukens de ſchölen wol mede.«

De Trummenſchleger de ſchlog wol an,
Se togen over de grone Heide.

Und do de Garde tom Könige wol quam;
»Ach König, min lever Here,
Wor ligt doch nu dat Ditmarſchen Lant,
Im Heven edr up ſchlichter Erden?«

Dem Könige beſil de Rede nicht wol,
He bede balt wedderſpreken:
»It is nicht mit Reden an den Heven gebunden,
It ligt wol an der ſiden Erden.«

Der Garde Herr ſprak do mit Mot;
»Ach König, min lever Here,
Is it nicht gebunden an den Heven hoch,
Ditmarſchen ſchal unſe balt werden.«

He teet de Trummelen umme ſchlaen,
De Fenlin de leet he fliegen.
Darmit togen ſe einen langen breden Weg
Bet ſe't Lant int Geſichte kregen:
»Ach Lendeken deep, nu bin ik di nicht wyt,
Du ſchalt min nu balde werden.«

Darmit togen ſe to hoger Wintbergen in,
Se legen dar men ene kleine Wile;
Se togen de vordan na Meldorp to,
Eren Avermot beden ſe driven.

Se ſteken des Königs Banner tom bogen Torne ut,
Den Ditmarſchen dar to gramme.
Se hengeden er Schilt wol aver de Mur:
Daraver iſt en nicht wol ergangen.

Se togen noch ein weinig wider fort
Wol na der Hemmingſteder Welde:
Dar bleef ok de grote Garde geſchlagen
Mit eren dapperen Helden.

Dat Wedder was nicht klar, de Weg was ok ſchmal
De Graven weren vull Water:
Rechten tog de Garde wider fort
Mit einem trotzigem Mode.

He hadde einen Harniſch aver ſinen Lief getagen,
De ſchinede van Golde ſo rode;
Daraver was ein Panzer geſchlagen,
Darup bede he ſik verlaten.

Mit dem de ſprank dar ein Landsman herto
Mit einem langen Spere:
He ſtek ſo ſtark, dat drut ein Krumbake wart
Und hangede in dem Panzer ſo ſchwere.

Dem Landesman ein ander to Hülpe quam,
Dat Sper wolden ſe wedder halen.

De Garde was ſtark, dre hadden vull Wark,
Eer ſe en kunden aver:
Se togen en mit Sabel und Reß herdal
Wol in den depen Graven.

Dar wart ok der Holſten König geſchlagen
Mit alle ſinem groten Here:
Dat lag do ſin Pert, dar lag ſin Schwert,
Darto de königlike Krone. —
De Krone de ſchal uns Maria dragen
To Aken wol in dem Dome.

Hans Detleff Mſcr. Fol. 143 a. Uhland I. 111. Dahlman Reer. II. 565 theilt aus Peter Sare noch ein Tanzlied mit, das vom vorhergehenden nicht verſchieden iſt. Es iſt nur zerſungen und verſtümmelt; ſtatt Achen ſteht Schleswig und ein Schluß iſt hinzugekommen, mit einer gewis unwahren Behauptung:

De uns de grote Guarbie dot ſchlog,
Dat wil ik ju wol ſagen:
Dat heft de grote Reimer van Wimerſtede gedaen,
De heft de grote Guarbie geſchlagen.
De uns dat nie Liedlein ſang,
Wan nie heft he it geſungen,
Dat heft de grote Reimer van Wimerſtede gedaen
Mit ſinen langen gelen kruſen Haren.

Der im Liede kurz erwähnte Aufenthalt in Windbergen wird in einem Bruchſtück Reocor. I. 522 ausführlicher beſchrieben:

Dre Dage vor Sünte Valentin (11. Febr.)
Dog Koninк Hans to Wintbergen in
Mit dortig duſent Mannen.
He ſchlog de kleinen Kinder dot:
De Schilt vlot in dem Blode rot:
Dat mochte wol Gott erbarmen.

He tog to Meldorp in dat Blick,
He vörede dar vele Gudes mit ſik,
Bi einem Aventſterne.

Die Handſchrift läßt Raum für 5 oder 6 Strophen. — In Windbergen ſoll am Tage vorher noch eine große Hochzeit gefeiert ſein, nach der ſpäteren Ueberlieferung Reocor. I. 160.

LXIX.

Peter Swyn.

In dem Kriege des Jahres 1500 machten die Ditmarſchen große Beute. Zu keiner Zeit waren die Holſten mit ſo viel Kleinoden und Edelſteinen geſchmückt und in ſo prächtigen Kleidern und koſtbaren Rüſtungen in den Krieg gezogen. So kriegten die Dithmarſchen ſo viel Geld und Gut, als ſie nie zuver begehrt noch gewünſcht hatten,

alſo daß ſie nicht groß darauf achteten, noch es ordentlich probieren ließen. Güldene Ketten, dieweil ſie ſchwarz geworden waren, hielt man für Eiſen und legte die Hunde daran, bis man ſie erſt beim Abſchleißen erkannte.

Aus der Beute hatte Peter Swyn in Lunden, einer der acht und vierzig Regenten des Landes, ein koſtbares ſammetnes Wamms gewonnen. Damit erſchien er auf einem Fürſtentage in Itzehoe und trug dabei ein paar weiße Webbeshoſen. Ihn begleitete Junge Johanns Detlef; beide waren ein paar beredte ſcharfſinnige Männer von geſchwindem Wort. Als nun die holſteiniſchen Herrn den wunderlichen Anzug ſahen, lachten ſie darüber; aber Junge Johanns Detlef ſprach alſobald zu ihnen: „Lachet doch nicht; denn wo der Wamms geholt ward, hätte man auch wohl die Hoſen kriegen können, hätte Ehre und Zucht das nicht gehindert.“ Auch erzählt man, man habe Peter Swyn ſelbſt um ſeine Kleidung gefragt, worauf er geantwortet: „Das ſammetne Wamms trage ich, dieweil ich ein Landesherr bin; die Webbeshoſen aber, weil ich ein Hausmann.“

Neocor. (und Hans Detleff) I. 229. 230.

LXX.

Mettenwarf.

Zur Zeit des ditmarſchen Krieges befand der König Johann ſich in einem Hauſe, wo er von allen Seiten umringt war. Eine kluge Magd, Metta, diente da und rettete den König dadurch, daß ſie einen ihrer Röcke zerſchnitt und ſeinem Pferde um die Hufen band. In der Nacht führte ſie es am Zügel auf einen ſichern Weg und der König entkam. Andre ſagen ſie habe ihn mit einem Knappen über die Eider geſetzt; und noch andre, daß ſie ihn aus dem Waſſer rettete, als er mit ſeinem Schiffe in einer Sturmfluth bei der Wiedingharde ſtrandete. Aus Dankbarkeit ließ der König ſie erſt an ſeinen Hof kommen und gab ihr dann viel Land im Bordelumer Koege, wo er ihr ein großes Haus bauen ließ, deſſen Stelle noch Mettenwarf heißt. Darauf bat Metta auch um etwas Geeſtland und der König erlaubte ihr ſich ſo viel zu zueignen als ſie an einem Tage umpflügen könne. Die kluge Frau nahm den König beim Worte und zog in weitem Kreiſe bis ganz nach Lütjenholm eine Furche und bekam ſo an einem Tage ein gutes Stück, das bis auf dieſen Tag Fru Metten Land heißt.

Mündlich nach mehreren Mittheil. vgl. No. 58. — Auch bei Flensburg ſoll ein Bauer ſeinen Hof abgabenfrei beſitzen, weil ſein Vorfahr den König Johann gerettet habe. Doch ſieh Dahlmann z. Neocor. II. 570. — Das adliche Gut Großtondern ſoll entſtanden ſein, weil der Herzog oder der König einem treuen Diener erlaubte, ſo viel Land zu nehmen, als er umpflügen könne. — Heimreich ed. Falck I. 163 erzählt, ein Mann, Namens Hatte, habe

auf dieſelbe Weiſe ſoviel Land in Beſitz genommen, als noch die Feldmark des Dorfes Hattſtede ausmacht. — Danske Atlas VII. 148 wird erzählt, daß ein Beſitzer vom Gute Roy bei Frörup, Amts Hadersleben, ſeiner Tochter ſoviel Land gegeben habe, als ſie an einem Tage umgehen konnte.

LXXI.

Friplov.

In Bollerslеben bei Apenrade war ein Hof, der Friplov genannt ward, und war frei von allen Schatzungen und Abgaben. Einmal war der König nemlich da mit einem kleinen Gefolge und ward von unſerm Herzoge umzingelt, der ſich mit ihm in Streit befand. Zu entkommen war unmöglich. Aber der Beſitzer des Hofes, der ein ſtarker und großer Mann war, ſagte zum Könige, daß er ihn wohl retten könnte, wenn er ſich ihm anvertrauen wollte. Der König, keinen andern Rath ſehend, entſchloß ſich leicht dazu und der Mann ſteckte ihn, der klein und ſchwach war, in einen Sack, ſtopfte rund umher Heu und trug ihn ſo durch das feindliche Lager. Dafür befreite der König nachher ſeinen Hof.

Rafks Meerſtabel. 1839. 505.

LXXII.

Der Mantel in der Bülderuper Kirche.

(1521.)

Weſtlich von Apenrade zwiſchen Jellied und Bollerslеben, auf dem Wege von Hadersleben nach Flensburg, erſtreckt ſich ein Landrücken, der von Alters her Wornhöi oder Urnehöved heißt. Hier wurden einſt die alten ſchleswigſchen Landtage unter freiem Himmel gehalten, wie die holſteiniſchen zu Vornhövede, und die Herzoge wurden hier von Adel und Bauern gewählt. Man zeigt noch eine Anhöhe Lögpold, die frühere Dingſtätte; ein Weg heißt Aielveien, der Adelsweg; ein andrer Platz heißt Staatsroggen. Hier ward ein König erſchlagen* und einem anderen gehuldigt. In Bollerslеben iſt eine Freihufe, weil der Beſitzer vormals verpflichtet war, den hohen fürſtlichen Perſonen Stallraum und Unterkommen zu geben. Darum heißt das Haus auch noch das Königshaus.

Einmal war hier nun im Lande ein alter König, der zwei Söhne hatte. Der älteſte zog außer Landes und kam erſt zurück, als der Vater geſtorben war, um dieſem als König zu folgen. Aber der jüngere Bruder, der zu Hauſe geblieben war, machte ihm das Recht ſtreitig. Endlich aber vereinigten ſich beide dem älteſten Landesvogt im Lande die Sache zur Entſcheidung zu übertragen.

* Erich Eimund?

Der Hardesvogt der Slurharde, Nis Hinrichsen auf Heistruphof, war der älteste und er erhielt den Auftrag, zu einer gewissen Zeit das Urtheil zu sprechen. Der kluge Mann sah wohl ein, daß wie er auch entschiede, er eine Partei sich immer zu Feinden machen würde; er dachte daher darauf mit einer behenden List sich vor Gefahr zu sichern.

Der Hardesvogt hatte ein schönes milchweißes, oder wie andre sagen, ein gelbes Pferd; das fütterte er alle Tage ein Jahr lang mit Semmeln und Milch und führte es oft heraus und übte es so im Rennen und Springen, daß keines ihm an Kraft und Schnelle gleich kam. Er selber aber kaufte sich einen großen dicken rothwollenen Mantel; und als nun der Tag des Things kam, hüllte er sich darein, setzte sich auf sein weißes Pferd und ritt hinauf an den bestimmten Ort, der eigens dazu mit Steinen gebrückt worden war, wie man noch heute sieht. Die beiden Prinzen, begleitet von ihren Parteien, die alle bewaffnet waren, hielten schon da; nun kam der Hardesvogt auf sie zu und rief mit lauter Stimme: Des Landes Leute haltens mit dem Landeskinde. Und warf rasch sein Pferd herum und eilte auf Bollersleben zu. Die Reiter des ältern Prinzen aber stürzten ihm nach und überschütteten ihn mit Pfeilen; doch sein rother Mantel blähte sich auf und schützte ihn. So kam er dem Dorfe nahe, wo mehrere Wagen im Wege standen und die Straße sperrten. Als die Bauern den lieben Mann an seinem Pferde und seinem Mantel erkannten, wollten sie ihm Platz machen. Er aber rief ihnen zu, sie sollten alles stehen lassen und setzte mit seinem Pferde im Fluge drüber hin. So kam er seinen Verfolgern weit voraus, und nahm seine Richtung nach dem großen, dichten Walde zu, der damals auf dem Grengaarder Felde stand. Ein altes Weib eilte herbei und wollte ihm ein Heck öffnen, das den Weg verschloß; aber auch ihr rief er zu, es zuzulassen und setzte auch darüber weg. So erreichte er den Wald und hielt sich da so lange verborgen, bis er sich hervor wagen und nach Hause zurückkehren durfte. Aus Dankbarkeit schenkte der junge König ihm für seinen Hof die Freiheiten, die Heistruphof bis auf diesen Tag genießt. Sein großer Mantel war ganz schwer von Pfeilen und wie gespickt damit. Zum Andenken an die glückliche Rettung hengte er ihn in der Bülderuper Kirche auf, wo er eingepfarrt war. Noch im Jahr 1786 hieng der Mantel da, fiel aber endlich ganz vermodert herunter und ward mit dem Schutte hinaus gefegt. Man sieht aber in der Kirche noch ein Gemälde, welches des Hardesvogts Familie gestiftet hat.

Pastor Beier in Carlum im Staatsbürgerl. Magazin I. 215. Rask-Moerskabsl. 1839. 507–8. Schriftliche Mittheil. von Herrn Fries in Apenrade und Herrn cand. th. Meßtorf in Raepfleb. Letzterer erzählt, der Hardesvogt habe eine Menge Schachteln, eine über der andern übergeben, mit dem Bedeuten, darin befinde sich sein Urtheil. Über dem Öffnen gewann er Zeit, schon weit voraus zu kommen. — Historischer Grund der Sage sind die Streitigkeiten über die Absetzung Christierns II. und die Wahl Friedrichs I. vgl. Christiani neue Gesch. der Hzgth. I. 368.

LXXIII.

Als König Christian bei Brunsbüttel einen Einfall in Ditmarschen machen wollte.

(1531.)

1.

Dar is ein nie Rat geraden
To Rostorp* up der Heide,
Dat hebben de Achtundveertig gedaen,
De besten in unsen Lande,
Dat dar scholden viefhundert Man
To Brunsbuttel up der Wachte.

Klaes Marcus Hergen stund im Dore,
He sprak: »Gott sy gelavet!
Ik seh so mannigen sinen Man
Van Norden her gedravet.«

Se togen ein luttik bi Dike lang
Wol na der Dikes Horne:**
Dar schlogen se de Speisen schwank
Wol na der Landsknecht Wise.

Wiben Peter und Klaes Marx Hergen
De schoten de groten Bussen af
Darto de witten Schlangen.
Se stelden de Bussen up dat Sant,
Se schoten aver int Kedinger Lant:
Den Kedingern den wart bange.

»Dat hebben de ditmarschen Buren gedaen,
Se mögen wol Heren wesen:
Leveden se noch söven Jar,
Ditmarschen worden Landesheren.«

2.

Will gi hören einen nien Gesang?
Konde ik en juw man ramen
Ik sach so mennigen sinen Man
Van Norden her kamen.

Se togen to hogen Meldorp in,
Se wolden eine kleine Wile teren:
Se eten Krut, se drunken Wyn,
De Braden deden se keren.

Do se wol geteret haddn,
Se mosten webber to Wege;
De Trummenschleger de schloeg an,
Er Fenlin leten se flegen.

* Heute Rüsdorp bei Heide in Ditmarschen Kspl. Weddingstede.
** Dieksbörn zwischen Marne und Brunsbüttel.

Se togen den Süderstrant enlank
Wol na der Dikes Horne.
Se stelden er Buffen an ein Sant,
Se schoten wol an dat Kedinger Lant
All na dem nien Huse.*

Dat vorhorde de Koning ut Engelant
Und em wart also bange.
De sprak dar ein gut Landesman:
»Dat syn de ditmerschen Buren al,
De driven de klare Schande.

Ditmerschen, dat schölen Buren syn,
It mögen wol wesen Heren;
Leveden de Ditmerschen noch söven Jar,
It worden der Holsten Heren.«

Neocor. II. 73 ff. Hans Detleff Mscr. Fol. 169 b. — Das zweite Lied ist augenscheinlich eine jüngere Version des ersten — ramen treffen.

LXXIV.

Wiben Peter.

(1545.)

I.

Wille gi hören ein ny Gedicht?
Wat kortlich is utgericht,
Darvan wil ick juw singen.
Ein Man is Wiben Peter genant,
De Ditmerschen wolde he dwingen.

He toeg ut sines Vaders Lant;
Darup heft he gerovet und gebrant,
Mit Gewalt vel Gudes genamen,
Etliche gefangen unde weggeföert:
Is nu to Uthracht kamen.

He heft sik Hans Pomerening genant,
Heft Schaepstede sulvest utgebrant
Mit sinem Broder und Knechten.
Dat worden de Achtundveertig enwar,
De Sake moste he vorvechten.

Darna wart he gefangen schon,
Dat man em scholde geven sin Lon
Na sinen Vordeenst und Rechte.
Zo Rendsborg wart he gefunden los
Vam adelichen Geschlechte.

* Neuhaus im Hannöverschen.

It warede nicht gar lange Tyt
Toeg he in dübeschem Lande wyt
Na Karol dem römischen Keiser,
Umme sin Mandat to halen dar;
Unglücklich wart sin Reise.

Den Achtundveertig is Badeschop kamen:
Wiben Peter hebbe Knechte angenamen
To Jevern in Freuken Lande.
Damit wolde he up de Ditmerschen nemen
Und doen en we und bange.

Up einen Sonnavent, dat dit geschach,
De was na Hemmelfartes Dag,
Einen Hövedmann hebben se karen:
Boldes Johan, ein framen Mann;
De Schanz de scholde he waren.

Rode Reimer, Klaes Fake sin ok erwelt,
Reinholt Grote ein framer Helt;
Dat beste deden se raden.
Se segelden ut, all gegen de Flot:
To Hilge Lant kemen se brade.

Se hadden ein Schipken rüstet ut
Mit Victualien und Büssenkrut,
Mit Speisen und guden Schütten
Ein Jachtken dat was ok darmit;
Dat wart en ok wol nütte.

Se segelden to Hillig Lant langst dat Klif,
Dar Wiben Peter up bestaende blef:
Dat bede em doch nen Baten.
Johan sin Broder de was darbi,
De moste sin Levent laten.

Se lepen dar frischlik an dat Lant
Wiben Peter twe Baden utgesant
De Hovetlüde to stüren:
De eine was Baget, de ander Pastor,
Des Name hete Herr Lüder.

He wolde sik gerne fangen geven,
Woldens en fristen sin junge Leven,
Und nemen een gefangen
Wol na des loflichen Koninges Recht:
Darna stunt sin Vorlangen.

Boldes Johan sprak altohant:
»De Ditmarschen hebben mi utgesant,
He schal sik fangen geven.
Heft he dem Koepmann kein Leit gedaen,
Fristen schal he sin Leven.

Hansken wol to Peter sprak:
»Ik fruchte alhier grot Ungemak;
Och Peter, gif di gevangen.«

Peter hof up sine witte Hant,
Schlog Hansken an de Wangen.

He settede de Kanne vor sinen Munt;
He drank se ut bet up de Grunt.
Ein Fenlin he so drade,
Darto ein Schwert ummet Hövet schwang,
Hadde men de Spiße to bade.

De Ditmerschen lepen an dat Klif:
Wiben Peter mit Hanse bestaende blef,
Dat dede en beid kein Baten:
Twe andere Gesellen weren ok darbi:
Er Levent mosten se laten.

Do heft he men veer Schöte gedaen,
Darmit is he na der Kerken gegaen:
Den Böne heft he gekaren.
Mit sinem Broder und Knechten dar
Sin Levent heft he vorlaren.

Dat Schetent warede ein ganze Stunt
Wol in der Kirken to Hillige Lant;
Einer wart gefangen namen.
Vort ganze Lant wart he gefört,
Is em to Unfall kamen.

De Achtundveertig schloten einen Rat
Wegen der drier Doden drat,
Wo ment darmit scholde maken:
Wiben Peter scholde up ein Rat,
Sin Hövet up ein Staken. —

De uns dat nie Leedlin sang,
Reinholt Junge is he genant,
He heft it gar schone gesungen
He was van twintig Jaren olt,
Den Rei heft he gesprungen.

Jerren Reimer de was darbi:
Reinholt Jung de schreef it fri,
Se hebben it gar wol gesungen
Se drunken lever gut Beer edder Wyn,
Den it Water ut dem Brunnen.

Neocor. II. 93 ff. Hans Detleff Mscr. Fol. 180 b. ff. Utdracht Austrag, Entscheidung. Freuken Lant hieß die Herrschaft Jever, weil sie 1515 dreien Fräulein erblich zufiel. Dahlm. zum Neocor. I. 213. karen erkoren, erwählt. Speisen wie früher, Spieße; Spiße Spitze. bate s. oben S. 31.

2.

Will gi hören einen nien Sang,
Wat de stolten Ditmerschen gedaen?

Se ſin mit Schepen ut gekamen,
Püſſen und Krut vor vel hadden ſe geladen.

Runge Michel was Trummenſchleger:
Volbes Johan* was Fenikendreger.

De Trummenſchleger de ſchloeg an,
De Fenikendreger de toeg an.

Darmit vellt ſe int Hillge Lant:
Dar wolden ſe Wiben Peter af han.

De Kerkherr kam entjegen gaen:
»Wo ſy gi Hillge Lant ſo gram?«

»Wi ſint dem Hillge Lant nicht gram,
Wi willen men Wiben Peter haraf han.«

De Kerkherr alß he dat vornam,
He gieng vor Wiben Peter ſtaen.

»Wiben Peter, du moſt di vangen geven;
Jk wil di koſten din junge Leven.«

»Jk wil mi noch nicht vangen geven,
Scholde ik ok nicht ein Stunde mehr leven.

Jk wolde mi noch wol vangen geven,
Hadde ik den witten Hanenfeder.« **

Reimer Grote ſprak men ein Wort:
To allen Schöten gingen ſe vort.

De ſe hadden vief Schöte gedaen,
De kam dat Moet vam Pöne afgaen.

Se boden dem Buren einen Daler,
He ſcholde men Wiben Peter afhalen.

De Buer de dacht in ſinem Mot:
»De Daler de were mi wol got.«

He nam Wiben Peter wol bi den Haren,
Und hebe en van dem Pöne afhören.

He nam Wiben Peter wol bi den Bart
Und warp en dar an Schepesbort.

Dat geſchach up einen Pingſtedag,
Dat ſe Wiben Peter up de Heide bracht.

Dar wart he vam ditmerſchen Lant
Mit ſinem Broder tom Schwert erkant.

Recor. II. 96. Hans Detleff a. a. O. — Auch von dieſem Liede gilt das oben S. 65 bemerkte. Das erſte Reimpaar iſt, wie dort, gleichſam ein Präludium; dann umfaßte die Melodie wol immer ihrer zwei.

* Recor. auch Wolters Johann. Hans Detleff Nolves Johann.

** Recor. und Hans Detleff auf dem Rande: Reimer Grote.

LXXV.

Wie der Grützkopf in das frieſiſche Wappen kam

Die Frieſen waren einſt im Kriege mit den Dänen. In einer Schlacht geriethen ſie in Unordnung und flohen. Die frieſiſchen Weiber, welche im Lager eben Brei kochten, ergriffen die Grützköpfe, als ſie ihre Männer ſo feige ſahen, und giengen damit dem Feinde entgegen. Rechts und links flog nun der heiße Brei den Dänen um die Ohren. Sie verwunderten ſich anfangs und lachten; aber als die Frieſen die Kühnheit ihrer Frauen ſahen, kehrten ſie von Scham erfüllt um und begannen die Schlacht von neuem. Da kam die Reihe des Fliehens an die Dänen, und es hieß ſpäter, die frieſiſchen Weiber hatten die Dänen mit dem Breitopf in die Flucht geſchlagen, die Männer aber ihn aus Dankbarkeit in das frieſiſche Wappen aufgenommen.

Herr Hanſen auf Silt im Volksbuch 1845. — Auf dieſelbe Weiſe verteidigten die Frauen der Ditmarſchen in der letzten Fehde Meldorf, als die Feinde ſtürmend auf die Singel drangen.

LXXVI.

Wallenſtein vor Breitenburg.

(1626.)

Vierzehn Tage lang hatte Wallenſtein mit ſeinem ganzen Heere vor dem feſten Schloſſe Breitenburg gelegen, das hauptſächlich von Bauern aus der Umgegend verteidigt ward. Endlich ward es im Sturm genommen. Der tapfere Oberſt in der Burg ſtellte die Kanonen gegen den Eingang und ſtreckte die über die Brücke eindringenden Feinde haufenweiſe nieder. Als dennoch die Uebermacht ſiegte, ließ er eine volle Pulvertonne in das Thor ſtellen, ſetzte ſich mit einer brennenden Lunte in der Hand darauf, und ſobald die Feinde wieder anzudringen wagten, ſprengte er ſich und alle, die ihm genaht waren, in die Luft. Darüber erbittert, überließ Wallenſtein die ganze Beſatzung der Rache ſeiner Soldaten. Er ſelber ſaß im Vorhofe und ſchlug ein lautes Gelächter auf, als die Bauern alle in einem Saal zuſammengetrieben und niedergemacht wurden. Darauf ward den Frauen der Getöteten befohlen, das Haus vom Blute zu reinigen und die Leichen zu entfernen. Allein ſie waren bereit, lieber den Tod zu leiden, als ſolch widernatürliche Arbeit zu thun.

Andere ſagen jedoch, daß ſie wirklich dazu gezwungen ſeien. Bis vor wenigen Jahren aber zeigte man in einer Tannenkoppel beim Schloſſe noch ein ſchmales Stück Land, das den Namen Aasſtück hatte, weil die da begraben waren, die bei der Belagerung umgekommen. Jetzt iſt das Land ausgeſtochen, weil man einen Kanal dadurchgezogen hat.

Alardus bei Weſtph. I. 1975. Provinzialberichte. 1822. IV. 85 ff. Der gleichzeitige Alardus berichtet dies nur als ein Gerücht. Es wird noch heute erzählt.

LXXVII.

Chriſtian der Vierte.

(1644.)

1.

In der Schlacht auf der Kolberger Heide bei Fehmern neigte ſich erſt der Vortheil auf die Seite der Schweden; die Dreifaltigkeit, das königliche Admiralſchiff, ward ſehr zerſchoſſen und der König ſelber ſchwer verwundet. Als er niederſank, ward ein Matroſe hinauf kommandiert, die Flagge zu ſtreichen, damit die Schweden aufhörten, auf das Schiff zu ſchießen. Aber der brave Kerl konnte das nicht übers Herz bringen, ſondern verwickelte die Flagge ſo im Tauwerk, daß ſie nicht fallen konnte. Als der König das ſpäter erfuhr, ward er ſo erfreut darüber, daß er dem Matroſen einen Hof Landes bei Hadersleben ſchenkte.

Dannevirke 1839, Januar.

2.

Zu gleicher Zeit, als den Dänen der Muth entſiel, trat ein anderer tapferer Matroſe hervor, der ein Frieſe war aus Ballum, und rief: „Der König iſt ja nur Ein Mann, und unſer iſt noch genug, den Feind zu ſchlagen.“ Da ſchämten ſich die Dänen, griffen von neuem zu den Waffen und ein rühmlicher Sieg ward erfochten. Nach der Schlacht ließ der König den Ballumer vor ſich kommen und er erſchien unverzagt, obgleich man verſucht hatte, ihm wegen ſeiner reſpectwidrigen Worte Furcht einzuflößen. Der König empfieng ihn freundlich und erlaubte ihm, ſich eine Gnade zu erbitten. Der Matroſe beſann ſich nicht lange und bat für ſich und ſeine Nachkommen um ein Privilegium zur Führung einer Gaſtwirthſchaft in Ballum. Das ertheilte ihm der König und gab ihm obendrein noch eine Summe zur Einrichtung. Seine Nachkommen haben lange Zeit da die Krugwirthſchaft geführt.

Mitgetheilt durch Herrn Schull. Hanſen auf Sylt.

3.

Als der König ſeine Flotte bemannte, kam auch ein landflüchtiger Mann aus Villeböl an der Königsau, der Paul Bartſcherer genannt ward, heimlich zurück und ließ ſich als Matroſe annehmen. Er kam auf die Dreifaltigkeit, und da nun der König verwundet ward, war da kein Chirurgus auf der ganzen Flotte. Paul bot darum ſeine Hilfe an und machte ſeine Sache zu des Königs Zufriedenheit. Nachdem dieſer geheilt war, erlaubte er ihm, ſich eine Gunſt auszubitten. Da erzählte Paul, wer er ſei und bat den König um Gnade. Dieſe ward ihm nicht allein gewährt, ſondern auch ein Hof in Villeböl dazu geſchenkt, den er frei von Abgaben ſo lange beſaß als er lebte. Er kam aber um in der Königsau. Man warnte ihn, ſich in Acht zu

nehmen, wenn er oft sich äußerst verwegen hinein wagte; aber Paul antwortete: „Ach, hab ich doch so manche gefährliche Fahrt zur See gemacht; es müste eine Schande sein, wenn ich in dieser Rinne ertrinken sollte!“ Doch ertrank er gleich nach diesen Worten. Er ward in der Kirche zu Karlslund begraben und eine ausgehauene Tafel meldet, daß er da ruht.

Danske Atlas VII. 166.

4.

Als Christian der Vierte einmal in Odensee war und ihm erzählt ward, wie eifrig die Alsinger bei der Lysabbeler Kirche Wache hielten, daß die Schweden nicht landeten, war da ein Junker Tapp, der sich erdreistete, mit dem König die Wette einzugehen, daß er binnen vier und zwanzig Stunden doch mit seinen Dienern ans Land kommen wolle, ohne daß sie es merkten. Aber da er am nächsten Morgen kam und von Mummark sich hinauf nach der Kirche schleichen wollte, ward er von den Alsingern mit seinen Dienern totgeschlagen; und der König verzieh es ihnen, da dies ein noch größerer Beweis ihrer Achtsamkeit war.

Danske Atlas VII. 434; vgl. Hans Detleff in Dahlmanns Reoccr. II. 474.

LXXVIII.

Düerhues.

In Tondern hatte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges das schönste und reichste Mädchen der Stadt sich mit einem braven jungen Manne verlobt, und ihn, obwohl er arm war und aus niedrigem Stande, vielen reichern Freiern vorgezogen. Als nun die Schweden ins Land kamen, muste er die Braut verlassen und mit in den Krieg gegen sie ziehn. Doch mit rühmlichen Auszeichnungen kehrte er nach einiger Zeit zurück und die Liebenden hofften bald ein glückliches Paar zu werden. Es sollte aber doch traurig enden.

Ein paar Kriegskameraden und Freunde waren mit dem Bräutigam gekommen und einer von ihnen verliebte sich in seine Braut. Als sie nun einmal in einem Wirthshause beisammen saßen und lustig zechten, fieng der neidische Nebenbuhler Streit mit seinem andern Kameraden an, und da ein Wort das andere gab und der Beleidigte endlich heftige Worte ausstieß, riß jener dem Bräutigam den Degen aus der Scheide, stach damit seinen Gegner nieder und floh. Der unschuldige Freund ward nun bei dem Sterbenden gefunden und da seine blutige Waffe gegen ihn zeugte, vom Gericht verurtheilt; er muste unter der Hand des Henkers sterben. Die unglückliche Braut folgte ihm bald in den Tod, von Gram verzehrt.

Sieben Jahre waren seit der Zeit verflossen, als der Mörder, der unterdeß in der ganzen Welt unstät umhergeirrt war, nach Tondern

zurückkehrte, und um ſeiner Seele Ruhe zu verſchaffen, den Richtern ſeine Schuld bekannte und die arme Mutter des Hingerichteten bat, ſein anſehnliches Vermögen als Erbin anzunehmen. Bevor er aber die gewünſchte Strafe litt, ließ er des ehemaligen Freundes Leiche ausgraben und mit Gepränge in ein ehrliches Begräbnis bringen. Und dann ließ er auf das Grab einen blauen Stein legen, worauf ein Herz mit einem Kreuz oder Dolch ausgehauen war. Weil aber ein unſchuldig Hingerichteter darunter lag, ſo tröpfelte alljährlich in der Nacht des Mordes Blut aus dem Herzen. Der Stein iſt jetzt fortgenommen. Die Mutter kaufte von dem Gelde, das ſie empfangen hatte, eine kleine Viertelmeile von Tondern einen Hof und nannte das Haus darauf **Düerhues**, weil ſie es nur um den Tod ihres Sohnes erhalten hatte. Dieſes Haus zeigt man bis auf dieſen Tag.

Nach den übereinſtimmenden Mittheilungen des Herrn Paſtor Carſtens in Tondern und Herrn Schumann in Flensburg. — Frl. P. Tamſen in Tondern erzählt: Zwei Kriegsleute zur Zeit des dreißigjährigen Krieges bekommen Streit in einem Wirthshauſe in Tondern. Einer erſticht den andern. Als der Mörder flieht, findet er auf der Bank vor dem Hauſe einen jungen Mann ſchlafend, dem er ſeinen blutigen Degen in die Hand gibt. Der Jüngling wird hingerichtet und hinterläßt eine trauernde Braut und Mutter u. ſ. w. Im Folgenden herrſcht Uebereinſtimmung. — Herr Hanſen auf Silt erzählt ſo, daß die Tochter und ihre Mutter ſchon das reiche Haus beſeſſen hätten. Den begünſtigten Freier ſucht ſein eiferſüchtiger Nebenbuhler im Michaelismarkte in Tondern auf und erſticht ihn im Gedränge in einem Wirthshauſe. Das blutige Meſſer gibt er einem ſchlafenden Menſchen, der nach der Tortur ſich ſchuldig bekennt, hingerichtet und auf dem Schindanger begraben wird. Darauf hat der Mörder keine Ruhe, geht in den Krieg, kommt dann nach Tondern zurück und verräth im Traume einem Bürger die That. Der macht Anzeige und die Strafe trifft ihn.

LXXIX.

Die halbgefüllte Flaſche.

Als die Schweden hier im Lande waren und die unſrigen gerade eine Schlacht gewonnen hatten, bekam ein gemeiner Soldat einen Wachtpoſten auf dem Schlachtfelde. Mit Mühe hatte er für ſeinen brennenden Durſt nur eine Flaſche Bier erhalten. Eben aber als er ſie an ſeinen Mund ſetzt, hörte er neben ſich die Stimme eines Schweden, dem beide Beine abgeſchoſſen waren, und der ihn flehentlich um einen Labetrunk bat. Mitleidig gieng der Soldat zu ihm und beugte ſich über den Verwundeten, um ihm die Flaſche zu reichen. Aber der tückiſche Schwede ergriff ſein Piſtol und feuerte es auf ſeinen Wohlthäter ab, in der Hoffnung, ſich noch zu rächen und zugleich in den Beſitz der ganzen Flaſche zu kommen; doch glücklicher Weiſe gieng der Schuß fehl. Ruhig griff der Soldat nun nach ſeiner Flaſche,

trank ſie halb aus und reichte ſie dann dem Sterbenden; „Da, du Schlingel! nun kriegſt du ſie nur halb!“

Als der König dies erfuhr, ließ er den Soldaten kommen und gab ihm ein Wappen, darin eine halbgefüllte Flaſche ſtand. Des Soldaten Urenkel wohnen noch in Flensburg und führen denn noch heute dieſes Zeichen.

Mitgetheilt aus Flensburg; vgl. Thiele I. 111.

LXXX.

Die Riesburg.

Vor Alters lag bei Ries eine Burg, von der die Graben noch deutlich ſind. Ein dort wohnender Ritter war einmal abweſend im Kriege, als ſeine Frau ſtarb. Als er nun gleich darauf nach Hauſe kam und ſie nicht mehr am Leben fand, brach er in ſolchen Jammer und ſolche Klagen aus, daß die Leiche auf einige Augenblicke wieder erwachte. Bis vor wenigen Jahren iſt von dieſer traurigen Geſchichte noch ein Lied bekannt geweſen.

Im dreißigjährigen Kriege iſt die Burg erſtürmt, die Beſatzung und die Burgfrau, die Ingeborg geheißen, erſchlagen und Alles dann verbrannt worden.

Durch Herrn H. Peterſen in Soes bei Apenrade. vgl. No. 223. 224.

LXXXI.

Die keuſche Silterin.

Auf der ſüdlichen Halbinſel Silts, die Hörnum heißt, erhebt ſich eine gewaltige Düne, von mehr als 100 Fuß Höhe und einer halben Stunde im Umfang. Sie heißt der Ruder, weil ehemals da in einer Meeresbucht Fiſcherbuden ſtanden, die die Fiſcher von Silt im Frühjahr und Herbſt benutzten, welche aber auch wohl Seeräubern zum Schlupfwinkel dienten.

Hier in dem verſteckten Ankerplatz landeten einſt ſchwediſche Seeräuber. Zwei Jungfrauen waren eben in jenen Hütten mit dem Reinigen und Einſalzen gefangener Fiſche beſchäftigt; die Männer waren alle draußen auf der See und fiſchten. Sobald ſie darum die Ankunft der Schweden bemerkten, flohen ſie, nichts gutes ahnend, nordwärts längs dem Ufer dem nächſten Dorfe zu. Glücklich erreichte die eine das Dorf Nieblum, das weiland ſüdweſtlich von dem jetzigen Rantum lag; die andre aber, nicht ſo ſchnellfüßig, ermüdete bald auf dem anderthalb Meilen langen Wege und ſah die lüſternen Räuber ihr immer näher kommen. Am Ende muſte ſie erkennen, daß ihr nichts mehr übrig blieb als entweder ſich ins Meer zu ſtürzen oder ihre jungfräuliche Ehre hinzugeben. Eben glaubten die Räuber

ihre Beute ſicher in Händen zu haben, als das Mädchen der See zueilte und vor ihren Augen in der Tiefe verſchwand.

Hanſen auf Sitt im Volksbuch 1811.

LXXXII.

Herzog Hans Adolf.

(c. 1630.)

Der Herzog Hans Adel von Plön iſt ſeiner Zeit ein großer Zauberer geweſen. Er hat viele Kriege mitgemacht, aber weil er kugelfeſt war, iſt er immer unverwundet zurück gekommen, und wenn er dennoch in große Gefahr kam, machte er ſich unſichtbar. Den Feinden, wenn ſie die überlegenen waren, hat er oft die Augen ſo verblendet, daß ſie ihn und ſeine Leute nicht erkannten. Ja einmal, als er ſich mit den Türken ſchlug und in Gefahr war zu unterliegen, wuſte er ſich und ſeine Leute ſo täuſchend in Bäume zu verwandeln, daß die Feinde ſich daran ſtellten und ihnen die Stiefel voll piſten.

Er hielt ſich gerne und oft in Stockſee auf. Wenn er dahin wollte, ſo fuhr er im Winter und im Sommer mit Pferden und Wagen immer gerades Weges über den Plöner See. Ein Bauer aus Stockſee fuhr einmal hinter ihm her. Als beide hinüber waren, fragte der Herzog, in weſſen Namen er es gethan habe. „In euer Gnaden Namen," antwortete der Bauer. „Das iſt gut," ſagte der Herzog, „daß du es in meinem Namen gethan haſt; verſuche es nur nicht wieder, es möchte dir ſonſt ſchlecht gehen."

Als er einmal eine von ſeinen großen Reiſen antrat, befahl er, daß bis zu ſeiner Rückkehr Stockſee vergrößert und zu einer Stadt gemacht ſein ſolle. Seine Gemahlin verwandte das ausgeſetzte Geld aber zur Erbauung der Neuſtadt Plön. Als der Herzog zurückkam, fuhr er gleich nach Stockſee, und da er nun alles unverändert fand, ſchwur er ſeiner Frau den Tod. Das erfuhr ſie ſogleich, und als ſie ihn nun aus einem Fenſter des Schloſſes am Kuppelsberge heranfahren ſah, ſtürzte ſie ſich hinunter.

Aber am Ende hat der Teufel ihn auf Nuhleben aus dem Fenſter geholt. Die Sache ſollte freilich vertuſcht werden, ſie iſt aber doch herausgekommen. Sein einziger Vertrauter war ein Kammerdiener, der jedoch nicht ganz eingeweiht geweſen iſt und der ſich auch zuletzt mit Hilfe von Geiſtlichen den Teufel vom Leibe hielt. Der Kutſcher ſollte dem Herzog einmal ſein Zauberbuch holen, das er vergeſſen hatte. Neugierig fieng er an, darin zu leſen; aber bald kamen eine ſolche Menge von Geiſtern und gräulichen Erſcheinungen, die er nicht wieder zu entfernen wuſte, daß er froh ſein konnte, als der Herzog ſelber kam und ihn befreite.

Durch Herrn Dr. Alander in Plön und Herrn Schullehrer Paſche in Wankendorf. — Wie beſonders wohlthätige und gütige adliche Frauen durch die Sage in ihr Gegentheil verwandelt wurden, S. 33, ſo hier auch Herzog Adolf. Hanſen, kurzgef. Nachricht

von denen Plön. Landen, S. 284. Er diente dem Kaiſer Leopold in den Niederlanden, in Ungarn gegen die Türken, gegen die Polen. S. ebendaſ. S. 258. — vgl. No. 203. 204.

LXXXIII.

Das Kegelſpiel im Ratzeburger Dom.

An der Ratzeburger Domkirche ſind zahlreiche Kanonenkugeln eingemauert, die bei der Belagerung von 1693 durch die Dänen hineingeſchoſſen ſein ſollen.

Die Hannöverſchen hatten damals den Vertrag mit den Dänen gemacht: Wenn ein berühmter Schütze, der ſich bei den Dänen vor der Stadt befand, ein Kegelſpiel in die Mauer der Domkirche hineinſchießen könnte, ſo ſollte die Stadt kapitulieren; könnte er es nicht, ſollte das Heer abziehn. Der Kanonier ſtand auf der Schanze bei der Vogelſtange und ſchoß wirklich ein ganzes Kegelſpiel hinein. Als er aber zuletzt den Kegelkönig hineinſchießen wollte und alle in der größten Beſorgnis waren, lud ein hannöverſcher Kanonier ſeine Kanone und ſchoß dem Dänen den Kopf vom Rumpfe. Darum ſieht man noch heute das Kegelſpiel an der Domkirche eingemauert, aber der König fehlt.

Durch Herrn Candidaten Arndt aus Ratzeburg.

LXXXIV.

Tisborg bei Schleswig verteidigt.

In früherer Zeit konnte man noch Ruderа von dem alten Schloſſe und der Schanze ſehen, die zwiſchen Wold und Bünge lagen. Man hat da auch Kugeln, Bomben und Dachpfannen ausgegraben. Der Herzog hatte hier einen tapfern Oberſten zum Verteidiger eingeſetzt und das erſte Mal iſt der König von Dänemark von der Nordſeite gekommen, hat die Schanze lange beſchoſſen, aber hat doch zuletzt abziehen müſſen. Darauf iſt er den weiten Süderweg herum von dem Wold gekommen; da hat er beſſer ſchießen können, ſo daß die in der Schanze ſich nicht bergen konnten. Viele wurden getötet und die Lebensmittel wurden knapp. Sie hatten nur noch ein Schwein übrig; das haben ſie alle Tage bei den Ohren gekniffen und haben es ſchreien laſſen, auf daß der König von Dänemark meinte, ſie hätten noch ſo viel, daß ſie alle Tage eins ſchlachten könnten. Des Herzogs Leute wollten ſich nicht geben und hatten ihren Spott mit den Feinden. Sie ſetzten ihren Tiſch mit Gläſern und Flaſchen vor die Thür und tranken luſtig. Das ärgerte den König und er ließ herein ſagen, ob er ihr „klakels Mahl“ vom Tiſch herunter ſchießen ſolle. Er möchte es gerne thun, wenn er könnte, gaben ſie zur Antwort, und bald flog eine Kugel herein und fegte alles vom Tiſche. In der Schanze wußten ſie, daß der König ſeine Pferde bei dem Wirth in

Lisborg ſtehen hatte; da ſchoſſen ſie in den Stall hinein und ein Pferd nach dem andern tot. Man ſieht noch die Kugeln in der Wand. Zuletzt, als all ihr Proviant gerade auf war, ſchickte der König um nicht länger davor liegen zu dürfen, herein, daß ſie frei abziehen könnten mit voller Muſik und fliegenden Fahnen. Das nahmen ſie an. Als ſie nun heraus kamen, da waren da nicht mehr als dreizehn Mann.

Durch Herrn Candidaten Arndt.

LXXXV.

Die Burg zu Rathjensdorf.

Bei Rathjensdorf liegen zwei große Hügel; der eine heißt Barg op de Borg, der andre Barg op de Schüen. Auf dem großen ſtand vor Zeiten nemlich eine Burg, darin drei Jungfern wohnten. Die haben die Kirche zu Neuenkirchen, Grube und Altenkrempe gebaut. Als ſie mit der erſten fertig waren, wurden ſie ſchon ſehr beſorgt, ſie möchten nicht mit allen dreien fertig werden. Als ſie nun bei der Kirche zu Grube waren, ward ihnen wirklich grauen; davon bekam ſie den Namen, und als ſie die dritte fertig hatten, war ihr Geld zu Krempe, d. h. auf; davon erhielt die dritte ihren Namen. Die drei Jungfern haben auch den Fußſteig von Rathjensdorf nach Heiligenhafen gemacht; der iſt ſo breit, daß alle drei in weiten Reifrocken darauf neben einander gehen konnten.

Später iſt der Feind gekommen und ſchoß lange mit Kanonen ins Schloß hinein. Der Graf aber machte ſich nichts daraus und fegte die Kugeln immer nur ſo mit einem Beſen auf die Seite. Da hat der Feind aber mit Kanonen angefangen und der Graf muſte das Schloß übergeben, das bis auf den Grund niedergeſchoſſen ward.

Sie haben einmal ſpäter auf dem Berge, wo die Burg ſtand, eine Vogelſtange aufgeſtellt und ein Schießen gehalten; da kam aber eine Stimme aus dem Grunde, daß man ſich das Piffpaffen wollte verbeten haben.

Mündlich.

LXXXVI.

Der tapfere Bauer.

Zu der Zeit, als bald die Schweden, dann die Polakken im Lande waren, lebte in Aarsleben bei Apenrade ein Bauer Behrendſen, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Einmal kommen eine Menge Schweden in ſein Haus und drohen es nieder zu brennen und rein auszuplündern, wenn er ihnen nicht Eſſen und Geld brächte. Behrendſen bat ſie, ſich einſtweilen ein wenig niederzuſetzen, gieng hinaus und legte eine große Stange von der Dicke

einer Deichsel ins Feuer und, nachdem das dicke Ende gehörig angebrannt war, erschien er wieder in der Stube und theilte damit rechts und links solche Schläge aus, daß die Plünderer diesmal das Haus verlaufen mußten. Er dachte aber gleich, daß sie wohl wieder kommen würden, um sich zu rächen, und er sann daher auf eine Vertheidigung. Darum schichtete er eine Menge schwerer Baumstämme, die er auf dem Hofe liegen hatte, so über einander, daß in der Mitte ein Raum zu einem sichern Versteck blieb. Am andern Tage kamen auch richtig zwölf Mann und als Behrendsen ihre Absicht merkte, war er gleich auf seinem Posten, bewaffnet mit seinem mit mehreren Kugeln geladenen Musketonner. Die Kerle wagten nicht ins Haus zu gehn, wollten es daher in Brand stecken und traten auf einen Haufen, um sich über die Art und Weise zu besprechen. Diesen Augenblick nahm der Bauer wahr und streckte mit einem Schuß eilfe nieder; der zwölfte entfloh.

Behrendsen setzte noch lange den kleinen Krieg fort. Auf Feinde lauernd lag er eines Morgens im Walde an der Landstraße, als ein junger schwedischer Offizier andächtig seinen Morgengesang singend daher geritten kam. Behrendsen legte an und schoß ihn nieder; aber noch auf dem Todbette gereute ihn diese That, daß er einen Menschen getötet habe, der ihm nichts zu Leide gethan. — Seine Nachkommen wohnen noch auf seiner Hufe.

Durch H. Petersen in Sorø.

LXXXVII.

Die Polakken in Toftlund.

Es war eine unglückliche Zeit, als die Polakken hier im Lande waren. Viele Dörfer wurden verbrannt und ausgeplündert und die Einwohner mußten sich in die Waldungen flüchten, um nur ihr Leben und die beste Habe zu retten.

Damals war in Toftlund oder Herrested ein frommer Prediger, der keine Lust hatte sein Haus für nichts und wider nichts ausplündern zu lassen. Ein Haufe Polakken kam ins Dorf geritten: da ersann er eine List, um sich vor diesen Gästen zu bewahren. Er hatte in seinem Garten eine große Anzahl Bienenstöcke. Die kehrte er um, so daß das Unterste zu oberst stand, und nun schwärmte eine unsägliche Menge Bienen ums ganze Haus, daß kein Mensch an dem Tage hinein kommen konnte. Aber am folgenden Tage kamen die Polakken wieder und besuchten nun den Prediger. Einer war so gottlos, daß er hinging und ein Loch in den Thürpfosten bohrte, den Prediger bei seinem langen Barte ergriff, diesen hineinstopfte und einen Pflock darauf schlug. So mußte der arme Mann stehn, bis die Gäste fort waren und andre Leute hinzukamen und ihm halfen. Der Uebelthäter sollte aber nicht so davon kommen, sondern konnte

seit der Zeit nicht wieder froh werden. Er schwand so hin und fühlte doch, daß er nicht sterben könne, bevor er des Predigers Verzeihung erhalten hätte. Deswegen reiste er zurück und der Prediger vergab ihm seine Sünde. Nun starb er eines ruhigen Todes und ward auf dem Kirchhof in Herrested begraben, wo man noch seinen Grabhügel sehen kann.

Dannevirke. 1843. Dec. N. 15. Der Grabhügel soll aber ein Hünengrab sein vgl. oben No 62.

LXXXVIII.

Die Moskowiter in Bordesholm.

(1700.)

Die Kirche in Bordesholm hieß vor Zeiten nur die reiche. Sie bewahrte an einem geheimen Orte so viele Reichthümer, daß man noch eine solche Kirche hätte dafür bauen können. Als nun die Moskowiter ins Land kamen, hörten sie von den Schätzen und durchstöberten alle Ecken, Winkel und Kammern, aber ihr Bemühen den Schatz zu finden war vergeblich. Unmuthig und verdrossen zogen sie endlich ab, doch ihre Gedanken blieben noch bei der Kirche. Als sie nach dem Dorf Eiderstede kamen, sahen sie noch einmal nach Bordesholm zurück, und einer der Räuber entdeckte jetzt durch ein Fernrohr das kleine Fenster, das noch an der östlichen Seite der Kirche zu sehen ist. Das hatten sie früher nicht bemerkt und das Verlangen nach dem Schatze brachte sie auf den Gedanken, noch einmal nachzusuchen. Zum Schrecken der Bordesholmer, die sich schon sicher geglaubt hatten, kehrten sie also zurück und fanden diesmal was sie suchten. Seit der Zeit heißt die Kirche nicht mehr die reiche.

Durch Herrn Schull. Rathjen in Fiefharrie. Man erinnert sich der Moskowiter oder Polakken noch überall, und unterscheidet sie durch diese Namen von den Russen von 1813.

LXXXIX.

Der Tempel zu Nordoe.

An der Landstraße von Itzehoe nach Hamburg findet man rechts am Wege einen Hügel mit einem steinernen Obelisk, den man den Tempel zu Nordoe nennt. Auf diesem Hügel sollen früher Nymphen ihren Sitz gehabt haben, wie der Herr Statthalter Heinrich Ranzau in seinem Buche versichert.

Bei ihm war einmal der König Friedrich II. auf Breitenburg zum Besuch, und bei einer Ausflucht in die Umgegend fiel diesem besonders der schöne stattliche Thurm der Kremper Kirche in die Augen. Da rühmte sich der Statthalter, in einer Nacht eine eben

so hohe Spitze errichten zu können. Der König gieng eine Wette mit ihm ein und am nächsten Morgen führte ihn Ranzau nach dem Hügel von Nordoe, wo in der Nacht der Obelisk errichtet war. Nachdem die Messung angestellt war, fand man wirklich, daß seine Spitze sich noch über den Thurm erhebe, und der König mußte seine Wette mit einer Mühlengerechtigkeit bezahlen, die die Mühle in der Nähe bis auf diesen Tag genießt.

Wem der Tempel zum ersten Mal gezeigt wird, der muß dies Räthsel rathen:

De Tempel to Nordoe
Is Krempe neger, as Itzehoe.

Wer nun weiß, daß Krempe anderthalb Stunden entfernt ist, Itzehoe aber nur eine halbe, sagt, der Spruch sei nicht richtig. Allein die Leute da werden das auch wissen und sagen doch, der Spruch sei richtig. Nun denke man nach!

Vom Schloß Breitenburg nach dem Hügel soll ein unterirdischer Gang gehn. Bei einer Belagerung retirierte sich der Kommandant des Schlosses dahin und ward in der Verwirrung nachher darin vergessen. Nach vielen, vielen Jahren entdeckte man den Gang wieder und fand den Mann in einer nachdenklichen Stellung mit der Feder in der Hand an einem Tische sitzen, ganz als wenn er noch lebte. Kaum aber berührte man ihn, fiel er in Staub zusammen.

Durch M. H. Schröder aus Krempdorf. vgl. No. 235.

XC.

Der Brunnen am Segeberger Kalkberge.

An der einen Seite des Segeberger Kalkbergs ist ein tiefer, tiefer Brunnen, aus dem die Bewohner und die Besatzung der ehemaligen Burg ihr Wasser schöpften. Der Brunnen steht mit dem nahe gelegenen See in Verbindung. Einmal hat man eine Ente hinabgelassen und die ist im See wieder zum Vorschein gekommen. Zwei gefangene Grafen, oder wie Andre sagen, zwei Sklaven, oder noch Andere, eilftausend Sklaven haben den Brunnen um den Preis der Freilassung ausgehauen und sieben Jahr lang Tag und Nacht abwechselnd dran gearbeitet.

Mündlich durch Mommsen.

XCI.

Steinkreuz.

Nicht weit von dem Theil des Kirchdorfs Gnissau, der Steinkreuz heißt, stand einst ein Schloß, wo ein reicher Graf wohnte, der eine wunderschöne Tochter hatte. Sie hatte ein heimliches Einverständnis mit einem jungen Mann; der Vater aber war hart und stolz und

ſie wagten nicht ihm ihre Liebe zu geſtehn. Schon oft hatten ſie in der Nacht an dem Orte ſich zuſammen gefunden, wo Steinkreuz jetzt ſteht. Einmal war auch das Fraulein vom Schloß gegangen und erwartete den Geliebten wieder an der Stelle. Als aber dieſer kam, fand er ſeine Braut von wilden Thieren zerriſſen; da ermordete er vor Schmerz und Trauer ſogleich ſich ſelbſt.

Zur Erinnerung an dies traurige Ereignis ward ein ſteinernes Kreuz errichtet, das den Häuſern nachher den Namen gab und deſſen Trümmer noch heute da zu ſehen ſind.

Mündlich.

XCI.

Hartſprung.

Auf Alſen heißt ein Hof Hartſprung. Hier ſtand einſt eine Ritterburg, deren Beſitzer von ſeinem Nachbarn befehdet ward, weil er ihm ſeine Tochter zur Ehe verweigert hatte. Die Burg war mit tiefen, breiten Graben umgeben und obgleich nicht reichlich bemannet, wähnte der Herr ſich doch hinter der aufgezogenen Brücke ſicher. Da langte ſein Gegner mit zwanzig Reitern an: ſie halten vor dem Burggraben, ein Zeichen ihres Führers und Alle ſetzen auf die andere Seite mit ihren Pferden hinüber. „Das war ein harter Sprung!“ rief der Ritter aus und nannte nachher die Burg ſo, als er ſie ſo leicht eroberte und die ſchöne Tochter dazu gewann.

Schriftliche Mittheilung. vgl. eine andre Sage bei Thiele I 324.

XCII.

Die nächtliche Trauung.

In einem Dorf in der Gegend von Apenrade, das in der Nähe der Oſtſee liegt, ward der Prediger in einer Nacht von zwei fremden Matroſen geweckt, die zu ihm in die Stube gedrungen waren. Der eine hatte einen großen Beutel mit Geld in der Hand, der andre einen Säbel, und ſie ſagten zu ihm, entweder ſolle er ihnen folgen und in der Kirche ſogleich eine Traurede und eine Leichenpredigt halten und dann den Beutel erhalten, oder er müſſe ſterben. Der Prediger ſtand auf und folgte. Als er zu der Kirche kam, die ein wenig vom Dorfe ablag, war ſie erleuchtet und voll von fremden bewaffneten Seeleuten. Er ward zu einem Herrn in einer prächtigen Uniform geführt, an deſſen Seite bleich und zitternd eine junge Dame ſtand. Wie ihm befohlen ward, verrichtete er nun die Trauung und wie dieſe geſchehen, hielt er auch die Leichenrede. Darauf eilte er, ſo ſchnell er konnte, davon. Aber kaum war er eine kleine Strecke von der Kirche entfernt, als er einen Piſtolenſchuß hörte und gleich darauf einen kurzen Schrei. Dem Prediger war es verboten das Geſchehene

zu erzählen. Aber am folgenden Morgen gieng er mit zween guten Freunden zur Kirche und sie fanden da in einem offenen Grabe die Leiche der jungen Dame, die er in der Nacht getraut hatte. Draußen auf der See segelte ein großer Dreimaster.

Danneivirke. 1811. Jan. N. 57. — Derselbe Vorfall soll auch in Lunden in Norderdithmarschen sich ereignet haben. Nur bleibt der Prediger in der Kirche und der Pistolenschuß fehlt. Ein großer glänzender Zug von prachtvollen Kutschen hält in den Straßen des Orts und geht nachher der Eider zu, wo ein Schiff die unbekannten Fremden aufnimmt. — Bekannt ist Henrik Steffens meisterhafte Novelle, die eine Bearbeitung der seeländischen Version dieser Sage ist, die auch auf Anholt zu Hause ist. Thiele Danm. Folkesagn I. 191.

XCIV.

Das Ofethal auf Silt.

Ein Bauer, der in dem nordwestlichen Hause des Dorfes Wenningstede wohnte, hatte in einem Jahre sein Heu glücklich geerntet und gab nun der Gewohnheit gemäß denen, die ihm dabei geholfen hatten, einen Erntefchmaus. Während der Mahlzeit entstand ein heftiger Streit unter den Gästen. Der Wirth mischte sich hinein und im Zorn erschlug er einen der Streitenden. Kaum war das Unglück geschehen, da erschrak er über seine That, floh aus seinem Hause und man suchte ihn in den folgenden Tagen überall vergebens; es hieß, er wäre von der Insel und damit den Händen der Gerechtigkeit entkommen. Seine Gattin mußte nun die gewöhnliche Mannbuße statt seiner bezahlen und darum einen Theil des zum Hause gehörenden Landes verkaufen; sie ernährte sich und ihre Kleinen in Zukunft durch ihrer Hände Arbeit.

Jahre vergiengen indeß, ohne daß man von dem unglücklichen Todtschläger etwas hörte. Fast schien sein Name und seine That vergessen zu sein, als das Gerücht entstand, die fromme unbescheltene Ose, des entwichenen Mörders Frau, sei schwanger. Das mußte nicht nur in dem einsamen Dorfe, sondern auf der ganzen Insel Aufsehn erregen und die Leute zerbrachen sich die Köpfe darüber, wer wohl der Freier der unglücklichen Frau sei. Die Neugierigsten gönnten sich eher keine Ruhe, als bis sie die Sache entdeckt hatten.

Da fand es sich denn, daß der Mörder gar nicht von der Insel gekommen sei, sondern seit jenem unglücklichen Tage sich in einer Höle in den Wenningstedter Dünen verborgen gehalten hatte, und da von seiner Gattin so lange war ernährt worden. Seine langjährige Büßung und die Art und Weise seiner Erhaltung beschwichtigten jede bittere Erinnerung an das einst Geschehene und freudig ward der Wiedergefundene von allen aufgenommen. Zum Andenken aber an die Treue der Gattin und ihre aufopfernde Liebe, mit der sie alles Unglück

ertragen und überwunden und Mann und Kinder ernährt hatte, heißt das Dünenthal bis auf diesen Tag das Oſterthal.

Mitgetheilt durch Herrn Schull. Hanſen auf Sylt.

CXV.

Henſcherade.

Das Dorf Henſchrade bei Bergenhuſen in Süderdithmarſchen iſt ſchon vor langer Zeit ausgeſtorben; war ehemals aber ſo mächtig, daß der Prieſter nicht eher auf den Stuhl treten durfte, die Henſchrader wären denn gekommen. Von allen Einwohnern war nur noch ein Mann mit ſeinen Söhnen übrig. Der hatte eine große Sache, die ihm aber von einem Achtundvierziger, der zu Windbergen wohnhaft, verdreht wurde; er verlor ſie darum. Da ſagten die Söhne zum Vater, er ſolle nur ruhig ſein: „wir wollen euch das Blatt holen, das euch eure Sache verrathen;“ machten ſich bei Nachtzeit auf, brachen ins Haus des Achtundvierzigers und ſchnitten ihm die Zunge aus, die ſie ihrem Vater brachten. Darauf packten ſie Hab und Gut zuſammen und begaben ſich nach Jemern.

Neocor. 1. 33. vgl. No. 36. 63.

XCVI.

Der Scharfrichter in Sonderburg.

In Sonderburg gabs einmal einen ſehr geſchickten Scharfrichter, der immer die armen Sünder nur ſo vor ſich hinſtellte und dann ihre Köpfe herunter hatte, ehe ſies merkten; „denn,“ ſagte er, „ich bin kein Barbier nicht: darum braucht ihr nicht zu zittern.“ Einmal bei einem ſcharfen Froſtwetter ſchwang er auch ſein Schwert ſo geſchickt, daß der Kopf auf dem Rumpfe ſtehen blieb und ſogleich wieder feſtfror. Der arme Sünder freute ſich nicht wenig, ſo davon gekommen zu ſein und gieng mit ſeinen Freunden gleich ins nächſte Wirthshaus. Aber in der warmen Stube fühlte er bald, wie es ihm am Halſe und in der Naſe wunderlich ward, als wenn er nieſen ſollte. Und als er nun zugriff, behielt er den Kopf in der Hand und ſtürzte tot nieder.

Durch Herrn Hanſen auf Sylt. vgl. Reuſch Samt. Sagen No. 70.

XCVII.

Alle Neun.

Ein Miſſethäter war zum Schwert verurtheilt. Je näher der Tag der Hinrichtung kam, je mehr verging dem Scharfrichter der Muth ſein Geſchäft zu vollführen, und endlich am Tage vor demſelben war er ihm ganz geſchwunden. Er klagte das ſeinen Freunden.

Da bereitete einer ihm einen Trank, nach dem er schon in wenigen Stunden Kräftigung fühlte und am andern Tage eine solche Wuth ihn befiel, daß er den Augenblick kaum mehr erwarten konnte. Der arme Sünder war ein leidenschaftlicher Kegelspieler gewesen und da nun seine Stunde schlug, bat er sich als letzte Gnade aus noch einmal sein Spiel zu machen. Der Scharfrichter sollte sein Mitspieler sein; aber als der Verurtheilte nun die Hand ausstreckte um die Kugel aufzunehmen, konnte der Scharfrichter sich nicht länger halten, sondern schlug zu, so daß der Kopf dem armen Sünder in die Hand fiel. Damit that er nun noch den Wurf, die Kegel fielen und der Kopf schrie: „Alle Neune!“

Aus den Fideicommiß-Gütern durch Herrn Bruhns in Eutin. — „Charakteristisch für die Rohheit, die sich so häufig bei Hinrichtungen ausspricht.“

XCVIII.

Knaben entscheiden einen Rechtsfall.

Ein Arm der Widau bei Tondern führt den Namen Renzau von dem kleinen Dorfe Renz, Kirchspiels Burkall. Wo die Ufer ziemlich hoch und steil sind, fiel einmal ein Mann hinein, und er wäre ertrunken, wenn nicht einer, der in der Nähe arbeitete, sein Geschrei gehört und herbei geeilt wäre: der hielt ihm eine Stange entgegen, und der Mann half sich daran heraus, stieß sich jedoch ein Auge dabei aus. Darum erschien er auf dem nächsten Thing, verklagte seinen Retter und verlangte von ihm Buße für das verlorne Auge. Die Richter wußten nicht, was sie aus der Sache machen sollten, und sie verschoben sie aufs nächste Thing, um sich inzwischen darauf zu besinnen. Aber das dritte Thing war schon da und der Hardesvogt war noch nicht mit sich einig. Mismüthig setzte er sich auf sein Pferd und ritt langsam und nachdenklich auf Tondern zu, wo das Thing damals gehalten ward. So kam er nach Rohrkarrberg, und dem Hause, das da noch steht, gerade gegenüber lag ein Steinhaufe, darauf drei Hirtenknaben saßen und was wichtiges vorzuhaben schienen. „Was macht ihr da, Kinder?“ fragte der Hardesvogt. „Wir spielen Thing,“ war die Antwort. „Was habt ihr denn für eine Sache vor?“ fragte er weiter. „Wir halten Gericht über den Mann, der in die Renzau fiel,“ antworteten sie. Da hielt der Hardesvogt sein Pferd an um auf das Urtheil zu warten. Die Jungen kannten ihn aber nicht, weil er ganz in seinen Mantel gehüllt war, und ließen sich nicht stören. So ward es also für Recht erkannt, daß der gerettete Mann an derselben Stelle wieder in die Au geworfen werden solle: könne er sich dann selbst retten, so solle er Ersatz für das Auge haben; könne er es aber nicht, so hätte der andere gewonnen. Ehe der Hardesvogt weiter ritt, langte er in die Tasche und gab den Jungen ein gutes Trinkgeld und ritt dann fröhlich nach

Tendern und entschied, wie die Hirtenknaben gethan hatten. Der Schmeke konnte sich wirklich nicht allein retten und mußte ertrinken, und so gewann der andre seine Sache.

Auch bei Nacpstede haben einmal Knaben eine schwierige Sache geschlichtet. Ein Schneider und ein Bauer, die beide nichts anders hatten als eine elende Kathe, schlossen einmal einen großen Handel von so und so viel Tonnen Korn und zu dem und dem Preise ab, obgleich der Schneider wußte, daß der Bauer kein Geld, und der Bauer wußte, daß der Schneider wohl eine Nadel hätte, aber kein Korn. Das Korn stieg bald im Preise und der Bauer bestand nun vor Gericht darauf, daß der Schneider es ihm liefern solle. Die Richter wußten nicht ob sie einen solchen Handel gelten lassen sollten. Da haben Knaben wieder das Urtheil gefunden, daß alles ungültig sei, weil beide gegenseitig als Nachbarn ihre Umstände gekannt hätten, und daß beide noch dazu strafbar seien, weil sie einen solchen betrieglichen Handel geschlossen hätten.

Durch Herrn Fries in Apenrade und Herrn cand. th. Meßtorf in Nacpstede.

XCIX.

Die Doppelhufner im Amt Schwarzenbek.

Die Dörfer Talkau, Fuhlenhagen, Mühlenrade und Kettel im Amte Schwarzenbek haben Bauervögte, die jährlich 28 Thaler vom Amte bekommen. Sie sind Doppelhufner und haben nur 15 Thaler jährlicher Abgaben. In frühern Zeiten mußten sie alle Montage nach Schwarzenbek zum Gericht, um Beisitzer zu sein und das Urtheil zu finden. Seit aber die Dänen ins Land gekommen sind, hat das aufgehört. Sie ritten dann auf weißen Pferden dahin und die achtundzwanzig Thaler bekamen sie, um einen Knecht zu halten, der den Tag für sie arbeitete. Weiße Pferde waren damals auch auf ihren Hausthüren gemalt.

Durch Herrn cand. ph. Arndt aus Ratzeburg. — Seit Menschengedenken soll nach andern kein Dinggericht in Schwarzenbek gewesen sein.

C.

Wie die Wensiener Gericht halten.

Im Wensiener Herrenhause ward ein Diebstahl begangen und gleich darauf durch einen Erbschlüssel es ausfündig gemacht, daß der Dieb nach der Hamburger Seite hin mit dem Raube entwichen sei. Sogleich spürten die Wensiener nach und fanden ihn richtig in einem Gehölze. Da fieng einer von ihnen an herum zu fragen, erst bei seinem Nachbar: „Wat farn Straef hett en Deef to liden?" „De

Deef wart hungen," antwortete natürlich dieser, wie ja bekannt ist, darauf fragte er den zweiten, dann den dritten und so die Reihe herum, und alle antworteten dasselbe, bis er zum Dieb selbst kam, und fragte auch diesen: „Wat farn Straef hett'n Deef to lyden?" Und der Dieb muste dasselbe antworten, was bekannt ist: „De Deef wart hungen." Da hatte er selbst sein Urtheil gesprochen und weil es im Holze häufige und gute Gelegenheit zum Hengen giebt, knüpften die Wenstener ihn auch sogleich da auf.

Mündlich.

CI.

Die streitige Eiche.

Zwischen den Dörfern Fjerstedt und Höm liegt die Heidefläche Sönderskau, die vor Zeiten mit Wald bewachsen war. Eine große Eiche stand mitten drin, gerade auf der Feldscheide der beiden Dörfer, so daß ein Streit entstand, welchem von beiden sie gehörte. Man vereinigte sich endlich, daß jedes Dorf seine vier stärksten Männer stellen sollte um die Eiche zu fällen. Die vier aus Fjerstedt standen auf der östlichen Seite, die aus Höm auf der westlichen und man fieng zu gleicher Zeit auf beiden Seiten mit dem Fällen an: als endlich die Eiche nach Osten hin fiel, war der Streit, wie vorher bestimmt war, für Fjerstedt entschieden. Zur Erinnerung ward aus dem Holze ein Tisch verfertigt, den die Eltern gerne noch ihren Kindern zeigen und dabei erzählen, wie starke Männer ihre Vorfahren gewesen seien und welche Ehre sie ihrem Dorfe gebracht hätten.

Dr. Reimers auf Gramm.

CII.

Die Üfflinger Heide.

Von dem Kirchdorfe Bau in der Wiesbaude, Amts Flensburg, zieht sich nach Schaflund hinüber eine Heidestrecke, die Üfflinger Heide. Früher war hier lauter Wald und mitten drin lag ein Raubschloß, das einem gräflichen Geschlechte gehörte. Der Letzte dieses Geschlechts sengte und brannte in der Umgegend und war eine rechte Plage und ein Schrecken für sie. Einmal war er mit seiner Bande von einem Raubzuge beutebeladen zurückgekehrt und sie saßen nun im Schlosse bei einem wilden Saufgelage, als plötzlich ein rother Feuerschein den Saal erhellte. Sie rannten an die Fenster und Thüren: da stand der ganze Wald ringsumher in hellen Flammen und nirgend war ein Ausweg mehr. Als das Feuer niedergebrannt war, fand man vom Schlosse keine Spur und der Wald ist auch seitdem verschwunden. Niemand in der ganzen Umgegend wuste woher der

Brand entstanden sei und man hielt ihn für ein Strafgericht Gottes.

Durch Herrn Fries in Apenrade. — Auch in Angeln war vor Zeiten viel Waldung, so daß ein Eichhörnchen von Böel bis Morkirchen von Baum zu Baum springen konnte ohne den Boden zu berühren. Jensen Angeln S. 111. vgl. oben No. 36.

CIII.

Höxholt.

Vor alten Zeiten stand, wo jetzt Hörholt oder Högstholt im Kirchspiel Raepstede liegt, ein Schloß, das lag so tief damals im Walde, daß die Bewohner meinten, als einmal der Feind kam, sie würden ganz sicher sein und er könne sie nicht entdecken. Aber gegen Morgen krähte der Hahn; das hörten die Feinde, fanden das Schloß und zerstörten es. Seit der Zeit ist auch aller Wald verschwunden.

Durch Herrn cand. th. Meßtorff in Raepstede.

CIV.

Springhirsch.

Bei Brinjah im Amt Rendsburg war früher alles dichter Wald. Als nun einmal Zimmerleute kamen und mit Andern Hand anlegten und den Wald eines Morgens frühe nieder zu hauen anfiengen, ward ein Hirsch aufgescheucht und sprang in wilder Flucht über das schon gefällte Holz und den Platz, den man für den Bau eines Hauses ausersehen hatte. Man nannte das Haus darum Springhirsch und es ist jetzt ein gutes Wirthshaus.

Durch Herrn J. Vollert.

CV.

Der Klawenbusch bei Kampen.

Daß einst Gehölz auf Silt gewesen ist, erzählt man sich nicht nur, sondern der Hagedorn, der im Südosten vom Dorfe Kampen steht, gibt auch davon Zeugnis.

In alten Zeiten war die ganze Thalschlucht bis nach der Wuldemarsch hinunter mit solchem Gebüsch bedeckt. Das Gehölz hieß das Wolderholz oder noch häufiger der Klawenbusch, weil die Bauern aus den krummen Zweigen die Klawen ihres Pferdegeschirrs zu schneiden pflegten. Aber die Einwohner des Dorfes, auf deren Feldmark das Gehölz lag, waren besorgt, daß Leute aus andern Dörfern in der Benutzung des Holzes ihnen zuvorkommen möchten und gönnten ihnen keine Klawen aus ihrem Busch; ja, unter sich selbst sahen sie neidisch einer auf den andern und meinten der eine hätte unnöthiger Weise

ſeinen Pferden neue Klauen gegeben oder ſich zu reichlich überhaupt mit Holz und Buſch verſehen. So kam es, daß weil jeder dem andern zuvorkommen wollte und jeder ſich ſo reichlich verſah, als er nur konnte, durch den Wetteifer der Kamper ſelbſt das ganze Waldholz bis auf den Hagedorn ausgerottet ward. Da kamen ſie endlich zur Beſinnung, und wohl zur Warnung der Nachkommen vor Eigennutz und Neid iſt der Strauch bis auf den heutigen Tag ſtehen geblieben.

Mitgetheilt von Herrn Schull. Hanſen auf Sitt.

CVI.

Die Füllenbeißer.

Daß die Zeiten immer beſſer und die Menſchen Tag für Tag vernünftiger werden, will mancher nicht glauben; es iſt aber doch ſo. Nirgend im Lande paſſieren noch ſolche Geſchichten, wie man ſie von den ehemaligen Böelern und Struxdorfern, von den Jaglern oder den Gablern, den Kisdorfern, Bisdorfern, Büſumern oder noch andern erzählt. Die Leute ſind jetzt alle vernünftig geworden, und man thut unrecht, wollte man ſelbſt noch die Böeler und die Struxdorfer, die Jagler und die Gabler, die Kisdorfer, die Bisdorfer und die Büſumer für dumm und unvernünftig halten.

Es iſt ſchon lange her, daß einmal auf der Grenze der Kirchſpiele Böel und Struxdorf in Angeln ein Füllen gefunden ward, dem ein großer Streifen Haut vom Rücken geſchunden war. Wer war der Schinder? Die Böeler ſagten, die Struxdorfer hätten's gethan, die Struxdorfer aber gaben den Böelern die Schuld, aber keiner glaubte es dem andern. Es entſtand großer Streit und jede Nacht wurden Leute ausgeſtellt, Böeler, um das Füllen auf das Struxdorfer Feld, Struxdorfer, um es auf das Böeler Gebiet zu treiben. Dieſer Zuſtand dauerte eine Weile, bis man es doch beſſer fand, Schiedsmänner zu wählen, um die Sache zu ſchlichten. Es war ein ſchwieriger Punkt und das Gericht traf endlich dieſe Entſcheidung. Auf der Grenze, wo das Füllen gefunden war, ſtand eine junge Eiche; den Streitenden ward nun auferlegt, dieſe wie eine Weide zu drehen und in einen Knoten zu ſchlagen, ohne ſie zu zerbrechen; die Struxdorfer ſollten nämlich drehen und die Böeler den Knoten machen. Eines Abends machten ſich die Struxdorfer an die Arbeit, ſchlugen die Eiche nieder, brachten ſie über ein Gluthfeuer und drehten ſie nun, da ſie ſchmeidig geworden war, ohne Mühe mit Radwinden. Die Böeler waren unterdeß überzeugt, daß die Struxdorfer mit ihrer Arbeit nicht zu Stande kommen würden, und hatten ſich um nichts bekümmert. Da hörten ſie, das Werk ſei gethan und machten ſich alle auf. Doch über Nacht war die Eiche kalt und ſteif geworden und zerbrach ihnen unter den Händen. Alſo hießen die Böeler von nun

an de Falenbiters und man ſang ein Spottlied in Angeln von ihnen, das man jetzt aber bis auf dieſen Vers vergeſſen hat:

Nu dacat et achter Düttebüll,
Nu brün de Kappler Hünn':
Staet op, Struſtrupper Herreslud,
Unn wäert ju, wenn jo könnt.
Böeler Faelbiders kamet my her,
Mit Faelfleesch in ju Mund.

Wie die Böeler Falenbiter heißen, ſo heißen die Sörupper de Honniglikkers wegen einer Geſchichte, die ſich aber nicht erzählen läßt.

Durch Herrn Marquardſen in Schleswig. — Et dacat achter Düttebüll iſt eine Angler Redensart von einem, dem ein Licht aufgeht. Das Gut Düttebüll bildete früher faſt den ganzen Diſtrict zwiſchen Schleimünde und dem Gettinger Noor, lag alſo im ganzen Oſten von Angeln. In Sundewitt (und auf Alſen?) ſagt man ſtatt Düttebüll Düppel, das ebenfalls im Oſten der Landſchaft liegt.

CVII.

Die Jagler.

Die Leute im guten Dorfe Jagel bei Schleswig heißen zwar immer nur die tollen Jagler, aber ſie ſind darum nicht aus der Anſtalt bei St. Jürgen entlaufen. Sie nehmen noch Vernunft an. Denn einmal ſollte in Jagel in einem Hauſe ein Balke gebraucht werden, und da merkten die Leute, die Thür ſei zu ſchmal, der Balke aber zu breit (weil ſie ihn nemlich verquer nahmen). Während ſie noch berathſchlagen, was zu machen ſei, um ihn hineinzubringen, ſahen ſie, wie ein Sperling einen Halm in ſein Neſt über der Thür brachte; da ließen ſie ſogleich das Berathen ſein und machtens, wie es gemacht und trugen den Balken der Länge nach hinein. So thut man noch in Jagel bis auf dieſen Tag.

Durch Herrn Marquardſen in Schleswig.

CVIII.

Die Hoſtruper.

„Ga hen na Heſtrup un laet dy de Dæs netſchnyden," ſagt man in Angeln, weil man glaubt, die Hoſtruper hätten einen eigenen Speicher, um alle Dummheiten darin aufzubewahren.

An einem ſchönen Sommertage befand ſich einmal das ganze Dorf auf dem Felde beim Grasmähen; da kam einer zu ihnen und erzählte vom Kriege, über den er eben in der Stadt hatte reden hören. „Krieg, wat is denn Krieg?" fragte ein Hoſtruper. „Wenn de Trummel geit," antwortete der andere. „Wo geit de Trummel denn?" fragten wieder die Hoſtruper. Der Fremde antwortete: „Bum, bum, bum!"

Nun arbeiteten sie ruhig eine Weile weiter, aber die Trommel steckte allen noch in den Köpfen. Sie hatten eine Tonne Bier mit auf dem Felde gehabt und bei der großen Hitze schon ausgetrunken, eine Hummel traf das Spundloch des leeren Fasses, konnte aber den Ausgang nicht wieder finden, und fieng an darin zu summen, und bum! bum! stieß sie immer mit ihrem dicken Kopfe an das Holz: „da is de Krieg all!“ rief der Klügste unter den Hostrupern aus, und Alles stürzte augenblicklich in wilder Flucht davon. Ein beherzter Mann wollte aber doch wenigstens etwas retten, nahm das Viersaß mit dem Riemen auf den Rücken, und lief den andern nach. Da hörten sie nun den Feind mit dem schrecklichen Bum! bum! dicht hinter ihnen, und jeder Hostruper hätte gern mehr gehabt als zwei Beine. Einer sprang schnell auf ein Pferd, das am Wege graste; aber der Pfleck, an dem es angebunden stand, flog heraus und schnellte dem Reiter an den Kopf, der Verwundete schrie den Andern nach: „de Frnd het my drapen!“ Da kannte die Angst der Hostruper keine Grenzen mehr und wer nur konnte, sprang über Hecken und Zäune.

Durch Herrn Marquardsen in Schleswig.

CIX.

Die erste Katze in Gabel.

Vor vielen, vielen Jahren kam einmal ein Handelsmann nach Gabel mit einer Katze im Sack. Von einem solchen Thier hatten die Gabler noch nie gehört; fragten darum, was es für eins sei. „Das ist ein Thier zum Mäuseausrotten,“ antwortete der Handelsmann. „So'n Thier steht uns an,“ sprachen die Gabler; „was solls kosten?“ Um 300 Thaler, versteht sich, Courant, ward man einig; das ganze Dorf brachte die Summe zusammen, und man hielt es für das Beste, mit der Ausrottung bei dem einen Ende des Dorfes anzufangen; die Katze könnte dann von einem Nachbar zum andern geben und so das ganze Dorf durchmachen. Der Handelsmann aber war schon fort, als es den Gablern erst einfiel, daß sie nicht wüßten, was das Thier fraße. Da mußte einer sich schnell zu Pferde setzen und dem Manne nachreiten, und als er ihn nur in der Ferne erblickte, rief er ihm zu und fragte, und der Mann antwortete: „Milch und Mäuse.“ Das klang dem auf dem Pferde wegen der Entfernung so wie Milch und Menschen. „Menschen?“ riefen die Gabler voller Schrecken und liefen aus dem Hause, wo sie bis dahin die Katze betrachtet hatten. Was war zu machen? Um des wilden Thieres nun los zu werden, beschlossen sie, auf gemeinschaftliche Kosten das Haus niederzubrennen; aber die Katze lief, als die Hitze empfindlich ward, ins nächste Haus; auch das steckten die Gabler an; die Katze lief ins dritte; auch das steckten die Gabler an, und so giengs fort bis das ganze Dorf in Asche lag.

In Reimers auf Gramm. — Auch sonst von den Büsumern ꝛc. und von den Schildbürgern.

CX.

Die Romöer.

Die Romöer ſind juſt nicht die Klügſten und man weiß allerlei von ihnen zu erzählen.

Einmal wars auf Röm Mode geworden, rothe Jacken zu tragen. Nur ein Mann, ein armer Robbenſchläger und Thranſchlucker, Paul Moders, hatte keine rothe Jacke; er war aber ein Philoſophus, und wenn einer ihn wegen ſeiner grauen Jacke fragte, ſo ſagte er, daß er keine andre haben wolle. Aber die Nachbarn neckten ihn dann und meinten, er könne nur keine rothe bekommen.

Nun kam in der Zeit den Romöern der Gedanke, ihre Kirche um zwei Ellen wenigſtens zu verſetzen. Das ganze Land nahm die Angelegenheit in Erwägung, weil ſie da nur eine Kirche haben, und man ſtritt lange und heftig auf dem Thing. Da trat Paul Moders vor und ſagte, die Kirche ſei ja nun von wenigen Leuten gebaut; viele müßten ſie alſo leicht von der Stelle bringen können. Alle Mann ſollten ſich alſo gegen die Nordſeite ſtemmen, auf die Südſeite aber zwei Ellen von der Mauer eine rothe Jacke hinlegen, damit man nachher wüßte, ob die Kirche auch ſo weit geſchoben ſei. Man fand allgemein den Vorſchlag des Robbenklopfers ſehr verſtändig, und alle Leute auf der Inſel eilten an die Nordſeite und ſchoben. Aber nicht lange, ſo kam Paul Moders um die Ecke und meldete, daß die Kirche ſtünde, wo ſie ſtehen ſollte und daß von der Jacke nichts mehr zu ſehen wäre. Die Romöer waren wohl zufrieden und freuten ſich, mit der ſchweren Arbeit ſo bald zu Ende zu ſein; konnten es aber doch am nächſten Sonntage gar nicht recht begreifen, wie Paul Moders zu einer rothen Jacke gekommen ſei.

Durch Herrn Hanſen auf Sylt.

CXI.

Die Büſumer.

Weil die Büſumer an der See wohnen, kann man ſich denken, daß ſie gute Schwimmer ſind.

Eines Sonntags ſchwammen ihrer neun hinaus, und als ſie eine Strecke geſchwommen waren, wandte der Vordermann ſich um und ſagte: „Jungens, ik mutt doch w'raftig mael tellen, of da ok wull verſapen is unn wo noch all tebopen ſünt.“ Er fieng alſo an: „Een, twee, dree, veer, fif, ſüß, ſaben, ach! ik bün ik,“ ſagte er zuletzt, „ſo mutt dar wull verſapen ſyn.“ „Laet mo man ins (einmal) tellen,“ ſagte ein Anderer und fieng an: „Een, twee, dree, veer, fif, ſüß, ſaben, ach; ik bün ik; dar is waraftig een verſapen.“ Traurig ſchwammen ſie nach dem Ufer zurück und ſuchten den Neunten. Einer fieng wieder an zu zählen. Da kam ein Fremder des Weges, und [illegible]

die nackten Büſumer ſtehn ſah, fragte er, was ſie da machten. Sie erzählten ihm nun, wie ſie ihrer neun hinausgeſchwommen wären, aber nun nur acht herauszählen könnten; einen müſten ſie alſo verloren haben. Da gab ihnen der Fremde den Rath, daß jeder ſeine Naſe einmal in den Sand ſtecke und dann ſollten ſie die Löcher zählen. Die Büſumer thatens und fanden die richtige Zahl, denn es waren wirklich neun Löcher. Vergnügt kleideten ſie ſich nun wieder an und giengen ins Dorf zurück.

Es wäre noch viel von ihnen zu erzählen, z. B. wie ſie den Mond aus dem Brunnen ſchneiden wollten, wie ſie einen Hummer für einen Schneider hielten, wie ſie ein Thor in Heide kauften, und ein Feld mit Kuhſamen beſtellten, in der Hoffnung, es ſollten da Kühe wachſen, und beſonders von den Abenteuern derer, die auf die Reiſe geſchickt wurden, um den Mann wieder zu ſuchen, der ihnen den Mühlſtein geſtohlen hatte; wie ſie nun nach Friedrichſtadt kamen und den Senf entdeckten, und der eine ſeine Naſe da im Stiche ließ, wie dann, um nicht ſo nahe am Feuer zu ſitzen und zu viel Hitze auszuſtehn, ſie einem Wirth ein gut Stück Geld gaben, um die Wand weiter zurückſetzen zu laſſen, er aber, während ſie hinausgiengen, nur ihre Stühle ein wenig rückte; wie ſie dann nach Hamburg kamen, und wie ſie da gegeſſen und getrunken und endlich in dem Paſteren in der Michaelskirche den Mann mit dem Mühlenſtein erkannten: von Allem wäre noch viel zu erzählen, aber man möchte die Büſumer damit böſe machen.

Mündlich

CXII.

Die Bisborſter.

Bisborſt war ein Dorf, das zu der Haſelborſer Marſch gehörte, und ſoll ſeinen Namen davon erhalten haben, weil es dem Biſchof Vicelin, wenn er verfolgt ward, zur Zuflucht diente. Jetzt iſt Bisborſt von der Elbe ſo weit weggeriſſen, daß nur noch eine Baumgruppe im Außendeich davon übrig iſt, und eine Stelle im tiefen Waſſer wird von den Schiffern der Bisborſter Kirchhof genannt. Von den Bisborſtern erzählen die Haſelborfer nun folgende Geſchichte.

In alten Zeiten war es gebräuchlich, am Morgen des heiligen Chriſttages vor Tages Anbruch zur Kirche zu gehen, um, wie man ſagte, den frommen Hirten im Evangelio nichts nachzugeben. Um nun in der Dunkelheit den Weg zur Kirche zu finden, hatten die Bisborſter ein Seil ausgeſpannt, das ſie des rechten Weges führte. Ein Schalk aber wuſte darum, und da er den Leuten einen Streich ſpielen wollte, leitete er das Seil ſtatt nach der Kirchenthür einmal zu einem tiefen Brunnen. Die Bisborſter dachten an nichts Arges und giengen an ihrem Seil einer hinter dem andern her. Als nun der erſte an den Brunnen kam, fiel er hinein und das Waſſer ſchlug

ihm überm Kopf zuſammen. Der Nächſte meinte, es iſt die Kirchenthür und rief: „Plump in belgen Karken; laet apen! ik will ook h'rin!“ und damit fiel auch dieſer hinein. Und der Nächſte dachte ebenſo und ſagte daſſelbe, und er und die andern alle fielen bis auf den letzten in den Sot. Alſo kamen die Bisborſter um.

Erzählt von Dr. Baumgarten aus Haſelborſt.

CXIII.

Die Kisdorfer.

Von den Kisdorfern bei Bramſtede gibt es viele Dönchen. In der Krempermarſch heißen die Neuenkirchener an der Elbe aber auch Kisdorfer.

Einmal fuhr ein Geeſtbauer mit Torf nach Kisdorf und hatte eine Senſe mit auf dem Wagen, um damit am Wege das nöthige Gras für ſeine Pferde zu mähen. Nahe beim Dorfe bemerkte er ſchönes Gras; er ſtieg ab und ſchnitt ſeinen Pferden eine gute Mahlzeit; ließ aber die Senſe liegen, um am Abend noch eine gute Portion mit nach Hauſe zu nehmen. Die Kisdorfer merkten bald, daß auf ihrer Meente Gras fehle, und da ſie die Senſe fanden, hielten ſie dieſe für ein grimmiges, Gras freſſendes Thier, und beſchloſſen, um ihrer fernern Verwüſtung Einhalt zu thun, den Platz zu umzäunen. Abends fand der Geeſtbauer die wunderliche Einrichtung und lachte ſich herzlich ſatt darüber; er hat nachher dieſe Geſchichte unter die Leute gebracht.

Ein ander Mal hatten die Kisdorfer ein wildes, ſtörriſches Pferd, das in keinem Stalle bleiben wollte. Sie beſchloſſen, ein eigenes Haus um daſſelbe herum zu bauen. Als ſie damit fertig waren, hatten ſie die Fenſter vergeſſen und muſten nun ein Loch ins Dach machen und den Tag mit Säcken hineintragen.

Durch Herrn Dr. H. Schröder.

CXIV.

Die Fockbeker.

Ein Fockbeker hatte einmal in Rendsburg ſich für ein paar Schillinge geſalzene Heringe gekauft und ſeine Nachbarn darauf zu Gaſt geladen. Sie fanden das Eſſen vortrefflich und wünſchten viele ſolcher Fiſche zu haben. Der Klügſte unter ihnen gab endlich den Rath, einen ganzen Kerb voll aus der Stadt zu holen und ſie in den Teich des Dorfes zu ſetzen; da würden ſie ſich vermehren und ſie alle dann davon reichlich haben. Geſagt, gethan. Gieng nun während des Jahres ein Fockbeker am Teiche vorbei und es regte ſich etwas im Waſſer, lief er zu den andern und erzählte es ihnen, und alle waren des künftigen Gewinnes froh. Im nächſten Herbſt ward

ein großes Netz angeſchafft. Aber der Klügſte fand es am gerathenſten den ganzen Teich ablaufen zu laſſen. Alle ſtanden herum und kukten nach den Heringen; aber auch nicht ein einziger war zu ſehen, als alles Waſſer ſchon fort war. Nur ein ziemlicher Aal wälzte ſich im Schlamm. Er wurde erhaſcht und darüber waren alle einig, daß er nur ihnen die Heringe würde aufgefreſſen haben; dafür müſſe er nun gehörig beſtraft werden. „Laet uns em ſchlachten unn upäten," ſagte einer. „Dat weer em jüs (gerade) recht," meinte ein Andrer und weil er ſich einmal gebrannt hatte, ſchlug er vor, ihn ins Feuer zu werfen. „Brennen is ſlimm," ſagte ein Dritter, der einmal ins Waſſer gefallen war und bald ertrunken wäre; „laet uns em in de Au ſmoten und em verſupen; dat is unn Meenung." Alle ſtimmten ihm bei, daß Ertrinken der ſchrecklichſte Tod ſein müſſe und man ward einig den Aal in die Aue zu werfen. Der Bauervogt nahm ihn in einen Korb, gieng voran und alle folgten ihm; und wie er ihn nun ins Waſſer warf und der Aal ſich krümmte und fröhlich rechts und links machte, rief jener aus, der den Rath gegeben hatte, „ſeet! wat he ſik qualt!" Da giengen alle Fockbeker ganz glücklich über die ausgeführte Rache nach Hauſe.

Sie haben auch einmal eine Kuh auf der Firſte graſen laſſen, und haben außerdem noch viele andre Heldenthaten ausgeübt.

Durch Herrn Schull. Bahr in Wrohe, Kſp. Weſtenſee.

CXV.

Der Gänſehirte.

Einmal paſſierte der König Friedrich der Vierte durch Ditmarſchen. Ein kleiner Gänſejunge wollte gerne den Zug ſehen, weil er aber fürchtete, daß während der Zeit ſeine Gänſe ſich verlaufen möchten, band er je zwei mit den Köpfen zuſammen, und hengte ſich ſelbſt die beiden ſchlimmſten über die Schultern. Damit ſtellte er ſich an den Weg und als nun der Zug vorbeikam und die hohen Herrn den wunderlichen Jungen mit ſeinen Gänſen ſahen, fiengen ſie an zu lachen und einer fragte, was er wolle. Er möchte gerne den König ſehn, antwortete der Knabe, und ſagte warum er die Gänſe zuſammen gebunden hätte. Er gefiel den Herren und ſie riethen ihm am andern Tage nach Meldorf zu kommen und da den König aufzuſuchen. Er gieng richtig hin; als die Lakeien ihn aber nicht einlaſſen wollten, drängte er ſich durch, man hätte ihn eingeladen und er müſſe den König ſehn. So kam er in den Saal, wo alle die Herren waren, und fragte gleich, wer von ihnen der König ſei. „Das bin ich," antwortete freundlich der König. „So iſt er ja ein Menſch, wie andre Menſchen," ſagte der Junge und wollte wieder zur Thür hinaus. Aber auch dem König gefiel er und die andern Herrn hatten ſchon von ihm erzählt; darum muſte er da bleiben und der König

hat ihn nachher mit nach Kopenhagen genommen und zu seinem Hofnarren gemacht. Er hat ihm mit seinen Einfällen manche trübe Stunde erheitert. Einmal hatten die Holländer dem König ein Stück Land abgenommen. Als der Narr ihn darüber betrübt sah und fragte, was ihm fehle, klagte der König sein Unglück. „Habens die Holländer denn mitgenommen?“ fragte der Narr. Der König verneinte es. „Nun, wenn sie es liegen lassen, so behalten wir es ja,“ meinte er; da lachte der König.

Mündlich aus Marne.

CXVI.

Die drei Alten.

In Angeln leben noch Leute, die sich erinnern, nachstehende Erzählung aus dem Munde des verstorbenen Pastor Oest gehört zu haben. Nur weiß man nicht, ob die Sache ihm selbst oder einem benachbarten Prediger begegnet ist.

Mitten im vorigen Jahrhundert geschah es, daß der neue Prediger die Markung seines Kirchensprengels umritt, um sich mit seinen Verhältnissen genau bekannt zu machen. In einer entlegenen Gegend steht ein einsamer Bauerhof, der Weg führt hart am Vorhof der Wohnung vorbei. Auf der Bank saß ein Greis und weinte bitterlich. Der Pfarrer wünschte ihm guten Abend und fragte, was ihm fehle. „Ach,“ gab der Alte zur Antwort, „mein Vater hat mich geschlagen.“ Befremdet band der Pfarrer sein Pferd an und trat ins Haus; da begegnete ihm auf der Flur ein Alter, noch viel greiser als der erste, mit erzürnter Gebärde und in heftiger Bewegung. Der Prediger sprach ihn freundlich an und fragte nach der Ursache seines Zürnens. Da sprach der Greis: „Ei, der Junge hat meinen Vater fallen lassen.“ Damit öffnete er die Stubenthür, und der Prediger verstummte vor Erstaunen, als er einen vor Alter ganz zusammen gedrückten, aber noch rüstigen Greis im Lehnstuhl hinterm Ofen sitzen sah.

Schmidt von Lübek im Freimüthigen. 1809. No. 1. Grimms deutsche Sagen I. 161. — Dieselbe Sache soll auch ein Reisender einmal in Norwegen erlebt haben; und sonst.

Zweites Buch.

Als Vicelin um das Jahr 1126 an den bestimmten Ort (Neumünster) kam, fand er eine endlose, dürre Heidefläche und die Bewohner roh und ungebildet; vom Christenthum hatten sie nicht mehr als den Namen. Denn es ist bei ihnen vielfacher Irrthum von heiligen Hainen und Quellen und von anderem Aberglauben verbreitet. Da er alle in der Mitte dieses entarteten und verderbten Volkes zu wohnen begann, an dem Orte schauervoller Einsamkeit, empfahl er sich um so mehr dem göttlichen Beistande, je verlassener er von menschlichem Troste war. Der Herr aber gab ihm Gnade in den Augen jenes Volkes. Es ist ganz unglaublich zu sagen, welche Menge in jenen Tagen sich zur Buße wandte; und die Stimme seiner Predigt erscholl über das ganze Land der Nordelbinge.

Helmold I. 67 (18).

CXVII.

Fositesland.

Auf Helgoland war zur Zeit des Heidenthums ein Heiligthum und Tempel des Gottes Fositte. Heilige Thiere weideten dabei, die niemand auch nur berühren durfte, und eine Quelle sprudelte hervor, aus der man nur schweigend schöpfte. Jeder, der die Heiligkeit des Ortes gering achtete und irgend etwas da berührte oder verletzte, ward mit einem grausamen Tode bestraft. Als der heilige Willibrord von den Thieren schlachtete, glaubten die Leute er müsse augenblicklich entweder in Wahnsinn verfallen, oder auch von einem plötzlichen Tode getroffen werden. Der heilige Liudger hat den Tempel zerstört und dafür eine Kirche erbaut.

Allein noch viel später glaubten die Seeräuber, wenn einer auch nur die geringste Beute von dem Lande nähme, er immer entweder bald durch Schiffbruch umkomme, oder erschlagen werde, keiner sei noch ungestraft geblieben. Den dort lebenden Einsiedlern brachten sie darum auch immer mit der größten Ehrfurcht den zehnten Theil ihrer Beute dar. Die Quelle mit süßem Wasser blieb allen Schiffern ein heiliger Ort und das Land empfieng davon den Namen Heiligeland, und heißt noch heute gewöhnlich dat hilge Lant. Sie soll die heutige Sappskuhle sein.

(Eine Dame, deren Vater früher Prediger auf Helgoland war, erzählte mir, daß neben der alten Predigerwohnung, die jetzt abgebrochen ist, auch ein Brunnen, der Hartbrunnen genannt, gewesen sei. Dahin kam früher oft in der Nacht eine graue schattenhafte Gestalt mit schweren schlürfenden Schritten seufzend und stöhnend über den sogenannten Hungstplatz gegangen und man hörte sie dann etwas Schweres hinunter werfen. Der unglückliche Geist soll später Ruhe gefunden haben.)

Die Zeugnisse aus dem 8., 9 und 11. Jahrhundert bei Grimm Mythol. 2 Ausg. S. 210. — Mündlich.

CXVIII.

Der Geldsot.

Zwischen dem Dorfe Hopen und dem St. Michaelisdonn (der Marne in Süderdithmarschen) findet man an dem dürren Abhange der Geest, dem Kleve, eben über der Marsch eine immer hervorfließende

Quelle, die der Geldſee genannt wird. Vor vielen Jahren lag in der Nähe ein reiches Dorf, das ſtarb aber aus, oder wurde im Weſtfäliſchen Kriege verödet, ſo daß nur ein Hirte nachblieb, dem Geld und Gut nun zufiel. Ehe er aber ſtarb, verſenkte er alles in den Brunnen, weil er keinen Erben hatte; und dieſer erhielt davon ſeinen Namen. Stößt man mit einem Stocke hinein, ſo klingt es ganz hohl und oft hat man auf dem Grunde des klaren Waſſers einen grauen (kleinen ſchwarzen) Mann mit einem dreieckigen Hute geſehen, der ein brennendes Licht in der Hand trug und es immer hin und her leitete. Kam einer herzu und griff darnach, verſchwand alles.

Oft hat man verſucht den Schatz zu heben. Einmal machten ſich mehrere in einer Nacht auf und gruben ſtillſchweigend die Quelle auf, bis ſie auf einen großen Braukeſſel trafen. Da legten ſie einen Windelbaum quer über das Loch und befeſtigten Seile an dem Keſſel, um ihn herauf zu ziehn, als zu ihrem Schrecken ein ungeheures Fuder Heu, mit ſechs weißen Mäuſen davor, den Kleve ſpornſtreichs hinauf an ihnen vorüber ſauſte. Doch behielten ſie ſo viel Beſinnung, daß keiner einen Laut von ſich gab, und der Keſſel war ſchon ſo hoch heraufgezogen, daß ſie ihn mit der Hand reichen konnten, als der graue Mann mit ſeinem dreieckigen Hut auf einem dreibeinigen Schimmel herauf geritten kam und den Leuten guten Abend bot. Aber ſie antworteten nicht. Als er nun aber fragte, ob er nicht noch das Fuder Heu einholen könnte, rief einer: „Du Schrakel, (hinkender Krüppel) mags den Deuwel!“ Da verſank augenblicklich der Keſſel, der Windelbaum brach und der graue Mann verſchwand. Viele haben es nachher noch wieder verſucht, aber alle ſind durch ähnlichen Spuk geſtört und zum Sprechen gebracht.

Mündlich. — Es iſt eine in der ganzen Marſch, ſelbſt in der Wilſter-marſch berühmte Quelle; ſie ſelbſt hat bekanntlich keine Quellen. — Der graue Mann mit dem dreieckigen Hut und dem Schimmel iſt ſonſt in Volksſagen Wodan. vgl. zu 277.

XIX.

Die Quelle auf dem Wellenberge.

Auf dem Wellenberge bei Itzehoe weihte der heilige Ansgar ein kleines Bethaus und brachte dahin den Kopf des heiligen Sixtus, den er als großes Heiligthum immer bei ſich zu führen pflegte. Neben dem Hauſe aber befand ſich eine Quelle. Weil Ansgar nun zum Eſſen gemeiniglich Brot und Waſſer genoß, ſchickte er eines Tags einen zum ſchöpfen hinaus; da war das Waſſer in Wein verwandelt worden. Der Quell hat lange Zeit der heilige Born geheißen. Einem Fieberkranken träumte einmal, wenn er daraus einen Trunk nähme, würde er geneſen, es iſt auch wirklich eingetroffen. Er war aber ein Franzoſe. Der Herr Statthalter Heinrich Rantzau hat den

Brunnen neu einfassen lassen, und noch heute weiset man ihn und sagt, sein heilkräftiges Wasser sei einst weit verschickt.

Presbyter Brem. bei Westph. III. 21. Schröder im Archiv für vaterländische Gesch. II. 103. Nordalbing. Stud. (1844.) I. 13. Auch bei der Trese in Ratzeburg gab es einen Brunnen, aus dem der Bischof Isfrid schöpfte und dessen Wasser sich diesem in Wein verwandelte. Alb. Kranz Metropol. VI. 49.

CXX.

Die Quelle zu Marienstede.

In Marenstäd' (Marienstede in Lauenburg) dor stünde vor väle hundert Joren en Kapelle unn in de Kapelle stünd en Bilt van de Mutter Maria. De har dat lütt Jesuskind upn Arm unn dicht bo de Kapelle stöet en Water. Wenn dat en krank Minsch drünk oder sik dorin bade, so würde he so gesunt, wat förn Krankheit he ok hebben müg. Dat würde nu bald bekannt unn väle Lüde, de Krankheiden an sik harn, kemen na Marenstäd, unn däden äer Gebet för dat Marienbilt unn wenn se dat daen harrn unn dat Water drünken, würden se gesunt.

Nu läwe doentomael en halve Stunde van Marenstäd' en Eddelmann. Dat weer en gottlosen leegen Keerl, de söep unn späel den gansen Dag unn har sinen grötsten Spaes daran, wenn he de armen Lüde, de na Marenstäd' güngen, kunn förn Narren hebben. Up sinen Hof harr he'n Vaegt, dat weer äben soen Keerl as syn Herr. Enmael würde em syn Peert krank unn keen Docter kunn wat helpen. Doer dach he, du sast dormit na Marenstäd' trecken unn dat Peert uet dat Water bormen (tränken).

Nu harr disse Vaegt en olen frommen Vader, de harr em all oft vermaent; awer de gotlose Jung' lach em ümmer wat uet unn sade he weer so lang' ane Gott fardig worden, dat he dach, he würde ock noch wol länger ane em fardig. As nu de ole Vader höre, wat syn Jung' doen wull, doer güng he to em unn bade em, he sull't doch nich doen, Gott würde em dat nich so hengaen laten. Ower de Soen sade, he hüll syn Peert noch för väel bäter, as al de olen Kræpel, de Dag för Dag na de Marenstäder Kapell tröcken. As de Ole em so mit goden nich holn kunn, doer wull he Gewalt bruken unn stell sik för dat Peert un faet'n Toem an unn wull em dörchuet nich weder laten. Dor neem de Vaegt syn Swäep unn slöeg sinen olen Vader damit annen Kopp. Da hülde de Ole syn Hant in de Höegt na'n Himmel unn sade: „Dat do Gott strafen müg, du Unminsch!“ Ower de gotlose Jung lach doröwer unn günge mit syn Peert na Marenstäd' unn bormede et uet dat Water. Van der Tyt an harr dat Water sine Krefte verloren und weer nich bäter, as al dat anner.

Mit den Vaegt öwer neemt en bees Ende. He har van de Tyd an kenen gesunden, vergnöegten Dag meer un sturf bald derup. Dat weer up'n Namiddag as se em ingröven un jeder Minsch sade, den wart't baven noch leeg gaen. As den annern Morgen de Köster tidig up'n Kirchhof keem, do seh he up den Vaegt sin Graff wat witts liggen, un as he dichter heran güng, weer dat en Minschenhant, de sülvige wormit de Vaegt sinen Vader slaen harr. Se gröven de Hant wedder int Graff, öwer se kunn nich darin bliven un müß ümmer wedder herut. Der bröchen se se in de Kirche un leggen se deer in en Lok in der Kirchenmuer; un alle Tyd wenn de Paster de Verordnung verlesen müß, denn faet he de Hant an un wise se de Kinner un sä' dohr: „Disse Hant hett sik gegen den Vader uphaven un hett keen Ru in de Eerde bit up dissen Dag."

Durch Herrn Rector Bieth in Ratzeburg. — Die Sage von der Hand, die Vater und Mutter schlug, und immer wieder aus dem Grabe wuchs, dann in die Kirche kam, wird auch bei Oldenburg erzählt.

CXXI.

Die theure Zeit.

An der neuen Chaussee von Eutin nach Oldenburg, dreiviertel Meilen von ersterer Stadt, an einem hügeligen Orte liegt eine kesselförmige Vertiefung, deren Wasser der Abfluß fehlt. Sie heißt die theure Zeit. Denn für den Kornhandel sagt sie ganz untrüglich die Preise vorher. Vor vierzig Jahren kamen am Maitagmorgen die Hamburger Kornkaufleute noch da zusammen und sahen nach wie es stand. War viel Wasser darin, gab es hohe Preise; war aber nur wenig oder fallendes da, dagegen niedrige.

Auch in einem Gehölz bei Preetz ist eine Grube, aus der man für den Sommer prophezeit: viel Wasser im Frühjahr macht ihn trocken, wenig Wasser naß. Eine eben solche Grube findet man im Gute Gaarz im Lande Oldenburg.

Durch Herrn Bruhns in Eutin. — Solche Quellen heißen sonst in Deutschland Hungerbrunnen.

CXXII.

Der Hirschhornbrunnen.

Vor langer, langer Zeit war die Gegend, wo jetzt der dritte Stadttheil von Schleswig, der Friedrichsberg liegt, mit Gestrüpp und Holz dicht bewachsen und menschenleer. Einige Hirten und Jäger sammelten sich jedoch nach und nach um eine Quelle mit schönem, reinen Wasser und es entstand ein Dorf. Eines Tages aber geschah das Unglück, daß die Quelle versiegte. Weit und breit war sie die einzigste gewesen und die armen Leute standen nun hilf und rathlos da. Die Noth war groß. Da gieng ein Jäger bei Nachtzeit in den Wald, um da, er wußte nicht wie, Abhülfe zu schaffen. Nach langem

Suchen sah er ganz nahe auf einmal einen weißen Hirsch mit goldenem Geweih. Schon legte er an, als ihm ein Mitleid mit dem schönen Thiere kommt und er die Büchse absetzt und nach Hause geht. Am andern Morgen fand man das goldene Geweih bei der Quelle, den Hirsch aber hat Niemand wieder gesehen. Jetzt konnte man den stattlichsten Brunnen bauen, der bis auf den heutigen Tag der Hirschhorn- oder Hornbrunnen heißt und das schönste Wasser in ganz Friedrichsberg gibt, das vor Zeiten heilkräftig war.

Durch Herrn Marquardsen in Schleswig.

CXXIII.

Die Klause der Mönche zu Ruekloster.

Es haben die Mönche zu Ruekloster eine Klause oder Kapelle bauen lassen am Heerwege und es zu St. Annen genannt. Da war groß Wallfahrt, daß wer lahm krank oder sonst Mangel hatte und ihre Opfer brachten, der ward auf Verbitte der Mutter Marien und St. Annen gesund. Wenn sein Vieh krank wurde und er nur die Klauen, daran es gebunden war, oder die Halfter von den Pferden dahin brachte, wurde es alsobald gesund. Dergleichen Exempel auch zu Klipkef St. Hyelper und bei Rinkenis St. Kjersten Set oder Brunn am Berge vorkamen, daß wer sich daraus gewaschen, gesund geworden ist. — Als die Kapelle zu Klus Anno 15.. ist abgebrochen, hat man etliche hundert Krücken und andre Sachen, auch Krücken gefunden, so die, so krank dahin kamen, da gelassen haben und gesund davon gegangen.

Falk. Abhandlungen aus den Schl. Holst. Anzeigen I. 296.

CXXIV.

Die Grönnerkeel.

Auf dem Habermarkte in Flensburg steht ein alter steinerner Brunnen, der die Grönnerkeel heißt. Sein klares reiches Wasser fällt aus vier Hahnen in ein weites Becken und versorgt einen nicht kleinen Theil der Stadt. Die Flensburger halten den Brunnen in hohen Ehren. Denn in dieser Stadt bringt nicht der Storch die kleinen Kinder, sondern sie werden aus dem Brunnen aufgefischt. Dann erkalten sich die Frauen dabei und müssen das Bett hüten.

Allein die Flensburger haben noch mehr Ursache den Brunnen in Acht zu nehmen. Denn weil Flensburg aus dem Wasser entstanden ist, muß es einst wieder im Wasser untergehn. So lautet nemlich eine alte Prophezeiung: Einst an einem Sonntagmorgen, wenn die Leute eben aus der Kirche kommen, wird ein ungeheures, schwarzes Schwein wild und schnaubend durch die Straßen rennen bis an die Grönnerkeel; da wird es sich vor einen Stein stellen und ihn aufzuwühlen anfangen. Dann ist der Untergang der Stadt nahe.

Sobald der Stein gelöst ist, wird ein Wasserstrahl hervorspringen, der bald zu einem großen unaufhaltbaren Strome wächst, der mit reißender Schnelle sich nach allen Seiten hin ergießt und die ganze Stadt in seine Fluthen begräbt. —

Die Flensburger geben aufs Genaueste Achtung darauf, daß kein Schwein auf ihren Straßen wühlt, und vor mehreren Jahren haben sie noch den Brunnen mit einem großen Stein bedecken und versehen lassen, alles nur des furchtbaren Schweines wegen.

Durch Herrn Pastor Jensen in Angeln, Frl. D. Tamsen in Tondern und mündlich. — Die Stadt steht bekanntlich ganz auf Quellgrund.

CXXV.

Quelle in Sommersted.

Ehe die Sommersteder Kirche gebauet wurde, war die Stelle schon heilig, wo sie jetzt steht. Nördlich von der Kirche ist ein Brunnen eingefriedigt, wohin man einst um des heiligen Wassers willen wallfahrtete.

Fünfter Bericht der Gesellsch. für vaterl. Alterthümer. 1840. S. 13.

CXXVI.

Quelle bei Rohrkarr.

Bei Rohrkarr in der Nähe von Tondern war vor Zeiten eine berühmte Heilquelle, in der Viele ihre verlorne Gesundheit wieder fanden. Ein alter Pfahl bezeichnet noch das Wasser. Urplötzlich aber verlor das Wasser seine Heilkraft, weil ein Gottloser sein krankes Pferd darin badete.

Durch Pastor Karstens in Tondern.

CXXVII.

Bischof Poppo am Hilligebek.

Zwischen Flensburg und Schleswig ist ein Bach, der Hilligebeke, der früher der Jüdebeke hieß, aber seinen Namen änderte, weil der heilige Poppo darin das heidnische Volk taufte. Daneben heißt noch ein Gehölz das Poppholz, weil er da seine Predigten hielt. Reiter und Fuhrleute lassen ihre Pferde nicht aus dem Bache trinken, weil es bekannt ist, daß diese sich sogleich darnach versangen.

Hier bei diesem Bache hat Poppo einmal ein Wunder verrichtet. Er zog ein mit Wachs getränktes Hemde an und forderte nun die ungläubigen Heiden auf es anzustecken; wenn er beschädigt werde, so brauchten sie seiner Predigt nicht zu glauben; bliebe er aber unversehrt, sollten sie sich taufen lassen. Das gelobten sie. Als nun das

Gewand angezündet war, erhub er seine Hände zum Himmel und erduldete den Brand mit großer Ruhe und Heiterkeit, und da es ganz herunter gebrannt war, war auch nicht ein Brandfleck an seinem ganzen Körper sichtbar. Da nahmen Tausende den Christennamen an. Einige sagen aber, dieß sei zu Ripen, andre in Schleswig selbst geschehn.

Der Teufel ist dem Bischof in seinem Werke vielfach in den Weg getreten. Einmal hatte er da im Hilligenbeke eine ganze Schaar getauft, als der Böse einen ungeheuren Stein ergriff und auf ihn schleuderte. Aber in seiner Wuth hatte er dem Wurfe einen zu großen Schwung gegeben und der Stein flog über den Kopf des Bischofs hin und lag nachher noch lange auf der Heide zwischen Stolk und Helligbek. Er hieß der Teufelstein und maß 20 Fuß in der Länge, 11 in der Breite und 12 in der Dicke. Man zeigt noch Ueberreste von ihm, das meiste aber ist abgesprengt worden.

Cypraei Ann. episc. Slesvic. 82 f. — Durch den Herrn Organ Schmidt in Fahrentoft.

CXXVIII.

Der Bischofswarder.

Bei Bossee, nicht weit von Kiel, liegt eine Wiese, die Ubelteich genannt wurde, weil darin einst viel Schlangen, Würmer und andres Ungeziefer gehaust hat. Ein kleiner Hügel darin heißt der Bischofswarder.

Denn zu der Zeit, als das Christenthum eindrang, kam ein in der Kirchengeschichte wohlbekannter Bischof (Vicelin?) hierher, und wollte die Heiden bekehren. Aber sie ergriffen ihn, kleideten ihn nackt aus, bestrichen ihn mit Honig und setzten ihn so auf jenem Hügel, der nach ihm seinen Namen hat, auf einen Pfahl. So muste er da, von dem Ungeziefer gemartert, den Geist aufgeben. Davon erhielt auch das Dorf seinen Namen Bossee, weil so boshafte Leute darin wohnten, und ein nahe gelegener Hof hieß Bissee, d. i. Bischofssee.

Ex Mss. Bosseens. in Majors Collectan. Mss. Fol. 10 a. und durch Herrn Schull. Rohweder in Thienbüttel.

CXXI.

Der Ehrengang.

Man findet noch an mehreren Orten unseres Landes meist auf Anhöhen oder erhabeneren Ebenen eine Art alter Denkmäler; es sind nemlich eine große Anzahl Granitsteine in einem länglichen rechtwinkeligen Viereck aufgestellt. Vier Steine stehen nahe bei einander und einer darunter ist immer viel größer als die andern. Ein solches

Denkmal nennt man nun einen Ehrengang, weil in alten Zeiten nach einem Siege die Fürſten und Helden hier feierliche Umzüge und Ritte mit allerlei Ceremonien gehalten haben ſollen. Bei Nehmten, zwiſchen Bernhövede und Stocksee, und auf dem Kremsfeld bei Segeberg ſind dieſe Denkmäler am beſten erhalten.

Meyer Darſtellungen aus Norddeutſchland S. 207 beruft ſich auf Traditionen doch war ſeine Quelle, wie ſonſt auch, wohl eine ſehr unlautere; allein der Name iſt merkwürdig, und vielleicht gibts wirkliche Sagen?

CXXX.

Die Brutkoppel.

So heißt eine Koppel beim Hofe Seekamp im Gute Clausdorf. Da liegt ein großer flacher Stein und rings um ihn her im Kreiſe ſind andere kleinere geſetzt. Und der Ort hat den Namen davon erhalten, weil in alter Zeit, da es noch keine Kirche gab, hier ſich die Brautleute mit ihren Eltern und Verwandten verſammelten, auf den großen Stein ſich ſetzten und dann getraut wurden.

Paſtor Kählers Bericht MSct. an die Geſellſchaft für vaterl. Alterthümer. — Bei Alversdorf heißt das Feld, wo der bekannte ſogenannte Opferſtein, im Volke Abenſteen (Ofenſtein) genannt, von alten Bäumen umringt ſteht, der Brutkamp und bei Schuby, No. 289, ein Feld Brutkoppel. vgl. Kuhns Märk. Sagen.

CXXXI.

Die Bridfearhoger auf Silt.

Ein Mädchen in Eidum hatte ſich mit einem jungen Manne verlobt und ihm geſchworen, ſie wolle eher zu Stein als die Frau eines andern werden. In dem Glauben an ihre Treue gieng der junge Mann zur See. Doch das Mädchen vergaß ihn bald, nahm Nachts Beſuche anderer Freier an und verlobte ſich endlich mit einem Schlachter aus Keitum. Der Hochzeitstag ward beſtimmt und der Brautzug mit einem Vormann an der Spitze ordnete ſich nach alter Weiſe und gieng von Eidum auf Keitum zu. Da begegnete ihnen auf der Mitte des Weges ein altes Weib, und wenn das ſchon immer ein böſes Zeichen für eine Braut iſt, ſo rief das Weib ſogar: „Eidemböör, Keidemböör, ju Brid is en Her!“ * Ärgerlich und erzürnt antwortete der Vormann: „Es üüs Brid en Her, do wild ik, dat wü jir altimaal dealſonk, en wedder apwugſet üs grä Stiin!“ **

* Eidumer, Keitumer, eure Braut iſt eine Hexe (Falſche, Ungetreue).

** Wäre unſre Braut eine Hexe, dann wollte ich, daß wir alleſammt in die Erde ſänken und wieder aufwüchſen als graue Steine.

Kaum waren die Worte gesprochen, so versank die ganze Gesellschaft sammt der Braut und dem Bräutigam in die Erde, und alle wuchsen als graue Steine wieder zur Hälfte hervor. Man hat diese fünf großen Steine, zwei und zwei neben einander mit dem Vormann an der Spitze, bis vor wenigen Jahren noch gezeigt. Sie standen nördlich von Immum nicht weit vom ehemaligen Dinghügel, und dabei waren zur Erinnerung an jene Begebenheit zwei kleinere runde Hügel aufgeworfen, die man die Bridfearhoger d. i. die Hügel der Hochzeitgesellschaft nannte. Sie sind jetzt abgetragen.

Herr Schull. Hansen auf Sill im Husumer Wochenbl. 1837. — Statt eines Vormannes nennen andre einen Fuhrmann.

CXXXII.

Der Brutsee.

Ganz nahe bei Schleswig neben dem Wege nach Moldenit liegt ein kleiner schöner See, der Brutsee. In alten Zeiten war er ganz von Wald umgeben und ein Dorf lag daran, das zu St. Jürgen in Schleswig eingepfarrt war. Hier wohnte einmal ein reicher Bauer, dessen schöne Tochter einen armen Knecht liebte und ihm Treue gelobt hatte. Aber der Vater wollte sie einem reichen Hufner geben, und die Hochzeit ward auf den Pfingsttag angesetzt. Zum letzten Male sahen sich am Abende vorher die Liebenden an dem großen Steine, der noch am Ufer des Sees liegt. Als nun am andern Morgen Braut und Bräutigam mit ihren Verwandten über den See zur Stadt fuhren, ertönte plötzlich die Totenglocke, wie es bei uns Sitte ist, wenn einer gestorben ist. Und in demselben Augenblick erhub sich ein gewaltiger Wirbelwind, das Boot schlug um und alle ertranken. Die Leichen fand man bis auf die der Braut; sonst hätte man sie mit ihrem alten Liebsten begraben, dem das Läuten gegolten hatte. Aber in jeder Pfingstnacht steigt nun ein wunderschönes Mädchen in prächtigen Kleidern aus dem See, setzt sich auf jenen Stein und kämmt singend ihr langes goldnes Haar, bis der Morgen graut. Dann verschwindet sie wieder im See, der nach ihr der Brutsee heißt.

Auch bei Husum und andern Städten gibt es solche Brutlöcher oder Seen, die alle unergründlich sind.

Mündlich. Nach dem Aberglauben entsteht Sturm, sobald sich einer erhenkt hat. — Andre erzählen, daß der Wagen der Braut am steilen Ufer umgeworfen sei und sie aus Sehnsucht nach dem verlornen Geliebten oft emporsteige. Ferner sagen andre, daß ein Mädchen durch Uebermuth einen braven jungen Mann zur Verzweiflung gebracht und er sich in den See gestürzt habe. Darauf schwört sie, als ihre Eltern ihr Vorwürfe machen, keinen zu heiraten; sonst möge der Teufel sie holen. Als sie dennoch mit einem sich trauen lassen will, kommt der Teufel und holt sie in den See. In einigen Nächten des Jahres steigt ein Stein hervor und die Braut sitzt kämmend da, bis gegen Morgen

eine Stimme aus dem See ruft und der Stein wieder mit ihr versinkt — Noch andre sagen, sie habe sich selbst um ihrem ersten Geliebten treu zu bleiben hinein gestürzt, als der ihn zur Kirche will.

CXXXIII.

Die Linde in Nortorf.

Auf der südwestlichen Seite des Kirchhofs zu Nortorf steht eine alte ehrwürdige dreiästige Linde, unter deren Zweigen ehemals Gerichte, Feste, Trauungen, Contracte u. s. w. vollzogen wurden. Man machte alles nur mündlich ab und versiegelte es, wie man sagt, mit einem Doppen. Das Doppen bestand nämlich darin, daß man den Daumen nur gegen den Stamm der Linde setzte.

Mündlich. Andre Bäume, an die sich nicht unwahrscheinlich früher ein Kultus knüpfte, führt Westphalen in seinen Monumenta ined. IV. 216 praef. an, ohne jedoch Sagen mitzutheilen

CXXXIV.

Stiftung des Klosters Preetz.

Vor Zeiten bedeckte ein großer ungeheurer Wald die ganze Gegend, wo jetzt Preetz und die Gründe des Klosters liegen. Dort jagte einmal Graf Albrecht von Orlamünde. Ein edler Hirsch sprang auf und lange verfolgte der Graf das fliehende Thier, bis es mit einem Male unter einer großen Eiche stille stand und den Grafen ruhig anblickte, als wenn es den Tod nicht fürchte. Schon legte er an, um es niederzustrecken, als ein glänzendes goldnes Kreuz zwischen seinem prächtigen Geweih sichtbar ward. Da erkannte der Graf, daß der Ort heilig sei und schonte des Hirschen; er ließ den Wald rings umher ausreuten und baute ein Kloster dahin, dem er reiche Einkünfte und weite Strecken Landes gab. Bis auf den heutigen Tag steht noch die große heilige Eiche mitten im Orte vor der Wohnung des Klosterprobsten. Ein Graf Alf von Holstein soll unter ihren Ästen später seinen Schießplatz gehabt haben.

Mündlich vom Herrn cand. th. Rejahl. — vgl. die St. Hubertus legende.

CXXXV.

Arensbök.

Nach einem alten Erdbuche im plönischen Archiv hat der Bischof zu Lübek Eberhardus die geschriebene Nachricht hinterlassen, daß in der Gegend, wo jetzt Arensbök liegt, eine starke Waldung gewesen, so in sumpfigen und moraſtigen Orten gelegen. In derselben stand ein Buchbaum, welcher vor andern berühmt geraget. Auf demselben hat

vor langen Zeiten ein Adler, auf plattdeutsch Arn genannt, alljährlich geniſtelt und ſeine Jungen ausgebracht. Da ließ ſich aber über demſelben die heilige Jungfrau Maria als ein Wunderbild in einem hellen Glanze ſehen, welcher bis zum Himmel zu gehen ſchien. Wie dies Wunder unter den Leuten bekannt ward, gieng das Volk in großer Menge dahin wallfahrten, und hat Gelübde und Opfer dargebracht. Von dieſer Buche und dem darauf niſtelnden Adler heißt der Ort nun Arensbök.

Hanſen, Nachricht von denen plönischen Landen. S. 51.

CXXXVI.

Neukirchen im Fürſtenthum Lübek.

Auf des Hufners Jäger Koppel, die die Dörpſtäd' heißt, ſtand ehemals Neukirchen. Hier iſt alles Nachts von der Stelle verſchwunden, was man am Tage an der Kirche gebaut hat. Aber da hat man beobachtet, wie jede Nacht ein hellglänzender Schimmel gerade ſo weit im Kreiſe herumgieng, als jetzt der Kirchhof groß iſt. Morgens hat man im thauigen Graſe genau den Kreis ſehen können. Man baute alſo die Kirche dahin. Noch jetzt zeigt ſich Nachts ein Schimmel im Bookholz, auf der Malkwitzer Schafweide, an der Stelle wo man zum Kirchenbau den Kalk grub. Als man damit zu bauen anfieng, iſt Nachts eben ſo viel hinzugekommen, als man des Tags gemacht. Nachdem die Kirche aber fertig geworden, iſt der Kalk verbraucht geweſen und die Grube zugefallen. Doch iſt noch eine große Hölung da zu ſehen.

Durch Herrn Schull. Kipp in Sieversdorf. vgl. No

CXXXVII.

Unſe leve Fru up dem Perde.

Als die Kirche zu Delve in Norderditmarſchen gebaut werden ſollte und man keinen Platz wuſte, ward man eins, daß man ein Marienbild auf ein buntes Mutterpferd binden und das ausgehen laſſen wollte; wo man es aber des andern Morgens fünde, da ſollte gebaut werden. Das Pferd ſtand am andern Morgen in einem dichten Bruch von Gebüſch und Dornen. Nachdem man dieſen mit vieler Mühe niedergeworfen und hinweggeſchafft, baute man das Dorf dahin und nannte die Kirche: unſe leve Fru up dem Perde.

Neocor. I. 228.

CXXXVIII.

Ein weißes Pferd weiſet die heilige Stätte.

Im Norden von Alversdorf in Süderditmarſchen liegt eine weite Heideſtrecke, die Immenſteder Leh (d. i. Waldung), wo in alter

Zeit ein reiches Dorf Immenſtede lag, das von einem von Norden kommenden Feinde bis auf den Grund zerſtört ward. Die Einwohner wollten ſich nun einen andern Wohnplatz ſuchen und man kam nach langem Zwiſte überein, einen Schimmel laufen zu laſſen; wo der ſtille ſtehe, ſolle die Kirche und das Dorf gebaut werden. Der Schimmel gieng faſt eine halbe Meile ſüdlich und fieng im Oſten vom Beek, der Bieſelau, auf einem ſchönen grünen Platze bei einem Fliederbuſche an zu graſen. Da erbaute man die Alversdorfer Kirche und der Fliederbuſch war weſtlich davon auf dem Kirchhof noch vor wenigen Jahren zu ſehen.

Aber auch die Tellingſteder behaupten die Nachkommen der Immenſteder zu ſein und ſagen, daß der Platz ihrer Kirche auf dieſelbe Weiſe gefunden ſei. — Ebenfalls in Süderditmarſchen erzählen die Süderhaſteder, daß ihre Vorfahren ein weißes Pferd haben geben laſſen und das am andern Morgen mitten in einem großen Dorngeſträuch gefunden ſei. Dieſes reutete man aus und baute dahin die Kirche. — Auch in Jevenſtede bei Rendsburg hat man nach langem Streit das weiße Pferd geben laſſen, und es am andern Morgen in einem Sumpfe gefunden, daher auch die Kirche und ein großer Theil des Dorfes noch in einer Niederung liegt.

Mündlich.

CXXXIX.

Rinder weiſen die heilige Stätte.

Auf einem hohen Marſchgrund unweit Brecklum hatten einſt drei adliche Jungfrauen ihre Wohnung. Sie entſchloſſen ſich eine Kirche auf einer ſüdlichen Anhöhe, dem Steendarg, zu erbauen; allein was an einem Tage aufgeführt ward, war am andern verſchwunden. Da ließen die frommen Jungfern einen Wagen beladen, ſpannten zwei ſäugende Kühe davor und ließen dieſe gehen, wohin ſie wollten. Sie ſtanden zuletzt ſtill, wo jetzt die Kirche von Brecklum ſteht. — Auf dem Kirchthurm ſtehen noch drei ſehr alte, aus Holz geſchnitzte Bilder. Das ſollen die drei Jungfern ſein. Als eine von ihnen einmal wegen einer natürlichen Begebenheit verlacht und verſpottet ward, zogen alle drei fort nach dem nahen Dreisdrup, als noch kaum die Kirche aus der Erde herausgebaut war. Wie ſie fertig geworden iſt, weiß Niemand zu ſagen.

In Schweſing, im Amte Huſum, koppelte man zwei junge Stiere zuſammen und erbaute die Kirche wo dieſe ihr Nachtlager hielten. Sie hatten ſich an einem ſehr moraſtigen Orte niedergelegt und dieſer muſte erſt ausgefüllt werden, ehe der Bau beginnen konnte.

Auch in Stintebüll erbaute man nach einhelliger Beliebung die Kirche an dem Orte, wo man am Morgen die beiden Ochſen fand, die man Abends zuſammengejocht hatte geben laſſen. Auch von der Haddebyer Kirche erzählt man daſſelbe; man wollte jenſeit des Selker Noors bauen.

Als man die Sonderburg auf Alſen bauen wollte, ſtritt man ſich auch lange, und nachher, als man ſich für einen Ort beim Dorfe Broe entſchied, ward Nachts das am Tage Gebaute immer zerſtört. Man band endlich einem ſchwarzen Stier einen Balken an den Hals und fand ihn am andern Morgen am Sunde, wo jetzt das Schloß ſteht. Andre ſagen, man habe zwei Stieren die Augen verbunden und noch andre, daß die Ochſen, die die Baumaterialien herbei fahren ſollten, nicht zu bändigen waren und durchaus nach dem Alſinger Sund wollten.

Laß in Kamerers nord. Beiträgen I. 1. S. 19 f. — Deſſelben Huſumſche Nachrichten St. III. S. 101. — Heimreich ed. Falk. I. 108. — Hanſen im Archiv für vaterländiſche Geſchichte IV. 280. — Mündlich. Auch in Ditmarſchen wieſen zwei Kühe in einem Sumpfe die Stelle der Kirche zu Hemme. Hanſen und Weſtphalen. S. 88.

CXL.

Rabenkirchen.

In katholiſchen Zeiten wollte man bei Kappeln in Angeln eine Kirche bauen; das Geld dazu war zuſammen, nur konnte man ſich über den Ort nicht einig werden. Da ſchickte man zwei Mönche aus den Platz zu ſuchen, aber da auch ſie nicht wußten, wen ſie wählen ſollten, flehten ſie inbrünſtig zur Jungfrau Maria um ein Zeichen, daß ſie nicht irre giengen. Sogleich flogen ein paar Raben über ihre Köpfe hin und ließen ſich bald an einem Orte nieder, wo nun die Kirche aufgeführt ward. Als ſie vollendet war, kamen die Raben wieder, ſetzten ſich an der Weſtſeite der Kirche nieder und verwandelten ſich in Stein, ohne ihre Geſtalt zu verändern, wie noch heute zu ſehen iſt. Die Kirche und die Gemeinde heißt darnach Rabenkirchen.

Durch Herrn Organiſten Schmidt in Fahrentoft.

CXLI.

Schneefall bezeichnet die heilige Stätte.

Die meiſten Kirchen in Angeln liegen verkehrt und meiſt an einer entlegenen Ecke im Kirchſpiele. Ueberall faſt giebt man als Grund an; daß man zuerſt auch anders habe bauen wollen, aber was man am Tage aufführte, ward Nachts abgebrochen. Da hat man zu Gott gefleht ein Zeichen zu geben, wo ſein Haus ſtehen ſolle; und es iſt dann mitten im Sommer auf Johannistag an den Plätzen Schnee gefallen, wo jetzt die Kirchen ſtehen. So fiel einmal an drei Orten zugleich Schnee, und man erbaute da die Kirchen Esgrus, Steinberg und Queern oder Steerup. Bis dahin hatte man in einer Scheune zu Oſterholm Gottesdienſt gehalten. In Grundtoft hat man die Kirche zuerſt auf dem Bügberg, oder wie andre ſagen, bei Freldkiær bauen wollen. Aber daſſelbe ereignete ſich. — Auch von der

Hüttener Kirche, bei Eckernförde, erzählt man daſſelbe, wie auch von der Schwanſener.

Als man in Ries bei Apenrade die Kirche bauen wollte, fand man die Steine verſchleppt bis an den Ort, wo jetzt die Kirche ſteht. Daſſelbe hat ſich beim Bau der Kirchen Herreſted im nördlichen Schleswig, in Morſum auf Silt, in Bertum bei Huſum, in Heiligenſieden bei Itzehoe, in Weſtenſee zwiſchen Kiel und Rendsburg, des Hofes Oſterade, und der Kirche in Gettorf bei Eckernförde ereignet. In Weſtenſee hatte man lange keine Thür in der Kirche, bis man eine eiſerne Kiſte fand mit einem Schatze, die noch in der Kirche zu ſehen iſt. Eine andre Lade hat man zu gleicher Zeit da auf dem Felde geſehen, hat aber nicht herausgebracht werden können.

Jenſen Angeln. — Achter Bericht der Geſellſchaft für vaterländiſche Alterth. S. 3 ꝛc. Mündlich.

CXLII.

Der Märtyrer in Borgdorf.

Zu der Zeit als das Chriſtenthum hier im Lande verkündigt ward, war mitten im Borgdorfer See in der Nähe von Nortorf ein feſtes Schloß, wo ein heidniſcher Fürſt wohnte, der von allen Chriſten in der Umgegend ſehr gefürchtet ward. Er ließ jeden umbringen, deſſen er habhaft ward. Einer der Prediger beſchloß zu ihm zu gehn und machte ihm dringende Vorſtellungen wegen ſeiner Uebelthaten. Da verſammelte der Fürſt alle übrigen heidniſchen Fürſten und der Prediger hielt ihm nochmals eine Strafrede; augenblicklich aber ergriffen ſie ihn, ließen ihn auf einen Spieß ſtecken und auf dem Langenberg (Langbarg), einem Hügel, der aus dem See herausgetragen iſt, elendiglich verbrennen. Sogleich verſank das Schloß des Gottloſen nach dieſer That in den See und nun erkannten alle zu ſpät die Göttlichkeit des Chriſtenglauben. Sie bekehrten ſich und beſchloſſen eine Kirche auf jenem Hügel zu bauen und errichteten da ein Kreuz. Aber die Nortorfer ſtahlen es in der Nacht fort und brachten es in ihr Dorf, das damals nur aus wenigen elenden Hütten beſtand. Der Fürſt ließ das Kreuz am andern Morgen wieder aufſuchen und an ſeinen frühern Platz ſtellen; doch in der Nacht beſtachen die Nortorfer die Wächter und brachten es wieder fort. Nun glaubte der Fürſt darin den göttlichen Willen zu erkennen und erbaute die Kirche in Nortorf, die eigentlich in Borgdorf hätte ſtehen ſollen.

Mündlich und durch Herrn Schullehrer Rohweder in Thienbüttel.

CXLIII.

St. Annen Bild in Herzhorn.

Die Gemeinde von Herzhorn war einſt Willens die Kirche an dem Ort zu bauen, wo itzt Theis Meer ſein Haus ſtehet. Man

hatte auch das Bildnis St. Annen und die Materialien zum Bau schon an die Stätte geführet. Wie die Bauleute nun an einem Morgen dahin kommen, fanden sie das Bildnis daselbsten nicht, sondern es war des Nachts dahin gewandert, wo itzt die Kirche steht. Hoben darauf das Bild von der Stelle auf; aber, ob es gleich nur klein war, war es doch von solcher Last, daß ein Wagen mit zwei Pferden es kaum von der Stelle bringen konnte. Des andern Morgens wurden die Bauleute wieder gewahr, daß St. Anna abermals von der Stätte gewandert sei; und wie sie sich nach dem vorigen Ort begaben, und das Bild wieder an den bestimmten Ort bringen wollten, machte es sich dermaßen schwer, daß nicht acht Pferde es bewegen konnten. Da merkten die Einwohner, daß St. Anna alldort wollte ihr Haus gebauet haben; haben auch darauf ihren Willen vollbracht und die Kirche gebauet, wo sie anitzo stehet.

Aus Hieronymus Sauckes Stormaria oder Hardesbornische Chronik (im Kirchenarchiv zu Herzhorn) S. 109. — Auch in Neuendorf, vormals Langenbrook, bei Glückstadt erzählt man, daß man sich nicht einig über den Bauplatz der Kirche werden konnte. Man wollte die Mutter Gottes selber den Streit entscheiden lassen und stellte ihr Bild auf den Platz, den eine Partei gewählt hatte, und bat die Jungfrau inständig um Entscheidung. Am andern Morgen fand man das Bild ganz am östlichen Ende des Kirchspiels, wo jetzt die Kirche steht, so daß die westlichsten Bewohner dahin einen Weg von zwei Stunden haben.

CXLIV.

Das eherne Kreuz zu Windbergen.

Einmal pflügte ein Mann das Feld um, wo jetzt die Windberger Kirche steht. Auf einmal standen seine Ochsen (mit denen man auch in Ditmarschen damals pflügte) und konnten den Pflug nicht aus der Stelle bringen. Da legte er noch zwei, und dann wieder zwei und endlich gar noch vier davor und doch konnten alle zwölf den Pflug nicht weiter ziehen. Da spannte er ab, grub in die Erde und fand ein kleines ehernes Crucifix, nur eine Spanne lang, das den Pflug aufgehalten hatte. Als ein besonderes Heiligthum hub der Bauer es auf und legte es zu Hause in eine Lade; aber jedesmal wenn er des Morgens auf den Acker kam, lag wieder das Crucifix auf der Stelle. Da er dennoch niemand es offenbaren wollte, ward er darüber unsinnig; sobald er es aber zeigte, kam er wieder zu seinem Verstande. Da baute man eine Kapelle, wo das Kreuz gefunden war und lange Zeit geschahen große Wallfahrten und Opfer dahin.

Hans Detlefs bei Neocor. I. 239.

CXLV.

Arkelspang.

In Sörup iſt leicht die ſchönſte Kirche in Angeln. Die Mauern ſind bis an das Dach aus lauter gehauenen Steinen aufgeführt, das Dach iſt von Blei und der prachtige Thurm von 200 Fuß iſt jedenfalls in Angeln der höchſte. Aber es iſt leicht zu bemerken, daß ihre Norderſeite an Genauigkeit und Sauberkeit des Baus die Süderſeite übertrifft. Dieſe führte der Baumeiſter Namens Arkel, ſelbſt auf, jene aber ſein Geſelle, der Spang hieß. Kurz vor Vollendung des Ganzen bemerkten Sachkundige laut die Verſchiedenheit der Arbeit, darüber der Meiſter einen tödlichen Haß auf den Geſellen warf. Eines Abends begaben ſie ſich nach vollendeter Tagesarbeit nach Sörupmühle, wo ſie ihr Quartier hatten, eine Viertelſtunde von der Kirche. Aber ſchon fünf bis ſechshundert Schritt von dieſer, fiel der Meiſter, der das Lob des Geſellen an dem Tage wieder hatte hören müſſen, über ihn her und erſchlug ihn. Eine kleine ſteinerne Brücke befindet ſich heutzutage an der Stelle, wo der Mord geſchah, und heißt Arkelspang.

Durch Herrn Organiſten Schmidt in Fahrenkeſt. Ähnliche Sagen faſt in jeder Stadt Deutſchlands.

CXLVI.

Die Doppelthürme in Broacker.

Die Kirche in Broacker hat einen ſchönen Doppelthurm, der den Schiffern zehn Meilen weit in der See als Merkzeichen dient. Er iſt von zwei Schweſtern, die zuſammengewachſen waren und auf dem Schloſſe wohnten, erbaut worden; weil aber die eine ſieben Jahre vor der andern ſtarb, iſt der eine Thurm etwas niedriger geblieben als der andre.

N. Staatsbürgert. Magazin 2. 95.

CXLVII.

Die Glocke in Keitum.

Zwei alte Jungfern oder Nonnen, Namens Ing und Dung, die ein Haus oder Kloſter eben nördlich von der Kirche in Keitum beſaßen, haben dieſer auf ihre Koſten den Thurm bauen laſſen. Zu ihrem Andenken hat man zwei aufrecht ſtehende, pyramidenförmige Feldſteine, die die Erbauerinnen vorſtellen ſollen, daran angebracht und man hört ganz deutlich in den Tönen der Thurmglocke die Namen Ing und Dung.

Die Glocke hatte einen ſo ſchönen hellen Ton, daß man ſie bei klarem Wetter am gegenüberliegenden Ufer des feſten Landes hören

konnte und der Neid der Einwohner des Flecken Hover rege ward. Einmal machten darum diese einen Versuch sie zu stehlen; deswegen banden die Keitumer Kirchenvorsteher einen Zwirnsfaden oder, wie andre sagen, ein Pferdehaar um den Klöpfel, so daß die Hoyringer glaubten, die Glocke sei gesprungen, und sich nicht länger darum Mühe gaben. — Es ist eine alte Prophezeiung, daß die Glocke einmal niederstürzen und den schönsten Jüngling von Silt erschlagen werde; aber auch daß der Thurm ebenfalls niederstürzen und die schönste Jungfrau zerschmettern werde. Wirklich ist im Jahre 1739 nun die Glocke herunter gestürzt und ein schöner Jüngling erschlagen; darum wagt es seit der Zeit eigentlich kein Mädchen auf Silt dem Kirchthurm nahe zu kommen.

Durch Herrn Schullehrer Hansen in Keitum auf Silt.

CXLVIII.

Die Brunsbüttler Glocken in Balje.

In frühern Zeiten hatte Ditmarschen viel von Ueberschwemmungen zu leiden. Einsmals, als das wilde Wasser Brunsbüttel und die Umgegend überfluthet hatte, kennten die Kedinger von jenseit der Elbe den Augenblick und stahlen den Brunsbüttlern die Glocken aus dem Thurm, die weit und breit wegen ihres schönen Klanges berühmt waren. Da soll ein Brunsbüttler ihnen diese Verwünschung nachgerufen haben:

Wan nu an schöllen gn fülves verklaren,
Wer tom billigen Deenst ju best erkaren:
Bet de Kedinger eer Land ünner Water seen
Unn int Kedinger Land de Ditmarschen teen,
Schöllen gn jammern unn zagen,
Schöllen gn stänen unn klagen
Na Brunsbüttel!
Na Brunsbüttel!

Die Kedinger hengten die Glocken im Baljer Kirchthurm auf und wenn sie geläutet wurden und der Ton über das breite Wasser herüberkam, hörte man ganz vernehmlich, wie sie riefen: „Na Brunsbüttel! Na Brunsbüttel!“ Viele Jahre hat man den Ruf gehört und immer wars ein Zeichen von Sturm und Unwetter; und die Brunsbüttler warnten dann einander oft mit den Worten: „Waer dy, dat Haff kummt; de Baljer Klocken roept!“ Nun kam die Fluth von 1825 (vom dritten auf den vierten Februar) und die Deiche der Kedinger brachen durch, das ganze Land stand unter Wasser, keine Hülfe konnte den Leuten vom innern Lande aus kommen; ein Frost trat ein und Noth und Elend stiegen aufs Höchste; denn Brot und Kleider fehlten. Da rüsteten die Brunsbüttler ihre Schiffe aus und fuhren hinüber ins Kedinger Land; aber nicht um die Glocken zu holen; sie brachten nur was den Kedingern Noth war. Seit der

Zeit will man den Glockenruf nicht mehr gehört haben, und die Prophezeiung soll erfüllt sein.

Ditmarsher Zeitung 1841. Anf. Juli.

CXLIX.

Glocken im Waſſer.

1.

In einem Kriege war den Schaalbyern oder Kahlebyern die Glocke aus dem Thurm fortgekommen. Da erhielten ſie von dem Könige die Erlaubnis, ſich irgendwo eine zu ſtehlen, wo es deren zwei gäbe. Sie kamen nach Haddebye und nahmen da die eine weg. Als aber das Boot in die Borgwedeler Breite kam, verſank es ſammt dem Raube. Alle Neujahrsmorgen um ſechs Uhr hört mans nun in der Tiefe läuten.

Durch Candidat Arndt.

2.

Die Gettinger in Angeln hatten ſich in Lübek zu ihrer großen noch zwei kleinere Glocken gießen laſſen. Man brachte ſie zu Waſſer nach Schleimünde; aber beim Ausſchiffen verſank die eine dort im Sande. So oft nun die andre geläutet wird, ruft ſie immer: „Min Mag ligger i ä Minn.“ (Mein Gefährte liegt in der Schleimünde.)

Durch Herrn Paſtor Dr. Jenſen in Getting.

3.

In der Kirche zu Gramm in Nordſchleswig gab es eine Glocke, die wurde von einem Diebe geſtohlen. Als er aber damit über die Au bei Endrupſkov fuhr, zerbrach der Wagen und die Glocke verſank ſo tief, daß ſie nicht wieder zu finden war. Doch hört man ſie mitunter noch läuten.

Danſke Atlas VII. 177.

4.

Eine Kapelle bei Neukirchen in der Wiedingharde — da wo es noch jetzt heißt up de Kapell — ward von Seeräubern geplündert und die Glocke ward mitgenommen. Ihr Fahrzeug lag bei Hornburg an einem Arm der Widau, dem Siel; dorthin muſten ſie ihren Raub bringen. Es war aber die Nacht auf Oſtern und wie ſie gegen Hornburg kamen, graute der Morgen des erſten Oſtertages. Da der Kapellan in Neukirchen das Feſt nicht mehr einläuten konnte, ſo betete er es ein und betete ſo inbrünſtig, daß die Glocke den Händen der Räuber entfiel, wie ſie eben ſie ins Schiff bringen wollten, und ſie in das Siel verſank. Aber noch klingt jeden Oſtermorgen ihr Geläute aus der Tiefe herauf und Kinder gehen dann dahin und horchen und hören es wirklich.

5.

Im Klembuder See liegt eine Glocke, die vor vielen Jahren von Feindes Hand aus der Kirche geraubt iſt. Es war im Winter und der See feſt zugefroren. Da wollten ſie die Glocke übers Eis ziehen; aber es brach in der Mitte des Sees und die Glocke verſank mit den Räubern. Der Fiſcher hakt oft noch feſt mit ſeinem Netz in dem Knebel und an einem beſtimmten Tage im Jahre läutets im See um Mitternacht. Das haben manche gehört, die noch am Leben ſind.

Volksbuch 1841. S. 95 f.

CL.

Die Glocke in Krempe.

Ehe noch die ſchöne Krempter Kirche im Ruſſenkriege von den Schweden in die Luft geſprengt ward, hieng in ihrem noch heute berühmten Thurme eine Glocke, die ſich vor allen andern durch ihren Klang auszeichnet.

Als ſie nemlich gegoſſen ward und die Speiſe ſchon zum Guſſe fertig war, gieng der Meiſter noch einmal davon und befahl dem Lehrjungen unterdeß des Ofens wahrzunehmen. Der benutzte nun die Zeit und goß einen ganzen Tiegel voll geſchmolzenes Silber hinein, ums recht gut zu machen oder weil er wohl meinte, es ſolle doch noch dazu. Als der Meiſter nun zurückkam und den leeren Tiegel ſah, ergrimmte er ſo, daß er einen Stock ergriff und damit auf den Jungen losſchlug, daß er tot niederfiel. Da man nun die Glocke auf ihren Stuhl brachte, geſtanden alle, daß ſie nimmer einen hellern Klang gehört hätten; aber ſo lange man ſie geläutet hat, war es, als ſage ſie immer mit traurigem Tone: Schad' um den Jungen! Schad' um den Jungen!

Die Glocke erregte bald den Neid der Hamburger; aber vergebens boten ſie den Krempern große Summen. Endlich aber ward man Handels einig; die Hamburger wollten für die Glocke eine goldene Kette geben, ſo groß, daß ſie um ganz Krempe herum reichte. Als man nun die Glocke auf einen Wagen brachte und man damit auf den hohen Weg ganz nahe bei Krempe kam, ſank der Wagen ein und ſo viel Pferde man auch davor ſpannte, er war nicht von der Stelle zu bringen. Als man aber umkehrte, gieng er ganz leicht mit zwei Pferden wieder nach Krempe zurück und die Glocke muſte da bleiben und hat bis zu jenem unglücklichen Tage im Thurm gehangen. Die Glocke heißt Maria. Man hat vergeblich nach der Sprengung der Kirche nach einem Bruchſtück geſucht; einige meinen, die Schweden hätten ſie vorher geſtohlen, aber andre ſagen, ſie ſei tief hinunter in die Erde geſunken.

Dr. H. Schröder im Archiv für Geſch. der Herzogth. Bd. IV. S. [illegible] und ſchriftlich. — Auch von den Glocken in Zarpen bei Oldesloe

wird erzählt, daß die Lübeker sie einmal gekauft hätten, aber keine auch noch so große Zahl von Pferden sie hätte fortschaffen können.

CLI.

Mödebrook.

Als man die Gebeine des heiligen Vicelin von Neumünster nach Bordesholm brachte, ist der Wagen eingesunken und hat nicht von der Stelle gebracht werden können, bis eine unbekannte Stimme die Mönche erinnerte und sie ein Gelübde thaten vor dem Kloster ein Armenhaus zu bauen. Darauf gieng der Wagen weiter und der Ort hieß von Stund an da Mühebrook oder Mödebrook.

Nordt Bordesh. Merkwürdigkeiten (1737. 4.) S. 2.

CLII.

Stawedder bei Segeberg.

Feinde beraubten einst die Segeberger Kirche und luden das schwere schöngeschnitzte Altarblatt auf einen Wagen, um damit davonzuziehen. Aber das Altarblatt ward immer schwerer und schwerer und man muste ein Pferd nach dem andern vorspannen, um es nur von der Stelle zu bringen. Aber als der Wagen eben aus Segeberg hinaus war, wurde es rein unmöglich und kein Vorspannen half mehr. Da musten sie das Heiligthum lassen, wo es bisher gewesen war. An dem Orte aber, wo man umkehren muste, steht heutzutage das Haus Stawedder.

Durch Mommsen.

CLIII.

Der Bischof Blücher.

Der Ratzeburger Kirche stand im dreizehnten Jahrhundert als Bischof einer aus dem Geschlechte von Blücher vor. Der war ein frommer Mann und überaus mildthätig und freigebig. Einmal bei einer großen Hungersnoth und Theurung hatte er nach und nach seinen ganzen Speicher, der voll von Mehl und Korn gewesen war, ausgeleert und den Armen gegeben, so daß ihm selber und seinem Gesinde nichts nachblieb. Als nun wieder Arme kamen und flehentlich um Speise baten, ließ er seinen Schaffner kommen und hieß ihn den Armen geben, was noch etwa da wäre. Aber der Schaffner wuste, daß der ganze Speicher rein ausgekehrt sei, antwortete also, es sei nichts mehr da, was den Armen könne gegeben werden. „So geh doch, geh," sagte der Bischof, „und sieh nach ob nicht noch ein Bischen da ist, damit diese nicht leer davongehn. Geh nur in Gottes Namen und gib es ihnen." Er glaubte wohl, daß der Schaffner

allzusehr für die Zukunft sorgte und vielleicht etwas aufgehoben hätte, da doch in Wahrheit nichts mehr da war. Als der Schaffner aber den Speicher öffnete, fand er ihn dennoch wieder ganz voll von Korn und Mehl und gab nun den Armen reichlich; und der fromme Bischof vergoß Thränen als ihm das Wunder kund ward, und dankte Gott inbrünstig für seine Gnade.

Alb. Kranz Metropol. VIII. 29.

CLIV.

Abel und die Friesen.

(1252.)

De Konink Abel hadde de Fresen in groten Vrüchten (Furcht) gebracht. Wente (denn) he lach mit sinem ganzen Here up de Vorgeest unde wolde in düsse Lande getagen hebben unde wolde düsse Lande sere vernichtigen. Do nemen düsse Lande St. Christianus Bilde to sik in dat Her unde togen mit groter Manheit deme Koninge entgegen buten deme Dike up dat Is, dar se dat Lant beschermen muchten. So laveden se St. Christiano, weret Sake dat se de Segevechtinge (wäre es der Fall, daß sie den Sieg) muchten beholden, so wolden se St. Christianum beslaen laten mit deme allerbesten Golde. It is gescheen, alse de Konink Abel jegen de Fresen scholde teen up dat Is, dar gaf uns Gott de Gnade, dat dar vil so gret Regenwater van deme Himmel, dat se dat Bilde nowe (kaum) up dem Wagen muchten droge bewaren, unde konden nowe liken van deme Ise droge kamen. Unde de Fresen togen mit groten Eren to Hus unde leten St. Christianus Bilde mit deme allerbesten Golde beslaen; und Konink Abel tog terügge unde quam in Natiden wedder unde wart van den Fresen dot geslagen.

Chronic. Eldorastad. im Staatsbürgerl. Magazin 9. 680.

CLV.

Marienbild in Itzehoe.

Das Kloster in Itzehoe besaß vor Zeiten ein kleines wunderthätiges Marienbild. Wenn Graf Geert der Große in den Krieg zog, pflegte er es am Halse zu tragen und vor einer Schlacht anzurufen. Als er gegen den König Christoffer die Schlacht am Hesterberge bei Schleswig lieferte, kniete er nieder und sang dreimal den Vers aus dem Kirchenliede: Nos hac die tibi congregatos serva, virgo, in lucem mundi, d. i. Uns die wir an diesem Tage hier vor dir versammelt sind, bewahr, o Jungfrau, an das Licht der Welt. Darauf ward im Getümmel dem Bilde eine Hand abgehauen und alle auch noch so geschickten Schnitzer vermochten diese nicht wieder

auzuſetzen. Denn was ſie an einem Tage ausbeſſerten, war am andern wieder abgebrochen. Es war das Bild vom Himmel gefallen und das himmliſche Holz litt das indiſche nicht.

Es ward im Kloſter zu Itzehoe auch noch der Flügel der Taube gezeigt, die damals ſich in den Wolken zeigte, als die Stadt von der ſchwarzen Greet belagert ward und die Jungfrau Maria ſie beſchützte. Ein Soldat hatte den Flügel herunter geſchoſſen.

Presbyter Brem. bei Weſtphal III. 39 f. Heinrich Ranzau ebendaſ. I. 12 f. Geuß Beitr. z. Kirchengeſch. S. 82. vgl. oben N. 16 21.

CLVI.

Der Donner holt ein Kloſterfräulein.

Mehrere Wochen hindurch zog ſich täglich ein Gewitter über Preetz zuſammen und ſtand immer gerade über dem Kloſter. Da erklärte eine Nonne, daß das Gewitter ſie holen wolle; im Traume wär es ihr angezeigt, und ſie bat, man möchte ſie hinaus gehen laſſen. Das Gewitter wiederholte ſich noch immer. Darum gieng ſie eines Tages mit zwei Schweſtern hinaus auf den Degenkamp und plötzlich kam ein ſtarker Donnerſchlag und der Blitz nahm das Fräulein aus der Mitte ihrer Begleiterinnen. Nur eine Locke und ein Pantoffel entfiel ihr; die ſind lange im Kloſter aufbewahrt. Das Gewitter aber war vorüber. — In der Preetzer Kloſterkirche hengt noch ein kleines Gemälde, das dieſe Begebenheit darſtellt.

Durch Herrn Stud. Volbehr. — Provinzialberichte 1813, 381 wird berichtet, daß die Priorin Barbara Sebeſted (1630–38) gen Himmel gefahren ſei, ihre Schuhe aber zurückgelaſſen habe.

CLVII.

Hans Brüggemann.

Den Meiſter Hans Brüggemann in Huſum beriefen die Mönche im Kloſter Bordesholm zu ſich und beſtellten bei ihm ein großes Altarblatt für ihre klöſterliche Kirche. Der Meiſter gieng ans Werk, ſchnitt eine Figur nach der andern kunſtvoll aus Holz, ſott jede in Oel, daß der Wurm ihnen nicht ſchade und arbeitete mit ſeinen Geſellen ſieben ganzer Jahre. Als die Altartafel fertig war, kam König Chriſtian der Zweite mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth und betrachteten das Werk. Der König verwunderte ſich über die Kunſt, ſeine Gemahlin aber zeigte ihm die Bilder mit den Fingern. Als der Meiſter dieſes ſah, benutzte er die Gelegenheit und entwarf alſobald die beiden Bilder der hohen Herrſchaften nach dem Leben und ſtellte ſie in Holz geſchnitzt auf zwei Pfeilern zu beiden Seiten des Altars. Als den Herren in Lübek der Ruhm des Werkes zu Ohren kam, lagen ſie dem Meiſter an, daß er ihnen auch ſolchen Altar

lieferte für ihre Stadt. Er ſagte ihnen das nun nicht allein zu, ſondern verſprach ſogar, ihnen einen noch weit ſchöneren liefern zu wollen. Darüber wurden die Bordesholmer Mönche neidiſch, und um es zu verhindern, daß kein anderer Ort den Ruhm mit ihnen theile, brachten ſie es durch ſchändliche Mittel dahin, daß dem Meiſter beide Augenſterne wegthränten. Da konnte er nicht mehr arbeiten und alſo geblendet lebte er noch eine kümmerliche Zeit in einem kleinen Hauſe des Dorfes Eiderſtede bei Bordesholm, das man lange gezeigt hat, wo er auch ſein Werk vollendet hatte und endlich in dem Herrn verſchied.

Nach einer Nachricht vom Jahre 1668 bei Laß Huſumſche Nachrichten III. 337. vgl. Roodts Beitr. II. 18. — Im Jahre 1666 kam der Altar in den Dom von Schleswig.

CLVIII.

Der Löwe mit dem Kinde im Rachen.

An der Südſeite des Hauptgebäudes der jetzigen Schleswiger Domſchule iſt ein Stein eingemauert, worauf das Bild eines Löwen ſteht, der ein nacktes Kind im Rachen hält. Früher ſtand hier ein altes Kloſter und man erzählt, daß bei der Einführung der chriſtlichen Religion die Geiſtlichen oft von der Jugend verſpottet wurden, wenn ſie ihren Gottesdienſt mit aller Feierlichkeit hielten. Sie bedrohten dann die Kinder damit, daß reißende Thiere kommen, wie im zweiten Buch der Könige Cap. 2, V. 24, und ſie verſchlingen würden, wenn ſie nicht von der Verſpottung der Heiligen abließen. Zur beſſern Warnung ließen ſie den Stein da einſetzen.

Capit. v. Schröder im Staatsbürger Magazin 9. 150.

CLIX.

Pancratius halet ſine Tüffelen wedder.

In Stintebüll war einſt eine der Hauptkirchen am Strande zu Ehren St. Pancratii, wohin viele Wallfahrten geſchahen. Einmal wurden dem Heiligen ein Paar vergoldete Pantoffeln geſtohlen. Da erhub ſich ein Ungewitter und der Dieb, der aus dem Lande fahren wollte, ertrank. Die Pantoffeln aber ſind bei ihm gefunden, da er von den Wellen wieder an den Strand getrieben ward: daher iſt das Sprichwort entſtanden: Pancratius halet ſine Tüffelen wedder.

Heimreich ed. Falck I. S. 178.

CLX.

Die Kirchenräuber.

Eben vor der Schlacht auf der Lohheide nahm der König Chriſtoffer die Stadt Schleswig ein und überließ ſie ſeinen Soldaten zur

Plünderung. Die haben aufs grausamste gewirthschaftet, die Bürger ermordet und Frauen und Kinder geschändet und verstümmelt. Ja nicht einmal die Kirchen blieben sicher vor ihren zuchtlosen Händen. Aber Gott strafte die Frevler wunderbar.

Einige rühmten sich nachher des Raubes, den sie in der Stadt gemacht hatten und warfen dabei einem dritten vor, daß er seine Beute allein behalten und nicht mit seinen Kameraden getheilt hätte. Er verwünschte und verfluchte sich, zog sein Schwert aus der Scheide und sprach: „Wenn ich einen von euch betrogen habe, so mag das Schwert in meinen Leib fahren.“ Und kaum hatte er das Wort gesprochen, als er wie von einem bösen Geist getrieben sich selber durchbohrte. Da erschraken die andern, so daß sie alles Geraubte zurückbrachten und zum Beweise aufrichtiger Reue und Sinnesänderung Wallfahrten nach heiligen Örtern unternahmen. Ein anderer Räuber fiel nachher in eine schwere Krankheit und mußte große Qualen ausstehn. Da ermahnte er seine Gefährten und sie folgten seinem Rathe und stellten der Kirche alles zurück.

Ein dritter, der in einer Kirche seinen Muthwillen getrieben hatte, fiel plötzlich in Wahnsinn und Tobsucht, so daß er in lautes Geheul ausbrach und zur Kirche hinaus geführt, draußen auf der Straße im Beisein vieler Menschen sich selbst mit seinen Händen zerfleischte und unter furchtbaren Zuckungen endlich den Geist aufgab. Denn der Bösewicht hatte ein lautes Gelächter aufgeschlagen, als er die Bildsäule eines Heiligen schwitzen sah, und hatte gesagt, alte Weiber hätten sie mit Wasser begossen. Noch ein andrer hatte auch darüber gespottet, als er das Bild der Maria reichliche Thränen vergießen sah; aber augenblicklich erblindete er und mußte von andern aus der Kirche geführt werden. — Ein Soldat, der die Kirche des heiligen Nikolaus angesteckt hatte, litt nachher mitten im Winter von solcher Hitze und innerlicher Gluth, daß er sich nicht zu retten wußte und voll Verzweiflung ins Wasser stürzte. Auf ähnliche Weise haben alle die Uebelthäter damals ihre Strafe gefunden und keiner von ihnen ist freigekommen.

Cypraei Annal. episcop. Slesvic. S. 270 ff.

CLXI.

Der Steinhügel bei Hedehusum.

Drei junge Föhringer kamen als Studenten aus Wittenberg nach Hause und begannen Luthers Lehre unter ihren Landsleuten zu verbreiten. Sie geriethen mit den katholischen Predigern der Insel darüber in Streit und disputierten namentlich einmal auf einer Kindtaufe in Ütterfum mit ihnen. Da ward der Diaconus zu St. Laurentii für die neue Lehre gewonnen; aber die übrigen blieben dem papistischen Glauben getreu. Ein Mönch oder Prediger an der

St. Johanniskirche in Nieblum war so voll Eifer gegen die Reformation, daß er eigens nach Amrum ritt, um die dortigen Einwohner und Mönche zu vermahnen, daß sie beständig bei der alten Lehre sollten verbleiben. Und er ließ sich vernehmen, daß wenn die päpstliche Religion nicht die rechte Religion wäre, er nicht begehre lebendig wieder heimzukommen. Als er nun wieder auf Föhr gekommen und von Witsum nach Hedehusum reiten wollte, stürzte er vom Pferde und brach den Hals. Als ein altes Weib ihn da mit dem Tode ringend fand, soll er, nun die Wahrheit der lutherischen Lehre einsehend, die Worte gesprochen haben: „Zwischen Rand und Sand ich noch Gnade fand!“ und damit verschieden sein. — Zu seinem Gedächtnis ward ein Steinhaufe an dem Orte errichtet und lange gezeigt und wer des Weges kam, pflegte sich mit einem Stein zu versehen und auf den Haufen hinzuwerfen. Diejenigen, welche Steine gebrauchten, konnten sich dann davon von Zeit zu Zeit ein Fuder holen. Jetzt ist dieser Haufe von lauter kleinen Steinen ganz verschwunden, seit das Land vertheilt und urbar gemacht; aber jedermann kennt noch seine Stelle, und weiß die Geschichte zu erzählen.

Heimreich ed. Falck I. 103. Staatsbürgerl. Magazin II. 861. — Schriftlich durch Herrn Schult. Hansen auf Sylt und Herrn Arfsten auf Föhr. Falck bemerkt a. a. O., daß man in Schottland eben solche Hügel fände.

CLXII.

Der Mönch auf Helgoland.

Im Jahre 1530 schickte unser König einen Mann nach Helgoland, der früher Mönch gewesen war, um dort die neue Lehre Luthers zu verkündigen. Aber die Helgolander hielten an ihrem alten Glauben fest, verspotteten den frommen Mann und wollten ihn zwingen wieder katholisch zu werden. Als er sich aber dessen hartnäckig weigerte, stürzte man ihn endlich vom Felsen hinunter, an der Stelle wo vor einigen Jahren noch eine Klippe aus dem Wasser hervorragte, die ganz deutlich wie ein Mönch aussah und auch so genannt ward.

Doch gleich in der ersten Nacht nach seinem traurigen Ende zeigte sich der Geist des Bekehrers auf dieser Klippe und predigte von neuem mit einer Donnerstimme die neue Lehre, daß viele sich gleich vom Papstthum abwandten, und bald auch die übrigen, da der Geist nicht eher zur Ruhe kam, als bis alle bekehrt waren. Man hat auch später noch oft seine drohende Stimme gehört, besonders wenn ein böser Mensch auf der Insel eine böse That auszuführen im Begriffe stand.

Mündlich.

CLXIII.

Das Schwert im Schleswiger Dom.

Vor Jahren war Schleswig einmal in Feindes Hand und die Soldaten trieben in der Domkirche ihr Unweſen. Es ſollen Koſacken geweſen ſein. Sie lagerten ſich ringsum in den Gängen, tranken, ſpielten und fluchten. Vor allen einer, dem die Karten entgegen waren, that es den Andern zuvor und rief endlich aus, er wolle Gott die Augen ausſtechen und dazu warf er ſein Schwert in die Luft. Das Schwert aber kam nicht wieder herunter, ſondern flog durch ſich ſelbſt ans Gewölbe hinauf, wo es zum Schrecken der Spieler ſtecken blieb.

Gleich nach dem Abzug der Feinde wurde es wieder herausgehauen, aber ſein Schatten blieb am Gewölbe haften. Oft hat man verſucht, ihn zu vertilgen; Stein und Mörtel hat man herausgeſchlagen, und die Öffnung von neuem ausgefüllt; doch immer vergebens. Denn am folgenden Tage war der Schatten wieder da, noch heute zeigt der Küſter ihn am Gewölbe über dem Hauptaltar.

Mündlich. — Herr Marquardſen erzählt, daß ein däniſcher Soldat zum Beweiſe ſeiner Stärke das Schwert an das Gewölbe geſchleudert habe; davon ſei eine unvertilgbare Spur nachgeblieben.

CLXIV.

Die Kirche unſerer lieben Frauen in Schleswig.

Die Kirche unſerer lieben Frauen war vor Zeiten in Schleswig, ja im ganzen Lande die ſchönſte und prächtigſte. Als ſie aber verfiel und nicht mehr benutzt ward, kaufte ſie der Gottorfer Kanzler Adam Tratziger für 200 Mark im Jahr 1571, ließ ſie abbrechen und erbaute daraus ein anſehnliches Gebäude den Marſchallshof. Allein zur gerechten Strafe des Himmels für ſolche Entheiligung giengen ihm bald die Pferde durch und als er aus dem Wagen ſpringen wollte, brach er das Genick. Aber auch die betrieglich erworbenen Steine kannten keine Ruhe finden, ſondern ſchon nach hundert Jahren brach man den Marſchallshof ab und erbaute daraus eine Meile davon den Meierhof Winningen.

Schröder Geſch. der Stadt Schlesw. S. 16.

CLXV.

Die abgehauene Zehe.

In der Schleswiger Domkirche befindet ſich ein altes von Holz geſchnitztes Bild aus der katholiſchen Zeit: Chriſtus unter dem Kreuze ſitzend. Ein betrunkener Holzhauer gieng einmal zur Zeit des Herzogs Chriſtian Albrecht mit ſeinem Beil durch die Kirche und hieb in

rohem Uebermuth dem Bilde die große Zehe des linken Fußes ab. Abends aber beim Auskleiden fand er seinen Strumpf voll Blut und seine eigne Zehe vom Fuße getrennt.

Schröder Gesch. der Stadt Schlesw. S. 135.

CLXVI.

Der entweihte Taufstein.

Bei Gramm im Töninglehn lag in vorigen Zeiten, östlich von Endrupskov, die St. Theokari Kirche. Sie ward niedergebrochen und es geschah, daß der Taufstein auf den Hof Nübel kam und da als Hundetrog gebraucht ward. Aber weil alle Hunde, die daraus fraßen, toll wurden, erkannte man die Strafe für die Verunehrung des Steins. Daher ist er auf den Kirchhof von Gramm zurückgebracht.

Danske Atlas VII. 177.

CLXVII.

Das gestorbene Hündchen.

Vor Zeiten lebte in einem Dorfe der Gemeinde Eckwadt eine Jungfer, die hatte einen kleinen Schoßhund, den sie über die Maßen liebte. Das Thier aber ward krank und starb trotz aller angewandten Mittel. Die Jungfrau hierüber trostlos wollte ihrem Liebling alle mögliche Ehre anthun, sie hatte die Frechheit ihn auf dem Kirchhofe einzuscharren. Darauf stieg sie in den damals immer offenen Thurm und läutete über den Toten. Deswegen hatte sie nach ihrem Tode keine Ruhe und saß immer auf der Treppe, die zur Glocke führt. Man sah sie da in weißen Kleidern sitzen, besonders wenn welche hinkamen, um für ihre Toten zu läuten. Kühnere Männer, die sie erst beim Hinuntersteigen bemerkten, sind oft über sie weggeschritten, wenn sie keinen Platz machen wollte. Jetzt erscheint sie nicht mehr. Wo aber das Hündchen begraben lag, wuchs kein Gras und nur ein ganz kleiner Dornstrauch schoß am Ende da an der Westseite der Kirche auf. Er ist nun aber bei Planierung des Kirchhofs weg genommen.

Durch Herrn Petersen in Hellewadt.

CLXVIII.

Das verschüttete Dorf.

Eine Heilige gieng am Strand, sah nur zum Himmel und betete. Da kamen die Bewohner des Dorfs Sonntags Nachmittag, ein jeder in seidenen Kleidern, seinen Schatz im Arm, und spotteten ihrer Frömmigkeit. Sie achtete nicht darauf und bat Gott, daß er ihnen die Sünde nicht zurechnen wolle. Am andern Morgen aber

kamen zwei Ochsen und wühlten mit ihren Hörnern in einem nahgelegenen großen Sandberg bis es Abend war; und in der Nacht kam ein mächtiger Sturmwind und wehte den ganzen aufgeleckerten Sandberg über das Dorf hin, so daß es ganz zugedeckt wurde und alles darin, was Athem hatte, verdarb. Wenn die Leute aus benachbarten Dörfern herbeikamen und das Verschüttete aufgraben wollten, so war immer, was sie Tags über gearbeitet, Nachts wieder zugewebt. Das dauert bis auf den heutigen Tag.

-Mündlich aus Holstein- in der Brüder Grimm deutschen Sagen I. S. 155. No. 186. Keine andre Relation dieses merkwürdigen Stücks, das wohl dem östlichen Holstein gehört, ist uns bekannt geworden. Doch meinen wir ähnliches früher von den Anwohnern der Dünen in Eiderstede und von untergegangenen Orten in Pellworm und Nordstrand gehört zu haben. Thiele II. 257 hat eine vollständige dänische Version. Von einem Nordstrand ist die Rede, die Heilige ist eine Wasserfrau, und hat eine Heerde Rinder ꝛc.

CLXIX.

Helgoland.

Die eilftausend Jungfrauen landeten einst auf Helgeland, das damals ein schönes grünes Land war. Die Leute aber waren so gottlos und trieben Schande mit den heiligen Jungfrauen. Darauf ist das Land versunken und abgerissen und alles zu Stein verwünscht. Johann Adelfi, genannt Neocorus, weiland Prediger in Büsum, der dieses erzählt, hatte noch ein Endchen Wachslicht in Verwahrung, das ganz zu Stein geworden war.

Andere aber melden:

Verfolgt sprangen einmal heilige Jungfrauen in der Gegend, wo jetzt Helgoland ist, aus dem Schiffe und tanzten so lange auf dem Wasser, bis der Fels heraus getanzt war. Die Jungfrauen haben dann ihre Fußstapfen dergestalt in die Erde gedrückt, daß solche niemals in vielen Jahren mit Gras überwuchsen. Die Fußstapfen waren zu sehen, so lange bis das Stück Land vom Wasser ist weggespült. Man nannte diesen Platz auch den Jungfernstuhl.

Hier bei Helgoland ist auch einmal mit einem Ostenwinde ein Crucifix angetrieben und eine kleine Glocke ohne Knebel hat auf seiner Brust gestanden. Man hob diese in der Kirche auf und wenn einmal lange Zeit schlechter Wind gewesen ist und man guten Ostenwind wünschte, giengen die Helgolander paarweise zur Kirche, beteten vor dem Altar und tranken einander aus der Glocke zu auf eine glückliche Zeit. Am dritten Tage wenigstens stellte sich dann der Ostwind ein.

Neocor. II. 85. — Benjamin Knobloch (1613) bei Laß Nachrichten Helgol. S. 13. 11. vgl. Westph. IV. 229. vgl. N. 181. 186.

CLXX.

Woher die großen Fluthen kommen.

Die Nordsee ist eine Mordsee, ist ein Sprichwort hier zu Lande, und wo einmal Wasser gewesen ist, kann auch wieder Wasser kommen, ist ein alter Glaube. Darum hat alles Land von der Elbe an bis Ripersurt immer viel vom Wasser zu leiden; es ist aber nicht immer so gewesen.

Um das Jahr 680 nach Chr. regierte in England eine Königin, Namens Garhêven; der versprach der damalige König von Dänemark, sie zu heiraten. Aber er hielt sein Wort nicht und ließ sie sitzen. Da ergrimmte die Königin und gedachte alle ihm zugehörigen Länder zu ertränken und zu versenken. Darum ließ sie die Hêveden (die Vorgebirge) zwischen England und Frankreich, die sich sieben ganzer Meilen erstreckend bis dahin das Wasser aufgehalten hatten, von sieben hundert Mann, die sieben Jahre unaufhörlich arbeiteten, durchstechen. Gleich damals geschah durch das Hereinbrechen der Fluth an unserer Küste ein merklicher Schade und hunderttausend Menschen wurden ersäufet. Darüber erzürnten die Leute im Lande auf den König, also daß einige vom Adel ihn mit Gift töteten und sein Name ganz und gar vertilgt und vernichtet ward. Seit der Zeit haben bis auf diesen Tag die Küsten alljährlich noch zu leiden vom Zorn der Königin. Um dieselbe Zeit trieb mit dem Nordwestwind ein Meer aus Island oder wie andre wollen, aus Schottland in Nordfriesland bei dem großen, dicken Walde an, der nur der düstere Damswald geheißen ward, wo sich viele ungeheure wilde Thiere aufgehalten haben. Das Meer ließ sich auf den Wald nieder und bedeckte ihn ganz, also daß seit der Zeit Friesland an Holz und Wald ganz arm ist. Im Kirchspiel Niebüll sind noch einige Häuser aus dem gedachten Walde gebaut. — Andre aber berichten, daß die Königin mit den Aquitaniern und den See- und Holländern Krieg geführt und dieselben nicht eher habe bezwingen können, als bis sie jene Hêveden durchgebauen. Da sollen die Länder also untergegangen und zur wüsten See geworden sein. Doch die Friesen, so nächst am Meere gewohnt, haben einen Theil derselben bei kleinen Koogen wieder eingedeicht. Deshalb empfingen sie zum Lohn von Karl dem Großen ihre Küren und Freiheiten.

Heimreich ed. Falck I. 83. 84. Kielholt ebendas. II. 315.

CLXXI.

Horsbüll.

Nordwestlich vom jetzigen Horsbüll jenseit eines Stromes wohnte in dem längst untergegangenen Dorf Rentoft ein Mann, dessen Stute, auf friesisch Hors, schwamm immer durch jenen Strom und verlief sich nach der Gegend, wo jetzt Horsbüll liegt. Da nahm er den Trieb

des Thiers nach Osten zu wandern, als ein Vorzeichen und verließ seinen bisherigen Wohnort, der bald von dem Wasser verschlungen ward, und siedelte sich an dem Ort an, der nach der Stute benannt ward. Die Hersbüller Harde führt darum auch ein Pferd im Wappen.

Durch Herrn Schull. Hansen auf Sitt.

CLXXII.

Die Hausleute an der Milde.

Anno 1362 in der Nacht auf Lätare war die große Fluth, die man die große Mandrenke oder Madetuen nennt, in der zwischen der Elbe und Riperfurt zweimal hundert tausend Menschen umgekommen sind.

Bei Römes oder Rademis hat vor dieser Zeit das beste Land an der Milde gelegen. Es gehörte achtzehn reichen Hausleuten, die ihren Kirchengang zu Mildstede gehalten. Sie trieben mit ihren Kleidern und mit Gepränge also großen Uebermuth, daß andere Leute, wenn sie von der Kirche heimgegangen sind, unterwegs nicht genug davon haben reden können. Da kam die große Fluth und die Leute ertranken und das Land ward verderben, so daß immer Wasser auf den Fennen steht und sie die Seefennen heißen bis auf den heutigen Tag. Das Gedächtnis der Leute aber ist geblieben und Heikebull, Edenshamm, Hunnehamm, Kephamm, Adebull ꝛc. haben ihre Namen von denen, die weiland das Land besaßen.

(Neocorus I. 371.) Heimreich I. 201.

CLXXIII.

Nungholt.

In Nungholt auf Nordstrand wohnten weiland reiche Leute; sie bauten große Deiche und wenn sie darauf standen, sprachen sie: „Trotz nu, blanke Hans!“ —

Ihr Reichthum verleitete sie zu allerlei Uebermuth. Am Weihnachtsabend des Jahres 1300 machten in einem Wirthshause die Bauern eine Sau betrunken, setzten ihr eine Schlafmütze auf und legten sie ins Bett. Darauf ließen sie den Prediger ersuchen, er möchte ihrem Kranken das Abendmahl reichen und verschworen sich dabei, daß wenn er ihren Willen nicht würde erfüllen, sie ihn in den Graben stoßen wollten. Wie aber der Prediger das heilige Sakrament nicht so gräulich wollte misbrauchen, besprachen sie sich unter einander ob man nicht halten sollte, was man geschworen. Als der Prediger daraus leichtlich merkte, daß sie nichts gutes mit ihm im Sinne hätten, machte er sich stillschweigends davon. Indem er aber wieder heim gehen wollte und ihn zween gottlose Buben, so im Kruge gesessen, sahen, beredeten sie sich, daß so er nicht zu ihnen hereingehen würde, sie ihm die Haut voll schlagen wollten. Sind darauf zu ihm

hinausgegangen, haben ihn mit Gewalt ins Haus gezogen und gefragt, wo er gewesen. Und wie ers ihnen geklaget, wie man mit Gott und ihm geschimpfet habe, haben sie ihn gefragt, ob er das heilige Sakrament bei sich hätte, und ihn gebeten, daß er ihnen dasselbige zeigen möchte. Darauf hat er ihnen die Büchse gegeben, darin das Sakrament gewesen, welche sie voll Biers gegossen und gotteslästerlich gesprochen, daß so Gott darinnen sei, so müsse er auch mit ihnen saufen. Wie der Prediger auf sein freundliches Anhalten die Büchse wiederbekommen, ist er damit zur Kirche gegangen und hat Gott angerufen, daß er diese gottlosen Leute strafe. In der folgenden Nacht ward er gewarnet, daß er aus dem Lande, so Gott verderben wollte, gehen sollte; er stand auf und gieng davon. Und sogleich erhob sich ein ungestümer Wind und ein solches Wasser, daß es vier Ellen hoch über die Deiche stieg und das ganze Land Rungholt, der Flecken und sieben andre Kirchspiele dazu, untergieng, und niemand ist davon gekommen als der Prediger und zwo, oder wie andre setzen, seine Magd und drei Jungfrauen, die den Abend zuvor von Rungholt aus nach Bopschlut zur Kirchmeß gegangen waren, von welchen Bake Boisens Geschlecht auf Bopschlut entpressen sein soll, dessen Nachkommen noch heute leben. Die Ulvesbüller Kirche hat noch eine alte Kirchenthür von Rungholt.

Nun giebt es eine alte Prophezeiung, daß Rungholt vor dem jüngsten Tage wieder aufstehn und zu vorigem Stande kommen wird. Denn der Ort und das Land steht mit allen Häusern ganz am Grunde des Wassers und seine Thürme und Mühlen thun sich oft bei hellem Wetter hervor und sind klar zu sehen. Von Vorüberfahrenden wird Glockenklang und dergleichen gehört. — Imgleichen wird bei der Süderoog am Hamburger Sand ein Ort gezeigt, welcher Süntkalf geheißen und es ist ein Sprichwort:

Wenn uptoen wert Süntkalf,
So werd Nood sinken half.

Heimreich I. 250 vgl. 172 182 240 und Herr Hansen auf Silt nach noch währender, fast völlig einstimmender Ueberlieferung. — Heimreich deutet dieselbe Sage Bd. I. 86 bei einer Fluth vom Jahre 716 an. Ein Fechter soll damals das Sakrament entheiligt haben. — Ein Ritter auf dem Flensburger Schloß zwang den Prediger, einer Sau das Abendmahl zu reichen. Sein Schloß versank in den blauen Damm; so auch eines Junkers Burg Braaberg im Kirchspiel Uiderup. — Das alte Plön lag zwischen der jetzigen Stadt und Rudleben, erzählt man, an einem Hügel am See, der der hohe Berg heißt. Fischer sehen die Stadt noch oft im Wasser.

CLXXIV.

Der Eckiee und der Kattsee in Ditmarschen.

Rechts am Wege von Schalkholz nach dem jetzigen Tellingstede, nicht weit vom Schalkholzer Tepel, lag das alte Tellingstede. Die

Leute waren so gottlos und übermüthig, daß sie einen Prediger zwangen einer Sau das Abendmahl zu geben. Doch schon als er ins Haus kam, drang ihm ein Schwefelgeruch entgegen und als er nachher wieder auf die Diele trat, wimmelte sie von Aalen mit großen Augen und zischend wie Schlangen, und gräßliche Kröten und andres Ungeziefer lief umher und ein furchtbarer Sturm erhob sich und die Hunde heulten. Da rief der Prediger schnell die frommen Leute des Orts zu sich und sie flohen und erbauten nachher das jetzige Tellingstede. Gleich hinter ihnen war mit Krachen das alte Dorf in die Erde gesunken und ein trüber bodenloser See, der Eckſee oder Nekſee, steht jetzt da, in dem kein Fisch lebt.

Ein paar Meilen weiter südlich bei Burg in Süderdithmarschen lag in der Dorfschaft Kuden auch einst ein reiches übermüthiges Dorf Hardendorf. Da begiengen sie denselben Frevel an dem Sakramente. Am andern Morgen lagen Wege und Häuser ganz voll von Fischen und der Prediger erhielt von Gott den Befehl, den Ort zu verlassen. Kaum war er fort, so trat Wasser über das Dorf und der Kattſee liegt da jetzt, anmuthig von Hügeln umgeben. Anfangs hat man noch mit einem Windelbaum die Thurmspitze fühlen können, aber jetzt ist der See längst ganz grundlos geworden.

Mündlich. — In Dithmarschen erzählt man ferner, daß das alte Marne mit sieben Kirchspielen draußen in der See liege. Ebenso von Brunsbüttel; bei niedrigem Wasser will man noch Spuren davon in der Elbe entdecken. Doch ist hier nie viel Land abgerissen.

CLXXV.

Das gerettete Kind.

In der großen Fluth des Jahres 1717, die den ganzen Süderstrand von Dithmarschen überschwemmte, wichen ein paar Eltern von Marnerdeich glücklich hinauf auf die Geest, vergaßen in der Eile aber ihr jüngstes Kind, das noch in der Wiege lag. Als sich das Wasser verlaufen hatte und man sich endlich wieder nach der Marsch hinunter wagte, fanden sie die Wiege in Marne eben in einer hohen Pappel hangen und schlafend lag wohlbehalten ihr Kind darin. Man zeigt den Baum noch heute. In derselben Fluth sind auch die reichen Darenwurter Bauern ertrunken, die da wohnten wo jetzt bei der Helser Mühle die große Wele ist.

Mündlich.

CLXXVI.

Das brave Mütterchen.

Es war im Winter und das Eis stand. Da beschlossen die Husumer ein großes Fest zu feiern: sie schlugen Zelte auf und Alt und Jung, die ganze Stadt versammelte sich draußen. Die einen

liefen Schrittſchuh, die andern fuhren in Schlitten und in den Zelten erſcholl Muſik, und Tänzer und Tänzerinnen ſchwenkten ſich herum und die Alten ſaßen an den Tiſchen und tranken eins. So vergieng der ganze Tag und der helle Mond gieng auf; aber der Jubel ſchien nun erſt recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen; aber da ihr Häuschen auf dem Deiche ſtand, konnte ſie von ihrem Bette aus aufs Eis hinaus ſehen und die Freude ſich betrachten. Wie es nun gegen den Abend kam, da gewahrte ſie, indem ſie ſo auf die See hinaus ſah, im Weſten ein kleines weißes Wölkchen, das eben an der Kimmung aufſtieg. Gleich befiel ſie eine unendliche Angſt, ſie war in frühern Tagen mit ihrem Manne zur See geweſen und verſtand ſich wohl auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: in einer kleinen Stunde wird die Fluth da ſein, dann ein Sturm losbrechen, und alle ſind verloren. Da rief und jammerte ſie ſo laut als ſie konnte; aber niemand war in ihrem Hauſe und die Nachbarn waren alle auf dem Eiſe, niemand hörte ſie. Immer größer ward unterdeß die Wolke, und allmählich immer ſchwärzer; noch einige Minuten und die Fluth muſte da ſein, der Sturm losbrechen; da rafft ſie all ihr bischen Kraft zuſammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen: glücklich findet ſie noch einen Brand, ſchleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und eilt ſo ſchnell ſie kann hinaus, ſich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen ſtand nun augenblicklich in hellen Flammen und wie der Feuerſchein vom Eiſe aus geſehen ward, ſtürzte alles in wilder Haſt dem Strande zu. Schon ſprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eiſe vor ihnen her; der Himmel ward dunkel, das Eis fieng an zu knarren und zu ſchwanken, der Wind wuchs zum Sturm und als eben die letzten den Fuß aufs feſte Land ſetzten, brach die Decke und die Fluth wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

Durch Ludw. Meyn und Herrn Mielck.

CLXXVII.

Die Fluth in Oſterwiſch.

In der Probſtei nahe am Strande der Oſtſee lag das große Dorf Oſterwiſch. Nirgend gab es üppigere Wieſen und fruchtbareres Land; nirgend waren auch reichere und wohlhabendere Bauern. Aber obgleich das Chriſtenthum in dieſen Gegenden ſchon Eingang gefunden hatte, ſo wurden die Leute doch übermüthig und gottlos. Immer trieben ſich die Männer in dem großen Walde umher, der hinter Oſterwiſch lag und voll von Bären, Wölfen und Schweinen war.

Selbſt die Frauen entliefen gerne der Spinnſtube und dem Heerde, wenn ſie einen Wolf im Garne oder in der Grube heulen hörten, und ſie töteten ihn dann mit eigner Hand, ſangen und jubelten dann. Die übermüthigen Leute ließen keinen Reiſenden ungeplündert vorbei und jedem Fahrzeuge paßten ſie auf, beraubten es und theilten ſich die Beute im Walde. Da war ein alter Mann unter ihnen; der hielt ihnen oft ihre Gottloſigkeit vor und ermahnte ſie zur Beſſerung. Vergebens forderte er ſie auf einen Damm gegen die See zu errichten, die ſchon einmal früher ein Stück Land mit fortgenommen habe. Aber ſie lachten ihn aus und meinten Gottes Hand könne ſie nicht reichen. Da kam in einer Nacht ein Engel zum Greiſe und befahl ihm den Ort zu verlaſſen; denn Gott wolle den Frevel nicht länger anſehn. Eilig erhub er ſich und floh auf den Kapellenberg, wo damals eine kleine Kirche ſtand. Und nun erhub ſich ein furchtbarer Sturm und das Waſſer ſtieg ſo ſchnell von Nordoſt her, daß niemand entkam und die See von der Zeit an bis an die Hügel geht. Das Dorf und ſeine reichen Felder waren am andern Morgen verſchwunden; nur bei niedrigem Waſſerſtande ſieht man noch Backſteine und dergleichen am Grunde liegen.

Aethwiſch Ernſt und Laune, Bd. 1. S. 51.

CLXXVIII.

Die übermüthige Frau.

Auf der Kelberger Heide an der Oſtſee in der Probſtei lag vor Zeiten ein großes Gut, der Verwellenhof. Noch giebt es da einen Verwellenberg. Darauf wohnte eine Frau von Verwellen, eine ſtolze, übermüthige und grauſame Herrin, die allezeit auf ihren Reichthum trotzte. Sie hielt ihn für ſo unerſchöpflich, daß als ſie einmal auf der See in einem Boot eine Luſtfahrt machte, ſie ihren koſtbaren Ring vom Finger zog und in die See warf, indem ſie dabei zu ihrer Geſellſchaft die Worte ſprach: „So unmöglich ich den Ring wieder erhalten werde, eben ſo unmöglich wird es ſein, daß ich je Noth leide.“ Nach ein paar Tagen aber brachte ein Fiſcher einen großen Dorſch aufs Schloß; als die Köchin ihn zerlegte, fand ſie den Ring in ſeinem Bauche und zu nicht geringem Schrecken brachte ſie ihn ihrer Herrin. Nicht lange nachher kam die große Fluth, die die ganze Kelberger Gegend weit umher verſchlang (1625) und man ſieht noch oft in der Bucht bei dem Dorfe Heim, die noch immer die Kelberger Heide heißt, bei niedrigem Waſſer Backſteine und anders am Grunde liegen.

Die reiche Frau hatte nun all ihr Hab und Gut verloren und war ſo arm geworden, daß ſie betteln ging. Früher in ihren guten Tagen hatte ſie, wenn ſie ins heimliche Gemach ging, immer eine Riſte Flachs genommen. Eine Magd wuſch ihn nachher ſorgfältig

aus und verspann ihn. Wenn das nun die reiche Frau sah, sprach sie immer: „Fu dik an!“ (Pfui dich an!) und spottete über sie. Nun aber als sie selber arm geworden war, kam sie bettelnd zu ihrer ehemaligen Magd und bat um Leinen für ein Hemde. Diese gab ihr das Verlangte, aber sprach dabei: „Dat is von ären Fudikan!“ Mit weinenden Augen gieng die Frau fort. Seit der Zeit heißt in der Probstei aller Abfall vom Flachs Fudikan.

Schmidt in den Neuen Provinzialberichten 1812, 310 und durch Herrn Schull. Pasche in Wankendorf. — Die Sage vom Ringe gehört zu den allerverbreitetsten. S. Thiele I. 262. Anm.

CLXXIX.

Hans Haunerland.

Hans Haunerland war ein reicher, lebenslustiger Bauer, der einen großen Hof auf der (Kolberger) Heide hatte. Als er einmal gerade in Schönberg war und die Fastelabendsgilde mitmachte, kam die große Fluth und sein Hof verschwand. Hans blieb nun in Schönberg und lebte eben so lustig weiter wie vorher. Er hatte noch eine ganze Hufe und sieben Kathen, wirthschaftete aber alle Tage darauf los, verkaufte eine Kathe nach der andern, endlich auch die Hufe und ließ alles durch den Hals gehen. Zuletzt hatte er nur noch einen großen Wallnußbaum. Den muste er stehen lassen, weil er nicht durch den Hals konnte, wie die Probsteier sagen. Der Baum steht noch zum Andenken auf der Hofstelle und man zeigt ihn noch heute. Hans Haunerland hat auch den Damm gebaut, den Fahrweg nemlich über die Wiesen von Schönberg nach Krockau. Sonst muste man, wenn man nach dem letztern Orte wollte, über Fiefbergen fahren.

Durch Herrn Rethwisch auf Oevelgönne.

CLXXX.

Die verlorne Quelle auf der Hallig Nordmarsch.

Auf den Halligen, wie in der Marsch überhaupt, giebt es selten Brunnen mit ganz frischem Wasser und man fängt daher den Regen in Cisternen auf, die Regenbäche oder Fedinge heißen. Auf der Hallig Nordmarsch war eine Quelle mit süßem Wasser, aber bald ward sie ein Gegenstand des Neides und des Streites. Einer war zuletzt boshaft genug einen großen Stein hinein zu werfen und den Brunnen dadurch zu verstopfen. Seit der Zeit leiden nun die Bewohner der Hallig bei großer Dürre oder nach Ueberschwemmungen oft Mangel an frischem Wasser. Man hat vergebens nach dem

verlornen Brunnen gegraben; wenn man ſich um Gottes Gabe ſtreitet, weicht ſein Segen allezeit. Darum ſind auch die Fiſche aus den Strömen zwiſchen den Halligen gewichen, ſeit die Obrigkeit ſich den Fang aneignete, und ſeit ſie den Gänſefang beſteuerte, fliegen alle Gänſe an Sylt vorüber, und keine Heringe kommen mehr an dieſe Küſten, ſeit man mit den Helgolandern um den Fang Krieg führte.

Durch Herrn Hanſen auf Sylt.

CLXXXI.

Die Heringe auf Helgoland.

Als das Chriſtenthum eingeführt ward, taufte man ein altes kleines Götzenbild zum heiligen Fruthias oder Fretens um, weil es immer der Fiſcherei günſtig geweſen war. Eines Jahres aber, da die Heringe lange ausblieben, beſchloß man das Bild dreimal um die Inſel zu tragen. Bei der Gelegenheit unterſtanden ſich einige Muthwillige es zu prügeln; und ſeit der Zeit iſt niemals wieder ein Hering nach der Inſel gekommen.

Andre erzählen ſo: Man habe immer ein gewiſſes Gemüſe, wenn man auf den Fang auswollte, um die Inſel herumgetragen und wenn ſolches geſchehen, hätten die Heringe in unzähliger Menge eben auf dem Waſſer ſich ſehen laſſen. Als aber ein Heringfanger aus Uebermuth einmal einen Hering mit Ruthen peitſchte, und ihn darauf wieder ins Waſſer warf, ſind die Heringe alle weggezogen, und die Heringsfiſcher und die Einwohner auf dem Lande ſind noch ebendrein dergeſtalt von der Peſt heimgeſucht, daß nicht mehr als vierzehn Hausgeſeſſene am Leben geblieben.

Jacob Andreſen-Siemens Helgoland 1833 S. 36. Das Nachrichten von Helgoland S. 11 und Benjamin Knebloch ebendaſ. S. 35. — Mündlich: Die Heringe waren einſt ſo häufig, daß die Helgolander oft nicht Tonnen und Salz genug hatten. Die Fiſche liefen ſogar auf den Strand hinauf. Da nahm eine alte Helgolanderin ärgerlich einmal einen Beten und ſetzte ihn hinunter. Seit der Zeit ſind ſie ausgeblieben. — Vgl. Nr. 169.

CLXXXII.

Die vertriebenen Dorſche.

An der Mündung der Schlei wurde in alten Zeiten eine ſolche unglaubliche Menge Dorſche gefangen, daß ſogar das Geſinde und die Tagelöhner endlich den Fiſch verſchmähten. Da frevelte ein übermüthiges Mädchen ſo ſehr, daß ſie einem großen Dorſch einen Splitter durch beide Augen ſpießte und ihn ſo in die Oſtſee warf. Sie wünſchte ihm dabei viel Glück auf die Reiſe und bat ihn nie wieder zu kommen. Seit der Zeit verſchwand die liebe Gottesgabe und die

Dorfche wurden ſo fetten, daß man ſie jetzt nur auf den Tiſchen der Wohlhabenden findet.

Schröder Geſch. der Stadt Schleswig S. 462 und mündlich.

CLXXXIII.

Die Möven in Schleswig.

König Abels Leute, die ihm bei der Ermordung ſeines Bruders Erich halfen, ſind alle eines elenden Todes geſtorben; der eine ward beim Spiel erſtochen; ein andrer geradert; der dritte von ſeinen eignen Leuten erſchlagen ꝛc. Sie und alle die zwanzig Ritter, die mit dem Könige den Reinigungseid thaten, ſind nach ihrem Tode für immer an den Ort ihrer Schandthat gebannt.

Nahe an Schleswig, der Stelle wo Abels Schloß ſtand gegenüber, in der Schlei erhebt ſich eine kleine Inſel, der Mövenberg; alljährlich kommen am Gregoriustage die Möven dahin und niſten ungeſtört; die Stadt beſtellt ihnen einen Fiſcher zum Hüter, der der Mövenkönig heißt. Wenn ſie nun zweimal Junge gebrütet haben und die dritten eben aus dem Ei gekrochen ſind, dann ſtürmt es an einem Sonnabend Mittag, ſo wie die Uhr zwölf ſchlägt, von allen Seiten auf den Berg. Knaben greifen die nackten Jungen, die andern erreichen die Schützen, die ganze Schlei iſt mit Böten bedeckt und Schüſſe knallen ringsherum. Bis zum Sonntag Mittag um zwölf Uhr dauert der Mövenkreis. Die noch lebenden Möven ſind dann traurig davon gezogen, aber in jedem Jahre müſſen ſie wieder kommen und brüten.

Denn die Möven ſollen Abels Leute ſein, und ſie können nicht von dem Orte loskommen. Nur wenn einmal ihr Mövenkönig ſie nicht beſchützt und ſie in der Zeit vor dem Mövenkreiſe keine Ruhe haben, brauchen ſie in ſieben Jahren nicht wieder zu kommen. Das iſt noch im Anfange dieſes Jahrhunderts geſchehen, wo ſie in einem böſen Kriegsjahre geſtört wurden. Aber erſt wenn dreimal nach einander ihnen das Gleiche geſchieht, man alſo binnen einundzwanzig Jahren gegen die alte Sitte verfährt, werden ſie erſt vom Fluche frei.

— Andre ſagen, daß auf der Möveninſel in einem Schloſſe vor alten Zeiten ein mächtiger Herr gewohnt hat, der mit ſeinen Dienern und Knechten die Leute der Umgegend hart bedrückte. Das Schloß iſt darnach verſunken und er mit ſeinen Dienern in Möven verwandelt, die ſeit der Zeit die Inſel allein bewohnen.

Mündlich. vgl. Volksbuch 1841.

CLXXXIV.

Die Vergenten auf Silt.

Wie die Störche auf dem feſten Lande, ſo ſind die Lachen und vor allen die Vergenten faſt heilige Vögel auf Silt. Man

stellt ihnen niemals nach, sondern hilft ihnen ihre Nester bauen, indem man Löcher und Gänge für sie in die Dünen und Heidehoden gräbt. An jedem Morgen nimmt man ihnen nur ein Ei aus dem Neste, läßt ihnen aber die übrigen, oft zehn bis zwölf Stück, sobald die Brutzeit anfängt. Daher wenn eine Vergemte im Zinge einem Silter begegnet, nickt sie mit dem Kopfe und ruft ihrem Freunde ein „Gud Dag! Gud Dag!“ nach dem andern zu. Weil sich aber diese Vögel mit den Störchen durchaus nicht vertragen können, leben beide von Alters her im Kriege, und die Störche sind so ganz von der Insel verscheucht, daß nur einzeln sich einer dahin verirrt und niemals da nistet.

Hansen im Volksbuch 1845.

CLXXXV.

Die Kräben verlassen Amrum.

Vor vielen hundert Jahren weilte ein Prediger auf Amrum seine Pfarrkinder von ihrem alten Fehler, der Strandräuberei, heilen. Aber seine scharfe Anrede besserte die Amrumer nicht, sondern erbitterte sie nur. Allerhand Böses dichteten sie ihm an und neckten und verfolgten ihn so, daß er endlich von der Insel flüchten mußte. Als er abreiste, bat er Gott, er möchte ein Zeichen seines Zornes geben. Seit der Zeit übernachtete keine Kräbe mehr auf Amrum. Am Tage sieht man freilich in den Wintermonaten die Vögel; allein sobald der Abend kommt, ziehen sie alle nach Föhr hinüber. Die Amrumer erkannten freilich das Zeichen des Mißfallen, haben aber ihre alte Leidenschaft des Strandraubens doch nicht abgelegt.

Durch Herrn Schall. Hansen auf Sylt. — Zur Kräben gelten dem Volke auch die Raben (graue und schwarze Kräben). Der Rabe war ein heiliger Vogel. — Herr Dr. Clement erzählt, der Prediger sei eines allzuvertrauten Umganges mit einer schönen Frau beschuldigt worden.

CLXXXVI.

Die verschworne Stätte.

Auf Amrum ist eine Wiese, die sonst ganz voller Graswuchs ist, aber ein Ring darauf ist ganz dürr und kahl, ebenso ein schmaler Strich, der davon südwärts ausläuft. Hier standen vor vielen, vielen Jahren einige Männer im Kreise herum und schworen armen Waisenkindern den Acker ab. Als sie solches gethan, erblichte die Erde unter ihren Füßen und alles Gras, darauf die Meineidigen traten, verdorrte und verschwand, und für keinen Thau und Regen ist das Land noch empfänglich; auch wächst kein Kraut darauf; denn Gott hat den Ort verflucht und gezeichnet. Wenn die Leute aus der Kirche

kamen, sprachen sie früher oft von der verschwornen Stätte (thet ferswearne Sted) auf dem Acker, der am Wege liegt; der, der mir dies erzählt, dem gehört das Feld jetzt selber.

Auch von der Borg auf Amrum, einem großen Hügel auf der nördlichen Hälfte der Insel, giengen einmal eine Anzahl Verschworner nach Südwesten zu nach dem Mohrwasser über das jetzige Merum, um ihren Plan auszuführen. Da verdorrte auch das Land unter ihren Füßen und es wächst nur elendes Gestrüpp darauf, und das Korn ist da immer leicht und ganz versengt. Fragen die Schnitter nach der Ursache, so antwortet man ihnen: „Dear haa a foorswaren Lidj gingen, an Gods Segen me nimmen.“ (Da sind verschworne Leute gegangen und haben Gottes Segen mitgenommen.)

Herr Dr. Clement und Storm. — Herr Hansen auf Silt. vgl. N. 169.

CLXXXVII.

Die Eiche am Elbufer.

Nicht weit von Glückstadt steht unter dem Deiche, wo sonst nur Weiden stehen, eine schöne große Eiche, wohl weit herum die einzige in der ganzen Marsch. Vor vielen Jahren stand hier nur ein Busch. Ein paar Tagelöhner ruhten sich einmal an einem heißen Tage dahinter aus, als sie an der andern Seite einen Handelsmann, der sich auch da niedergesetzt hatte, mit seinem Gelde klimpern hörten. Da erwachte der böse Geist in ihnen und sie fielen über den armen Mann her, erschlugen ihn, nahmen ihm sein weniges Geld und warfen seinen Packen in die Elbe. Die Leiche verscharrten sie unter dem Busch. Aber als sie noch mitten im Werke waren, war eine Schaar wilder Enten schreiend über sie hingeflogen; sterbend hatte der Unglückliche ihr Geräusch gehört und seine Hand zum Himmel erhebend sie zu Zeugen der That angerufen.

Doch viele Jahre blieb der Mord unentdeckt. Aber an der Stelle wuchs seit der Zeit ein blutrothes Kraut und sonst nirgend in der Gegend. Man nannte sie daher nur den rothen Fleck. Und Abends wenn die Jungen die Pferde aus dem Außendeich holten, musten sie immer schnell daran vorüber jagen und die Pferde mit Gewalt dazu zwingen. Denn sie wieherten und bäumten sich und scharrten mit den Hufen, wie sie immer an Stellen thun, wo unschuldig Blut vergossen ist. Der eine Mörder hatte sich unterdeß verheiratet, der andere diente noch als Knecht auf einem Hofe; beide waren alt und grau geworden und wurden von allen als brave und tüchtige Leute geachtet. Da begab es sich nun, daß einmal an einem Abend jener mit seiner Frau am Deiche spatzieren gieng und sie unvermerkt in die Nähe des rothen Flecks kamen. In demselben Augenblick kam der Knecht über den Deich, um ein Pferd zu holen, und wie er am Busche vorüberstreifte, flatterten schreiend einige Enten auf

beide Männer fuhren vor Schreck zusammen, sahen starr einander an, und giengen an einander vorüber ohne ein Wort zu sagen. Während der Knecht das Pferd suchte, und der Mann mit seiner Frau noch eine Strecke weiter gieng, ließen sich aber die Enten wieder nieder und flogen nun abermals auf, als beide sich noch einmal in der Nähe des Busches begegneten. Wenn der Frau beider Benehmen schon anfangs wunderlich vorgekommen war, so verwunderte sie sich jetzt noch mehr, als sie beide bleich und zitternd sah und fluchen hörte. Doch wich ihr Mann allen ihren Fragen aus; aber seit dem Abend war sein ganzes Wesen verändert, still und schwermüthig gieng er umher und mied jede Gesellschaft. Die Frau klagte es endlich der Nachbarin, erzählte ihr alles, was sie gesehen und fragte sie um Rath, weil sie für die Gesundheit ihres Mannes besorgt war. Der Nachbarin aber stiegen gleich böse Vermuthungen auf, ohne ein Wort zu sagen gieng sie fort und hinterbrachte alles ihrem Manne. Der gieng sogleich zum Bauervogt und als man nun auf der Stelle beim Busche nachgrub, fand man das Gerippe des Ermordeten. Die beiden Männer wurden festgenommen, und von Gewissensbissen gepeinigt gestanden sie die That, die sie vor vierzig Jahren verübt, und litten in Reue und Ergebung bald in Glückstadt ihre Strafe. Zum Gedächtnis pflanzte man jene Eiche.

Mündlich.

CLXXXVIII.

Die Eiche auf dem Galgenberg

Die Hexen trieben in der Umgegend von Eutin ihr Unwesen eine Zeit lang so stark, daß die Obrigkeit oft genöthigt war welche hinzurichten. Es wohnte damals eine alte Frau in Eutin und da sie arm und häßlich war und einsam lebte, fiel auf sie der Verdacht der Leute. Als nun einmal die Nachbarn bemerkten, daß ein schwarzer Kater zu ihr ins Fenster kam und sie ihn freundlich streichelte, machten sie Anzeige; die Alte ward eingezogen und obschon sie hoch und heilig ihre Unschuld betheuerte, zum Tode verurtheilt. Man hatte auf dem großen Eutiner See die Wasserprobe mit ihr vorgenommen und sie war wie eine Ente oben geblieben. Eine große Menge Menschen folgte ihr, als sie auf den Galgenberg hinaus geführt ward, und hingerichtet werden sollte. Auf ihren Stock gestützt gieng sie weinend den Berg hinan; aber als sie oben war, stieß sie den dürren Stab in den vom Regen erweichten Boden und sprach zu den Zuschauern sich wendend: „So wahr Gott weiß, daß ich unschuldig bin, so gewiß wird er euch davon ein Zeichen geben und diesen Stock grünen lassen.“ Darauf litt sie den Tod; aber der Stock schlug bald aus, bekam Blätter und Zweige und ward ein Eichbaum, weit und breit in der Gegend bekannt als das Zeichen der Unschuld. Als der Berg vor einigen Jahren bald abgefahren ward,

iſt die Eiche durch einen Sturm umgeſtürzt und bald darauf ward auch die andere Hälfte des Berges fortgenommen.

Herr Schull. Kirchmann in Eutin.

CLXXXIX.

Der wachſende Pfahl.

Auf dem Nordermarkte in Flensburg ſteht ein Pfahl; den läßt der Magiſtrat in jeder Nacht abhauen. Aber jedesmal wächſt er wieder aus der Erde hervor. Es iſt das nemlich der Pfahl, mit dem einſt ein unſchuldiges Mädchen auf eine falſche Anklage hin lebendig gepfahlt wurde.

Durch Herrn Fries in Apenrade.

CXC.

Der gottloſe Edelmann.

Zwei Meilen von Eutin wohnte ein Edelmann; der war ſo ruchlos, daß da er ſchon mit eigener Hand elf Menſchen getödtet hatte, er einmal ſchwur, er wollte des Teufels ſein, wenn er nicht das Dutzend voll machte. Als er nun bald darauf halb trunken zu Eutin hinausgeritten kam, begegnete ihm von ungefähr ein Bauer, dem er gram war. Sogleich ſperrte er ſein Pferd und rief: „Du kommſt mir zur rechten Zeit und ſollſt der zwölfte ſein.“ Der Bauer rief Gott an in ſeiner Noth und um dem Hiebe des Edelmanns auszuweichen, warf er ſich hinter einem nahen Stein nieder. Der Edelmann ſprengte in toller Wuth auf ihn ein, ſtürzte und brach den Hals. Die beiden Vorderhufen des Pferdes mit dem Eiſen ſind lange Zeit zum Zeugnis göttlicher Strafe auf dem Steine zu ſehen geweſen, wie der Herr Statthalter Heinrich Rantzau mit vielen andern bezeugt.

Heinrich Rantzau bei Westph. I. 28.

CXCI.

Jochim von der Hagen.

Auf Rübel in Angeln hat 1573 reſidieret einer, Namens Jochim von der Hagen. Dieſer hat am ſtillen Freitage mit ſeinen Hunden unter der Predigt am ſalzen Waſſer gejaget, da ſich denn der Teufel in Haſengeſtalt hat jagen laſſen und als dieſer Haſe über den großen Stein bei Hattlund, worinnen die Fußſtapfen noch heutiges Tages zu ſehen ſein ſollen, geſprungen iſt, haben ſich die Windhunde an ſelbigem Stein den Hals gebrochen. Nochmalen hat ſich der Haſe wieder gewendet und iſt wieder über denſelbigen Stein geſprungen.

deswegen die Fußſtapfen kreuzweis hinüberlaufen. Als der Junker ihn mit ſeinem Pferde eifrig verfolget, hat er ſich ſammt dem Pferde an ſothanem Stein gleicher Weiſe den Hals gebrochen.

Majors Collectan. Mſcr. Fol. 9 b. nach Corenäus? — Jenſen Angeln S. 156.

CXCII.

Des Grafen Fußſtapfen.

Bei Röeſt in Angeln ſoll ein großer Stein liegen mit der Fußſpur eines Mannes. Denn einsmals gab es in der Gegend einen harten, ungeſtümen Grafen, der die Bauern beſonders durch ſeine Jagden plagte; immer ritt er mit ſeiner Jägerei querfeldein durch Aern und Wieſen. Einmal als der Graf auch auf der Jagd war, muſte er bei jenem großen Steine abſteigen und wie er den Fuß darauf ſetzte, hielt der Stein ihn feſt und bis Sonnenuntergang muſte er in dem ſteinernen Schuh ſtehen, ob er gleich lieber gejagt hätte.

Mündlich durch Momſen.

CXCIII.

Das Hufeiſen im Stein.

Bei dem Gute Ludwigsburg liegt ein großer Stein in einem Steinwall, mit der Spur eines Hufeiſen. Denn vor vielen Jahren ritt einmal eines Morgens ein Mann des Weges und als die Betglocke ſchlug, fluchte er und ſagte: „Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich heut Abend nicht wieder hier zur Stelle bin, wenn die Glocke ſchlägt.“ Er kam gerade zur rechten Zeit wieder dahin; aber als die Glocke ſchlug, trat ſein Pferd auf den Stein und brach ein Bein; davon iſt das Hufeiſen noch da zu ſehen.

Schall. Heſſen in Weſterbetmhuſen.

CXCIV.

Der Stein auf dem Blotenberge.

In Eckhöft am großen Weſtenſee wohnte ein überaus geiziger Bauer. Alle Tage muſte ſein Geſinde die ſchwerſten Arbeiten thun, und die Sonntagsfeier ward verſäumt. In einem Frühjahr hatten einige Unglücksfälle den Mann noch mehr erbittert: ein paar Pferde waren ihm geſtorben und er war daher etwas mit der Arbeit zurück; der Dünger aber ſollte aufs Land gefahren werden, als gerade die Oſterzeit eintrat. Am Vormittage des grünen Donnerstages hatte ſeine Frau ihn dazu vermocht, die Leute zur Kirche gehen zu laſſen. Aber am Nachmittage muſten ſie deſto ärger an die Arbeit. Als nun am Abend noch einige Fuder nachblieben, ſchwur der Mann,

der Dünger ſolle am andern Morgen aufs Land gefahren werden, und wenn ihn auch der Teufel ſelber hindern wollte. Als die Leute am Morgen des ſtillen Freitags zur Kirche giengen, lud der Bauer ſeinen Wagen und fuhr auf ſeine Koppel, die auf dem Blotenberge lag, dem höchſten Hügel der ganzen Gegend. Mit einem Male ſaß ſein Wagen feſt. Nachdem er lange gebetet und der Vormittag vorüber war, gieng endlich der Wagen los und man hat lange den Stein da gezeigt mit der Wagenſpur, der den Bauern feſtgehalten hatte. Dieſer kam todkrank nach Hauſe, verlangte nach dem Prediger und ſtarb noch an demſelben Tage. — Auf dem Blotenberge iſt es überhaupt nicht richtig; der Teufel hauſt da.

Durch Herrn Schull. Bahr in Wrohe. — Auch auf dem Tuteberg bei Weſtenſee zeigte man einen Stein mit einer Wagenſpur. Einer hatte am Sonntage Korn gefahren und war erſt am Montag los gekommen. Meyer Darſtellungen S. 246.

CXCV.

Des Kindes Fußſtapfen.

Dicht an der Breitenberger Kirche liegt ein Haus, wo einſt ein glückliches Elternpaar wohnte, deſſen größte Freude ihr einziges, blühendes Kind war. Aber das Kind ward krank und ſtarb nach kurzem Lager. Die Trauer der Mutter war grenzenlos. Nächte und Tage ſaß ſie weinend da, und wollte von keinem Troſte hören; und es ward mit ihr nicht anders, wie lange Zeit auch verſtrich. Da kam Nachts das Kindlein in leibhaftiger Geſtalt wieder zu ihr und ſprach:

Nu lact dyn Klagen enn dyn Weern!
Ik patte (trete) Lock dörch harden Steen.

Und damit verſchwand es wieder, aber die Mutter weinte noch immer fort. An einem Morgen aber fand man in einem harten Felsſtein, der auf dem Hofe lag, den völlig ausgetretenen Fußſtapfen des Kindes. Die Eltern füllten ihn mit Erde aus; aber an jedem Morgen war die Spur wieder leer. Da ließ endlich die Mutter das Weinen, damit ihr Kind im Grabe Ruhe fände. Es ſoll ſich aber in dem Hauſe noch ein alter Balke befinden, aus dem zu gewiſſen Zeiten Blutstropfen hervorquellen und niederfallen. Der Stein ward ſpäter herausgenommen und in die Breitenburger Kirche vermauert, an deren Südſeite bei der Pforte er noch mit den kleinen Fußſtapfen zu ſehen iſt.

Durch Herrn Ketelſen auf Breitenburg und Herrn Paſtor Rehquate in Breitenberg an der Stör. — Zwiſchen Elmsdorn und Heiſt auf der Heidhaide liegt der ſogenannte Bödenteich, wo ein Stein mit einer Fußſpur eines Menſchen und eines Schafes gezeigt wird; und auf dem Segeberger Kalkberg iſt oder war eine Mägdetrappe. Von letzterer ſoll eine ähnliche Sage exiſtieren, wie vom Harziſchen Mägdeſprung; und auch von jenem Trappſtein gab oder gibt es ſicherlich eine Sage.

CXCVI.

Die weinende Mutter.

In Bornhövede lebte eine arme Wittwe, die ihr einziges Kind über alle Maßen liebte. Doch das Kind ward krank und ſtarb. Da wollte ſich die Mutter gar nicht tröſten laſſen, ſondern grämte ſich und weinte Tag und Nacht. Erſt nach vielem Zureden geſtattete ſie, daß das Kind begraben werde. Nach einigen Tagen als die Frau, noch immerfort weinend, nach der Koppel ging, um ihre Kuh zu melken, bemerkte ſie neben ſich ein kleines Mädchen in einem weißen Kleide, das ihr immer zur Seite blieb, wohin ſie ſich auch wendete. Sie erſchrak anfangs, erkannte aber bald ihr geſtorbenes Töchterlein. Da ſah ſie, wie das Kind ſich fortwährend bückte um die Thränen, die ihr aus den Augen fielen, in ſein Händchen zu ſammeln, die es dann, ſie traurig anblickend, zum Munde führte und aufküßte. Nun erkannte die Mutter, daß durch ihre unmäßige Trauer ſie dem armen Kinde keine Ruh im Grabe laſſe. Da kniete ſie nieder, betete einmal inbrünſtig zu Gott und weinte nicht mehr. Von dem Augenblick an war das Kind verſchwunden.

Mündlich.

CXCVII.

Vicelins naſſes Kleid.

Als der heilige Vicelin geſtorben war, klagte und trauerte keiner mehr als ſein Freund Eppo. Keiner konnte ihn tröſten und viele Tage brachte er in Thränen und Seufzern hin. Da erſchien in einer Nacht der heilige Mann einer keuſchen, frommen Jungfrau und ſprach: „Sage unſerm Bruder Eppo, daß er aufhöre zu weinen; mir iſt wohl, aber ich leide Schmerzen von ſeinen Thränen; ſieh, ich trage ſie alle in meinen Kleidern.“ Dabei zeigte er ſein Gewand von blendender Weiße und es war ganz naß von Thränen.

Helmold. I. 78. (79.) vgl. Grimms Kindermärchen II. — Dies iſt wohl das älteſte Zeugnis des weitverbreiteten Glaubens?

CXCVIII.

Der eingemauerte König.

Südwärts von Schleswig bei Niederſelk liegt ein großer Hügel mit einem gewaltigen Rieſengrab. Man nennt ihn den Königſee. Vor alten, alten Zeiten war hier nemlich ein König, der war gegen die Bauern hart und grauſam. Schwere Schatzungen forderte er von ihnen und wenn ſie nicht bezahlen konnten, ließ er ihnen das Brot vorm Munde wegnehmen. Da ſtanden die Bauern auf und fingen ihn, und zur Strafe mauerten ſie ihn bis an den Bauch feſt in große

Felſenſteine und hengten über ihm ein Brot auf. So muſte er einen qualvollen Tod ſterben. Lechzend hatte er die Zunge ausgeſtreckt und da er mit ihr das Brot eben berührte, ein großes Loch hineingeleckt. Als er tot war, ſchüttete man den großen Hügel über ihn auf. Darin ſind noch die großen Felſenſteine.

Durch Herrn Cand. Arndt. — Unſere Antiquare haben herausgebracht, daß im Könſee oder Kongſtehöi ein König Sigurd Falle begraben ſein ſoll, der mit den Lodbroks Söhnen im 9. Jahrh. bei Schleswig eine große Schlacht geliefert haben ſoll. Neues Staatsbürgerl. Magazin II. 629.

CXCIX.

Das verſteinerte Brot.

Es lebten einmal zwei Schweſtern, von denen die eine ſehr reich, aber dabei hartherzig und boshaft war, die andere aber hatte viele Kinder, und nicht einen Biſſen in ihren Mund zu ſtecken. An einem Sonntagmorgen nahm ſie einen gelben meſſingenen Keſſel, das einzige werthvollere Stück, das ſie noch beſaß, über den Arm und gieng zu der reichen Schweſter mit der Bitte ihr darauf ein Brot oder etwas Korn zu leihen. Aber die hartherzige Schweſter wieß ſie ab und ſagte, ſie hätte nichts im Hauſe. Als die andere aber dringend bat, ſchwur ſie ſogar, wenn ſie etwas hätte, ſollte ihr Brot gleich zu Stein werden. Weinend gieng die Frau fort zu einem Manne, der ſo gutherzig war und ihr auf den Keſſel einen Scheffel Weizen that. Unterdeß kam der reichen Schweſter Mann aus der Kirche zurück, und da ihn nach dem weiten Wege hungerte, bat er ſeine Frau ihm vor Mittag noch ein Butterbrot zu geben. Als ſie nun zum Schranke gieng, war das Brot ſchwer wie Stein und das Meſſer glitt ab, ſo oft ſies anſetzte. Da muſte ſie ihrem Manne geſtehn, was geſchehen ſei und was ſie geſagt habe. Und von der Zeit kamen ſie immer mehr zurück und muſten endlich ihr Brot betteln. Aber der Armen verhalf Gott zu ihrem Auskommen, ſodaß ſie ihre Kinder redlich ernähren und erziehen konnte.

Aus Puttgarden auf Fehmern. — Faſt übereinſtimmend in Wolfs Niederländ. Sagen. S. 136.

CC.

Das liebe Brot.

Bei Galbus im Gute Schackenburg iſt eine tiefe Wieſe. Ein Mädchen holte aus der Stadt (Nogeltondern) für ihre Mutter Brot. Aber der Rückweg war tief und das Mädchen war geputzt und hatte neue Schuhe an, denn es war Sonntag. Wie ſie nun an eine Pfütze kam, legte ſie die Brote hinein und trat darauf, um trocknes

Fußes hinüber zu kommen; aber die Brote wichen unter ihren Füßen und sie versank vor den Augen der Leute, die sie zu retten herbei gekommen waren, indem sie sie vor dem Hochmuth warnte und vor der Verachtung des lieben Brotes.

Volksbuch 1811. S. 91. — Früher konnte man von Amrum nach Sillt gehen über einen hingelegten Pferdekopf, oben S. 31; ein Mädchen gebrauchte dazu einmal ein Brot und versank in der Nimme. Herr Hansen auf Sillt.

CCI.

Die Tänzerin.

1.

Bei einer großen Hochzeit auf dem alten adlichen Gute Hoierswort in Eiderstede war unter den Gästen auch eine Dirne, die war die flinkste Tänzerin weit und breit und sie konnte vom Tanzen gar nicht lassen. Die Mutter warnte; aber sie sprach übermüthig: „Und wenn der Teufel mich selbst zum Tanze auffordert, so schlüg ich es ihm nicht ab!“ Augenblicks kam ein Unbekannter zur Thüre herein und forderte sie zum Tanzen auf. Das war aber der Teufel, mit dem sie zu tanzen versprochen. Er hat sie so lange herum geschwenkt, bis ihr das Blut aus dem Munde brach und sie tot hinfiel. Die Blutspuren in dem Saale sind unvertilgbar. Die Dirne selbst aber hat noch keine Ruh. In jeder Nacht um Mitternacht muß sie aus dem Grabe in den Tanzsaal, eine höllische Musik bricht los und das ganze Schloß hüpft auf und ab. Jeden, der zufällig eine Nacht in dem Saale schläft, fordert sie zum Tanze auf; noch hats keiner gewagt mit ihr zu tanzen. Thuts aber einmal ein Christenmensch, so ist sie erlöst. Einen jungen Mann, der auch ein wilder lustiger Geselle war, hat sie einmal so erschreckt, daß ihm für immer die Lust an Gelagen vergieng, und wenn er nur Violinen hörte, er meinte, der Spuk brache wieder los.

Husumer Wochenbl. 1837. No. 5. Durch Herrn Hansen auf Sillt, und aus Ditmarschen.

2.

Zwei Mädchen giengen mit einander zum Abendmahl. Als sie es eben genossen und noch um den Altar herumgiengen, fragte die Eine die Andre: „Gehst du heut Abend mit zur Hochzeit?“ „So sprich doch nicht davon,“ antwortete die Gefragte; aber die Andre fuhr fort: „Ich will hin und mich einmal recht satt tanzen; ich könnte mich heute wohl tot tanzen.“ Als sie nun Abends zur Hochzeit gieng und im besten Tanzen war, kam ein schöner langer junger Herr in die Thür, den keiner kannte, forderte sie zum Tanze auf, und tanzte anfangs ganz ordentlich; dann aber immer toller und toller, und wenn die

Muſikanten ihre Pauſen machten, giengs mit den beiden fort ohne Aufhören. Da wards den übrigen Gäſten unheimlich und ſie ließen einen Geſang aufſpielen, um ſie zum Stillſtand zu bringen. Aber der Fremde tanzte mit dem Mädchen zur Thür hinaus und verſchwand; das Mädchen aber fand man in einer Miſtpfütze, wo ſie vor den Augen der Gäſte verſank. Man glaubte, ihre Mutter habe ſie ſchon als Kind dem Teufel verkauft. — Nach andern ſoll der Teufel ſie in ſeiner Kutſche mit vier ſchwarzen Pferden fortgeführt haben.

Mündlich aus der Gegend von Eckernförde; ebendaher aus Hummel feld unvollſtändig durch Gand. Arndt.

CCII.

Der verwünſchte Geiger.

Im Kirchdorf Bröns zwei Meilen ſüdlich von Ripen waren an einem Sonntagabend mehrere Mädchen und junge Leute verſammelt und hatten große Luſt zum Tanzen. Aber es war kein Geiger zur Stelle und man wuſte augenblicklich nicht, woher man einen bekommen ſollte. Ärgerlich ſagte endlich einer: „Ich will ſchon einen Muſikanten ſchaffen, und ſollts der Teufel ſelber ſein,“ und damit gieng er auf gut Glück hinaus. Kaum war er draußen, ſo begegnete ihm ein alter Mann mit einer Geige unterm Arm. Beide wurden ſchnell einig und der Alte ward in die Geſellſchaft geführt, fieng an zu ſpielen und das junge Volk begann zu tanzen. Aber der Geiger ſtrich immerfort und die Tänzer tanzten ohne Aufhören und keiner konnte zum Stillſtand kommen. Da muſte der Prediger erſt geholt werden und einige ernſte Worte zum Spielmann ſprechen; worauf dieſer verſchwand.

Herr Dr. Reimers auf Gramm.

CCIII.

Der Teufel holt den Letzten.

Maeß Anneken Herken war ein wohlhabender, aber gottloſer Bauer zu Epenwörden bei Meldorf. Nicht anders war ſein Bruder Maeß Anneken Hans geweſen und ihr Vater. Aber dieſer und darauf auch jener ertranken an der Mielbrücke nach einander, als ſie einmal von Meldorf nach Hauſe wollten. Eines Tages war Maeß Anneken Herken auch nach Meldorf geritten, um allerlei einzukaufen. Er brachte aber den ganzen Tag zu in Schwelgen und Saufen, ließ ſich in jeder elenden Schenke ſehen und führte gotteslästerliche Reden. Als er darauf bei Nacht nach Hauſe wollte, gab man ihm einen Knaben zum Geleit mit und ſetzte ihm ihn hinten aufs Pferd. Eben draußen vor Meldorf befahl ihm aber Maeß

Anneken Herken abzusteigen und wieder umzukehren, ritt allein weiter und rief: „Der Teufel hole den Letzten.“

Am andern Morgen da man ihn im Dorfe vermißte, und an die Mielbrücke kam, sah man weiter südwärts den Strom hinunter sein Pferd ledig stehen. Man untersuchte den Ort und fand bald den Toten, der noch einen kleinen Korb über dem Arm hatte. Was da in der Nacht geschehen, weiß zwar niemand zu sagen, aber viele wußten, daß am Tage zuvor bei hellem Mittag ein schwarzer Reiter mit seinem Pferde da hinein geritten sei; und wo dieser weiter geblieben, hatte niemand gesehen.

Neocor. II. 384.

CCIV.

Der Teufel und die Kartenspieler.

1.

In Stellau lebten drei Brüder in einem Hause; die hatten weder Eltern, noch Großeltern, noch Frau, Kind, Magd oder Knecht bei sich, sie lebten ganz allein. Sie ackerten, melkten, kochten, und thaten alles ohne fremde Hilfe. Einst an einem Weihnachtsabend saßen sie so bei einander; sie hatten nicht viel zu sprechen und kamen auf den Einfall durch ein Spiel Karten die Zeit zu vertreiben. Ein alter Knecht aus der Nähe, einer ihrer wenigen Freunde, kam zu ihnen und sie fiengen an. Gewinn und Verlust machte die Vier bald immer hitziger; sie vergaßen den Weihnachtsabend, sie spielten die Nacht hindurch, dann den ersten Weihnachtstag, die folgende Nacht, dann auch den zweiten Weihnachtstag, die Augen fielen ihnen vor Müdigkeit zu; aber an ein Aufhören war nicht zu denken. Da am Abend des dritten Tages bekamen sie unversehens einen fünften Mitspieler, ohne daß sie wußten wie. Nun begann das Spiel erst recht zu rasen; der Einsatz ward verdoppelt, verdreifacht, Hab und Gut standen drauf, so giengs wieder bis an den lichten Morgen. Da verlor einer der Brüder seine Karte, nahm das Licht und suchte unter dem Tische. Aber entsetzt fuhr er zurück und schrie: „Hilf Himmel, der leibhaftige Satan!“ Da verschwand der fünfte Mitspieler, der an seinem Pferdefuß erkannt war, mit entsetzlichem Geräusche und ließ einen Gestank zurück, der noch lange nachher nicht aus dem Hause weichen wollte. Die vier Spieler aber gaben alles wieder zurück, was sie an einander verloren hatten, vergruben das Geld des Teufels und haben seit dem Tage keine Karte wieder angerührt. Die Geschichte wäre nie ruchtbar geworden, wenn nicht der alte Knecht sie endlich verrathen hätte.

Durch Herrn Aeteisen auf Breitenburg.

2.

Südlich im Dorfe Hellewadt, hart an der Landstraße, die von Apenrade nach Lügumkloſter führt, liegt das Wirthshaus Kleveres (Treff As). Dieſen Namen erhielt es von folgender Geſchichte. Ehemals war hier nicht die beſte Wirthſchaft und es ward viel Karten geſpielt. So ſaß auch einmal an einem Winterabend eine Geſellſchaft beiſammen und an Flüchen und unziemlichen Reden fehlte es nicht; beſonders ward häufig der Teufel angerufen, als unerwartet und von niemand bemerkt ein Handwerksburſche in die Stube kam und ſich unter die Spielenden ſetzte. Bald wandte ſich alles Glück auf des Fremden Seite und die übrigen kamen dadurch nicht in die beſte Laune. Da fiel einem eine Karte unter den Tiſch: das war gerade Treff As, und wie er ſie wieder aufnehmen wollte, bemerkte er, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte. Stillſchweigend legte er ſeine Karten hin und gieng fort ohne etwas zu ſagen. Das fiel den andern auf und als ein zweiter nun abſichtlich eine Karte fallen ließ und daſſelbe bemerkte, gieng auch er dem andern nach. So machtens auch die übrigen und der Teufel ſaß am Ende allein in der Stube. Der Wirth war in großer Verlegenheit. In ſeiner Angſt ſchickte er zum Prediger, um den Böſen zu bannen. Der Prediger kam mit drei Büchern unterm Arm, aber zwei ſchlug ihm erſt der Teufel mit ſeinem Fuße aus der Hand; das dritte hielt er zum Glück feſt. Nun ließ der Prediger ſich von den Wirthsleuten eine Nadel geben, machte damit ein Loch ins Fenſterblei und durch Leſen aus dem Buche zwang er den Unhold da hindurch zu ſchlüpfen und das Weite zu ſuchen.

Danarvitke 1843. No. 53. Durch Herrn C. Peterſen in Hellewadt und Herrn H. Peterſen in Sees. Nach letzterem gebraucht der Prediger einen Stock ſtatt der Nadel. — Unvollſtändig durch Sand. Arndt mitgetheilt auch aus Esperehm bei Schleswig; mündlich auch aus Wakendorf; die Geſchichte ſoll da bei einem Marketender zur Zeit des Canalbaues paſſiert ſein. Auch in Ditmarſchen in einem Wirthshauſe bei Heide oder Weſtingburen. Letztere Verſion iſt dadurch merkwürdig, daß vom Fluchen ꝛc. keine Rede iſt, ſondern der Teufel aus beſonderer Luſt und Liebe zum Kartenſpiel ſich einfindet. In allen entweicht der Teufel durchs Fenſter und hinterläßt Geſtank. Von der Nadel iſt nicht die Rede.

3.

In der Kieler Nicolaikirche ſpielten während der Predigt die Oberknaben in einem Winkel hinter der Orgel Karten; einer fluchte ſogar dabei. Da iſt der Teufel gekommen und hat ihm den Hals umgedreht (oder ihm ſo an die Ohren geſchlagen), daß das Blut an die Wand ſpritzte, und darauf iſt er mit ihm zum Fenſter hinaus gefahren. Der Blutfleck iſt noch zu ſehen und durch kein Uebertünchen

weg zu bringen. Das Fenſter kann auch nicht wieder eingeſetzt werden; denn gleich iſt es wieder entzwei.

Soll auch in Apenrade und im Schleswiger Dom paſſiert ſein; doch erzählt man auch, der Teufel habe dem böſen Jungen an der Kirchthür aufgepaßt und ihn, als er herauskam, an die Wand geſchleudert. — Mündlich.

CCV.

Der betriegeriſche Wirth.

Dree Handwarksburſen köumen eumael innen groet Holt unn verbiſtern daer inn. Se löpen hin unn häer, inne Krüez unn Kreier unn kunnen ne weller heruet finden. Teuletz as ſe far Modigheit ne mier gaen unn ſtaen kunnen, leggen ſe ſik ünnern Beum dael unn dachen: „Hier will wy ſtarwen.“

Daer köum de Böes teu äer unn ſa': „Wenn ji myn ſen wüllt, ſo will ik ju helpen.“ „Nä,“ ſa'n ſe all dree, „dat wüll wy ne; lewer wüll wy ſtarwen.“ Daer ſa' de Düwel: „Ik will ju ut helpen, wenn ji my teu'n lebendigen Minſchen verbeipen wüllt.“ „Wo künn wy dat?“ fröugen de Handwarksburſen. De Düwel ſa': „Ji ſchüllt nu en Irt lang wrder niks ſeggen, as de een wir drei, de anner ums Geld, unn de dröre das iſt recht. Dat ſchüllt ji ſo lang ſeggen bet ji mi teu'n lebendigen Minſchen verbeipen hebbt.“ Daer ſa'n de dree: „Dat künnt wy woll, wennt wrder niks is.“ Daer geew de Böes äer ſo väel Gelt, as ſe man äwen ſläpen kunnen, un wos äer uet't Holt na en Wiertshues. Daer ſa' de Wiert: „Was beliebt meine Herren? Befehlen ſie zu eſſen und zu trinken?“ „Wir drei,“ ſä' de een, „Ums Geld,“ ſa' de anner, „Das iſt recht,“ ſä' de dröre. As ſe nu wat äten harn, fröug de Wiert, op ſe uk teu Bett wullen, daer ſä de een weller „Wir drei,“ unn de anner „Ums Geld,“ unn de dröre „Das iſt recht.“ De Wiert verwunner ſik unn füng an allerlei mit äer teu ſpräken, kunn awer wrder niks uet äer heruetbringen, as „Wir drei,“ „Ums Geld,“ „Das iſt recht.“

Daer wier by den Wiert uk en Koepmann ankiert, de väel Gelt by ſik harr; dat lach den Wiert rech inne Ogen, unn as he nu mark, dat de dree Handwarksburſen wrder niks ſeggen kunnen, as „wir drei, ums Geld, das iſt recht,“ daer köumen em böſe Gedanken. Daer dröch he inne Nach den Koepmann üm unn nöum ſen Gelt, unn den annern Morgen mack he Laum, de Koepmann wier ümbröch unn dat harren de dree Handwarksburſen daen. Daer wörren ſe faſtnamen unn köumen inn't Förhüer unn de Richder fröug äer: „Habt ihr den Kaufmann umgebracht?“ Daer ſa' de een: „Wir drei,“ de anner „Ums Geld,“ unn de dröre „Das iſt recht.“ „Nä,“ ſa' de Richder, „wie ſollte das wohl recht ſein! Warum habt ihr das gethan?“ Unn de Handwarksburſen anturuerden weller: „Wir

drei, ums Geld, das ist recht." Wyder kunn de Richder niks heruet bringen. „Nu," sa' he, „ihr habt gestanden, euer vieles Geld zeugt wider euch; übermorgen sollt ihr hangen."

So lang harren de dree Handwarksbursen noch gouden Mout hatt; as awer de letz Nach heran köum, daer wiern se doch in Angsten, awer kener harr dat Hart, wat anners tou seggen, as he lævd harr. Daer köum de Böes in äer Gefängnis unn sa': „Morgen schüllt ji richt warren; wenn ji nu den Strick ümme Käel hebbt, so roept: Gna', wy sünt ünschüllig, de Wiert hett den Koepmann ümbröch, de Mann in roet Schaerlaken is uns Tüeg; denn kaem ik unn will ju helpen."

As nu Morgen wörr, wier de Wiert ok nyschyrig wo dat aflopen dä'. He leet anspannen unn föer hin na'n Richplatz. Daer stell sik en Mann in roet Schaerlaken dich by em unn as nu de dree Handwarksbursen röupen: „Gna', wy sünt ünschüllig, de Wiert hett den Koepmann ümbröch, de Mann in roet Schaerlaken is uns Tüeg," unn de Wiert nu sa': „So schall my de Düwel halen, wenn dat waer is," daer kreeg de in syn roet Schaerlaken em mit twee Finger ton faten unn faer mit em dörch de Luff. De Wiert awer leet noch en Schou unn dree Bloutdröppen fallen unn de dree Handwarksbursen wörren frylaten unn reisten wyder.

Durch Schull. Knees in Neumünster aus der Gegend von Oldenburg vgl. oben No. 156. — Dieselbe Sage zuerst wohl in David Chytraei epistola bei Samuel Meigerius de Panurgia lamiarum Hamborg 1587. 4.

CCVI.

Der diebische Müller.

Ein böser, gottvergessener, diebischer Müller wollte keinen christlichen und ehrlichen Umgang mit seinen Nachbarn halten, sondern wenn sie im Wirthshause waren, gieng er lieber auf die Mühle und untersuchte die Säcke der Bauern; denn ihm schien, daß er dann die beste Gelegenheit dazu hätte. Was geschah aber am St. Martinstage? — Der Teufel kam leibhaftig zu ihm in die Mühle und sagte: „Nun, Gevatter, was machst du da? Ich versteh, du machst dir ein Geschäft in fremden Taschen; wir wollen nun einmal zusammen mahlen!" Damit hub er den Mühlenstein auf und steckte den Müller darunter, machte die Mühle los und mahlte ihn zu Brei. Diese Geschichte ward übers ganze Land bekannt und seit der Zeit wollen die Müller kein Korn mehr mahlen am Martinstage.

Helvader. Calendar. Nov. 11. Thiele II. 79.

CCVII.

De Möller von de Brakermæl.

Een gode half Stunn von de Stadt Eutin da ligg'n Mæl, de Brakermæl. Up diß Mæl da waen vær olen Tyden en Möller; de besöep sik all Dag, späel all Sünndag unn unner de Predig Kaerten unn flucht daby, dat em de Ogen innen Kopp bestaen blewen. All de arm Lüer, de em dat Koern to Mæl bringen mütten, bedröeg he mit de Matt unn mennig arm Wittfro, de'n Schäpel Koern to Mæel bröch, kreeg man en halm weller.

Dat Dink güng so lang goet, bet de Möller störf. Morns, as he begrawen warrn schull, kömen ach Dräges unn all de Folges in de Mæl to hoep. As nu de Lyk up den Wagen sett warrn schull, wörrn veer von de Dräges unn Folges lykenblas; denn se segen en groten, swarten Kater mit fürigen Ogen up dat Sark sitten. Diß veer dat weern Sündaegskinner. De ach Dräges faten dat Sark an, sa'n: help Gott! unn bæren to, se kunnen abers dat Sark nich rippen, noch rögen. Do faten noch ach von de Folges mit an unn sa'n: help Gott! unn all de söstein Mann kunnen dat Sark nich rögen. Do röep een von de Dräges: „Nu, in dre Döbelsnamen!“ unn nu kreegen se dat Sark gans flärig (leicht) uppen Wagen. Den Möller syn veer swarten Päer schuln denn do em na'n Karkhof teen; abers se bruken up den Weg hup'm (reichlich) dre Stunnen, den jeder oel Fro in een Stunn krupen kann. De veer Sündaegskinner segen den swarten Kater noch jümmer up't Sark liggen. As nu de Lykentog in de Stadt köem, leeg so väel Schuem up de swarten Päer, dat de Stadtlüer äer fæ Schimmels ansegen. Fæ de Karkendær bæren de söstein Mann dat Sark waller vonnen Wagen; abers do all de Folges uk mit angrepen, weer dat, as wenn se hunnertdusent Punt höllen unn kregen dat Sark nich inne Kark herin. Nu müß de Preester kamen unn syn Räd' fæ de Dær holn. Na de Kuel kunnen de Söstein dat Sark flärig drägen; se setten dat Sark in de Kuel unn de Sünndaegskinner segen den Kater noch baben up sitten; as abers Eer' upsmäten wörr, güng'n de Kater na't Sark herin.

Nich lang'n daerna reed de Buervaeg uet Klenzau laet ut de Stadt, as de Klock äben twölf slagen harr. Do köem he by de Brakermæl, dörch de Au. Inne Mæl weer't gans düster, he höer abers noch wat kloppen unn dach by sik: „Weer schull hier noch so laet Tüeg afkloppen?“ He kunn innen Düstern nümms seen unn röep: „Goen Aben! wat wasch ji hier noch so laet?“ „Wy wasch den Möller, den Koerndeef, den Duß (Staub, Schale des Korns) ut de Seel!“ antwoert em een. „Na,“ seggt de Buervaeg, „dat geit uk, wenn de Loeg man goet is.“ „Wullt du se mael pröwen?“ segg waller een unn göet em achter wat up't Päert. Do löep dat Päert, wat dat lopen kunn unn stünn nich eer still, as bet dat in't

Hues weer. Den annern Morgen beseeg de Buervaeg son Päert unn da weer Huet unn Haar achter afbrennt.

Nach Herrn Schull. Kirchmanns in Eutin schriftlicher Mittheilung und in Firmenichs German. Völkerst. S. 41.

CCVIII.

Der Müller ohne Sorgen.

Der König kam einst durch Ditmarschen und bei eines Müllers Haus vorbei, an dessen Thür stand geschrieben: Ich lebe ohne Sorgen. Der König ließ den Müller sogleich zu sich kommen, und fragte ihn, wie er sichs einfallen lassen könnte, das über seine Thür zu schreiben, da er, der König selber, es nicht einmal von sich sagen könnte. Der Müller antwortete, es wäre nun einmal so und ließe sich nichts dabei machen. „Nun," sagte der König, „so komm er morgen früh nur einmal zu mir; dann will ich an ihn drei Fragen thun und kann er die beantworten, will ichs ihm glauben." Am andern Morgen kam der Müller. „Guten Morgen, guter Freund," sprach der König, „was meint er, was ich denke in diesem Augenblick?" „Ihr meint," antwortete der Müller, „der Müller kommt." „Allerdings," sagte der König; „aber nun die zweite Frage: wie schwer ist wohl der Mond?" „Höchstens," antwortete der Müller, „vier Viertel, und wenn ihr es nicht glauben wollt, müßt ihr selbst nachwegen." „Und wie tief ist das Wasser?" fragte der König wieder und der Müller antwortete: „Einen Steinwurf." Da lächelte der König und sagte: „Höre er, Müller, er ist ein Schalk; aber wenn er mit Allem so schnell fertig werden kann, ists kein Wunder, daß er keine Sorgen hat." Der König beschenkte darauf den Müller reichlich und sind ihre Lebtage gute Freunde geblieben.

Mündlich aus Marne.

CCIX.

Die aufrichtige Lüge.

Ein Spitzbube ward gefangen. Der Amtmann wollte ihn henken lassen. Als der Mann ihn aber bat, sagte er ihm das Leben zu, wenn er eine aufrichtige Lüge erfinden könnte. Der Spitzbube sagte, es wäre nichts leichter als das. „Ein altes Weib," fieng er an, „pflanzte auf den Misthaufen drei Körner, ein Weizenkorn, ein Haferkorn, ein Buchweizenkorn; da vergieng das Weizenkorn, da verschwand das Haferkorn, aber eine Buchweizenstange wuchs hervor und wuchs bis in den Himmel. Da stieg sie dran hinauf und gieng durch den Himmel und gieng durch die Hölle, sah mancherlei Freude und mancherlei Pein, sah da auch den Teufel, der hatte den Herrn Amtmann seine alte Mutter auf der Schiebkarre" — „Kerl," rief

der Amtmann, „das iſt nicht wahr!“ „Verzeihung, Herr Amtmann, antwortete er, „das iſt eine aufrichtige Lüge.“

Aus Kurborg am Dannewerk durch Gand. Arndt.

CCX.

Die Wahrheit ohne Herberge.

Ein abgedankter Soldat zog von Thür zu Thür und bat um ein Obdach; aber niemand nahm ihn auf. Zuletzt kam er zu einer Hütte, wo ein hinkender Mann und eine verwachſene Frau wohnten. Er klagte ihnen ſeine Noth und bat ſie um ein Unterkommen für die Nacht. Verwundert fragten ihn die beiden Alten, wie ſo viele reiche Leute ihn hätten abweiſen können? „Ja,“ ſagte der Soldat, „ich bin der Mann, der allzeit die Wahrheit ſagt; und Wahrheit findet keine Herberge, iſt ein Sprichwort.“ Da meinten die beiden Leute ein chriſtlich Werk thun zu können, und führten ihn in die Thür. Als der Soldat aber nun fragte:

Wor krumme Fru unn hinken Mann,
Wo ſchall ik myn Ranzel uphang'n?

da wurden die beiden gleich ſo böſe, daß ſie ihn wieder zur Thür hinaus wieſen. So muſte der Soldat die Nacht im Freien zubringen und läuft vielleicht noch herum, wenn er ſeine Gewohnheit, die Wahrheit zu ſagen, nicht abgelegt hat.

Mündlich aus Marne.

CCXI.

Michel Hartnack.

Old' Michel Hartnack in Tiebenſee de harr eek jümmer ſo drullige Grappen in den Kopp, he weer awerſt en ganzen Kleken. He har't ümmer ſo mit'n Woert: „Wenn my't gefallt,“ plag he jümmer to ſeggen, daer keert man ſik denn wyder nich an. De ſeet eek denn mael in'n Kroeg, ſo kaemt daer Muskanten an unn fangt an optoſpälen. Michel Hartnack was daer en beſondern Leefhebber van unn word' gans luſtig. „Jungens, weet jüw wat?“ ſegt he am End', „jüw kunden my noch na myn Hues henſpälen, ik gäw' juw en Speetſchendaler, wenn my't gefallt.“ De Muskannten weren denn gewaltig by de Hant: ja wul, dat kund' angaen. So togen ſe denn loes, de Muskanten færan unn Michel Hartnack achterop, langs dat ganze Dorp, jümmer mit de Muſrk. De Lüd' legen all før de Dær unn wuſten nich wat daer loes weer. As ſe nu by Michel Hartnack ſyn Hues ankaemt, ſo ſtaet ſe denn ja ſtill unn luert op den Speetſchen. De ſegt Michel Hartnack unn maekt en ganz eerbaer Geſicht: „Välen Dank,“ ſegt he, „før den guden Willen; awerſt

wenn ik my recht beſinn, ſo hett my't doch eigentlich nich gefullen. Gude Nacht!“

Durch Herrn Adv. Griebel in Heide.

CCXII.

Wie Frau Abel ſich ein Ei holte.

Vor Zeiten wohnte zu Stakendorf in der Probſtei eine alte geizige Frau, die hieß Frau Abel. Damals gab es noch viele Wölfe im Lande, die man in Gruben fieng. Jeder im Dorfe muſte, ſo wie die Reihe an ihn kam, eine Ente oder Gans zur Witterung geben. Als endlich Frau Abel daran kam, nahm ihr Knecht eine Gans und ſetzte ſie auf die Wippe über der Grube. Da fiel es aber der Frau ein, daß die Gans noch ein Ei bei ſich hätte. Schnell lief ſie hinaus durch den Schnee, obgleich der Abend ſchon da war, und langte nach der Gans, aber die Wippe gab nach und ſie fiel in die Grube. Nun ſchrie und rief ſie; doch niemand hörte. Vor Froſt und Angſt klapperten ihr die Zähne; um Mitternacht fiel ihr aber das Ei in den Schooß. Allein gegen Morgen kam der Wolf geſchlichen, ſchnoberte da erſt herum, kukte in die Grube, taſtete leiſe auf die Wippe und wollte nach der Gans langen: da ſchlug das Brett um und er war bei der Frau in der Grube. Ob er aber nicht hungrig war oder vom Falle einen Schreck bekam: ganz ruhig ſetzte er ſich in die eine Ecke, Frau Abel ſaß in der andern mit dem Ei in der Hand, und beide ſahen einander an, gewis mit verſchiedenen Gedanken. Endlich ward es Tag und der Knecht kam um nachzuſehen, wie der Fang abgelaufen; wie erſchrak er! Eilig lief er zurück, und ſchrie das ganze Dorf zuſammen. Mit Stricken kamen ſie wieder zur Grube. „Ja,“ ſagte der Knecht, „wenns nun aber glücken ſoll, unſre Frau, ſo macht nur die Röcke los und laßt die dem Wolf, wenns ſein muß.“ Und juſt als man ſie herauf zog, beſann ſich der Wolf, ſprang zu und packte die Röcke; Frau Abel aber ließ ſie gleiten und kam wohlbehalten mit dem Ei nach Hauſe.

Durch Herrn Rethwiſch in Oelgönne. — In Malkwitz im Fürſtenthum Lübek erzählt man nach der Mittheilung des Herrn Schull. Kipp eine ſonſt gleichlautende Verſion von einer Wittwe Kembke. Man vergl. ein lat. Gedicht des 10. oder 11. Jahrh. in Jac. Grimms lat. Ged.

CCXIII.

Der liebe Gott und der Teufel.

Unſer liebe Herrgott und der Teufel giengen einmal mit einander über Feld. Da begegnete ihnen ein Mann und grüßte höflich. Der liebe Gott erwiderte den Gruß und zog ſeinen Hut; aber der Teufel

behielt die Hände in der Taſche und ſteckte die Zunge aus. Da machte der liebe Gott ihm Verwürfe wegen ſeiner Unart und fragte, warum er nicht auch ſeinen Hut abgenommen? Der Teufel antwortete, der Gruß habe ihm doch nicht gegolten, ſondern dem lieben Gott; wenn er allein gienge, nehme kein Menſch vor ihm den Hut ab, und die Leute ſchimpften oft obendrein noch hinter ihm her. Da ſtellte der liebe Gott dem Teufel vor, wie das alles nur davon herkäme, weil er immer ſo böſe ſei und nur böſes thäte; er ſollte nur einmal was gutes thun, ſo würds anders ſein, meinte der liebe Gott und hatte eine lange Predigt gehalten. „Höre," ſagte der Teufel, als der liebe Gott fertig war, „thät ich einmal was gutes, ſo hatteſt du doch den Dank; und thäteſt du was ſchlechtes, würde ich die Schuld haben." Der liebe Gott wollte das nicht glauben. „Nun," ſagte der Teufel, „ſo ſtoß nur die Kuh da in den Graben; dann wollen wir ſehen." Der liebe Gott ſtieß die Kuh hinein, die graſend am Wege gieng und einem armen Manne gehörte. Darauf ſetzten ſich die beiden, um zu ſehen wies abliefe, auf einen Hügel in der Nähe. Nicht lange, ſo kam der arme Mann und fand ſeine Kuh im Graben. „Wat fær'n Düwel hett mr dat daen?" rief er aus und lief nach dem Dorfe zu um Leute zu holen. Der Teufel aber fragte den lieben Gott: „Wer hat denn nun die Schuld bekommen?" und gieng darauf hin und brachte die Kuh wieder auf die Beine, ſo daß ſie wieder ruhig graſend am Wege gieng, als der Mann mit Helfern kam. „Nu, Gott ſo gedankt!" rief er aus, „dat't ſo gaen is." „Hörſt du wol," ſagte der Teufel, „wer hat nun den Dank?"

Mündlich aus der Gegend von Rendsburg.

CCXIV.

De Knech unn de Buer.

Daer wier mael'n Knech, de mück giern äten, awer niks dorn. As ſe nu en Mirrag (Mittag) Arſen krygen dön, ſteek he ſyn Läpel verkiert int Schöttel unn ſa': „Hakks du dropp, ſo äet ik dy." * Dat verdröet den Buern unn he leet em lopen. De Knech dach: dat is uk bäter, wenn man ſyn egen Herr is; dann kann man äten na ſyn Mæg (Geſchmack, Luſt) unn arbeiden na ſyn Beleew. He ſöch ſik en lütt Diern uet, de en bäten inne Melk ton kröumen harr, eet na ſyn Mæg unn arbeid' na ſyn Beleew. Dat güng ſo lang gout, as ſe noch wat inne Melk ton kröumen harrn. As dat awers all wier, wat nu anfangen? He dach, du muß man na den Nawer gaen, (dat wier de Buer, den ſyn Arſen he ne mück harr) unn em üm'n Spint Arſen biern (bitten). He güng hin unn ſa': „Geuden

* Bleibſt du dran hängen, wie Mehlſpeiſe ꝛc., ſo äße ich dich.

Dag, Nawer.“ De Buer ſä': „Gouden Dag, ſett dy!“ He ſett ſik umm ſeet umm ſeet umm müg ſon Warw (Gewerbe) ne anbringen. De Buer dach wat ſchull he wull op ſyn Harten hebben? He müß doch endlich daer mit heruet umm ſä': „Ik heff en fröndlich Bäd' an dy, lütt Nawer, wenn du my dat man ne afſlagen wulls.“ „Laet hüern,“ ſä' de Buer umm de Knech ſa': „Ik wull dy ümmen Spint Arſen burn; Gelt heff ik ne, awer ik wull dy dat ierlich afverdenen.“ De Buer ſa': „Kumm mit.“ As ſe by de Arſen ankaem dön, ſteek de Buer de Schüſſel verkiert herin umm ſa': „Hakks du dropp, ſo mäet ik dy.“ „Lütt Nawer, heſtu dat nonne weller vergäten?“ ſa' de Knech; „dat ſee ik in, dat kann ne mier ſo gaen, as ik dat drä-wen heff.“ „Wenn du dat man inſühſt,“ ſa' de Buer, „ſo will ik dy en Spint döum,“ umm he geef em en Spint Arſen, umm van de Tyt an eet de Knech wat daer köum, umm dö, wat he ſchull, umm de Buer ſa' oft van em: „Dat is rech ſun ullen Slaev!“

Aus der Gegend von Oldenburg durch Herrn Schullehrer Knees in Neumünſter.

CCXV.

Die ſchwarze Greet.

Zwei arme Fiſcher, die auf dem Schleswiger Holm wohnten, hatten die ganze Nacht vergeblich gearbeitet, und zogen zum letzten Mal ihre Netze wieder leer herauf. Als ſie nun traurig heimfahren wollten, erſchien ihnen die ſchwarze Greet, die ſich öfters den dortigen Fiſchern zeigt; ſie kommt vom andern Ufer her, wo eine Stelle im Dammewerk in der Nähe von Haddebye nach ihr Margretenwerk heißt, und erſcheint in königlicher Pracht mit Perlen und Diamanten ge-ſchmückt, aber immer im ſchwarzen Gewande — ganz ſo, wie ſie früher auf dem Huſumer Schloß im ſogenannten Margretenſaal zu ſchauen war. Die ſprach zu den Fiſchern: „Legt eure Netze noch einmal aus, ihr werdet einen reichen Fang thun; den beſten Fiſch aber, den ihr fangt, müßt ihr wieder ins Waſſer werfen.“ — Sie verſprachen es und thaten, wie die Greet geſagt; der Fang war ſo überſchwenglich groß, daß ihn der Kahn kaum faſſen wollte. Einer der Fiſche aber hatte Geldmünzen ſtatt der Schuppen, Floſſen von Smaragd und auf der Naſe Perlen.* „Das iſt der beſte Fiſch,“ ſprach der Eine, und wollte ihn wieder ins Waſſer ſetzen. Aber der Andre wehrte ihm und verſteckte den Fiſch unter den übrigen Haufen, daß die Greet ihn nicht ſähe; dann ruderte er haſtig zu, denn ihm war bange. Ungern folgte ihm ſein Gefährte. Aber wie ſie ſo hin-fuhren, fiengen die Fiſche im Boote allmählig an zu blinken, wie

* Der Hauptfang der dortigen Fiſcher beſteht in Braſſen, deren Oberkiefer perlenähnliche Erhöhungen hat und deren Schuppen wie Geld glänzen.

Gold, denn der Goldfiſch machte die übrigen auch golden. Und der Nachen ward immer ſchwerer und ſchwerer, und verſank endlich in die Tiefe, in die er den böſen Geſellen mit hinabzog. Mit Noth entkam der Andere und erzählte die Geſchichte den Holmer Fiſchern.

Volksbuch 1811, 87. — Mündlich.

CCXVI.

Die Hand des Himmels.

In Blankeneſe war ein junger Fiſcher; dem giengs unglücklich und es wollte ihm mit dem Fange gar nicht gelingen. Er gerieth in Mangel und Elend und Frau und Kinder muſten Hunger leiden. Einmal wars ein heißer Sommertag. Als aber gegen Abend ein Gewitter mit der Fluth im Weſten aufſtieg, entſchloß ſich der Fiſcher noch eine Fahrt zu wagen, weil er gehört hatte, daß in ſolchen Augenblicken die Fiſche am beſten ins Garn giengen. Er ſtieg ins Boot und fuhr auf die Elbe hinaus, obgleich alle ihn warnten und das Waſſer ſchon dunkel und unruhig ward. Kaum aber hatte er ſeine Netze ausgeworfen, ſo konnte er ſie auch ſchon wieder aufziehn und in einem Augenblick war ſeine Jolle voll. Da wollte er noch einen Zug verſuchen und die Netze noch einmal auswerfen, als ein fürchterlicher Donnerſchlag über ihm losbrach und ihn erſchreckte. Wie er wieder zu ſich kam, ſah er mitten auf den Fiſchen eine weiße Totenhand liegen. Da ſetzte er raſch die Segel auf, denn ihn graute, und wie ein Pfeil ſchoß ſeine Jolle dem Strande zu. Es war ein Glück für ihn, daß er ſich hatte warnen laſſen und Gott nicht länger verſucht hatte. Die Totenhand hengte er nachher als Wahrzeichen in der Nienſteder Kirche auf, und ſie iſt lange noch da zu ſehen geweſen, da ſie ganz unverweſt blieb. Man nannte ſie die Hand des Himmels. Als ſie endlich herunter fiel, verbrannte man ſie zu Aſche und bereitete eine Oblate daraus, die bis auf den heutigen Tag gezeigt wird. Der Fiſcher ward ſeit jenem Tage ein reicher und begüterter Mann, weil, wie man ſagte, die Hand des Himmels mit ihm war.

Mündlich. vgl. No. 120.

CCXVII.

Ewig läwen.

Tou de Tyt, aß dat Wünſchen noch helpen dä', do wier da en Fru, de wier friſch unn munter, geſunt unn ſtark, much giern äten unn drinken unn barr all, wat äer Hart begäer. Wol dat nu ſo mit äer ſtünn, ſo wünſch ſe ſik ewig tou läwn. Bet hundert Jaer güng' dat uk heel gout; aß ſe awer de hunnert tou faten harr, daer füng' ſe an touſaem tou krupen unn dat neem mitte Tyt ſo tou, dat ſe ne mier gaen unn ſtaen, äten unn drinken künn, unn ſtarwen

künn se uk nich. De Minſchen müſſen äer kanten umn kieren, umn wat ton äten gäwen, aß wenn se'n lütt Kint wier. Dat wier awer nonne (noch nicht) noeg; se kröup all na gra' ümmer mier umn mier touſaem umn se eet niks mier umn se drünk niks mier. 't köum tou ley ſo wyt, dat se ſik man dann umn wann mier bewägen dä'. Daer dachen de Lüer, dat wier am beſſen, wenn se ünnern Föuten uet kaem dä'; wyl awer noch Läwen in äer wier, ſo kregen se äer innen Glas umn hängen äer op inne Kirch. Se hengt nu inne Lübeker Marienkirch, umn se iß nu ſo lütt aß en Mues umn bewäg ſik man all Jaer eenmael mier.

Aus der Gegend von Oldenburg durch Herrn Schullehrer Knees in Neumünſter.

CCXVIII.

Klaus Nanne.

Von Hamburg aus ward Klaus Nanne aus Lunden auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem mit Geld und Wechſeln verſehen. In Jeruſalem aber traf ſein Wechſel nicht ein zur beſtimmten Zeit. Der Ritter kam in Verlegenheit, wuſte und wagte in der fremden Stadt keinen Menſchen anzuſprechen und gieng traurig umher. Da redete ihn ein Bettler an und fragte, warum er ſo traurig ſei. „Du kannſt mir doch nicht helfen," erwiderte Nanne. „Das kannſt du nicht wiſſen," ſagte der Bettler, „ſag mir nur deine Noth." Da geſtand ihm Nanne, daß ſein Wechſel ausgeblieben ſei, und der Bettler langte in die Taſche und gab ihm einen großen Beutel mit Goldſtücken mit den Worten: „Brauchſt du mehr, ſo hab ich mehr." Voll Erſtaunen fragte Nanne, wie er dazu käme und ihm das Geld gäbe ohne ihn zu kennen. Der Bettler antwortete: „Ich bin in deinem Hauſe geweſen, du heißſt Klaus Nanne und wohnſt in Kleinlehe nahe bei Lunden in Ditmarſchen und ich komme in ein paar Jahren wieder zu dir in dein Haus, das Geld ſelber abzuholen." Mehrere Jahre vergiengen und Klaus Nanne war längſt wieder zu Hauſe. Da trat endlich der Bettler bei ihm ein, an einem Tage und zu einer Stunde, da er gerade mit vornehmen Gäſten bei Tiſch ſaß. Nanne erkannte ihn ſchon an der Thür und gieng auf ihn zu, führte ihn auf den beſten Platz, legte ihm reichlich vor und erzählte den verwunderten Gäſten die ganze ſeltſame Geſchichte. Bleibens aber hatte der Bettler nicht bei ihm, ſoviel er auch gebeten ward: er nahm ſein Geld wieder und ließ von dem dankbaren Manne ſich nicht ein Mehreres aufdringen. Die Gäſte fragten ihn, wie er doch bei ſolchem Reichthum eine ſolche Lebensart führen möchte. „Die ſoll auch nun aufhören," antwortete er, gieng damit fort und niemand hat erfahren, wohin er gegangen iſt.

Harms Gnomen S. 177. aus dem patriot. Nachlaß

CCXIX.

Der Wanderjude.

Seit vielen vielen Jahren kommt der Wanderjude in die Städte. Er wird nicht hungrig, er wird auch nicht durstig, er wird nicht alt. Er soll seine Ruhe immer draußen nehmen und darf unter keinem Dache schlafen. Vor einigen Jahren soll er noch in Lüneburg gewesen sein; da hat er auf einem Stein geschlafen, der vor der Stadt liegt.

Aus Lanken in Lauenburg durch Gand. Arndt.

CCXX.

Die beiden Dreſcher.

1.

Ein armer ſchwächlicher Mann gieng nach einem Hofe um ſich Arbeit anweiſen zu laſſen. Der Herr ward mit ihm einig und wieß ihm Korn an, das er abdreſchen ſollte. Da gieng der Mann aus ſich einen Makker zu ſuchen und traf bald einen Menſchen, der ihn fragte was er ſuche. Der Arme ſagte was er wolle, und der andere verſprach zu kommen. Am andern Tage gieng er auf den Hof und wartete auf ſeinen Helfer; dieſer kam und ſetzte ſeinen Dreſchflegel an den Eckſtender; da fieng der an zu knacken. Darauf fragte er den Armen, ob er abwerfen oder dreſchen wolle. Der Arme wollte lieber abwerfen, und wie er damit anfieng, dreſch der andre ſogleich ab und rief ſogar bald: „Das iſt ja, als wenn die Hühner was vom Boden ſcharren, ich muß nur ſelber abwerfen.“ Der Starke lief alſo hinauf, drängte ſich in eine Ecke und ſchob alles Korn auf einmal vom Boden hinunter, begann darauf wieder zu dreſchen und in ein paar Schlägen war alles abgedreſchen.

Als nun der Herr am Abend ſah, daß alles abgedreſchen war, gab er ihnen einen Verweis; denn ſie hatten alles unter einander gedreſchen, Hafer, Gerſte, Roggen und Weizen. Sie ſollten am folgenden Tage das Korn rein machen. Da fieng der Starke an zu blaſen ſo, daß der Hafer hierhin, die Gerſte dahin, der Roggen und der Weizen auch jedes an ſeinen Ort flog. Da ſchickte er den Armen zum Herrn und ließ ſagen: „Das Korn iſt rein; morgen wollen wir aufmeſſen; ſollen wir nur ſoviel davon haben als wir tragen können?“ „Ja,“ ſagte der Herr, „ſo viel könnt ihr nehmen.“ Und als ſie am andern Tage dabei giengen, fragte der Starke den Armen, ob er auch einen recht großen Sack hätte. „Ich hab einen, der faßt wohl anderthalb Tonnen,“ antwortete der Arme; da ſagte der Starke: „So habe ich doch noch einen größeren; erſt wollen wir für uns ſoviel abnehmen und dann das übrige aufmeſſen.“ Der Starke füllte alſo erſt den Sack des Armen, ſteckte ihn dann in eine Ecke des ſeinen

und schaufelte darauf alles Korn hinein, was nur da war. „So," sagte er und nahm den Sack auf, „jetzt komm nur," und sie giengen mit einander fort. Da bemerkte sie der Herr: „Das soll euch nicht glücken" dachte er und ließ seine beiden wilden Stiere los. Als diese nun auf den Starken einrannten, da ergriff er den einen beim Schwanz und hengte ihn über die linke Schulter, langte darauf nach dem andern und hengte den über die rechte. „Nun," dachte der Herr, „laß sie nur gehen, sie können ja so nicht durchs Thorhaus." Als aber der Starke davor kam, bückte er sich, hob es in die Höhe und trug alles mit einander fort. „Wo willst du den Kram hin haben?" fragte er den Armen; „da steht mein Haus," antwortete dieser und der Starke trug ihm alles dahin und schenkte ihm, was sie verdient hatten.

Durch Dr. Klander aus Plön.

2.

In Eiderstede bei Witzwort liegt ein schöner Hauberg (so heißen da die Bauernhöfe, die auf Wurten liegen), darin ist eine große Loh, an der Thür davor sind zwei Drescher abgebildet. Der eine ist sehr groß und stark, der andre klein und hat einen schwarzen Rock an. Unter dem Großen steht der Spruch:

Ich bin der Mann,
Der dreschen kann;

unter dem kleinen aber: „Ich kann auch wohl dreschen, wenn es nur Arbeit lohnen soll." Man erzählt darüber folgende Geschichte.

Es war einst in jenem Dorfe ein so großer und starker Mann, daß keiner das Dreschen mit ihm aushalten konnte; alle seine Makker drosch er zu Tode. Am Ende wollte keiner mehr es mit ihm aufnehmen; und wenn er einmal auf den Markt kam und sich einen neuen Helfer suchen wollte, sagte ihm jeder: „Mit dir mag der Teufel selbst nicht dreschen." Als er nun einmal wieder auf dem Markte war, trat ein klein schwarz Männlein an ihn heran und fragte: „Bist du der Mann, der dreschen kann?" „Ja, ich bin der Mann, der dreschen kann," antwortete der Große; der Kleine sprach: „Ich kann auch wohl dreschen, wenn es nur Arbeit lohnen soll; willst du's einmal mit mir versuchen und mich zum Makker haben?" Da antwortete der Große: „Ich habe schon ganz andre Gesellen gehabt und sie alle tot gemacht; aber du siehst doch wohl darnach aus, daß du dreschen kannst, kamm nur mit." „So schnell gehts noch nicht," erwiederte der Kleine, „morgen will ich kommen; ich muß erst meinen Flegel holen." Da meinte der Große, daß das nur Ausflüchte wären und der Kleine sich fürchtete, er sagte darum: „Einen Flegel will ich dir wohl leihen." Doch der Kleine war damit nicht zufrieden: „Ich muß durchaus meinen eignen haben." „So will ich den Knecht darnach schicken," sagte der Große. „Dann muß er einen Wagen nehmen; tragen kann er ihn nicht." Der Große lachte, schickte aber doch einen Wagen hin.

Als nun der Knecht zurück kam, muſte man ihm abladen helfen; denn der Flegel war ganz von Eiſen. „Frau," ſagte der Kleine zu der Bäuerin, „die Teller, Grapen und Pfannen muſt du herunter nehmen." Die Frau aber lachte ihn aus. „So will ich keine Schuld haben, wenn Unglück paſſiert," ſagte er, und nun ward alles Korn auf die Leh geworfen. Da that der Kleine den erſten Schlag und die Teller und Grapen und Pfannen ſtürzten von den Betten und alles was da war. Der Groſe entſetzte ſich, aber wollte ſich nicht geben, ſondern ſie dreſchen in die Wette Schlag um Schlag, die Leh hinunter und hinauf, bis ſie ganz in Grund und Boden geſchlagen war. Da ſtrengte ſich der Groſe übermäßig an, und ſchlug raſcher zu und der Kleine folgte immer ſchneller und ſchneller, und das trieben ſie ſo lange bis der Groſe tot niederſtürzte. — Darnach iſt das Bild zum Andenken gemalt worden.

Mündlich. — Herr Cand. Arndt theilte auch dies Stück mit und zwar mit einem Anhange. Der Kleine geht nun auf den Markt und ſucht ſich einen neuen Makker, findet den armen Mann und es folgt die erſte ſchon mitgetheilte Sage, nur verſtümmelt und unvollſtändig. Nachdem ſie ihren Lohn bezahlt erhalten haben, geht der Arme nach Hauſe. Unterwegs verſpricht ihm der Kleine viel Geld, wenn er das haben ſolle, was ihnen zuerſt vor ſeinem Hauſe begegne. Dem Armen fällt zur rechten Zeit noch ſeine ſchwangere Frau ein, er pfeift und ſein Hund wird des Teufels Beute, der ihm das Genick umdreht und mit einem Stank verſchwindet; die Frau aber iſt gerettet.

3.

Kurz vor Garding, rechts am Wege nach Huſum, liegt ein netter Hof, auf deſſen Lehthüre zwei Dreſcher, ein kleiner und ein groſer, abgemalt ſind. Vor vielen Jahren wohnte hier nemlich ein reicher Bauer, der hatte eine hübſche Tochter. Die beiden jungen Dreſcher bewarben ſich um ſie, aber dem Vater waren beide gleich lieb und da er keinem Unrecht thun wollte, gab er zur Antwort, der ſolle ſeine Tochter haben, welcher von ihnen in vier und zwanzig Stunden den meiſten Weizen ausdreſchen würde. Da entſtand auf der Diele ein Dreſchen, wie es noch in ganz Eiderſtede nicht geſehen war. Keiner gab dem andern nach, das Korn flog nur ſo aus den Garben; ſo gieng es die Diele hinauf und hinunter und der Tag vergieng und keiner ließ nach. Als aber der Morgen kam und die Stunden um waren, ſanken beide tot nieder und die Braut hat keiner bekommen.

Nach Herrn Storms Mittheilung.

CCXXI.

Die Schnitterin.

Der einzige Sohn einer Wallumerin ward eines ſchweren Verbrechens angeklagt und ſchuldig befunden. Da er zum Tode verurtheilt

war, eilte die Mutter in der Angſt ihres Herzens zu dem Gerichtsherrn, dem Grafen von der Schackenburg, warf ſich ihm zu Füßen und bat flehentlich um Gnade für ihren Sohn, den einzigen Troſt und die einzige Stütze ihres Alters. Schon ſtand die Sonne im Mittag; da ſprach der Graf um des flehenden Weibes los zu werden: „Kannſt du noch, ehe die Sonne untergeht, mir drei Acker Gerſte ſchneiden, ſo ſoll dein Sohn frei ſein.“ Da gieng die Mutter aufs Feld und ſchwang die Sichel; ein Schwaden ſank nach dem andern nieder, ſie ſchaute nicht um und auf, bald lag der eine Acker, dann der zweite und eben als die Sonne verſchwand, fiel der letzte Halm. Aber von der übermäßigen Arbeit erſchöpft oder vor Freude über das kaum gehoffte Gelingen ſank ſie ſelber zuſammen und man trug ſie tot vom Felde. — Auf dem Kirchhofe in Ballum liegt ſie begraben. Dort ſteht man noch einen grauen, bemoosten Leichenſtein, den man einſt zu ihrem Gedächtnis ihr aufs Grab legte. Ein Weib mit einer Sichel und einigen Garben im Arme iſt darauf ausgehauen.

Nach einer Mittheilung des Herrn Schull. Hansen auf Sylt.

CCXXII.

Das Licht der treuen Schweſter.

An dem Ufer einer Hallig wohnte einſam in einer Hütte eine Jungfrau. Vater und Mutter waren geſtorben und der Bruder war fern auf der See. Mit Sehnſucht im Herzen gedachte ſie der Toten und des Abweſenden und harrte ſeiner Wiederkehr. Als der Bruder Abſchied nahm, hatte ſie ihm verſprochen, allnächtlich ihre Lampe ans Fenſter zu ſetzen, damit das Licht weit hin über die See ſchimmernd, wenn er heimkehre, ihm ſage, daß ſeine Schweſter Elke noch lebe und ſeiner warte. Was ſie verſprochen, das hielt ſie. An jedem Abend ſtellte ſie die Lampe ans Fenſter und ſchaute Tag und Nacht auf die See hinaus, ob nicht der Bruder käme. Es vergingen Monde, es vergingen Jahre und noch immer kam der Bruder nicht. Elke ward zur Greiſin. Immer ſaß ſie noch am Fenſter und ſchaute hinaus und an jedem Abend ſtellte ſie die Lampe aus und wartete. Endlich war es bei ihr dunkel und das gewohnte Licht erloſchen. Da riefen die Nachbarn einander zu: „Der Bruder iſt gekommen,“ und eilten ins Haus der Schweſter. Da ſaß ſie da, tot und ſtarr ans Fenſter gelehnt, als wenn ſie noch hinaus blickte, und neben ihr ſtand die erloſchene Lampe.

Durch Herrn Hansen auf Sylt.

CCXXIII.

Das Geiſterſchiff.

Es war um die Zeit, da alle Schiffe auflegten und alle Schiffer heimkehrten; aber einer Dirne weilte der Bräutigam noch immer

nicht kommen, und als alle andern schon daheim waren, war er noch immer nicht da. Da wollte sie ihr Herz gar nicht zufrieden geben, und Nachts saß sie am Wasser und jammerte und schrie nach ihrem Liebsten. Da kam eines Nachts das Schiff, das mit ihrem Bräutigam verunglückt war; das nahm sie auf, und niemand hat sie wieder gesehen.

Aus Pellworm oder Föhr durch Herrn Storm.

CCXXIV.

De Doet de ritt so suell.

Et weer enmael en lütje, smucke Däern, de heet Greetjen. De har'n Fryer, de Hans heet, unn se harren sik beid' enanner so rech vun Harten leev. Do muß et awer so kamen, dat Hans krank werd' unn storf unn se em to Karkhof drogen. Do wull sik Greetjen gaer nich tofräden gäwen unn ween unn jammer den gaußen Dag unn wenn't Abent werd', so güng se hen unn sett sik op syn Graff unn ween unn jammer de lewe, lange Nach. As et nu all de drütte Nach weer unn se da wedder seet unn ween, do keem dar en Rüter oppen Schimmel an unn froeg äer: „Wullt du mit my ryden?" Greetjen sloeg de Ogen op unn seeg wull, dat et äer Hans weer. Do sa' se: „Ja, ik will mit dy ryden, wohen du wullt," unn modig steeg se to em op syn Päert, unn foert gung't mitten Wind' in de wyde Welt. As se nu en guden Ennen räden harren, so segt Hans:

De Maen de schynt so hell,
De Doet de ritt so suell:
Myn Greetjen, gruet dy ni'?

„Nä, myn Hans," segt se, „wat schull my wull gruen? ik bün ja by dy." Unn et gung wyder unn wyder unn ümmer duller as farhäer; Greetjen awer seet by em achter op't Päert unn heel sik an em. Do froeg Hans tum tweeten Mael:

De Maen de schynt so hell,
De Doet de ritt so suell:
Myn Greetjen, gruet dy ni'?

„Nä, myn Hans," segt se, „wat schull my wull gruen? ik bün ja by dy;" awer et werd' äer doch all en bäten wunnerlich; unn do froeg he tum drütten Mael:

De Maen de schynt so hell,
De Doet de ritt so suell:
Myn Greetjen, gruet dy ni'?

Do werd' äer gruen, se faet em faster an unn sä' keen Woert: do suef' dat Päert bleemael mit se 'rum innen Krink unn weg weren se.

Mündlich und durch Herrn Advokat Griebel aus Ditmarschen. Auch ähnlich in der Probstei und sonst. vgl. Haupt und Hoffmann Altdeutsche Blätter I. 203. vgl. Nr. [illegible]

CCXXV.

Der Teufel und die Braut.

In Moldenit, einem Kirchdorfe in Angeln, begehrte ein junger Mensch ein Mädchen zur Frau. Sie aber wollte ihn durchaus nicht, so sehr er ihr auch mit Bitten nachstellte, und sagte endlich, eher wolle sie den Teufel nehmen, als mit ihm zur Kirche gehn.

Obgleich sie sich so selber dem Teufel zugesagt hatte, gab sie dem Freier doch endlich das Jawort. Wie das Brautpaar nun zur Kirche geht und in die Nähe des sonderbar geformten Hügels kommt, den man noch da sieht, ruft ein altes Weib ihnen zu, sie sollten eilen, der Teufel laure auf die Braut. Kaum sind sie auch an der andern Seite des Hügels und wollen eben in die Kirche treten, als der Teufel hervor tritt und eine schwere Kette ihnen nach schleudert. Glücklicher Weise setzten sie eben den Fuß in die Kirche; sonst wäre die Braut verloren gewesen. Der Teufel hatte die Kette mit solcher Macht geworfen, daß ihre Spuren noch in der Mauer über der Kirchthür zu sehen sind. Einige sagen auch, daß die Kette syhen geblieben sei und da noch herabhänge.

In der Sörupер Kirche sind an der Innerwand eben solche Spuren einer Kette zu sehen. Eine meineidige Braut, die schon mit einem andern verliebt war, ging mit dem zweiten da zur Kirche um sich trauen zu lassen. Als sie aber kaum in die Thür trat, ließ der Böse eine schwere Kette herab, hakte die Braut hinein und fuhr mit ihr durch die Luft fort, und zwar mit solcher Gewalt, daß durch das Anstreifen der Kette jene Löcher in der Mauer entstanden, die in schnurgerechter Richtung über einander da noch zu sehen sind.

Mündlich und durch Mommsen. vgl. No. 131. 132.

CCXXVI.

Der Uglei.

Nicht weit von Eutin mitten in einem Buchengehölze liegt ein kleiner See, der Uglei. Sein dunkles Wasser ist immer still und unbewegt und es sieht alles um ihn her so recht traurig und schwermüthig aus. Der See ist nicht immer da gewesen, doch ist es schon lange her, daß er entstanden ist. Oben auf dem Hügel, wo jetzt das Sommerhaus steht, stand früher eine Burg, in der ein junger schöner, aber wilder Ritter hauste. Er liebte nichts mehr als die Jagd, und jeden Morgen früh begab er sich in den Wald. Da begegnete ihm oft eines armen Bauern Tochter, sie musste jeden Morgen ihres Vaters Pferde in den Wald auf die Weide treiben. Der Ritter ward bald durch ihre Schönheit von heftiger Liebe entzündet; aber das Mädchen wies seine Bitten und seine Geschenke zurück, und auf alle seine Bewerbungen gab sie zur Antwort, daß sie doch nimmer

seine Frau werden könnte, da sie nur eines armen Mannes Tochter sei. Und doch hatte das Mädchen auch den schönen Ritter längst lieb gewonnen. Eines Morgens, da er sie wieder mit seinen Bitten und Versprechungen verfolgte, waren sie zu einer Senkung im Walde gekommen, wo eine kleine Kapelle stand. Da führte der Ritter das Mädchen hinein und vor den Altar tretend sprach er: „Hier vor Gottes Angesicht nehme ich dich zu meinem Ehegemahl und der Himmel soll mich an dieser Stätte vernichten, wenn ich dir nicht treu bleibe und mein Wort halte.“ Das Mädchen glaubte seinem Schwure und an jedem Morgen trafen sie sich nun im Walde. Als das Mädchen aber den Ritter an sein Versprechen erinnerte, vertröstete er sie anfangs, bald blieb er ganz aus und kam nicht wieder. Als sie sich nun verlassen sah, da legte sie ein schwarzes Kleid an, grämte sich, ward krank und starb in kurzer Zeit. Der Ritter hatte sich unterdeß mit einer reichen Gräfin verlobt und der Hochzeitstag ward bestimmt. Sie sollten in der kleinen Kapelle im Walde getraut werden. Als der Prediger aber seine Rede gehalten hatte und das Brautpaar eben zusammengeben wollte, da ist der Geist des unglücklichen Mädchens erschienen, hat drohend gegen den Bräutigam den Finger erhoben, und als dieser vor Schrecken umsank, brach augenblicklich ein solches Unwetter mit Donner und Regen los, als wenn der Himmel einstürzen wollte. Da ist die Kapelle mit allen, die darin waren, versunken und der See steht seit der Zeit an dem Orte. Nur der Prediger, die Braut und ein kleines unschuldiges Mädchen, die auf die hölzernen Stufen des Altars getreten waren, wurden gerettet. Zuweilen aber bei stillem Wetter gegen Abend klingt noch der Ton des Glöckleins der Kapelle aus dem Wasser herauf.

Preetzer Wochenblatt 1831. No. 16. 17. 18.

CCXXVII.

Van den Graeven, den de Düwel haelt

Da weer enmael in Sleeswik en Graef, de verleevt sik in en wunnerschönes Mäken. De Vatter vun dat Mäken sa' awers, da sull niks uet warren, he wull em sen Dochter nich gäwen. Nu güng de Graef hen, bet he keem an enen hogen Barg, wo de Düwel sen Wäsen harr. Da leeg he dre Dage unn dre Nechte mit dat Gesicht up de Eerd' unn birrt (bittet) den Düwel an, he sall em dat wunnerschöne Mäken gäwen. Tolezt kummt de Düwel unn fraegt em, wat he em dafær gäwen wull, wenn he em dat wunnerschöne Mäken bröch. He sa', Allens unn sen Läwen darto, he sull em bloet dre Joer mit äer in Freuden läwen laten. Dat versprôek de Düwel ock unn bröch den Graeven dat Mäken, unn se foern nu Hochtot. As nu de dre Joer üm weren, keem de Düwel; de Graef seet do sen Abendbroet. „Büstu farrig?“ sa' de Düwel; do sa' de Graef:

„Kumm morgen werrer, ik bün noch nich satt.“ Den tweten Dag keem de Düwel unn fröeg: „Büst du nu farrig?“ De Graef antwoer' werrer: „Ik bün noch nich satt, kumm morgen.“ As de Düwel nu den drürren Dag keem unn de Graef aben werrer seggen wull „kumm werrer,“ do harr de Düwel em bo de Been unn flöeg' em mit den Kopp an de Want. Da bleef sot en Bloetplacken, den keen Minsch het afwaschen kunt.

Aus Esperehm bei Schleswig durch Cand. Arndt.

CCXXVIII.

Das Büikenbrennen.

Am Tage Petri Stuhlfeier dem 22. Februar ward in Nordfriesland früher ein großes Fest gefeiert. Es war ein Frühlingsfest, denn dann verließen die Schiffer das Land und begaben sich wieder zur See. Am Abend des Tages zündete man auf gewissen Hügeln große Feuer, Büiken, an, und alle tanzten mit ihren Frauen und Bräuten dann um die Flamme herum, jeder Tänzer hielt in der Hand einen brennenden Strohwisch und diesen schwingend riefen sie in einem fort: Wedke teare! oder Vike tare! Wedke zehre!). Die Morsumer brannten ihr Feuer auf dem Hilligenhoog ab, der auf dem Hilligenört liegt, und früher mit Bäumen umgeben war. Die Archsumer, in deren Feldmark der Hügel liegt, hatten oft mit den Morsumern Streit darum; die Morsumer ließen sich aber nicht vertreiben. — Die Keitumer hatten ihre Büiken anfänglich auf dem Wedes-Wends- oder Winjshoog, auf der Anhöhe Weenken. (Auf Silt heißt der Mittwoch noch heute Winjsdag.) Um Feuersgefahr zu vermeiden wählte man später den Tipkenhügel. — Die Tinnumer benutzten je nach der Richtung des Windes bald den südlichen Wedhoog, bald den nördlichen Winjshoog. In Westerland und Keitum gab es außerdem einen Hellhoog, in Morsum einen Hiilshoog.

Noch im vorigen Jahrhundert, alte Leute wissen es zu erzählen, wurde überall das Fest gefeiert und am andern Tage dann geschmaust. Die Prediger hatten schon lange dagegen geeifert, konnten aber die Sitte nicht ausrotten. Einst in einer Nacht vor dem Petritage hatten die Rantumer wie gewöhnlich den Wede angerufen, die Feuer waren erloschen und die Leute waren schon alle zu Bette gegangen, als sie um Mitternacht wieder geweckt wurden und zu ihrer Verwunderung auf dem Büikenberge abermals ein gewaltiges Feuer lodern sahen. Als sie nun dahin eilten um es zu löschen, da sahen sie ein schwarzes Ungeheuer, gleich einem großen Pudel von dem Hügel schleichen. Nun fürchteten sie den Teufel leicht für immer beherbergen zu müssen, oder daß er doch oft seinen Besuch bei ihnen wiederholen möchte, darum so gelobten sie von nun an das Büikenbrennen zu unterlassen. Doch

auf Westerlandsöhr und Osterlandsilt zünden Kinder am 22. Februar noch heute die Feuer an.

Durch Herrn Hansen auf Silt. — An demselben Tage ward früher auch auf Silt auf den Thinghügeln das Frühlings- oder Petrithing gehalten. Das Sommer- oder Petri-Paulithing geschah am 29. Juni, und das Herbstthing am 26. October. — In Ditmarschen zündet man am Walpurgisabend, dem Abend vor dem ersten Mai, auf Hügeln und Kreuzwegen große Feuer an, die man Baken nennt. Knaben und junge Leute tragen von allen Seiten Stroh und dürre Reiser zusammen, und unter Jubeln und Springen wird der Abend bei der Flamme hingebracht. Einige größere Bursche nehmen ganze Strohbündel auf eine Forke, laufen damit umher und schwenken sie so lange, bis sie ausgebrannt sind. Ebenso feiert man auch auf Femern, das von Ditmarschen aus vor Zeiten ist bevölkert worden, mit Bakenbrennen den Maiabend. — In der Wilstermarsch stecken die Knechte und Jungen große brennende Schoofe am Osterabend in die Weiden (Pullwicheln), das nennt man Ostermaenlüchten. Im östlichen Holstein zündet man auch am Osterabend, aber auch am Johannisabend solche Feuer auf Hügeln und Wegen an.

CCXXIX.

Sonnabends Abend darf nicht gesponnen werden.

Daß Sonnabends Abend nicht gesponnen werden darf, ist eine weitverbreitete Meinung. Es bringt auch nur Nachtheile und Strafe obendrein. Zwei alte Frauen waren gute Freunde und die eifrigsten Spinnerinnen im Dorfe, so daß sogar an jenem Abend ihre Räder nicht stille standen. Endlich starb die eine; aber am nächsten Sonnabend spät erschien sie der andern, die noch saß und eifrig spann, und zeigte ihr ihre glühende Hand, indem sie sprach:

Sieh, was ich in der Hölle gewann,
Weil ich am Sonnabendabend spann!

(Seer du, hvad jeg i Helvede vandt,
Fordi jeg an Löverdag Aften spandt!)

Aus Sundewith.

CCXXX.

In den Zwölften.

(In den Zwölften hütet man sich zu spinnen oder Flachs auf dem Rocken zu lassen, sonst jagt der Wode hindurch.)

Eine Frau wollte es doch versuchen, setzte sich hin und spann. Gleich fiel ihr Gesinde in einen schweren Schlaf, aus dem sie nicht zu wecken waren, und bald gieng die Thür auf und einer kam herein,

hieß ihm das Spinnrad geben und fieng an zu spinnen. Die Frau konnte nichts anders thun als den Flachs, den sie hatte, ihm mit immer zuwerfen; gleich war alles gesponnen, gehaspelt und gewickelt und immer verlangte der Teufel mehr. Nun holte die Frau alles was sie an Hede im Hause hatte, darauf all ihre Wolle; aber damit giengs ebenso und es war erst vier Uhr und der Tag noch weit. In ihrer Angst lief sie zu ihrer Nachbarin, die eine alte kluge Frau war und wohl schon gemerkt hatte, was in ihrem Hause vorgieng. Denn sie kam ihr schon entgegen und machte sie darauf auch glücklich frei. Hätte der Teufel alles aufgesponnen und hätte die Frau ihm bis Tagesanbruch nicht genug zu thun gegeben, würde es ihr Leben gekostet haben.

(Dav. Franck altes und neues Mecklenburg I. 55.) Mündlich aus Marne in Ditmarschen.

CCXXXI.

Neujahrsnacht.

In der Neujahrsnacht sprechen die Kühe und Pferde mit einander. Ein Bauer, der nicht daran glauben wollte und doch neugierig war, legte sich an dem Abend in die Raufe und horchte. Um Mitternacht fieng das eine Pferd an und sagte zu dem andern: „Dit Jaer mæt we noch mit unsen Buer los;“ da erschrak der Bauer so, daß er krank ward und nicht lange darauf starb; die Pferde zogen ihn zum Kirchhofe.

In derselben Nacht oder irgend einer andern Festnacht ist um zwölf Uhr alles Wasser in Wein verwandelt. Eine Frau war so dummdreist und gieng in der Nacht zu einem Brunnen. Als sie sich nun hinüberbeugte und schöpfen wollte, kam da einer und sagte:

All Water is Wyn,
unn dyn beiden Ogen sünt myn.

Und damit nahm er ihr beide Augen, daß die Frau Zeitlebens geblendet war. Andre aber sagen von einer andern Frau, daß er gesagt habe:

All Water is Wyn,
unn wat dar by is myn,

und darauf sei er mit der Frau verschwunden.

Mündlich aus Marne.

CCXXXII.

Die Weihnachtsfeier im Preetzer Kloster.

In dem Preetzer Kloster war früher die Sitte in der Christnacht Gottesdienst zu halten, wobei von den Klosterfräulein das Christkind gewiegt ward. Als man diese Sitte abschaffen wollte, (jetzt

wird sie längst nicht mehr befolgt) so ertönte dennoch die Orgel zu der bestimmten Zeit. Ein Fräulein verwunderte sich darüber und meinte, es solle also doch wohl Gottesdienst gehalten werden und gieng mit ihrer Jungfer zu Kirche. Aber in der Kirche war ihr alles so wunderbar und als sie sich eben in ihrem Stuhle niedergesetzt hatte, kam ein weiß gekleidetes Fräulein zu ihr und sagte, sie solle hingehn und den Andern sagen, sie möchten Weihnachtabend halten; sonst würden sie ihn halten. Die Klosterfrau that wie ihr befohlen war, aber als die andern darauf zur Kirche giengen, konnte sie schon nicht mehr mit gehn und drei Tage darauf war sie tot.

Durch Herrn Volbehr.

CCXXXIII.

Gottesdienst der Toten.

In einer Nacht erwachte eine alte Frau in Kiel und meinte es sei Zeit zur Frühpredigt zu gehen; es schien ihr, als wenn die Glocken und die Orgel giengen. Sie stand auf, nahm Mantel und Laterne, es war Winter, und gieng zur Nikolaikirche. Aber da konnte sie sich gar nicht mit den Gesangen zu recht finden, alle Anderer sangen ganz anders als in ihrem Gesangbuche stand, und die Leute kamen ihr auch so unbekannt vor, ja neben ihr erblickte sie eine Frau, gerade wie ihre längst verstorbene Nachbarin. Da näherte sich ihr eine andre Frau, auch längst verstorben, es war ihre selige Gevatterin, die sagte zu ihr, sie sollte hinaus gehen, denn die Kirche wäre jetzt nicht für sie, sie möchte sich aber nicht umsehen, sonst könnte es ihr schlimm ergehen. Die Frau gieng fort so schnell sie konnte, und da die Kirchthür rasch hinter ihr zu schlug, blieb ihr Mantel hangen. Da schlug die Uhr eben zwölf. Sie bekam den Mantel von den Schultern los und dachte ihn am andern Morgen wieder abzuholen. Aber am andern Morgen, als sie wieder kam, war er in lauter kleine Fetzen zerrissen: die Toten waren darüber hin gehuppelt.

Durch Herrn Stud. Volbehr. — Auch vom Schleswiger Dom nach Gond. Arndt etwas abweichend.

CCXXXIV.

Der bestrafte Vorwitz.

Vor langer Zeit wohnte in Schenefeld ein Prediger, der hatte die Gewohnheit jeden Sonntag seine Bücher auf der Kanzel liegen zu lassen. Nachmittags schickte er dann sein Mädchen zur Kirche, um sie zu holen; oft, namentlich im Winter, war es schon spät und dunkel. Der Knecht fragte mitunter wohl das Mädchen, ob sie sich nicht dabei fürchte; und sie sagte dann, sie gehe ja im

Gottes Namen und ihrem Gewerbe hin; da konnte ihr ja niemand was anhaben. Der Knecht dachte sich einen Spaß zu machen. Einmal, als das Mädchen wieder spät zur Kirche geschickt ward, nahm er sein Bettlaken, schlich ihr voraus und stellte sich, darein gehüllt, ihr in den Weg, als sie eben zur Kanzel wollte. Sie erschrak freilich ein wenig, doch gieng sie rasch vorüber und holte die Bücher, eilte wieder der weißen Gestalt vorbei und warf die Kirchenthür mit aller Gewalt hinter sich zu. Sie sagte zu Hause nichts von dem was ihr begegnet war. Als aber zum Abendessen der Knecht sich nicht einstellte, und sein Bettlaken fehlte, gieng sie zu ihrem Herrn und erzählte ihm alles. Sie vermutheten gleich, der Knecht müsse es gewesen sein. Als sie nun zur Kirche giengen, fanden sie ihn tot mitten im Steige liegen. Seine Gedärme waren ihm herausgerissen und über die Stühle ausgespannt. Wände, Decke und Boden waren mit Blut bespritzt und die Flecke sind unauslöschlich bis auf diesen Tag.

Aus Ditmarschen; es wird auch von der Melderser Kirche erzählt — Auch durch Herrn Stud. Volbehr von der Preezer Kirche.

CCXXXV.

Die silbernen Apostel in Meldorf.

Von der alten Melderser Kirche geht ein unterirdischer Gang unter der Papenwiete weg, wo es noch immer ganz hohl klingt, wenn da ein Wagen fährt, bis in den Keller des jetzigen Hauptpastorats, wo früher die Mönche gewohnt haben; von demselben Keller aus gieng ein anderer Gang nach dem eigentlichen Kloster, der jetzigen gelehrten Schule. Die Mönche giengen immer durch diese Gänge hin und her, besonders wenn sie in der Kirche Gottesdienst halten wollten. Als nun die lutherische Lehre kam, haben sie in dem Gange, der nach der Kirche führt, die großen Bilder der zwölf Apostel aus gutem Silber verborgen und dazu viele andre Schätze. Einige sagen sogar, daß die Bilder von Gold seien. Früher war noch eine große eiserne Thür im Keller zu sehen, aber niemand hat es gewagt durch den Gang zu gehen. Einem Diebe bot man einmal an, daß ihm das Leben geschenkt sein solle, wenn er es wagen wollte. Man gab ihm zwei Wachslichter in die Hand; aber kaum hatte er ein paar Schritte gethan, so kam er erschrocken zurückgelaufen und bat, ihn lieber seine Strafe leiden zu lassen, als ihn dazu zu zwingen.

Zu Probst Sanders Zeit im Anfang des vorigen Jahrhunderts (andre aber sagen zu Pastor von Ankens Zeit) war an der Nordermauer des Kellers der Eingang zwar noch da, aber so versteckt, daß keiner ihn ahnen konnte. Einmal scherzten und jagten sich der Bediente und das Mädchen des Probsten, die mit einander freiten, im Keller; das Mädchen schlüpfte in die Oeffnung, der Bediente sperrstreichs hinterher, und ehe sie sich versahen, sprang eine Thür offen

und sie befanden sich plötzlich in einer dunklen Kammer. Da ward ihnen schwul und sie holten ein Licht um die Sache näher zu untersuchen. Nun fanden sie eine Lade, sie öffneten sie und sie war voll Silberzeug. Gleich nahmen sie mehreres davon mit hinauf zu ihrem Herrn. Der gebot ihnen aber Stillschweigen, verheiratete sie bald darauf und gab ihnen eine reiche Aussteuer.

Damals soll die Oeffnung vermauert sein. Doch wird erzählt, daß noch vor funfzig Jahren zu Probst Jochims Zeit der Gang offen gewesen sei. Der Probst und seine Frau waren einmal aus in Gesellschaft, und der Knecht und die beiden Mädchen musten so lange aufsitzen und wachen, bis die Herrschaft zu Hause käme. Sie unterhielten sich die Zeit über von Spuken und Vorwarnen, und der Knecht sagte zum Kleinmädchen: „Ich gebe dir vier Schilling, holst du mir die Schuhbürste aus dem Keller; sie liegt in dem großen Gewölbe.“ „Das Geld will ich verdienen,“ sagte die muthige Dirne und stieg hurtig ohne Licht in den Keller. Es war um zwölf Uhr. Lange suchte sie, konnte aber die Bürste nicht finden. Schon wollte sie wieder hinauf, als sie aus dem Gewölbe ein schwaches Licht schimmern sah. Die Thür stand in der Kirre offen und das Mädchen gieng hinein. Da sah sie einen alten grauen Mann, das Haupt auf dem Ellenbogen gestützt, vor einer silbernen Tafel sitzen. Teller, Gabel, Messer, Schüsseln, alles war von Silber. Da der Alte aber so unbeweglich da saß, faßte das Mädchen Muth und rührte ihn an um zu sehen ob er noch lebe. Allein er fiel in Asche zusammen und die Asche fiel auf den Tisch. Da füllte das Mädchen ihre Schürze voll Silberzeug und wollte zum Keller hinaus. Als sie aber kaum ein paar Stufen nach oben gegangen, ward sie wieder von hinten herunter gerissen und man fand sie am andern Morgen bewußtlos am Boden liegen. Der Aschmann ist seit der Zeit verschwunden und nicht wieder gesehen worden.

Man zeigt in der einen Ecke des Chors der Meldorfer Kirche hinter einem Gegitter ein altes steinernes Bild einer Frau. Diese hatte nemlich damals als die Kirche gebaut ward, der Gemeinde fünfhundert Mark dazu geschenkt. Für diese Summe konnte man die Kirche darum so groß bauen, weil zu der Zeit eine Kuh nur einen Sechsling kostete, und das Bild errichtete man obendrein zum Gedächtnis der frommen Stifterin.

Hansen und Wolf Chron. von Ditmarschen S. 21. Mündlich. vgl. No. 89. und Kuhns Märk. Sagen No. 221.

CCXXXVI.

De Kulengraver.

In ole Tyden weer da man een Kulengraver over dat ganze Karspel Parkentin; de müß eenmael des Avens Klock nagen noch te Kulengraven, denn de Dode het den annern Morgen besett warn

sult. Up ene Städe söcht he mit dat Karkenysen na, sind aver niks. As he avers dael graeft unn deper in kumt, steit da en lütte Rustkist (Sarg mit plattem Deckel). De neem he heruet unn sett' se da by sik upn Över, unn maekt de Kuel so väel deper, dat de Rustkist da ünner in kann. Nu weer de Rustkist so hübsch, as wenn se eerst nyg maekt weer. De Kulengraver schrüft se up, do het de Dode en schön roet Sammetküssen ünnern Kop. Do segt he: „Du büst my wol eer en vornämen Herr wäsen; bi dy much ik wol to Gast syn!" De Dode antwoert em: „Du kanst ja noch bi my to Gast kamen." Do segt he: „Kumm eerst bi my to Gast!" „Dat sal syn," segt de Dode; do sa' de Kulengraver: „So kumm morgen Aven man an de grote Karkenpoert, da wil ik dy entfangen."

De annern Dag segt de Kulengraver to syne Fru: „Mudder," segt he, „kaek to, ik kryg Fremde van Aven." De Fru segt, wat dat wol vor Fremde syn suln. „Du sast em wol to seen krygen," segt de Kulengraver, „kaek man en baten to, du sast em wol to seen krygen." — As de Klock nägen wart, entfangt de Kulengraver em an de grote Karkendaer, bringt em in syn Hues, sett sik mit em dael unn itt unn drinkt mit em as en anner Gast. As he vör Genöeg äten het, haelt he em ok en Pyp unn Toback; do roekt he ok een. Nu he en Stunn sik da verwylt het, do segt he to den Kulengraver: „Du gifst my nu dat Geleit bet an de groet Karkenpoert unn morgen Aven büst du bi my to Gast."

De annern Dag entfangt he den Kulengraver up den sulvigen Klockenslag unn up de sulvige Städ unn geit mit em ünner de Eer' herin. Do weer da en wunnerschöen Gemaek; da weer allens so schöen unn herrlich in, unn daby is en anner Stuev mit ene wunnerschöne Musyk. De Kulengraver müß avers in de eerste Stuev blyven unn da gefallt em dat so goet unn wol, dat he meent, he weer noch kene Stunn da wäsen, unn weer da geern al hunnert Joer. Nu kemen da welke dörch de Stuev, de syne Vattern unn Verwante wäsen sünt. „Vattern, wo wült gy hen?" röpt he. Se heft em nich antwoert, güngen all in de Stuev mit de wunnerschöne Musyk. Dat duer nich so lang', so keem da syne Fru. „Moder, wo wult du hen?" röpt he werrer. Se het em nich antwoert, is ok da herin gaen wo de wunnerschöne Musyk weer. Nu keem syne eerste Dochter. Da Kulengraver röep werrer, se het em nich antwoert unn güng ok da herin. Nu kemen noch syne annern Vattern unn Bekannte, de heft em ok nich antwoert, unn do keem syne leste unn leevste Dochter. „Deern, wo wult du hen?" röep de Kulengraver; de süet em nich an unn antwoert em nich, is oek in stillen hen gaen. Da verwunnert he sik unn segt: „Dat mag my hor wol dat rechte Horenlok wäsen, loept al van Hues weg na de wunnerschöne Musyk hen." As he nu meent, dat de Stunn sacht herum is, kumt de werrer, by den he to Gast wäsen is, unn bringt em na de grote Karkenpoert hen; da verafscheed he em. De Kulengraver kumt an syn Hues unn klopt

an, Avends Klock tein. „Wer is dafær?“ röpt ener. „Fraeg noch lang, ik bün dafær; wo is myn Fru unn myn Deerns?“ segt de Kulengrawer. „Wat förn Fru unn wat för Deerns?“ „Myne Fru unn myne beden Deerns. Ik bün ja de Kulengraver.“ „Nä,“ segt de anner, „dat bün ik, du büst wol wirrig,“ unn do will he em heruetstöten. De Kulengraver vermarkt Unraet: „Swärenoet,“ segt he, „denn behoel my man by Nacht, morgen frö wolt wy seen, wer de rechte Kulengraver is.“ He birt so väel, dat de anner em in let. Do is he de Nacht upn Stoel besitten bläven, unn as se morgens upwaekt, fraegt he den annern, wo de Preester heet. De segt em, so unn so. „Den Namen kenn ik nich akkraet,“ antwoert de Kulengraver unn birt em, dat he mit em naen Pastoren geit. De Paster sleit dat Kirchenboek up; da steit darin, dat vör sös hunnert Joer en Kulengraver in de Gemeen wegkamen is, unn kener het wüst, wo he bläven is. Da fraegt de Preester em, wat he oek dat Nachtmael verlangen deit. „Ja!“ segt de Kulengraver. De Köster wart haelt, dat he de Kark upslüt. Do gift de Preester em dat Avendmael. Dat het he völlig entfangen. As he avers den Wyn entfangen het, is he sacht tosamen sackt unn weer nu doet.

Durch Herrn cand. ph. Arndt aus Ratzeburg. vgl. Grimms Irische Elfenmärch. S. XXIV.

CCXXXVII.

Die unverträglichen Pastoren.

In Eutin waren einmal zwei Prediger, die sich gar nicht vertragen konnten und ihr Lebelang mit einander in Streit lagen. Als nun beide gestorben und begraben waren, hat man sie oft in der Nacht in langen weißen Gewändern sich aus ihren Gräbern erheben sehen, und dann fiengen sie an sich aufs wüthendste zu prügeln. Ein furchtbares Getöse und Gepolter entstand, die Hunde heulten im ganzen Orte und es war ein Rumoren, daß alles aus dem Schlafe kam. Um ein Uhr gieng jeder wieder in sein Grab; sie haben das aber viele Nächte hindurch fortgesetzt.

Mündlich.

CCXXXVIII.

Tutland.

Im südlichen Angeln an der Landstraße von Schleswig nach Kappeln liegt am Osbek bei Loit ein Hügel, der Tutland genannt wird. Hier stürzte nemlich vor vielen Jahren einmal ein Halbmeister vom Pferde und brach den Hals. Er durfte nun nicht in geweihter Erde begraben werden, sondern die Ecke der anstoßenden Koppel Westerlük nahm den Leichnam auf. Seit der Zeit wars nicht geheuer an dem Orte. Alle Reisende wurden da beunruhigt, und die Leute im

Dorf hörten an jedem Donnerstagabend, dem Todestage des Halbmeisters, den noch in Angeln gebräuchlichen Weheruf: O jaue tut! o jaue tut! Wer über die Brücke, die über den nahen Bach führt, ungehindert hinüberkam und nicht ins Wasser geworfen ward, konnte von Glück sagen. Sie heißt noch die Schelmenbrücke; aber auch auf dem Hügel Tutland hat der Spuk jetzt aufgehört.

Herr Organist Schmidt in Fahrentoft. — Ueber den Ausruf Arnkiel I. 150.

CCXXXIX.

Der Dikjendälmann.

In der Gegend des alten Eidums auf Silt liegt das Dünenthal Dikjendäl. Hier strandete einst in einer Sturmnacht (man sagt in der Christnacht des Jahres 1713) ein in Archsum wohnender Schiffer. Mit großer Gefahr und Mühe rettete er sich und seinen Geldkasten auf den heimatlichen Strand und hoffte einen menschenfreundlichen Landsmann zu finden, der sich seiner annehmen, ihn erquicken und zu den Seinigen führen würde. Doch raubgierige Strandläufer hatten seine Ankunft und seinen Geldkasten bemerkt und statt sich seiner anzunehmen fielen sie mitleidlos über ihn her, schlugen ihn mit ihren Knitteln zu Boden und verscharrten ihn in den Sand. Noch einmal richtete sich der Sterbende wieder empor, doch die Unmenschen traten mit Gewalt den Kopf des Unglücklichen in den weichen Grund, hieben seinem stets wieder aufstrebenden rechten Arm die Hand ab und schleppten den Geldkasten davon. Seit der Zeit wandert, den blutigen Stumpf des abgehauenen Armes emporrichtend und Gerechtigkeit fordernd, allnächtlich in jenem Dünenthale, wo der Mord geschah, ein Gespenst umher, das nach dem berüchtigten Thale der Dikjendälmann genannt wird.

Herr Hansen im Volksbuch 1844. S. 102.

CCXL.

Steenbock.

Im Jahr 1713 brannte der schwedische General Steenbock Altona bis auf den Grund nieder. Er hat seitdem aber noch keine Ruhe gefunden. Er fährt immer Nachts in einer Kutsche in den neuen Straßen herum; nur in keiner, die mit einer andern ein Kreuz bildet. Auf dem Bocke sitzt ein kopfloser Kutscher. Es bringt kein Glück dem Gefährt zu begegnen: man hört einen Knall und muß erblinden. Doch sind die Nachtwächter ausgenommen. — In Kiel fährt auch jeden Abend um eilf Uhr eine Kutsche mit vier schwarzen Pferden auf den Weisenhof hinauf, in der Muhlius, der Gründer des Weisenhauses, sitzt.

Mommsen. Mündlich.

CCXLI.

Der verſunkene Wagen.

In den Apenrader Meerbuſen mündet ein kleiner Bach, an deſſen Ausfluß ſich eine bodenloſe Tiefe befinden ſoll. Früher war hier ein großer Sumpf.

Einſt am Weihnachtsabend fuhr ein Mann mit Frau und Kind zur Stadt. Die Nacht war dunkel und kein Stern ſchien am Himmel. Schon hatten ſie ihr Ziel beinahe erreicht, aber noch ſollten ſie jenem Sumpfe vorbei. Doch als wenn es vom Unglück beſtimmt geweſen wäre, es kam der Wagen dem Rande deſſelben zu nahe und ehe Rettung möglich war, war er mit allen, die drauf ſaßen, verſunken. Seit dem iſt das Waſſer des Baches übergetreten, und vom Sumpfe ſieht man keine Spur mehr. Aber alljährlich um die Zeit des heiligen Feſtes kann man den verſunkenen Wagen mit ſchwarzen Roſſen beſpannt die Stadt umfahren ſehen, wie er ſich vergebens bemüht die Einfahrt zu gewinnen. Mit dem letzten Schlage der Mitternachtsſtunde muß er aber mit Mann und Roß wieder an dem alten Unglücksort verſinken.

Durch Fräul. D. Jamſen in Tondern.

CCXLII.

Die unruhige Totenmütze.

In der Michaeliskirche in Schleswig ſieht man einen Leichenſtein, unter welchem der Großvogt Hanſen begraben liegt. Der muß ein böſer Mann geweſen ſein, denn ſeine Totenmütze wollte nicht im Sarge bleiben, ſo oft man ſie auch wieder hinein legte. Als man im vorigen Jahrhundert das nicht glauben wollte, öffnete man das Grab und fand die Mütze unverſehrt auf dem Sarge liegen, obgleich die Leiche ſchon in Staub zerfallen war. Die Mütze wurde damals in einen eigens dazu verfertigten Kaſten gelegt und in der Gruft beigeſetzt.

Schröder Geſch. der Stadt Schleswig.

CCXLIII.

Der Strandvogt.

Lorenz Jens Grethen war lange zur See geweſen und hatte viel auf Grönland gefahren. Nachher erhielt er die Oberaufſicht über das Strandweſen in Sylt und that viel zur Verminderung der Räubereien. Einmal aber hat er bei einem Raubmorde die Augen zugedrückt. Dafür irrt er noch heute fortwährend am Strande umher, rettet aber bei Nachtzeit die Schiffbrüchigen, weckt die Strandvögte und wundert

ſie auf, wenn ſie läſſig werden, und an die Strandläufer theilt er Ohrfeigen aus, daß ſie ſo leicht nicht wieder kommen.

Durch Herrn Hanſen auf Sylt. — Eine ähnliche Erzählung auch in Ditmarſchen von einem Außendeichspächter. — In Lauenburg: Ein Deichgraf reitet den Deich an der Elbe entlang um nachzuſehen. Man zwingt ihn in die Fluthen hinein zu reiten. Seitdem ſieht man ihn allnächtlich auf ſeinem weißen Pferde.

CCXLIV.

Sara Limbek.

Zu Törning, im Amte Hadersleben, ſieht man auf einem Berge noch Spuren eines Schloſſes, das einſt dem edlen Geſchlechte der Limbek gehörte. Hier wohnte vor Zeiten Sara Limbek, gewöhnlich ſchön Sara genannt. Sie war an einen alten kranken Ritter verheiratet und es behagte der jungen muntern Frau ſchlecht bei ihm. Die meiſte Zeit brachte ſie in luſtiger Geſellſchaft zu, ohne ſich um ihren kranken Mann zu kümmern, und wenn ſie nicht auf ihrem eignen Schloſſe ein Banket gab, ließ ſie ihre große Kutſche mit den vier ſchwarzen Rappen anſpannen und fuhr aus. Einſam und unbeweint ſtarb der Ritter auf ſeiner Burg. Die leichtſinnige Frau aber muß bis heute noch in jeder Nacht die Runde machen durch Törnings Felder und Waldungen; ihr geſpenſtiſches Fuhrwerk macht in einem Zaun jedes Mal eine Oeffnung, die der Beſitzer des Feldes vergebens zu ſchließen ſucht; denn was er am Tage herſtellt, wird in der Nacht wieder vernichtet.

Schriftliche Mittheilung.

CCXLV.

Parſſener Greet.

Auf der großen Heide zwiſchen Itzehoe und Hohenweſtedt bei dem Dorf Parſſen in der Nähe des einſamen Wirthshauſes zeigt man noch die Stelle, wo einſt ein großes Schloß ſtand. Das Wirthshaus heißt der Parſſener Pohl (Pfuhl). Hier auf dem Schloſſe wohnte eine gottloſe Herrin; ſie war gefürchtet in der ganzen Umgegend; die Reiſenden nahm ſie erſt freundlich auf, führte ſie aber bald an eine Fallthür, wo eine ſolche Vorrichtung war, daß die Hinabſinkenden getödtet wurden; auch an ihrem Geſinde übte ſie die größten Grauſamkeiten und ihren Mann hatte ſie in ein dunkles Gefängniß einſperren laſſen, und ſoll ihn dann mit eigener Hand ermordet haben. Darauf hat ſie noch einen falſchen Schwur gethan, in dem ſie ihre Unſchuld an ſeinem Tode betheuerte. Alsbald iſt aber das Schloß verſunken und zur Strafe ward der Frevlerin aufgelegt die Heideblümchen des ganzen Reviers zu zählen; wenn ſie einmal damit fertig

würde, solle sie erlöst sein. Wenn sie nun in einer Nacht ein Stück gezählt hat, sind am Morgen eine neue Menge Blumen hinzu gekommen und andre verschwunden, und so geht es immer fort und sie wird niemals fertig. Ihr Gespenst irrt noch immer auf dem hohen Heideviert umher; man nennt sie die Parssener Greetje, und sie ist weit und breit bekannt, da die Landstraße von Rendsburg nach Itzehoe gerade an dem Ort ihrer Strafe vorbei führt.

Die Parssener Greet hat sich oft den Vorüberreisenden gezeigt und sie erschreckt. Wer sie anruft, dem erscheint sie und manchem Verirrten hat sie bei Nacht und Nebel den richtigen Weg gezeigt. Böse Menschen aber verfolgt sie. Oft hat sie den Pferden in die Zügel gegriffen und den Wagen umgestürzt. Ein Fuhrmann hatte in dem Wirthshause vor der Heide einmal ein Glas zu viel getrunken und wollte spät Abends noch weiter. Man warnte ihn vor der Greet; er aber sagte, sie solle nur kommen, er wolle ihr schon Bescheid thun. Mitten auf der Heide standen nun seine Pferde plötzlich still und giengen nicht von der Stelle, so sehr er auch drauf einschlug. Der Fuhrmann fluchte und tobte, da stand mit wildem flatternden Haar, die Faust drohend geballt, das riesige Gespenst mit einmal vor ihm. Der Kerl außer sich vor Wuth, erhub die Peitsche um einen Streich auf sie zu führen, als der Wagen umkippte und er zu Boden stürzte. Am andern Morgen fand man ihn besinnungslos da liegen.

Einmal kam ein fremder Herr, der sich hier im Lande auf unehrliche Weise viel Geld und Gut erworben hatte, hier durch. Er wollte mit dem Erworbenen nun ins Ausland reisen, aber die Fuhrleute weigerten sich bei Nacht über den Viert zu fahren. Da gieng er dreimal, unverständliche Worte murmelnd, um jeden Wagen und sagte darauf, daß sie nun zauberfest wären. Als sie aber an den Kreuzweg kamen, sahen die Fuhrleute eine große Frauengestalt neben her gehen, die mit langem Arm überlangte und mit dem Zeigefinger auf jede Kiste im Wagen tippte, als wenn sie sie zählte. „Gott sei uns gnädig!“ rief der Fuhrmann, bei dem der Herr im Wagen saß. Da machte dieser drei Kreuze über seine Augen und der Fuhrmann sah die Gestalt nicht mehr. — Wenn überhaupt einer ungerechtes Gut über die Heide fährt, so hockt die Parssener Greet hinten auf den Wagen und die stärksten Pferde können ihn nicht von der Stelle ziehn. Eben so thut sie, wenn Leute gestohlene und unrechtmäßig erworbene Sachen tragen. Ein Dieb hatte im Dorfe einen Sack voll gestohlen; als er auf die Heide kam, mußte er irregehen, und seine Last ward immer schwerer und schwerer, und auf keine Weise wars ihm möglich sie abzulegen, so gerne er ausgeruht hätte. Als er sich endlich aber umsah, saß die Greet hinten auf und vor Schreck sank er um. Da er am andern Morgen erwachte, befand er sich bei dem Hause, wo er in der Nacht gestohlen hatte. Er gab nun dem Eigenthümer alles zurück und erzählte, wie die Greet ihn

in der Nacht irregeführt, und bat um Verzeihung. Seit der Zeit hat er nicht wieder gestohlen.

Viele glauben, daß die Parssener Greet dem nur etwas anhaben könnte, der in den Bezirk ihres ehemaligen Schlosses käme und sie beim Zählen der Blumen störe; wer sie einmal über den Kreis hinausbrächte, der würde sie erlösen, so habe auch eine alte Prophezeiung gelautet und ein Prediger hätte sie endlich wirklich erlöst. Er sollte nemlich einem Sterbenden das Abendmahl reichen und den letzten Trost geben. Da es aber Nacht war, wollte Niemand ihn über den Viert bringen nach dem Dorfe, wo der Kranke lag. Da verlangte der Prediger zwei weißgeborne Pferde und wollte selbst hinüberfahren. Es erbot sich noch ein achtzehnjähriger Jüngling ihn zu begleiten. Als sie an den Kreuzweg kamen, standen die Pferde still und giengen nicht weiter. Der Prediger und sein Fuhrmann sahen sich um und mitten im Wagen stand hoch aufgerichtet die Greet. Der Prediger sprach seinen Segen und fragte sie, warum sie sich in ihrer Arbeit stören lasse. Sie antwortete nicht, sondern setzte sich so schwer in den Wagen nieder, daß die Achse brach und das Rad seitwärts überfiel. Da stieg der Prediger vom Wagen, langte über und hob die Greetje hervunter und befahl ihr die Achse anzufassen und dem Wagen fortzuhelfen. Sie muste nun ohne niederzusetzen mit dem Wagen fort bis an die Grenze, wo dieser mit einem Male wieder heil war, und Greetje verschwand. Seit der Zeit soll sie Ruhe haben. Der Pastor war ihr zu schwer gewesen, weil er niemals was Böses gethan hatte, noch je ein Fluch oder Schwur über seine Lippen gekommen war.

Nach einer schriftlichen Mittheilung. vgl. No. 265.

CCXLVI.

Das händeringende Weib.

Auf der kleinen Insel Katholm bei Sebbelow auf Alsen landete im vorigen Jahrhundert einmal ein Schiff und fuhr sogleich darauf wieder ab. Als nach einiger Zeit ein Bauer, der da einige Weideplätze besaß, dahin kam, fand er ein weibliches gut gekleidetes, aber von Kälte und Hunger halbtotes Wesen. Mitleidig nahm er sie in sein Haus auf und die Leute im Dorfe sorgten alle für sie. Sie erholte sich körperlich, aber ihr Geist war verwirrt und das einzige, was sie undeutlich hervorbrachte, war: „Manns Moder is Düwels Unnerfeder!“ Es gab nichts, worin sie Freude gehabt hätte; nur das Spinnen ausgenommen, worin sie eine damals noch den Bewohnern des Dorfs unbekannte Fertigkeit besaß. Nach einigen Jahren starb sie in dem Hause jenes Bauern, ohne daß man jemals erfahren hat, woher sie gekommen. Seit der Zeit sieht man aber oft auf der kleinen Insel das Gespenst eines händeringenden Weibes umhergehen.

Schriftlich.

CCXLVII.

Tronburg.

In der Tronburg bei Flensburg iſt in einem großen geräumigen Zimmer ein dunkler Fleck zu ſehen; das iſt ein Blutfleck; denn einſt hat ein Ritter hier einen andern beim Trinkgelage erſtochen. Es iſt in der alten Burg überhaupt gar nicht geheuer und Nachts geht die Ahnfrau in den Gemächern umher.

Vor vielen Jahren hat hier der alte Peter Rantzau gewohnt, der ein unermüdlich thätiger Mann war. Seinen Geiſt ſieht man noch auf dem Hoffelde zur Mitternachtsſtunde umherwandeln, raſſelnd mit meſſingenen Ketten und das Land meſſend.

Zweiter Bericht der Geſellſchaft für Alterthümer S. 12. 14.

CCXLVIII.

Das Geſpenſt auf Gramm.

Die Gräfin Anna Sophia Schack war früh Wittwe geworden. Sie lebte nun auf Gramm in Saus und Braus und führte die leichtſinnigſte Wirthſchaft. Zuletzt verſchwor ſie dem Teufel ihre Seele. Dieſe ſollte er nach einer beſtimmten Zahl von Jahren an dem und dem Abend holen, ſobald ihr Wachslicht auf dem Tiſche niedergebrannt wäre; und von nun an giengs faſt noch toller auf Gramm her, als früher. Der Abend kam und das Wachslicht ſtand vor der Gräfin, die nun mit einem Male von namenloſer Angſt ergriffen ward. Sie ließ den Prediger rufen und vertraute ihm ihr Geheimnis: da rieth er ihr die Kerze auszulöſchen und das noch übrige kleine Stück in der öſtlichen Mauer der Kirche einmauern zu laſſen. Das geſchah und der Böſe hatte keine Macht über ſie. Bald aber brach Feuer in der Kirche aus. Es war früh am Morgen und die Gräfin war noch im Bette als ſie die Nachricht erhielt. Sogleich aber ſprang ſie auf und in ihrem leichten Morgenanzuge ohne Schuhe an den Füßen eilte ſie nach der eine Viertelmeile entfernten Kirche und ermunterte durch ihre eifrigen Zureden und Bitten das Landvolk zum Löſchen des Feuers, ſo daß wenigſtens die öſtliche Mauer geſchützt ward. Seit dieſer Zeit war die Gräfin ganz verwandelt, Frohſinn und Heiterkeit waren dahin und ein nagender Kummer brachte ſie ins Grab. Doch um Mitternacht wird im Schloſſe eine ſchöne Frauengeſtalt in ſchneeweißem Kleide geſehen, die händeringend mit geſenktem ängſtlichen Blick und angehaltenen Schritten von einem Zimmer zum andern wandelt, und zuletzt ſich in den obern Saal des Mittelgebäudes begiebt, wo ſie vor die Ofennische tretend, einige Minuten auf ein paar Blutflecke unbeweglich hinſtarrt und dann wehklagend verſchwindet. — Eine junge Gräfin, die in ſpätern Jahren einmal auf Gramm zum Beſuche war und eben am Clavier ſaß und

ſpielte, hat das Geſpenſt ſo erſchreckt, daß ſie bald darnach ſtarb. Niemand geht ohne Grauen auf das alte Schieß.

Schriftliche Mittheilung S. No. 57.

CCXLIX.

Das Geſpenſt am Brunnen.

In einem Walde nicht weit von Weſtenſee liegen zwei einſame Häuſer, die einſt ihr Trinkwaſſer aus einer jetzt verſiegten Quelle holten. Längſt war es bekannt, daß es da nicht geheuer ſei. Einige behaupteten, es gienge um Mitternacht ſeufzend und händeringend da ein Weib umher, andre wollten ſie butternd an einer Kanne geſehen haben. Die meiſten verlachten aber alles wie ein Märchen.

Einſt diente nun in einem der Häuſer eine Magd, die ſich durch einen mehr als gewöhnlichen Muth auszeichnete. Sie hatte einmal bei dem Brunnen ein Stück Zeug vergeſſen und da die Hausfrau überaus ſtrenge war, ſo gieng ſie, als es ihr um Mitternacht einfiel, ſogleich dahin. Hell ſchien der Mond durch die Bäume und ohne Furcht näherte ſie ſich. In der Ferne ſah ſie ſchon ihr Stück Zeug, aber als ſie es auflangen wollte, wie erſchrak ſie, da ſie eine weiße Geſtalt mit gefalteten Händen vor ſich ſtehen ſah, und dieſe ſtarr auf das Zeug hinblickte! Das Mädchen wollte entfliehen, aber die Geſtalt winkte ihr und wie ſie ſich zitternd wieder näherte, wies das Geſpenſt mit jammervollen unverſtändlichen Gebärden immer auf den Brunnen; das Mädchen wagte vor Furcht nicht zu reden und eilte bald ſo ſchnell ſie konnte wieder davon nach Hauſe, und verbarg ſich in ihr Bett. Am andern Morgen ſah ſie bleich und elend aus und die Hausfrau fragte was ihr fehle. Nach einigem Weigern geſtand ſie, was ihr in der Nacht begegnet ſei. Die verſtändige Frau antwortete, daß das Geſpenſt keinen anreden dürfe, ſondern ſie hätte fragen ſollen. Aber das Mädchen gelobte, daß ſie ſich ferner hüten wolle um Mitternacht zum Brunnen zu gehen.

Aber in jeder Nacht war es ihr doch, als zöge ſie eine unbegreifliche Gewalt dahin, lange widerſtand ſie. Endlich aber kam es ihr einmal Nachts vor, als wenn es ſchon ſpät am Morgen wäre und ſie Waſſer holen müſſe. Obgleich ihr eine innere Stimme ſagte, du irrſt dich, das Geſpenſt ruft dich, ſo ergriff ſie doch Tracht und Eimer und gieng. Da ſtand die händeringende Geſtalt wieder und machte allerlei Gebärden. Das Mädchen faßte Muth und fragte: „Was willſt du?“ Da erheitere ſich ſchnell ihr trauriges Geſicht und das Weib ſprach: „Nun hoffe ich Erlöſung.“ Sie erzählte darauf dem Mädchen, daß ihre Eltern brave aber ſtrenge Leute geweſen, die vor hundert Jahren in demſelben Hauſe gewohnt hätten. Sie ſei zu Fall gekommen und vom Verführer verlaſſen worden; aber es ſei ihr gelungen ihren Zuſtand vor der Mutter zu verbergen. Hier am

Brunnen hätte ſie geboren, aber das Kind ſogleich im Waſſer ertränkt, und die Leiche darauf unter der Schwelle der Stallthür vergraben. Seit der Zeit hätte ſie jede Nacht ein Irrlichtchen geſehen, weil das Kind ungetauft geſtorben ſei und weder in den Himmel noch in die Hölle kommen konnte; darüber hätte ſie keine Ruhe gehabt, weil ſie ihre Sünde nicht bekannt und mit ins Grab genommen habe. „Nun muſte ich ſo lange an dem Ort der Uebelthat wandern bis jemand mich anredet und mein Bekenntnis anhört, und verſpricht die Reſte meines armen Kindes auf dem Kirchhofe zu begraben. Willſt du mich nun erlöſen?“ fragte ſie die Magd, „ſo gib mir die Hand.“ Die Magd reichte ihr das eine Ende der Tracht und eilte nach Hauſe. Am andern Morgen meinte ſie erſt einen ſchweren Traum gehabt zu haben. Als ſie aber Waſſer holen wollte, fand ſie an der Tracht die fünf Finger des Geſpenſtes tief eingebrannt. Nun ſagte ſie der Hausfrau alles und es ward unter der Schwelle nachgegraben. Man fand da bald die kleinen Knöchlein, legte ſie ſorgfältig in einen Sarg und brachte ihn auf den Kirchhof von Weſtenſee. In der andern Nacht ſtand das Geſpenſt am Bette des Mädchens, beugte ſich über ſie und ſagte: „Jetzt bin ich erlöſet; ich danke dir!“ und damit verſchwand es. Die merkwürdig gezeichnete Tracht ward nach Kopenhagen in die Kunſtkammer geſchickt, wo ſie noch zu ſehen iſt.

Durch Herrn Schull. Bahr in Wrohe Kſp. Weſtenſee. — Bei der Sibſtedtsbre, nicht weit von Jägerup, Amts Hadersleben, ging auch ehedem eine Frau um, die ihr Kind ermordet. Ein Mann kam einmal des Weges und ſah das Geſpenſt für ſeine Frau an, die ihm entgegen gegangen. Da das Geſpenſt ſtumm und ruhig blieb, griff er darnach und ſagte: „Du ſollſt mir nicht entwiſchen, ich kenne dich ſchon!“ Da bemerkte er, daß das Geſpenſt kopflos wäre. Vor Schreck ſtürzte er nieder und man fand ihn am andern Morgen betäubt da liegen.

CCI.

Die weiße Frau auf dem Sandfelde.

In Eutin lebte einſt eine reiche ſchöne, aber übermüthige Dame, um deren Hand ſich alle jungen Leute der Gegend bewarben. Jeden muſte ſie durch ihre Reize anzulocken und jeder glaubte einmal der glückliche Freier zu ſein, dann aber ward er mit Hohn und Spott abgewieſen. Unter den Freiern zeichneten ſich beſonders zwei Brüder aus und das Mädchen zog die beiden auch ſichtbarlich den übrigen vor. Weil aber beide von gleich heftiger Liebe entbrannt waren und jeder endlich glaubte nur der andre ſtünde ſeinem Glücke entgegen, ſo erwachte die glühendſte Eiferſucht in ihrem Herzen. Einmal trafen ſie in einem Gehölze auf der Jagd zuſammen, ein böſer Geiſt ergriff ſie, und ſie erſchoſſen ſich gegenſeitig. Da hat ihr nun kinderloſer alter Vater das übermüthige Mädchen verwünſcht und den Stund

an war ſie aus ihrem Zimmern verſchwunden. Wer aber Nachts über das Sandfeld zwiſchen Eutin und Stendorf kommt, dem erſcheint ſie in langer weißer Kleidung; ſie iſt noch ganz die ſchöne reizende Geſtalt wie früher, und mit ſehnſüchtigem Blick ladet ſie jeden zum Kuſſe ein. Wer aber ſich ihr nähert, vor dem verwandelt ſie ſich plötzlich und ein Scheuſal von verweſtem Anſehn mit feuerſprühenden Augen ſteht vor ihm. Sie wird jedoch ſo lange auf dem Sandfelde umherirren müſſen, bis es endlich einer wagt ſie zu küſſen. Ihrem Retter wird ſie viele Reichthümer, beſonders einen großen ſilbernen Tiſch übergeben. — Ein armer Tagelohner hat einmal die Erlöſung verſucht; erſchrak aber ſo dabei, daß er erkrankte und in wenigen Tagen ſtarb. Von dem kleinen Dr. K. in Eutin ſagte man aber früher oft, er habe die Prinzeſſin geküßt und den ſilbernen Tiſch dafür erhalten; denn niemand wuſte wie er zu ſeinem Gelde gekommen ſei.

Mündlich. — Etwas abweichend von Herrn Kirchmann in Eutin.

CCLI.

Die Gongers.

In Keitum auf Silt ſtarb einmal eine Frau vor ihrer Entbindung; da iſt ſie mehrere Male dem Knecht des Predigers erſchienen und hat nicht eher Ruhe im Grabe gehabt, als bis man ihr Scheere Nadel und Zwirn ins Grab gelegt. So thut man bei Frauen in Nordfriesland gewöhnlich.

Es gibt da überhaupt manche Wiedergänger oder Gongers; denn wer unſchuldig ermordet iſt, oder Grundſteine verſetzt und Land abgepflügt hat, findet keine Ruhe im Grabe. Ebenſo müſſen auch die Gotteslästerer und wer ſich ſelbſt verflucht, und die Selbſtmörder wiedergehen. Einem ſolchen Gonger darf man nicht die Hand reichen; ſie verbrennt, wird ſchwarz und fällt ab.

Wenn einer von der Verwandtſchaft auf der See ertrunken iſt, meldet er es nachher den Anverwandten. Wem ein ſolcher Gonger begegnet, der erſchrickt nicht, ſondern wird vielmehr betrübt. Der Gonger meldet ſich aber nicht in der nächſten Blutverwandtſchaft, ſondern im dritten oder vierten Gliede. In der Abenddämmerung oder bei Nacht läßt er ſich ſehen in eben der Kleidung, worin er ertrunken iſt. Er ſieht dann zur Hausthür herein und lehnt ſich mit den Armen darauf, geht auch ſonſt im Hauſe herum, verſchwindet aber bald und kommt am folgenden Abend um dieſelbe Zeit wider. Nachts öffnet er, gewöhnlich in ſchweren aufgezogenen Stiefeln, die voll Waſſer ſind, die Stubenthür, löſcht mit der Hand das Licht aus und legt ſich dem Schlafenden auf die Decke. Am Morgen findet man einen kleinen Strom ſalziges Waſſers, das dem Ertrunkenen von ſeinen Kleidern abgetröpfelt iſt, in der Stube. Laſſen die Verwandten durch dieſes Zeichen ſich noch nicht überreden, ſo erſcheint der

Gonger ſo lange wieder, bis ſie es glauben. Der Gonger gibt auch andre Zeichen. Man erzählt:

Ein Schiffer mit zwei Söhnen ſegelte von Amrum aus mit Saat nach Holland. Der jüngſte Sohn hatte gar keine Luſt zu der Reiſe. Er flehte ſeine Mutter an: „O Mutter, laß mich doch zu Hauſe bleiben, ich mag nicht mit!“ „Ich kann ja nichts dazu thun,“ ſprach die Mutter, „dein Vater will es.“ Der Sohn muſte alſo mit. Als ſie auf dem Wege zum Hafen in Weſt über den Steindamm giengen, ſagte er zu ſeiner Mutter und den Andern, die ihn begleiteten: „Denket an mich, wenn ihr über dieſe Steine gebt.“ Noch in derſelben Nacht verunglückten ſie. Des Schiffers Schweſter wohnte bei ihm im Hauſe. Nachts hatte ſie ihr weißes Bruſttuch vor dem Bette liegen; am Morgen fand ſie drei Tropfen Bluts darauf. Da wuſte ſie, daß die Ihrigen umgekommen, und ſie in der Nacht bei ihr geweſen ſeien.

Herr Hanſen auf Sylt. Lorenzen in Cameres Nachrichten I. Herr Dr. Clement.

CCLII.

Die Male des Mütterchens.

In einem Wäldchen bei Hadersleben lebte vor nicht gar vielen Jahren ein altes Mütterchen, das an beiden Handgelenken ein paar dunkelrothe Reife hatte. Wenige hatten dieſe unnatürlichen Male geſehen, aber man erzählte davon dieſe Geſchichte.

In ihrer Jugend diente ſie auf einem Bauerhofe zwiſchen Tondern und Hadersleben. Einmal war ſie als es ſchon ſpät war, erſt zum Melken hinaus aufs Feld gegangen. Da hörte ſie mitten in der Arbeit im nahen Gebüſch ein Geräuſch; in dem Glauben aber, es ſei ihr Bräutigam, blieb ſie ruhig und melkte fort ohne umzuſehen. Plötzlich fühlte ſie ſich von zwei kalten knöchernen Händen an beiden Armen gefaßt und eine hohle Stimme rief: „Bete ein Vaterunſer!“ Mit bebenden Lippen ſtammelte ſie das Gebet; als ſie geendigt, ſtand ein kleines Männchen in altmodiſcher Tracht vor ihr und ſprach mit derſelben Stimme wie vorher: „Du ſollſt Dank haben; denn nun kann ich Ruhe finden. Ich war verflucht ſo lange umher zu irren, bis das Gebet einer reinen Jungfrau mich erlöſte. Komm morgen wieder, und dein Lohn ſoll dir werden.“ Damit verſchwand die Erſcheinung. Voller Schrecken kam das Mädchen in das Haus ihres Brotherrn und erzählte, was ihr begegnet ſei. Die Furcht vor dem Kleinen war bei ihr ſo groß, daß ſie erklärte, ſie werde um keinen Preis wieder dahin gehen. Da unternahm der Herr am andern Abend an ihrer Statt den Gang. Was ihm aber da begegnet und was er geſehen und gehört, hat er nachher niemand erzählen wollen; aber ſichtlich ruhte ſeit jenem Abend ein ganz beſonderer Segen auf ſeinem Beſitze.

Durch Fräulein L. Tamſen in Tondern.

CCLIII.

Der Bröddehoogmann.

Auf dem Bröddehoog, einem alten Grabhügel zwiſchen Braderup und Kampen, haben viele Leute, oft bei hellem Tage, einen Mann von mittlerer Höhe, grau gekleidet, mit einer altmodiſchen Mütze auf dem Kopfe ſtehen ſehen. Den Kopf hatte er geſenkt und mit nachdenklicher, ſchwermuthsvoller Miene ſchaute er vor ſich nieder. Er hieß der Bröddehoogmann.

Einſt wohnte er in einem der nördlichen Dörfer Silts und erwarb ſich durch See- und Strandraub ein großes Vermögen. Die von ihm ausgeplünderten und ermordeten Schiffbrüchigen verſcharrte er in der Gegend des Bröddehügels. Vor den Augen der Leute und ſeiner eigenen leichtſinnigen Söhne verbarg der geizige Mann ſeine Schätze ſorgfältig in dem geräumigen Gewölbe jenes Hügels. Während der Nacht aber ſchlich er oft dahin, zählte ſein Geld, und ſaß ſtundenlang in ſeiner unterirdiſchen Schatzkammer auf ſeinen Säcken. Er brütete auf ſeinen Goldeiern, wie man ſagte, und davon bekam der Hügel den Namen Brütehügel.

Der Mann ſtarb ohne ſeinen Söhnen Nachricht von ſeinem Reichthum zu geben. Aber ob dieſe eine Ahnung davon hatten, oder dem Vater einmal nach gegangen waren, ſie ſtellten wenigſtens gleich in jenem Hügel eine Nachſuchung an. Aber unrecht Gut kommt nicht an den dritten Mann. Während ſie im Steinkeller arbeiteten, ſtürzte er ein und begrub die habgierigen Söhne des geizigen Mannes, der hinfort auf dem Grabe ſeiner Kinder und zugleich der ermordeten Schiffbrüchigen als Geſpenſt umgehen muß.

Durch Herrn Schull. Hanſen auf Silt. — Es wird auch ſo erzählt, daß ein Mädchen aus Braderup an einen Kampener verheiratet dieſem ein großes Heidefeld bei dem Bröddehoog (alſo meint man Bridhhoog, Brauthügel S. 168) zugebracht habe. Nach ihrem Tode haben die Kamper es nicht, wie es Geſetz geweſen wäre, an die Verwandten der Frau zurückgeliefert. Ihr (meineidiger?) Rathgeber in dieſer Sache ſoll nun jenes Geſpenſt ſein. — Der Hügel iſt vor einiger Zeit abgetragen und man fand den gewöhnlichen Inhalt ſolcher Gräber. Nordd. Wochenbl. Febr. 1845.

CCLIV.

Der vergrabene Schatz.

Nicht weit von Üterſen liegt das Dorf Heiſt. Hier lebte vor Jahren ein alter Mann, der viel zur See gereiſt war und ſich viele Reichthümer erworben hatte. Denn ſo mußte man im Dorfe glauben, obwohl er nur zur Miethe wohnte, weil er den Armen immer reichlich gab und immer Geld vollauf hatte. Doch nach ſeinem Tode fand man zur Verwunderung der Leute nichts in ſeiner Wohnung.

Aber ſeit der Zeit zeigte ſich auf der Loge, der Meente des Dorfes, ein großes helles Licht in dunkeln Nächten, viel größer als ein gewöhnliches Irrlicht und auch flackerte es nicht umher wie dieſe, ſondern ſtand unbeweglich auf einer Stelle. Ein paar junge Bauern beſchloſſen endlich es einmal näher zu unterſuchen. An einem Abend, als das Licht ſich wieder zeigte, giengen ſie hinaus auf die Loge, und als ſie in ſeine Nähe kamen, ſtießen beide nach Verabredung einen tüchtigen Fluch aus, weil ſie wußten, daß ein gewöhnliches Irrlicht davor wegliefe; aber dies Licht blieb ſtehen. Sie fluchten zum zweiten Mal und zum dritten Mal; da fuhr das Licht ziſchend empor und floh nicht, ſondern kam gerade auf ſie los. Voll Schreck ergriffen ſie die Flucht und erreichten eben noch das Wirthshaus, als es ihnen ganz nahe auf den Ferſen war; und da ſie eben die Thür zugeſchottet hatten, fiel ein ſo furchtbarer Schlag dagegen, daß ſie vor Schreck niederfielen. Am andern Morgen fand man ein großes Hufeiſen darauf eingebrannt und ſo oft der Tiſchler das Brett auch herausnahm, immer war es am andern Morgen wieder zu ſehen. Nach längerer Zeit wollte der eine Bauer auf der Loge einen Feldſtein mit Pulver ſprengen. Als man nun eine Grube aufwarf, um den Stein dahinein zu legen, traf man auf etwas hartes und fand bald einen eiſernen Kaſten, der, als man ihn mit vieler Mühe öffnete, eine große Menge der allerblankſten Geldſtücke enthielt. Nun erkannte man, daß ſie zufällig die Stelle getroffen hätten, wo ſich immer das Licht zeigte und auf dem Deckel des Kaſten war ein eben ſolches Hufeiſen zu ſehen wie an der Wirthsthür. Der Bauer war ſo klug das Geld nicht allein für ſich zu behalten, ſondern theilte es mit dem ganzen Dorfe, weil es auf der Gemeindewieſe gefunden war. Seit der Zeit iſt das Licht verſchwunden und auch das Hufeiſen an der Wirthsthür blieb weg, als man ein neues Stück einſetzte. Die Loge iſt jetzt ſeit Jahren auch aufgetheilt.

Mündlich.

CCLV.

Dat lütje Tümmeldink.

Er weer hier inne Marſch mael en ryken, erken Buer. De weer ſo ſtolt unn ſo hochmödig ep ſenen Nabeern unn wenn de armen Lüd' kemen unn em um en Stück Broet beden, unn ſe äer „Väel duſent Gottsleen" ſäen, ſo antweerd' he: „Ik bruek den Gottsleen ni'; ik heff all neeg," unn lach ſe darto noch wet. Darfar muß he, as he ſtoeven weer, ewig twiſchen Himmel unn Höll ſwäben unn muß ſo lang noch ep Eerden wandeln, bet he ſik ern „Gottsleen" verdeent hatt.

Nun kunn man Nachs ümmer en Füer ſeen, dat brenn as en Dunt Stro, unn leep ümmer hen unn häer unn wenn noch laet baer wull wanken däd', (ſpät da jemand gieng) ſe keem dat Füer ep ſe

to, umm ſo gau (ſchnell) ſe uk lepen, et leep ümmer ſo bv ſe häer, bet ſe to Hues weren. De Lüd' worden eerſt ümmer bang' daerfar, awer teleh worden ſe dat gans gewent umm worden gans vertruet damit. Wenn't emmael rech düeſter weer umm emer ſä': „Kumm, lüch mi ins," girk weer dat lütje Tümmeldink da (denn ſo nömen ſe dat Füer) unn wenn emer ſik verlopen harr unn he ſä' man: „Wenn dat lütj' Tümmeldink doch man hier weer!" ſo weer et uk gipks daer unn brech em na Hues. So ging' dat nu väle, väle Jaer umm dat lütje Tümmeldink harr mennig em holpen, awer noch keenen Dank verdeent.

Emmael bv Nach wull en bedrunken Mann na Hues. Sen Weg weer noch wet umm de Nach weer düeſter; et weer bv Harvſttyden, de Gröben weren allerwegens vull Water. He verfäel en Steg unn full in en depe Gröef umm weer neeg daran te verdrinken; do reep he in ſen Hartensangſt: „Och, weer doch man dat lütj' Tümmeldink hier!" Girks word' et gans hell bv em, lütj' Tümmeldink weer bv de Hant, help em heruet, unn brech em to Hues. Far Küld' unn Mödigheit kunn de Mann nich wyder umm do he de Dar opmack, ſackt he dael unn ſä': „Du ſchaſt vel duſent Gottleen hebben!" Do ſprung dat lütj' Tümmeldink hoech op unn reep: „Gottlef! nu bin ik fry!" unn ſet de Tyt bet et ſik ni wedder ſeen laten.

Mündlich aus Marne in Süderdithmarſchen.

CCLVI.

Der verwünſchte Prinz.

Unweit der Horſtmühle auf dem Nödenteich zwiſchen Elmshorn und Horſt geht ein verwünſchter Prinz um, und zwar zur Zeit des Neumonds. Er iſt eine große lange feurige Geſtalt mit brennendem Kopfe und trägt ein Spinnrad unterm Arm. Dieſe Strafe leidet er, weil er einſt einen falſchen Schwur gethan hat, nun ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Durch Mommſen.

CCLVII.

Die Mäher.

Die Broekenkeegswiſch in der Tenderſchen Marſch bei dem Kanzleihof Freſmark hat ihren Namen von einem reichen Bauer, Namens Broek, der vor ſeinem Tode all ſein Vermögen unter ſeine drei Söhne theilte bis auf dieſe ſchöne Wieſe, über die ſie ſich brüderlich vereinbaren ſollten. Als nun der Vater geſtorben war, machten die drei unter ſich aus, daß dem die Wieſe gehören ſolle, der bei der erſten Maht auf ihr die meiſten Schwaden ſchlüge. Beim Mähen

aber wurden sie eifersüchtig auf einander und erschlugen sich zuletzt einer den andern mit den Sensen.

Seit der Zeit tanzen auf der Brorkenkoegswisch allnächtlich drei Irrlichter herum und machen das Wettmähen und den Bruderzwist nach; dann verlöschen sie eins nach dem andern.

Volksbuch 1844. S. 90. — Nördlich von Tiislund, Amts Hadersleben, giengen einmal zwei Brüder auf ihr Roggenfeld und mähten. Sie geriethen bald in einen heftigen Streit (Trætte) und erschlugen sich mit ihren Sensen. Davon heißt der Acker Trædblock; Block bedeutet in Nordschleswig wie in Dithmarschen einen kurzen Acker.

CCLVIII.

Die Irrlichter bei Jordkirch.

Von Jordkirch aus sieht man in den Monaten August und September, scheinbar an der Ostseite der Drawitter Hölzung, die wohl drei Meilen entfernt sein mag, nach Sonnenuntergang zwei Feuer oder Lichter, deren eines größer ist als das andre.

Ein armer Schneider in Höist hatte nemlich ein böses, trunkfälliges Weib; die verbitterte ihm das Leben so, daß er keine frohe Stunde mehr hatte; alles was er verdiente, das vergeudete und vertrank sie. Eines Tages hatte er kein Bischen Brot mehr im Hause. Da kam sein kleiner Sohn und bat weinend um etwas; denn ihn hungerte se. „Komm mit," sagte der Vater, „ich will dir Brot geben, daß du nie mehr Hunger leiden sollst," und damit gieng er mit ihm nach der Drawitter Hölzung, die nicht weit vom Dorfe liegt. Als sie nun dahin kamen, da ermordete der Vater in seiner Verzweiflung erst seinen Sohn und verscharrte ihn im Sande, und dann erhenkte er sich selbst. Seit der Zeit sieht man dort jene Lichter wandeln.

Durch Herrn Pastor Hansen in Jordkirch bei Apenrade.

CCLIX.

Der Scheidevogt.

Zur Zeit der Auftheilung und Einkoppelung entstanden zwischen den Dörfern Alversdorf und Röst in Süderdithmarschen Gränzstreitigkeiten. Die Scheide konnte nicht ermittelt werden, bis ein Mann aus Alversdorf erklärte, daß er sie genau wisse und mit einem Eide seine Aussage bekräftigen wolle. Zu dem Ende begab er sich an die Grenze der Alversdorfer Feldmark, füllte bei der Tensbüttler Furt, wo es durch die Wieselau geht, seine Schuhe mit Sand, gieng dann nahe vor Röst und that da seinen Eid, daß er auf Alversdorfer Grund und Boden stehe. Er glaubte den Meineid vermieden zu

haben. Aber nach ſeinem Tode muſte er als Feuerkerl auf der Scheide umgehn (ſcheelgaen). Eine Flamme von Manns Höhe hat da gerade auf der Scheide in dunkeln Nächten lange umher gehüpft, bis das Meer trocken gelegt ward. Wenn ſie recht hoch aufflackerte, erkannten ſie die Leute und riefen: „Dat is de Scheelvaegt!“ — An der Stelle wo er den Sand einfüllte, muſte jeder, der Nachts da hindurch gieng und kein reines Herz hatte, eine ziemliche Strecke weit den Teufel wie eine centnerſchwere Laſt auf ſeinem Rücken fortſchleppen.

Auch zwiſchen dem Gute Röeſt und dem Dorfe Rabenkirchen in Angeln war einmal Streit um eine Hölzung. Der Edelmann füllte an einem Morgen Erde aus ſeinem Garten in die Schuhe, ſteckte Zweige von den Bäumen auf ſeinem Hofe auf den Hut, und that nun im Gehölze, das den Rabenkirchnern eigentlich gehörte, den Schwur, daß er auf ſeiner Erde ſtünde und die Zweige über ſeinem Haupte ſein wären.

Drei Männer aus Spandet im nördlichen Schleswig haben dem Dorfe Fjerſted einmal die ſchöne Wieſe Elkjær abgeſchworen; dafür erhielt Fjerſted die ſchlechtere, Sepkjær. Sie hatten auch Erde in die Holzſchuhe genommen und büßten ihre Schuld, indem man ſie nach ihrem Tode lange händeringend auf der Wieſe umhergehn ſah und ſie ausriefen:

Med Ret og Skjel, (Fug,)
Det ved vi vel,
Elkjær ligger til Fjerſted Bye,
Sepkjær ligger til Spandet.

Mündlich. — Jenſen Angeln S. 232. — Herr Dr. Reimers auf Gramm. — Bei Jordkirch, Probſtei Apenrade, ſieht man mitunter zwei oder drei Lichter, die Braurup Tradeeld die Braruper Prozeßfeuer heißen, weil drei Bauern durch einen Meineid, indem ſie Erde in ihre Schuhe nahmen, ihren Nachbaren Land abgeſchworen und nun dafür brennen.

CCLX.

Das Geſpenſt mit dem Grenzpfahl.

In den niedrigen Fennen zwiſchen Lindholm und Maasbüll, Amts Tondern, die im Winter meiſt unter Waſſer ſtehen, tobte allnächtlich ein Geſpenſt. Es war ein Mann mit einem großen Pfahl auf dem Nacken und indem es umherſtürmte, ſchrie es beſtändig: „Wo ſchall ik den Pael daelſchlaen? we ſchall ik den Pael daelſchlaen?“ Die älteſten Leute hatten davon ſchon von ihren Eltern gehört und immer gieng das Geſpenſt noch umher. Es that keinem etwas zu Leide und jeder gieng ſtill vorüber; es bekümmerte ſich niemand weiter darum. Einmal aber kamen zwei Nachbarn mit einander vom Markte zurück, und der eine war etwas betrunken. Als ſie nun an die Stelle kamen und das Geſpenſt rief, fragte er: „Wat

ſeggt de Käerl?" „Um Gottes Willen, ſo ſchweg doch," ſagte der andre, „he deig dy niks." „Ik will awer wäten, wat he ſeggt," erwiederte der andre mürriſch und rief das Geſpenſt an: „Wat ſegaſt du?" Gleich ſtand es vor ihnen und ſchrie: „Wo ſchall ik den Pael daelſchlaen? wo ſchall ik den Pael daelſchlaen?" Vor Schreck plötzlich nüchtern faltete der Mann die Hände und antwortete: „In Gottes Namen ſchlaeg em dael, wo he fröer ſtaen hett." Unter lautem Danke, weil es auf dieſes Wort ſchon über hundert Jahr gehofft hatte, rannte das Geſpenſt nach einer Stelle, ſchlug den Pfahl da hinunter, ſo daß das Waſſer weit über ſeinen Kopf und über den Pfahl hinweg ſtob, und war zugleich verſchwunden.

Der Mann hatte nemlich bei Lebzeiten den Gränzpfahl verrückt und hatte damit umgehen müſſen, bis jemand ihn anredete und dadurch erlöste.

Schriftliche Mittheilung. — Zwiſchen Maugſtrup und Ajeſtrup, Amt Hadersleben, hat der Prediger, Herr Jacob, auch den Grenzſtein verrückt; dafür muß er umgehen. Aehnliche Sagen werden ſich überall finden.

CCLXI.

Der nächtliche Pflüger.

In der Breder Gemeinde hatte ein Mann ſeinem Nachbarn ein Stück Land betriegeriſcher Weiſe abgenommen. Nach ſeinem Tode konnte er darum keine Ruhe finden. Jeden Abend wenn es dunkel zu werden anfieng, ſah man ihn mit Pflug und Pferden und dem Knecht, der ihm früher geholfen hatte, auf den Acker ziehen und pflügen. So oft er die Wende hinunter gekommen war, hörte man ihm ſeinem Knechte zurufen: „Willads vend!" (Wilhadus kehre um!) Gegen Mitternacht zog er auf einem ſchmalen Wege wieder zum Kirchhof hinauf, um noch zur rechten Zeit im Grabe zu ſein. Da dachten einige muthwillige Burſche einmal den Pflüger zu fangen. Sie kauften ein neues ungebrauchtes Hanfſeil, beſpickten es mit ungebrauchten Nähnadeln und ſpannten es über den Weg. Dann ſtellten ſie ſich daneben um zu ſehen wie es ablief. Aber je näher die Zeit der Heimkehr des Pflügers kam, je ſchwüler ward ihnen ums Herz und endlich eilten ſie furchtſam davon. Bald darauf hörten ſie einen durchdringenden Schrei, dann war alles wieder ſtill. Am Morgen fand man das Seil zerriſſen; der Nachtwandler kam aber ſpäter nicht wieder.

Durch Herrn Peterſen in Soes.

CCLXII.

Schwarze Hunde.

I.

Von Elmshorn nach ſeinem combinierten Antheil Vormſtegen hin führt ein langer hölzerner Steg über die Wieſen. Es war

gefährlich Abends hinüber zu gehen. Denn ein wegen einer großen Uebelthat verwünschter Ritter muste in der Gestalt eines ungeheuern Hundes nach einem Hügel bei Vormstegen, dem Krögersberg, wo einst sein Schloß gestanden, jeden Abend zwischen zehn und eilf Uhr wandern und zwischen eilf und zwölf muste er von dort wieder zurück kommen, weil eine jede Stunde längeres Verweilens ihm ein Jahr Strafe mehr gebracht hätte; zugleich durfte er nicht trockenes Fußes gehen. Wenn daher die Wiesen nicht feucht genug waren, so gieng er in dem Graben entlang, der die alte Aue heißt. Weil nun aber sein Kopf so groß war wie der eines Ochsen, sein Schwanz wie ein Windelbaum und seine Haare länger als das längste Gras, so muste sich der Steg aus einander thun, wenn er herzukam, daß er frei durchgehen konnte. Kamen dann gerade Leute, so fielen sie hinab in die feuchte Wiese oder ins Wasser. Aber noch schlimmer wars, wenn einer auf den Hund zu reiten kam. Dann giengs her und hin die ganze Nacht hindurch bis zum ersten Hahnkrat; sobald der gehört ward, fiel der Reiter ab und fand sich weit unten hinunter an der Krückaue bei den Pfahlbuchten. Jetzt geht die Eisenbahn über die Wiesen und der Hund soll verschwunden sein.

Mündlich.

2.

Der böse Bürgermeister Peter Pommerening in Flensburg ward abgesetzt und erhielt kein ehrliches Begräbnis. Er ward nur hinter seinem Hause eingescharrt und in der Dämmerung sieht man ihn nun als großen schwarzen Hund im Stadtgraben umgehen. So lange die Sonne scheint, rufen die Knaben keck:

Peter Pommerening,
Plag dy de Röring! (der Schlag.)

Aber wenn die Dämmerung anbricht und ein schwarzer Hund sich zeigt, fliehen sie furchtsam.

Durch Herrn Pastor Dr. Jensen.

3.

Von nächtlichen Umtreibern und Ruhestörern hatte man in Alversdorf früher nichts zu fürchten. Denn mitten im Dorfe zeigte sich um Mitternacht ein großer schwarzer Hund mit glühenden Augen und hielt die Unfugtreiber in Respect. Wenn junge Leute spät von der Jert* kamen, giengen sie darum still und ohne Geräusch nach Hause. — Am Marnerdeich und anderswo schreckt ein solcher

* Ein zweifelsohne aus dem Norden eingewanderter Ausdruck, auch in Eiderstede gebräuchlich. Auf der ditmarschen Geest bezeichnet man damit die sonntäglichen Zusammenkünfte und Tänze junger Leute, wenn nicht eingeladen wird wie zu Bieren und Hochzeiten. vgl. Falks Abhandlungen aus Schl. Holst. Anzeigen.

Hund jeden, der Abends spät in böser Absicht ausgeht, namentlich Strandläufer. Ein Mann kam einmal spät über den Deich, als ihm der Hund begegnete. Darüber erschrak er so, daß er krank ward und in drei Tagen starb.

Mündlich.

CCLXIII.

Cyprianus.

In alter Zeit lebte auf einer dänischen Insel ein Mann Namens Cyprianus; der war schlechter als der Teufel. Deshalb ward er, als er gestorben und zur Hölle gefahren war, vom Teufel wieder hinausgeworfen und auf seine Insel zurück versetzt. Hier schrieb er neun Bücher in altdänischer Sprache mit Hexereien und Zauberspruchen. Wer diese Bücher alle neun durchliest, ist dem Teufel verfallen. Von diesem Original sollen drei (oder neun) Exemplare von einem Mönche abgeschrieben und dann zerstückelt über die ganze Welt verbreitet worden sein. Ein vollständiges Exemplar soll von einem Grafen, der auf dem Plöner Schloß wohnte *, in Ketten geschmiedet und unter das Schloß vergraben sein, weil ihm nach Durchlesung der ersten acht Bücher so angst ward, daß er sie vor den Augen der Welt zu verbergen beschloß. — Eins dieser Bücher existiert noch in Flensburg. Einzelne Zaubereien aus den neun Büchern sind auch noch vielen alten Leuten bekannt. Will man aber darin eingeweiht werden, muß man zuerst das Christenthum verschwören.

Herr Storm in Husum. — In Flensburg soll man noch mehr vom Cyprianus zu erzählen wissen.

CCLXIV.

Die schwarze Schule.

Von der schwarzen Schule weiß man in Nordfriesland und im Dänischen besonders viel zu erzählen. Der Teufel ist selber darin Lehrmeister und namentlich angehende Prediger werden unterrichtet. Fast jeder Pastor versteht etwas von der Kunst; andre sind dagegen ganz ausgelernt und haben dafür dem Teufel ihre Seele verschreiben müssen, jedoch nur unter Bedingungen. Einer muste z. B. sein Leben lang eine und dieselbe wollene Unterjacke tragen; ein andrer durfte sich nur Sonnabends rasieren, ein dritter nur ein Strumpfband tragen, ein vierter verpflichtete sich nie in die Kirche zu gehen oder nie eine Minute länger als eine oder eine halbe Stunde darin zu bleiben; hätten sie nur einmal aus Versehen die Bedingung übertreten, wäre ihre Seele ewig verloren gewesen. Jeder, der in der schwarzen Schule

* S. No. 82.

gewesen ist, hat Macht über die Geister, und versteht sich besonders auf das Bannen der Wiedergänger und Gespenster. Durch ein Wort können sie sich von einem Orte nach dem andern wünschen, und wissen alles was in ihrer Abwesenheit in ihrem Hause passiert. Ein Pastor Fabricius in Medelbye, Amts Tondern, war besonders geschickt, einmal als er auf einer Kindtaufe in Holt war, zwang er einen Jungen, der einen Apfelbaum im Pasteratgarten plündern wollte, so lange sitzen zu bleiben, bis er zurück kam und ihn befreite. Ein ander Mal schlug er mitten in der Predigt nur auf das Kissen der Kanzel und rief: Halt! da stand als die Leute nachher aus der Kirche kamen, ein Mann mit einem Sack voll frisch geschnittenes Grases unbeweglich da, das er während der Predigt vom Kirchhofe hatte stehlen wollen. Er hatte auch sehr viele Zauberbücher. Sein Dienstmädchen machte einmal während der Predigt seine Studierstube rein und neugierig fieng sie in einem kleinen Buche an zu lesen. Plötzlich ward es in der Stube lebendig und eine Menge der scheußlichsten Gestalten und Geister ließen sich sehen und es kamen immer mehr und mehr und immer näher kamen sie auf das Mädchen los, das vor Angst fast gestorben wäre. Der Pastor merkte in der Kirche gleich was in seinem Hause vorgieng; plötzlich sagte er mitten in der Predigt Amen, lief nach Hause und brachte die Geister wieder zur Ruhe, die sonst das Mädchen umgebracht hätten.

Der Teufel stellt aber allen, die mit ihm einen Kontract gemacht haben, nach und hätte der Pastor Fabricius je mehr als ein Strumpfband umgelegt, hatte er ihn mitgenommen. Aber Fabricius war klüger als der Teufel; er nahm sich in Acht, wenn er am Morgen zwei Strumpfbänder vor seinem Bette liegen sah. Der Teufel hat auch oft das Mädchen, das die Strümpfe für den Pastoren strickte, als Floh geplagt und sie so im Zählen der Maschen irre gemacht. Gewöhnlich war der Strumpf dann zu weit geworden und schlotterte dem Pastoren um die Ferse; woraus dieser sich jedoch nichts machte. Der Teufel hat ihm nie was anhaben können.

Schriftliche Mittheilung. vgl. No. 82. — Der Verfasser eines holsteinischen Idiotikon, Pastor Ziegler, trug auch nur ein Strumpfband; die Leute erzählen, daß er mit dem Teufel einen Kontract gehabt. Als dieser abgelaufen, sei der Teufel früh Morgens gekommen um ihn abzuholen. Der Pastor will sich erst ordentlich ankleiden, zögert und zieht die Strümpfe verkehrt an. Aergerlich sagt endlich der Teufel, als er das letzte Strumpfband anlegt, zu ihm, daß er nicht länger warten wolle, als bis er damit fertig. »So leg ich das Band in meinem Leben nicht an,« sagte Ziegler und legte sich wieder schlafen; der Teufel muste abziehn.

CCLXV.

Der Teufel muß den Wagen tragen.

Emmael seer ik mit myn Axte (Vater, Brotherr) na Flensborg, erzählte ein alter Mann; ik weer do noch en jungen Käerl.

Wy harn elkeen (jeder von uns) veer Päer vör den Wagen unn de Tæte foer vörup. Mit eens holt he still; ik heel myn Päer an unn froeg: „Wat is der?“ Do segt de Tæte niks unn wenk man mitte Handen. Ik steeg vunnen Wagen, unn froeg em noch emmael. „Jung, süchst du ni,“ sä de Tæte unn seeg ganz verveert uet: „süchst du nich, dat de Düwel to merren innen Weg sitt?“ Do ik nils seen kunn, segt he to my, ik schull op dat Leidpäert stygen unn em twischen de Oren dörchseen. Do seeg ik den Düwel merren innen Weg sitten unn he harr waraftig! en rode Hüll (Mütze, Kapuze) oppen Kopp. „Jung,“ sä nu de Tæte, „nu styg man gau raff unn smyt een vunne achterſten Rad' oppen Wagen, dat wy wyder kaemt.“ Do muß de Düwel de Achs anfaten unn bet to Flensberg brinn drägen, unn wy jagen aerdig. Man mutt em man wat anners to doen gäwen, so het man Rau sar em.

Mündlich. vgl. No. 245. Wird auch von Paſtor Fabricius und andern erzählt.

CCLXVI.

Geiſter gebannt.

I.

Der Herr von Zago auf Satrupholm war nicht weniger grauſam gegen ſeine Dienſtboten und Gutsuntergehörigen, als ſeine Frau, die böſe Frau von Zago. Gleich nach ſeinem Tode gieng ein Rumoren und Poltern im Schloſſe an; ſein unſeliger Geiſt tobte umher, ſchlug und quälte die Schlafenden und drang endlich ins Schlafzimmer der Frau. Da ward ein damals beſonders berühmter Prediger aus Adelbye bei Flensburg, dem früher ſchon mehrere Male es geglückt war Geiſter zu bannen, herbei gerufen. Er verſprach mit Zuverſicht auch hier Ruhe zu ſchaffen. Gegen zwölf Uhr gieng er mit der Bibel unter dem Arm in das Zimmer, wo ſich der Spuk immer zuerſt zeigte. Als die Uhr geſchlagen, ließ ſich ſogleich ein ſchallendes Gelächter vernehmen und der Geiſt trat ein. Der Prediger öffnete die Bibel und las die Stellen laut her, die ſonſt von Erfolg geweſen waren. Aber der Geiſt kam auf ihn zu und ſchlug ihm das Buch aus der Hand und der Geiſtliche konnte froh ſein noch mit heiler Haut davon zu kommen. Der Spuk im Schloſſe ward darnach doppelt ſo arg; man war nahe daran das Schloß ganz zu verlaſſen, als noch eben zur rechten Zeit Hilfe kam.

An einem Abend kam ein von der Univerſität relegierter Student der Theologie im Wirthshauſe in Satrup an und bat um Nachtquartier. Nach langem Weigern gewährte der Wirth es ihm. Unter den übrigen Gäſten kam bald die Rede auf den Spuk und einer erzählte alles genau; der Student hatte aufmerkſam zugehört und er erbot ſich nun ſogleich den Spuk zu bannen. Er ward in daſſelbe Zimmer geführt, wo der Prediger ſeinen Verſuch gemacht hatte.

Bald kam der Geiſt. Der Student hielt ihm erſt eine lange Strafpredigt und ſtellte ihm alle ſeine Schandthaten vor. Darauf erwiderte der Geiſt, wer ſich zum Strafprediger aufwerfe, müſſe erſt ſelbſt rein ſein; er, der Student, habe einmal beim Bäcker Semmeln gekauft, ſei aber ohne bezahlt zu haben davon gegangen. Der Student griff ſogleich in die Taſche und warf dem Geiſt den ſchuldigen Schilling zu; darauf muſte dieſer ſchweigen. Nun hielt der Student ihm das heilige Buch hin und forderte ihn auf es ihm aus der Hand zu ſchlagen; aber der Geiſt konnte es nicht und muſte ſich für überwunden erklären; nur eine Bitte hatte er noch, daß er unter der Zugbrücke ſeinen Platz nehmen dürfe. Allein die Bitte fand kein Gehör; der Geiſt hätte da ſicherlich die Vorübergehenden nicht in Ruhe gelaſſen und ſchon war eine große hohle Buche, nördlich vom Schloſſe, als Verdammungsort auserſehen. Der Kutſcher war ſchon bereit, Geiſt und Geiſterbanner dahin zu fahren, als dieſer ihm erſt befahl das Hinterrad abzuziehn und in den Wagen zu werfen. In vollem Galopp giengs nun zum hohlen Baum und der unglückliche Geiſt muſte bis dahin die Achſe tragen; dann mahnte ihn der Student ſchnell hinein. Seit der Zeit war Ruhe im Schloß. Viele Jahre ſpäter wollte ein neuer Beſitzer alles Widerrathens ungeachtet den gefährlichen Baum fällen laſſen. Aber die Knechte kamen bald wieder zurück und meldeten, daß keine ihrer Äxte gegen den ſteinharten Baum hielte. Da erbot ſich der Schmied in Ausacker, der was von der Kunſt verſtand, die Beile zu ſchärfen. Es gelang nun den Baum zu fällen; aber kaum ſtürzte er, als eine ungeheure Schaar von Uhus und Eulen herbeigezogen kam und mit entſetzlichem Geheul lange die Luft erfüllte.

Herr Organiſt Schmidt in Fahrentoft in Angeln. vgl. No. 58. 359. — Aehnlich wird erzählt, daß einmal ein Herr die unterirdiſchen Gänge bei Puttlos, S. No. 33, 2. habe öffnen laſſen, dabei der Kutſcher vor Schreck ſogleich ſtarb, der Schmied und Vogt bald nachher. Als man eine große eiſerne Thür geſprengt, ſei ein großer Schuhu herausgeflogen und habe ſich aufs Herrenhaus geſetzt. Man habe einen katholiſchen Prieſter aus Wien holen müſſen, der erſt, aus einem kleinen Katechismus leſend, den Vogel wieder zur Ruhe habe bringen können. — Auch als man in Rübel in Sundewitt einen dicken Eichenſtamm auf dem Hofe eines Bohlmanns herausnahm, ward Hofraum, Scheune und Haus voll von Krähen und Raben. Erſt als man den Pfahl, unter den ein Geſpenſt gebannt war, wieder einſteckte, wurden ſie ruhig. Dritter Bericht der Geſellſchaft für Alterthümer S. 23. — In dem Schloſſe Rütſchau im öſtlichen Holſtein hängt ein großes Schloß an ſtarken Ketten im Schornſtein. Herunternehmen darf man es nicht; ſonſt entſteht ein furchtbares Gerappel und Gepolter in allen Zimmern, daß man nirgends aushalten kann. Mündlich.

2.

Der Besitzer von Südergaard hatte sich ungerechter Weise ein Torfmoor angeeignet, das zum Gute Kürbüll gehörte. Darum hatte er im Grabe keine Ruhe. Man fragte endlich den Toten was ihn beunruhige? Er antwortete, solange das Moor an den Besitzer von Kürbüll nicht zurückgegeben sei, werde er umgehen müssen. Als die Antwort der Familie des Gestorbenen bekannt ward, sagte der, dem nun der Hof gehörte: »Lieber eine Seele verdammt, als die ganze Familie beschämt!« und betrieb das Moor. Das Gespenst ward endlich an der Thür des Schafstalles zu Südergaard mit einem Pfahl in den Grund gebannt. Der Pfahl aber stand bei dem Öffnen der Thür nicht wenig im Wege; er bekam deswegen oft einen Stoß und fieng an sich zu lösen. Einst hatte eine Magd ihm einen kräftigen Stoß gegeben; da rief es unter dem Pfahl: „Noch einen Ruck!“ Erschrocken lief sie zur Herrschaft und erzählte was sie gehört. Da ließ man den Pfahl vollends in den Grund rammen und seit der Zeit ist das Gespenst gefesselt. Man zeigt in der Wiedinghaude in der Gegend bei Tondern und auch im Dänischen viele Pfähle, worunter Wiedergänger gebannt sind; so auch einen in der Scheune des Pastorats zu Medelbye. Man hütet sich sie anzurühren.

Durch Herrn Schull. Hansen auf Sylt ꝛc.

3.

Auf dem Heiligenhafener Felde war ein Loch oder eine Wiese; darin befanden sich zwei verwünschte Leute, und machten Nachts so viele Unruhe und ängstigten die Vorübergehenden, daß die Heiligenhafener endlich einen Mann aus Oldenburg beriefen, der das Geisterbannen verstand. Es war am hellen Mittage. Ein Mädchen hütete auf dem Sulsdorfer Felde die Schafe und stand eben am Heiligenhafener Weg, als der Mann in scharfem Trabe angeritten kam und ihr sagte, es würden gleich zwei Menschen kommen; sie sollte sich aber hüten auf ihre Fragen zu antworten. Darauf jagte er eilig weiter und bald kamen zwei ganz nackte Menschen angelaufen, deren Haare zusammen geknotet waren. Da erschrak die Dirne und lief davon so schnell sie konnte, und die nackten Menschen mußten dem Geisterbanner nacheilen, der sie nach dem Oldenburger Brook brachte, eben auf den Bungsberg, wohin früher selten jemand kam. Da sollen noch sonst manche Verbannte gewesen sein.

Herr Schull. Knees in Neumünster.

CCLXVII.

Der Ziegenbock.

Als der Pastor Moldenhauer in Alversdorf gestorben war, entstand im Pasterate ein entsetzliches Gepolter in jeder Nacht und

der unruhige Geist plagte besonders die Dienstboten sehr, so daß zuletzt niemand mehr im Hause dienen wollte. Ein vertriebener Student kam endlich dahin und überwand den Geist, band ihn in ein Schnupftuch und brachte ihn nach dem Hadermarscher Gehege. Seit der Zeit sah man das Gespenst lange da in Gestalt eines Ziegenbocks und oft hat es Reisende, die den Weg durch das Gehölz bei Nacht kamen, irregeführet und geneckt.

Mündlich aus Ditmarschen.

CCLXVIII.

Der gebannte Knecht.

In H. lebte einst ein Prediger, der sich aufs Bannen verstand. Er hatte die Gewohnheit jeden Abend in die Kirche zu gehen, um nachzusehen, ob es da auch richtig zugienge. Seine Frau konnte sich aber nicht darin finden, und brachte den Knecht dazu sich in eine Pferdehaut zu hüllen, um einmal ihrem Manne, wenn er wieder aus der Kirche käme, einen Schreck einzujagen. Der Knecht muste sich ihm so in den Weg stellen. Aber die Frau irrte sich, denn der Prediger erschrak nicht, sondern sprach: „Bist du ein Mensch, so rede! Bist du der Teufel, so weiche!“ Der Knecht blieb stille; da bannte der Prediger ihn in die Erde hinunter und erst als der Knecht bis an die Knie hineingesunken war, rief er: „Ich bins ja, Vater!“ aber da war es zu spät und keine Rettung mehr; der Knecht ward in die Erde hinuntergebannt.

Aus Sundewitt.

CCLXIX.

Der Teufel und der Schüler.

Ein Bauer war einst in Armuth gerathen ohne seine Schuld. Nun war er ganz trostlos und gieng umher in tiefen Gedanken. Da kam ein Mann des Weges daher, der hatte einen Menschenfuß und einen Pferdefuß; der fragte ihn was ihm fehle. Der Bauer erzählte daß er so bitterlich arm und elend wäre und seine Frau schwanger daheim läge und zu keinem Dinge Rath wäre. Da bot ihm der fremde Mann seine Hilfe an, aber wenn der Sohn, den seine Frau gebären werde, zwanzig Jahre alt wäre, sollte er ihm gehören; dafür sollte er Nachts um zwölf seine Thür aufmachen und so viel Geld empfangen als er nur wollte. Der Bauer wuste selbst nicht was er that als er das eingieng, so traurig war er. Bald aber that es ihm leid und er sagte seiner Frau nichts davon. Als es zwölf schlug, klopfte es an die Thür; und ob es ihm gleich unheimlich war, so stand er doch auf und brachte dem Pferdefüßigen seine Kornsäcke, die dieser nun einen nach dem andern voll lauter blanker Speciesthaler

schaufelte, während der Bauer sie aufhielt. Darnach baute der Mann sich ein stattliches Haus, richtete große Scheunen auf und lebte glücklich und zufrieden. Er wollte auch, daß sein Sohn lernen sollte alles was nur zu lernen wäre, schickte ihn in die Schule, und dann auch auf die hohe Schule und keinen Wunsch hatte der Sohn, den der Vater ihm nicht erfüllte. Als aber die Zeit herankam, wo der Sohn des Teufels sein sollte, ward der Vater betrübt und sagte es seiner Frau. Die strafte ihn und sagte, daß sie ihm das nimmermehr verzeihen könnte und daß sie viel lieber ganz arm oder tot sein wollte, als ihren einzigen Sohn ewig verlieren. Als sie es dem Sohn erzählten, war dem aber gar nicht bange und er meinte, er sei all seine Tage gottesfürchtig gewesen, so könnte der Böse ihm auch nichts anhaben. Doch gieng er mit seinem Vater zu einem Prediger, der ein frommer und gelehrter Mann war, und sie zeigten ihm an was für einen Verbund der Bauer mit dem Teufel gemacht hätte. Der Prediger schalt freilich den Alten, aber dem Jungen versprach er zu helfen. Sie nannten ihm den Tag und der Prediger befahl dem Schüler am Abend zu ihm zu kommen. Da ward er vom Pastoren in die Kirche geführt und erhielt ein ganz schönes Buch zum Lesen. Der Prediger machte einen Kreis um ihn mit der Kunst und sagte, den solle er nicht verlassen, es möge kommen was da wolle. Darauf verließ er den Jüngling, der nun aus dem Buch mit klarer Stimme zu lesen anfieng. Da schlug die Uhr zwölf; zugleich klopfte es ganz leise an die Thür. Der Jüngling kehrte sich an nichts. Nach einiger Zeit klopfte es wieder an, ein Pastor trat herein und sagte: „Es ist nun vorbei, komm nur!“ Der Jüngling kehrte sich an nichts; und das war gut, denn es war der Teufel. Darnach klopfte es zum dritten Male: die Thür sprang auf und der Teufel kam herein wie ein Pastor und fuhr mit einer Kutsche in der Kirche herum, darin hatte er sechs splinternackte Frauenzimmer. Er fuhr immer ganz dicht um den Kreis herum. Der Jüngling aber kehrte sich an nichts, sondern fuhr fort zu lesen. Da verschwand die Kutsche und der Teufel kam ganz nahe heran, grub mit seinen Krallen ein Grab auf dicht neben dem Schüler, und mit den halbverwesten Leichen trieb er ein gräßlich Spiel, zerriß sie und zog ihnen die Haut ab. Der Jüngling blieb ruhig; als aber ein Fetzen dicht neben den Kreis fiel, streckte er seinen Stecken aus und zog den Fetzen zu sich in den Kreis. Den konnte der Böse nun nicht wieder erlangen und ward mit einem Male demüthig und versprach dem Schüler, ihn nicht wieder zu belästigen und ihm gänzlich zu entsagen, wenn er ihm nur den Fetzen wieder geben wollte. Denn vor dem Hahnenschrei mußten die Leichen wieder ganz sein. Der Jüngling kehrte sich an nichts. Als aber der Teufel immer erbärmlicher bat, warf er ihm den Fetzen endlich hinaus. Da machte der Teufel den Toten wieder heil, begrub ihn und verschwand mit einem Gestank. Da kam auch der Pastor. Aber der Jüngling wollte es nicht glauben, sondern sagte: „Ich habe nun

ſo viel den Satan in Prieſterkleidern geſehen, daß ichs nicht glauben will.“ Das lehrte der Paſtor, daß er ſo vorſichtig wäre, leſete den Kreis mit der Kunſt und der Jüngling war nun gerettet.

Aus Schleswig durch Cand. Arndt. — Aehnlich werden andre Rettungen vom Teufel erzählt; z. B. die des böſen Amtmann in Apenrade durch ſeinen treuen Diener; ſein Sarg ward in die Kirche gebracht ꝛc. So auch eine Beſchwörung des Teufels durch Schatzgräber in der Koſeler Kirche ꝛc. Der mitgetheilten faſt gleich iſt eine Erzählung aus der Herrſchaft Breitenburg.

CCLXXI.

Feſtleſen.

Ein Mann kam in eine der Kirchen Hamburgs und fand hinter dem Altar ein Buch. Er fieng an darin zu leſen, und las und las und hatte ſich endlich feſtgeleſen. — Er bemühte ſich umſonſt los zu kommen und ſeine Gedanken auf etwas andres zu bringen; er konnte es nicht, er muſte ſtehn und immerfort leſen, der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne und er zitterte an allen Gliedern; er wäre des Todes geweſen, wenn nicht ein alter Mann, es ſoll der katholiſche Prieſter geweſen ſein, ihn geſehen und ſeine Noth errathen hätte. Der gab ihm den Rath alles wieder zurück zu leſen, bis dahin wo er angefangen hätte; das ſei das einzige Mittel um los zu kommen. Der Mann that es und kam nun glücklich frei.

Aus der Eidmarſch durch Cand. Rejahl.

CCLXXII.

Feſtſchreiben.

In Wilſter verſtanden ſich manche aufs Feſtſchreiben. Bei einem reichen Mann brachen Nachts zwei Diebe ein und verlangten ungeſtüm die Schlüſſel. Er bedeutete ihnen, ſie ſollten nur ſein ruhig ſein, er würde ihnen alles herausgeben und ſie ſollten alles friedlich unter einander theilen; er möchte gerne, daß es in Ruh und Ordnung abgienge. Nachdem die Diebe das Geld erhalten, ſetzten ſie ſich an den Tiſch und theilten. Als ſie nun damit fertig waren, wollten ſie aufſtehn; da konnten ſie aber nicht die Hand vom Gelde und das Geld nicht vom Tiſche nehmen. Unterdeß waren die Hausleute zuſammen gekommen: „Si ſo,“ ſagte der Hauswirth, „laet ens man wedder to Bedde gaen, de hebt goet ſidden!“ Am andern Morgen ließ er die Polizeidiener holen und machte die Diebe los.

Ein anderer, dem immer der Kohl aus dem Garten geſtohlen ward, ſchrieb den Dieb in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag feſt, da er eben mit der vollen Kohlhucke auf dem Nacken über die Planke ſteigen wollte. Da muſte er eben ſitzen und auf der

Planke reiten, bis die Leute zur Kirche giengen und wieder aus der Kirche kamen und ihn alle gesehen hatten. Dann machte er ihn los und ließ ihn gehn.

Schriftliche Mittheilung.

CCLXXII.

Siebdrehen.

Zur Zeit eines Krieges hatte ein Schlachter auf Amrum zu viel zu thun um allein damit fertig werden zu können; er nahm daher den Sohn seines Nachbarn zum Gehülfen und hatte zu diesem so viel Zutrauen, daß er ihm sogar einen Ort zeigte, wo er ein paar hundert Thaler aufbewahrt hätte. Der Sohn erzählte das seiner Mutter und beiden kam eine große Lust nach dem Gelde. Als am nächsten Nachmittage auf der Diele des Nachbarn eine Kuh geschlachtet ward, kam die Mutter ans Fenster um ein paar Pfund Fleisch zu holen, die bereits für sie abgewogen waren; da gieng der Sohn hin und reichte ihr den Korb hinaus mit dem Fleisch und dem Geldbeutel, den er zuvor auf den Boden des Korbs gelegt hatte. Nach einigen Tagen entdeckte der Schlachter seinen Verlust. Er warf sogleich Verdacht auf seinen Gehülfen und gab ihm solches zu verstehen. Allein dieser verfluchte sich und betheuerte seine Unschuld bei allem was heilig ist.

Zu dieser Zeit war in Morsum auf Silt ein berühmter Hexenmeister, der die Diebe herausbringen und sie zwingen konnte, das Gestohlene wieder zu bringen. Der Schlachter ließ daher seine Frau zu ihm hinüberreisen und der Hexenmeister traf sogleich seine Anstalten. Er ließ sich einen Mehlsieb bringen, legte einen Schlüssel und eine Scheere hinein und setzte den Sieb auf ein großes mit Wasser angefülltes Gefäß. Darauf sprach er seine Zauberformeln und die Frau muste nun die Namen aller verdächtigen Personen mehrmals nennen. So oft sie nun die Namen ihrer Nachbarn nannte, tanzten Schlüssel und Scheere herum; und als der Hexenmeister die Frau ins Wasser schauen ließ, sah sie deutlich wie der Gehülfe ihres Mannes seiner Mutter das Geld reichte. Der Hexenmeister erklärte aber, daß es ihm unmöglich sei ihr das Geld zurück zu liefern, weil die Diebe schon damit über Wasser gereist wären. Uebrigens ist nachher im Hause der diebischen Nachbarn doch kein Segen gewesen, sondern die Betthüren haben da beständig offen gestanden, weil immer einer krank gelegen.

Durch Herrn Schull. Hansen auf Silt. — In Ditmarschen braucht man zum Sieblaufen eine Erbbibel und einen Erbschlüssel. Dieser wird erst einige Augenblicke in jene gelegt, um geheiligt zu werden; dann nimmt ihn der kluge Mann, läßt den Sieb darauf herum kreiseln, nennt dabei die Namen, und der ist der Dieb, bei dessen Namen der Sieb herunterfällt.

CCLXXIII.

Mörder citiert.

In einem Wirthshause in Tondern saßen gottlose Leute während der Kirchzeit beim Kartenspiel. Das Spiel ward immer leidenschaftlicher und im Streit erstach endlich einer einen andern mit seinem Messer. Der Mörder floh. Als der Tote begraben werden sollte, ward der Sarg auf den Marktplatz niedergesetzt und mit einem Hammer auf den Deckel geschlagen und der Mörder citiert. Dieser war damals in Riga und entdeckte sich später einem dorthin kommenden Freunde, und gab die Stunde an als jene Hammerschläge fielen, die in sein Herz geschlagen.

Durch Herrn Pastor Karstens in Tondern.

CCLXXIV.

Der Zauberkessel.

Eine alte Frau aus Schönkirchen in der Probstei erzählte:

Da weer mael in Oppendörp en Knecht, en heel düchtigen Keerl. Nu harr in de Tyt sik dat all verluden laten, as wenn de Lyseegnen fry gäben warrn schuln. De jungen Keerls de freien sik gewaltig darup unn kunnen den Dag nich aftowen (abwarten), dat se fry weeren. Unsen lewen Knecht weer dat ook to lang unn eenmael des Morgens as he plögen schull, weer he awer alle Bargen. De Herr arger sik, dat he son beslen Knecht missen schull unn he kreeg up an Lüd' wat he upkrygen kunn, um em werder intofangen. Keen Minsch aber kreeg den Knecht tosseen. Enige säen man, dat se vun en jungen Keerl höert harrn, wat na de Beschrybung de rechte weer, de awer de Elv sik wegmaekt harr.

Na de Tyt keem mael en Jued up den Hof, den se de Geschichte vertellen däen. Do sa' de Jued: „Den wüllt wy wull werder kregen." De Lüed säen dat to den Herrn unn de Herr leet den Jued to sik kamen unn froeg em, ob dat waer weer. De Jued sa', ja, wenn se harrn, wat he darto bruk unn se em dat goet betalen wullen. Awer de Betalung wörren se nu licht enig unn de Jued verspröek den Knecht werder to schaffen wenn se en Stück Lüeg harrn, wat de Knecht en Jaer lank dragen harr. De Herr leet nasoken unn se bröchen em en ole Unnerjack. Do leet de Jued sik eerst en swarten Haen, naesten en swarten Kater fangen, stach de af unn söch sik darup noch annere Saken; dat höll he awer ganz geheem. In de Nacht kreeg he en groten Kätel to Füer unn um Mitternacht dä' he den Knecht son Jack, den swarten Kater, den swarten Haen unn sm annere geheemen Saken daer herin unn fung an to koken. Unn he koek unn koek de ganze Nacht dar unn den Dag unn se koek he noch tweemael veeruntwintig Stünn. As awer de Abent int Land

keem, de keem en Minsch up den Hof lopen, vun innen bit baben vull Dreck, de ganz uter Aten weer unn for dat Huesdœr hinfull unn aen Besinnung liggen bleef. Dat weer de weglopen Knecht. As he wedder to sik keem, do weer sin eerstes Woort: „Gottlof, dat ik wedder in Oppendörp bin!" He vertell nu, dat he in Amsterdam west weer, as he mit eenmael in de Nacht upwaken dä, unn so schnackisch to Moot weer, as he dat sin Laben nicht west. He harr sik antrecken müst, he harr sülver nicht wust worüm, unn denn harr he jümmers lopen müst, Dag unn Nacht unn Nacht unn Dag jümmers lik ut. Wodennig he awer dat Water kamen weer, dat wuß he sülver nich; he weer so möd unn so hungrig west, dat harr aber all niks helpen, he harr jümmer tolopen müst unn so geern he ock wult harr, so harr he doch nich still staen kunnt.

Myn Mutter aer Swester, sagte die alte Frau, de deen in de Tot up Oppendörp unn het den Knecht recht goot kennt, unn myn Mutter het my de Geschichte sülver vertellt, as ik noch en lütt Deern weer.

CCLXXV.

Der Liebestrank.

Bei Aitrup im Amte Hadersleben sieht man noch die Überreste des Schlosses Frombave. Dahin kam einmal ein elender Krüppel und wußte der Frau vom Schlosse einen Liebestrank beizubringen, darauf sie sich so in ihn verliebte, daß sie Haus und Hof und ihren Mann verließ und ihm nachlief. Aber der Mann eilte ihnen nach, schlug den Krüppel tot und nahm seine Frau wieder mit zurück. Er schenkte später dem Prediger in Biert ein großes Stück Land.

Danske Atlas VII. 131.

CCLXXVI.

Der schwarz und weiße Bock.

Ein reicher Bauer schickte einmal Sonntags alle seine Kinder und Leute aus dem Hause, theils in die Kirche, theils aufs Feld. Darauf grub er im Pferdestalle ein Loch, setzte einen Koffer hinein und schüttete sein Geld muldenweise darin auf. Darnach verschloß er den Koffer, machte das Loch wieder zu und versiegelte es mit den Worten: „Na, Düwel, nu verwaer dat so lank, bet se dy en schwart unn witten Sägenbock bringt." Ohne Wissen des Geizigen hatten aber seine Kinder einen armen alten Mann die Nacht beherbergt. Der hatte auf dem Heuboden geschlafen und stand gerade auf, wie der Bauer all sein Geld vergrub; so hatte er alles mit angesehen. Der Teufel bemerkte ihn gleich und sagte: „Twee Ogen seht! schal'k de utpußen?" Der Bauer dachte, das könnte nur eine Katze sein und

sagte: „Laet sehen, wat süht!“ In aller Stille verließ der alte Mann darnach das Haus.

Der Bauer starb und seine Kinder bewirthschafteten nun schon seit einiger Zeit die Stelle; da kam der alte Mann einmal wieder dahin und bat um Aufnahme. Sie wiesen ihn anfangs ab; bald aber, als sie sich erinnerten, daß sie ihn schon einmal wider Willen ihres Vaters beherbergt hätten, ließen sie ihn da bleiben. Das Gespräch kam bald auf die schlechte Zeit und die Kinder klagten. Der Alte fragte, ob denn ihr Vater ihnen nicht reichlich Geld hinterlassen hätte? „Ach nein,“ sagten sie, „nichts als Schuld und Ungeduld.“ Da versprach er ihnen Geld genug zu verschaffen, wenn sie ihn lebenslänglich versorgen wollten und einen schwarz und weißen Ziegenbock schaffen könnten. Die Leute waren damit gerne zufrieden; aber es kostete Mühe einen solchen Ziegenbock zu finden, weil damals hier im Lande die Ziegen noch viel seltener waren. Als man ihn endlich fand, brachte der Sohn des Bauern ihn in den Pferdestall und sagte, wie der alte Mann ihm vorgeschrieben hatte:

Daer, Düwel, daer hest dyn:
Nu gif du my myn.

Sogleich zerriß der Teufel wüthend den Bock, die Leute aber holten sich den reichen Schatz, mit dem sich sonst der Teufel wohl manche Seele erkauft hätte.

Durch Dr. Klander in Plän. vgl. N. 349. — Nach Cand. Arndts Mittheilung aus Kurborg bei Schleswig: Ein Prediger vergräbt sein Geld unter einem Apfelbaum, der Knecht sitzt in den Zweigen; der Teufel soll es nur wieder losgeben, wenn der Prediger selbst geritten käme ꝛc. — In Wilster vergräbt ein Reicher sein Geld unter einer alten Linde. Der Teufel soll es nur für einen pechschwarzen Hahn mit weißem Kamm austhun. Des Reichen armer Nachbar hat gelauscht und findet endlich einen solchen Hahn.

CCLXXVII.

Die Schatzgräber.

1.

Das Dorf Groß-Meinsdorf bei Eutin gehörte vor 1426 der adlichen Familie von Meinsdorf. Einer der Edelleute führte ein arges Räuberleben und beraubte besonders die Lübeker Kaufleute, die durch die Gegend zogen. Als endlich die Lübeker Soldaten gegen ihn ausschickten, vergrub er sein Geld in der Nähe seines Schlosses und bestellte den Teufel zum Wächter darüber. Er hält treulich Wache und glüht alle sieben Jahr den Schatz in der Nacht aus. Das Schloß ist längst abgebrochen und die adliche Familie ausgestorben. An der Stelle aber, wo der Schatz vergraben liegt, stand später das Wohnhaus eines Hufners und gerade in der Küche war der rechte Ort. Man

hatte einst das Ausgraben des Schatzes beobachtet. Da kam einst ein Mann mit einer Wünschelrute zu dem vorigen Besitzer der Hufe und versprach den Schatz zu heben, wenn der Hufner erst eine Schrift unterschreiben wollte, die er ihm vorlegte. Weil der Hufner aber keine geschriebene Schrift lesen konnte, so rief er seine Frau; aber der Fremde weigerte sich nun die Schrift zu zeigen. Darüber entstand Streit und sie warfen den Kerl zuletzt aus dem Hause. Er hatte aber die Wünschelrute im Beisein des Bauern schlagen lassen. Da sie nun die Stelle genau wußten, fingen der Hufner und seine Frau in einer Nacht, nachdem sie alle Thüren des Hauses sorgfältig verschlossen, stillschweigend an zu graben. Ihre einzige Tochter war nur noch mit dabei. Während sie gruben, rannte eine ungeheure große Sau mit wildem Geheul ums Haus; sie winkten der Tochter, das Thier zu verjagen, allein diese konnte seiner nicht ansichtig werden. Endlich fühlte der Bauer mit seiner Stange einen eisernen Kasten, und voller Freude rief er seiner Frau zu: „It hefft!“ aber sogleich konnten sie nichts mehr fühlen, und sie fanden nichts, so tief sie auch gruben. Später ist das Haus abgebrochen und der Schatz liegt jetzt im Lambrechtschen Garten. Im Jahre 1787 hat man zum letzten Male gesehen, daß er ausgegrübt ward.

(Eine Wünschelrute bekommt man auf diese Weise: Man sucht einen einjährigen Stock mit zwei Armen und schneidet ihn zu einer gewissen Zeit unter den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes;“ dann faßt man den Stock an den beiden Armen und leitet ihn über die Erde hin. Sobald sich die Spitze neigt, liegt da ein Schatz.)

Durch Herrn Schull. Kirchmann in Eutin. (Aus Ditmarschen.) — Die gewöhnliche Weise der zahlreichen Erzählungen von Schatzgräbereien ist No. 118 mitgetheilt; überall erscheint ein mit Mäusen bespannter Wagen. Bekannt sind mir fast gleichlautende Versionen aus Föhr von Claes Lembeks Burg No. 26; aus Hattstede von dem Schatz in der Kirche, den man einmal so weit herausbrachte, daß ein kleiner vergoldeter Löwe erbeutet ward, der noch in Thoms Jensens des Deicharafen Haus in Horrstedt über der Pesellthür sitzt; aus Elpersbüttel bei Meldorf; aus Liensfeld bei Eutin, (der Teufel ruft einem Krüppel zu, der dabei war: »Hinkelbeen is myn!« worauf dieser ärgerlich antwortet); vom Schatz in der Wittorfer Burg bei Neumünster; von der goldenen Wiege im lübekischen Dorfe Pöggendorf; vom Goldberg bei Bordorf im Kirchspiel Westensee (ein Flämmchen hatte den Schatz gezeigt; eine Frau fängt an zu sprechen, als sie sieht, daß ganz Bordorf brennt; das war aber nur Spuk gewesen); von der Kriegskasse auf dem Espersdorfer Felde No. 5; einer fängt an zu sprechen, als der Teufel ihm seine alte Großmutter am Galgen hängend zeigte; ein paar Ringe wurden von der Kiste erbeutet, die sich noch an der Thür der Gagebeker Kirche befinden; — auch vom Schatz in den Gräbern bei Schwansen Majors Collectan. Mscr. Fol. 938 b. — Als man die goldene Wiege im

Koberger Moor in Lauenburg haben wollte, ritt ein Ritter auf einem dreibeinigen Pferde immer um die Arbeiter herum; einer rief endlich: Gott help! Da verschwand alles.

2.

Zwischen den Dörfern Alsleben und Mellerup liegt ein Schatz. Drei oder vier Männer aus Ries, die Nachbarn waren, begaben sich auf den Weg und langten um Mitternacht am bezeichneten Orte an. Da es aber kalt und stürmisch war, legte der Eine sich unter einen Wall, um, während die Andern gruben, sich gegen den Wind zu schützen. Schon trafen sie auf einen großen Kessel. Da hörte der, der sich nieder gelegt hatte, ganz deutlich wie wenn kleine Kinder weinten; und doch war das Dorf weit entfernt. Er stand darum auf und sagte zu seinen Gefährten: „Ich höre Kinder weinen; wenn aber meine oder eure Kinder über unser Werk weinen sollen, so will ich keinen Theil daran haben." Da verschwand der Schatz und sie musten nach Hause zurückkehren.

Durch Herrn H. Petersen in Socs. — Bei den Erzählungen wird öfter bemerkt, daß man versäumt habe Stahl auf den Schatz zu werfen. Das hindert die Macht der bösen Geister.

CCLXXVIII.

Der Schatz des Räubers.

In alten Zeiten war bei Gravenstein eine Räuberhöhle. Zwölf Räuber waren darin, und gebrauchten die List eine Schnur über den Weg zu spannen, so daß, wenn Reisende vorüber kamen, die Glocken in der Höle angezogen wurden. Aber da sie alle wohl verborgen waren, so geschah es, daß sie einer nach dem andern eines gewöhnlichen Todes starben und zuletzt allein der zwölfte nachblieb. Der war schon hochbejahrt und hatte einen langen grauen Bart. Als er in seinen letzten Tagen einmal allein im Walde umhergieng, begegnete ihm ein Mann; dem versprach er einen großen Kasten mit Gold und manchen Kostbarkeiten zu geben, wenn er ihn begraben wollte, sobald der Augenblick käme. Doch bedang er dabei aus, daß die Kiste nicht geöffnet noch etwas herausgenommen werden dürfte, bevor sie auf der andern Seite des Wassers wäre.

Als nun der alte Räuber tot war und der Mann ihn begraben hatte, war es just Winterzeit, so daß die Kiste übers Eis gezogen werden muste. Es ward wie es gebräuchlich ist und geschehen muß, denen die den Schatz zogen, befohlen mause still zu sein und kein Wort zu reden, bevor sie die Kiste am Lande hätten. Aber da sie aufs beste zogen, vergaß einer die Vorschrift und der Schatz brach sogleich ein und sank durchs Eis. Untersucht man aber mit einer Stange die Stelle, so kann man die Kiste noch genau fühlen.

Dieser Räuber hieß Alf, und von ihm hat Alnoer bei Gravenstein seinen Namen. Wenn er die Schiffe in der Ostsee beraubt hatte, schlüpfte er geschwind durch den schmalen Eckernsund in das von Wäldern rings umgebene Nübeler Noer. Man hat später noch den Ort wieder aufgefunden, wo dieser Alf seine Wohnung von großen Feldsteinen in der Erde gehabt hatte.

Thiele I. 383. Gude Bericht von Sundewitt S. 82. — 1298 soll Alf hingerichtet sein. Ihn meinen zweifelsohne Alb. Kranz und Heinr. Ranzau mit dem Alf und Alvilda des Saxo. S. No 51 Anm.

CCLXXIX.

Der geträumte Schatz.

Einem Bäckerknechte in Lübeck träumte einmal, er werde einen Schatz auf der Brücke finden. Als er nun darauf immer hin und hergieng, redete ihn ein Bettler an und fragte nach der Ursache, und hernach sagte er ihm, ihm habe auch geträumt, daß auf dem Kirchhofe zu Möllen unter einer Linde ein Schatz liege, aber er wolle den Weg nicht daran wenden. Der Bäckerknecht antwortete: „Ja es träumt einem oft närrisch Ding, ich will mich meines Traums begeben und euch meinen Brückenschatz vermachen;“ gieng aber hin und hob den Schatz unter der Linde.

Grimm deutsche Sagen I. 291. — Aehnlich erzählt Thiele I. 257. von einem Mann aus Tanflet auf Alsen, der nach Flensburg geht um einen Schatz zu finden. Einer, der ihm da begegnet, erzählt ihm, daß ihm geträumt habe, er werde in Tanflet einen finden. Der Mann eilt nach Hause und findet nun den Schatz.

CCLXXX.

Der Drache.

Der Drache ist ein großes feuriges Thier mit einem langen Schweif, von der Größe eines Bese- oder Windelbaums. Bald zieht er hoch, bald ganz niedrig eben über der Erde hin und schlüpft mitunter in ein Haus. Wenn zwei Brüder, indem sie mit einander fahren, einen solchen Besuch sehen, und nehmen sie dann ein Wagenrad ab, stecken es aber verkehrt wieder auf und fahren weiter, so kann der Drache nicht wieder zurück und das Haus muß verbrennen. Wenn einer ihn niedrig und in dunkelrothem Feuer glühend hinziehen sieht, so muß er sich unter ein Dach stellen, den Hintern entblößen und die blanke Scheibe dem Drachen zukehren; dann entsetzt er sich, platzt und die schwere Geldladung, die er, wenn er so aussieht, immer mit sich führt, fällt heraus und macht den Finder zum reichen Mann. Er muß es aber ja nicht auf freiem Felde thun; denn dann bewirft ihn der Drache mit Unrath. Der Drache kommt zu den Leuten, die

mit ihm in Verbund ſteht, gewöhnlich durch den Scheornſtein oder das Eulenloch. Er bringt ihnen nicht nur Geld, ſondern auch Geldeswerth. So ſah einer aus dem Gute Neversdorf einmal, daß der Drache mit ſchöner Leinwand angezogen kam, die er einem reichen Bauern bringen wollte. Er ſtellte ſich unter den Vorſprung des Daches, erſchreckte den Drachen auf die angegebene Weiſe und erhielt ſo ein ſchön Stück Leinwand, weil der Drache damit nach ihm warf, aber ihn nicht treffen konnte. An demſelben Orte ſah ein andrer auch, wie der Drache bei einem reichen Bauern in die Eulenflucht hineinſchlüpfte. Weil er dem Bauern nicht gut war, ſteckte er ein Wagenrad verkehrt wieder auf und das Haus muſte verbrennen. Die Sarauer Fiſcher ſahen auch Nachts den Drachen in das Haus des reichen Bauern Bartelmann ziehen, und alsbald ſtand das ganze Dach in Flammen. Vor zwei oder drei Jahren ſah man in Pogez, Sarau, Buchholz und Einhaus am Ratzeburger See in einer und derſelben Nacht viele feurige Drachen in der Luft ſchweben.

Aus Lauenburg durch Herrn Cand. Arndt, aus dem Gute Jersbek und der Gegend von Lütjenburg.

CCLXXXI.

Die Teufelskatze.

Es war mal ein Bauer, der hatte drei ſchöne große Katzen. Sein Nachbar kam und bat ihn um eine. Er erbielt ſie und ſetzte ſie auf den Boden um ſie anzugewöhnen. Nachts ſteckte die Katze den Kopf durch die Bodenluke und fragte: „Was ſoll ich bringen über Nacht?“ „Mäuſe ſollſt du bringen,“ antwortete der Bauer. Da fieng die Katze Mäuſe und warf ſie alle auf die Diele. Am andern Morgen lag die Diele ſo voll, daß man die Thür gar nicht öffnen konnte und der Bauer fuhr den ganzen Tag die Mäuſe fuderweiſe weg. Nachts ſteckte die Katze den Kopf wieder durchs Bodenloch und fragte: „Was ſoll ich bringen über Nacht?“ „Roggen ſollſt du bringen,“ antwortete der Bauer. Da ſchüttete die Katze die ganze Nacht Roggen hinab, daß man Morgens wieder die Thür nicht öffnen konnte. Da merkte der Bauer, daß die Katze eine Hexe ſei, und brachte ſie wieder zum Nachbar. Und daran hat er klug gethan; denn hätte er ihr zum dritten Mal Arbeit gegeben, ſo hätte er ſie niemals wieder los werden können. Aber daran that er nicht klug, daß er nicht das zweite Mal ſagte: „Geld ſollſt du bringen!“ Dann hätte er ſoviel Geld gehabt, als nun Roggen.

Aus Kurborg bei Schleswig durch Herrn Cand. Arndt.

CCLXXXII.

Der Zauberhund.

Bei Rübel in Angeln auf Pushof wohnte ein blinder Bauer mit zwei blinden Söhnen. Er war darum doch nicht ſo hilflos, denn

er hatte einen Verbund mit dem Teufel gemacht, der ihm einen schwarzen Hund gegeben hatte. Der sorgte für alles, fegte die Kühe und fütterte die Pferde bei Nachtzeiten. Wenn der Bauer aus war, erzählte ihm der Hund alles, was seine Diensten gethan und gesagt hatten, und er wußte alles, als wenn er dabei gewesen war, wenn einer auch nur eine Zicke Wolle genommen hatte. Der Hund pflegte still vor der Scheunenthür auf einem alten Pflugrad zu liegen und wenn der Bauer dann in den Hof kam, erzählte er ihm alles. Oft sind die Leute bei dem Bauern gewesen und wollten wissen, wie es mit dem Hund wäre. Dann führte der Herr sie auf die Wiese; da stand ein kleiner weißer Stock. Wenn sie dann herankamen, sprang der schwarze Hund aus dem kleinen Stock heraus.

Aus Aurborg am Dannewerk durch Cand. Arndt.

CCLXXXIII.

Der verteufelte Stock.

Auf einem Hofe in Süderdeich Kirchspiels Wesselburen diente ein Knecht, der mit einer Magd in einem benachbarten Dorfe eine Liebschaft hatte. Einmal an einem Sonntagabend, als er sie besucht hatte, war das Wetter so schlimm geworden, und die Nacht so dunkel, daß er seine Braut um einen Stock bat, darauf er sich beim zu Hause geben stützen könne. Das Mädchen gab ihm einen alten Stock, den sie neulich beim Fegen unter einem Schrank gefunden und in die Ueberkleidung gestellt hatte. Damit geht der Knecht fort; das Wetter wird immer ärger und die Nacht immer dunkler: „Ach! wärst du doch nur zu Hause!“ sagte er bei sich und mit einem Male war er da, ehe er sichs versah. Er achtete anfangs nicht weiter darauf, aber es ward ihm doch angst, wenn er später oft bei einer Arbeit war und nur dachte, ich wollte, daß ich damit fertig wäre, daß es dann mit einem Male alles gethan war. Da erinnerte er sich des Stocks und dachte sich diesen vom Halse zu schaffen. Er zerbrach ihn und warf ihn ins Wasser; allein kam er in seine Kammer, stand der Stock wieder da; ebenso giengs als er ihn verbrannte. Der Knecht gieng endlich zum Prediger und klagte ihm sein Unglück. Der Prediger ließ ihn ungetröstet gehen und sagte, dabei wäre nichts zu machen. Aber der Knecht gieng zum zweiten Male zu ihm und bat aufs flehentlichste ihm zu helfen; denn im Hause könne er so nicht länger aushalten. Da führte der Prediger ihn in der Nacht um zwölf Uhr in die Kirche; aber was er da gehört und gesehen, wollte der Knecht nachher nicht erzählen; nur ein Dritter sei noch da gewesen. Als sie da fertig waren, befahl der Prediger dem Knecht den Stock zu nehmen und nach Hause zu gehen; wenn auch noch so viel Ungeziefer ihm auf der Hofstelle entgegen komme, solle er sich doch durcharbeiten und dann irgend ein Loch suchen und den Stock hineinstoßen; zweimal

würde er zurückkommen, aber wenn er zum dritten Male ihn hinein stecke und dabei sage: „In Gottes Namen,“ werde der Stock weg bleiben. So ist es auch wirklich alles nachher geschehen. Der Knecht steckte den Stock ins Hundeloch und erst beim dritten Male blieb er weg.

Mündlich. vgl. Grimm. Mythol. 2. Ausgabe. S. 958.

CLXXXIV.

Mönöloke.

Es hat kurz vor dem kaiserlichen Kriege sich allhier durchgehends im Lande begeben, daß ein Gespenst unter den Leuten ausgekommen, so daß, wenn Einer stillschweigends reich geworden, man von ihm gesaget: „Es sieht ihm die Mönöloke aus dem Schubsack.“ Es ist aber die Monoloke gewesen eine Teufelspoppe, so ohn allen Zweifel die Besitzer dieser Poppe in des Teufels Namen verfertiget. Es ist diese Poppe gemacht gewesen von weißem Wachs und ist gekleidet gewesen in blauen Taft, und davon hat es einen Rock angehabt um die Lenden, auch ein schwarz Sammetwamms am Leibe, die Beine aber und Füße sind nackt und bloß gewesen. Sie hat unter das jenige, worinnen man die Hülfe verlanget, wohl müssen verwahret und reinlich gehalten werden.

Hieronymus Sauckes Hardesbergische Chronik. S. 131.

CLXXXV.

Das Allerürken.

Die Frau eines Bauern hatte ein Allerürken im Hause. Das machte, daß wenn sie auch nur ein Bischen Teig anrührte, doch immer der ganze Kessel voll Klöße ward. Die Dienstmagd kam einmal mit andern Mägden vom Felde, mit dem Milcheimer auf dem Kopf. Da fragten sie die andern, ob sie denn nicht wüßte, daß ihre Frau ein Allerürken habe. „Nein,“ sagte das Mädchen, das erst kürzlich da in den Dienst gekommen, „wo hat sie es denn liegen?“ Die andern bezeichneten ihr den Koffer; der wäre immer sorgfältig verschlossen. Eines Sonntags gieng der Bauer und die Bäuerin in die Kirche und die Frau hatte in der Eile die Schlüssel zu Hause gelassen. Das neugierige Mädchen öffnete nun den Koffer und fand eine kleine Puppe darin. Als sie diese anfaßte, kukte sich die Puppe ein paar Mal um und machte allerlei Bewegungen. Erschreckt schlug das Mädchen die Lade wieder zu. Mittags rührte sie Klöße an und nahm so viel Teig, als für die Leute im Hause nöthig war. Aber nun kamen davon im Grapen so viel Klöße, daß er über und über voll ward und wohl das ganze Dorf genug gehabt hätte. Als die Frau zu Hause kam und die vielen Klöße sah, sagte sie: „Was hast

du ſo viel gekocht? Biſt du nicht klug?“ Das Mädchen antwortete: „Ich hab nicht mehr Teig genommen als nöthig war.“ „So geh hin und waſch dir die Hände!“ ſagte die Frau und von der Zeit an hatte das Mädchen die Kraft des Allerünken verloren.

Durch Erdmann Bruhn in Elpersbüttel bei Meldorf. Das Allerünken iſt in Dithmarſchen allgemein bekannt; der Name iſt vielleicht nur Corruption von dem gleichbedeutenden Alraun (Galgenmännlein).

CCLXXXVI.

Von der Frau, dies Rathen lernte.

Ein reicher Mann hatte eine Frau lange bei ſich in Arbeit. Da ſie nun alt und ſchwach ward und nichts mehr verdienen konnte, rieth er ihr einmal ſcherzweiſe ſich aufs Rathen zu legen. Sie antwortete, das verſtünde ſie nicht. „Ei,“ ſagte der Herr, „ſie kann ja nur ſagen:

Hislepis,
Wenn't nich bäter wart,
So blift as't is.

Dabei muß ſie Feuer ſchlagen und immer puſten.“ Die Frau folgte dem Rathe, und wenn jemand ſich den Fuß verbrannt, oder die Roſe hatte oder ein böſes Auge, gieng ſie hin und

Hislepis,
Wenn't nich bäter wart,
So blift as't is,

half einmal, zweimal, dreimal und die Frau kam in Ruf. — Nun traf es ſich, daß dem reichen Manne beim Fiſcheſſen eine Gräte einmal im Halſe ſtecken blieb und auf keine Weiſe heraus zu bringen war. Da rieth man ihm doch die kluge Frau kommen zu laſſen. Sie kam. Als ſie aber hörte was ſie ſollte, ſagte ſie: „Ach Gott, ich kann ja nichts weiter als was der Herr ſelber mich gelehrt hat.“ Das hatte dieſer längſt vergeſſen und fragte was es denn ſei? „Ja,“ antwortete ſie, er wiſſe wohl: „Hislepis, wenn't nich bäter wart, ſo blift as't is.“ Darüber muſte der Herr heftig lachen und die Gräte flog ihm aus dem Hals.

Herr Dr. Klander in Plön.

CCLXXXVII.

Gott einmal verſchworen, bleibt ewig verloren.

In dem Dorfe Fiſſau lebte vor vielen Jahren ein alter Hexenmeiſter; dem war es nicht genug über Menſchen und Vieh böſe Krankheiten zu bringen, ſondern er verführte auch Jünglinge und Jungfrauen zu ſeiner hölliſchen Kunſt und überlieferte ihre Seelen dem

ewigen Verderben. In einer dunkeln Nacht begab er ſich einmal mit einem jungen Mädchen, ohne daß ein Dritter davon wußte, nach Gutin auf den Kirchhof und das Mädchen mußte den Ring der Kirchenthür anfaſſen und ihm die Worte nachſprechen:

Hier ſaet ik an den Karkenrink,
Nun ſchwöre Gott af unn ſyn Kint.

Das Mädchen war erſt wenige Tage vorher in der Kirche confirmiert, nun hatte ſie ſeit der Zeit keinen frohen Tag mehr und lebte in tiefer Schwermuth. Sie ward nachher an den Schmied des Dorfes verheiratet, ward Mutter mehrerer Kinder, ſtill und fleißig arbeitete ſie den Tag über in ihrem Hauſe, aber die Nächte hindurch lag ſie und weinte ihre bittern Thränen. Nichts gab ihr Freude und Ruhe und ſie welkte ſo hin, bis endlich ihr letzter Tag da war. Da ward nach altem Brauch der Prediger zur Sterbenden gerufen; er betete und tröſtete ſie, ſie aber ſprach: „Ach Herr Paſtor, bete er nur immer zu; mir hilfts doch nichts, denn ich bin eine Hexe," und erzählte ihm die Geſchichte jener Nacht. „Es iſt kein Sünder ſo groß, der ſich nicht legt in Chriſti Schooß," tröſtete ſie der Prediger und bat ſie, ihm nach ihrem Tode Nachricht zu geben, ob ſie die ewige Seligkeit erlangt hätte oder nicht; im erſten Falle ſollte ſie ihm als Taube, im andern aber als Krähe erſcheinen. Als man mitten im Todeskampfe der Sterbenden noch einen Trunk reichte, ſeufzte ſie laut: „O, wie brennt dat na de Höll herin!" und verſchied.

Schon war eine längere Zeit ſeitdem verſtrichen, als eines Sonntags Nachmittags der Prediger in ſeiner Laube im Garten ſaß, und eine Krähe laut ſchreiend ſich darauf niederſetzte. Der Prediger gieng hinaus um das Thier zu verjagen; aber es blieb ſitzen und rief immer lauter. Da erinnerte er ſich der Frau des Schmieds und fragte: „Alſo biſt du doch nicht zu Gnaden gekommen?" Da antwortete die Krähe: „Gott einmal verſchworen, bleibt ewig verloren!"

Herr Schull. Kirchmann in Gutin. — Als auf dem Dengelsberg bei Ehlersdorf (am Kanal) einmal drei Hexen verbrannt wurden, flogen zwei Raben über ſie hin und riefen auch jene Worte; man kennt ſie auch in Ditmarſchen.

CCLXXXVIII.

Die Hexen in Friesland.

Die Leute in Donſum auf Föhr gelten für Zauberer und beſonders ſollen die Frauen alle Hexen ſein. Es verkehrt darum niemand gerne mit ihnen und keiner freit aus dem Dorfe. Freitags findet man keine Frauensperſon zu Hauſe. Denn an dieſem Tage haben ſie ihre Zuſammenkünfte und Tänze auf einer öden Heide. Abends reiten ſie auf Pferden dahin, gewöhnlich aber haben ſie Flügel

an den Schultern und fliegen. Dann sind sie oft so in der Fahrt, daß sie nicht zu rechter Zeit einhalten können, wenn ein Kirchthurm kommt, sondern dagegen anfliegen müssen. Von den Wunden des Falles liegen sie nachher am andern Tage krank. Da wo sie ihre Länze gehalten haben, findet man am andern Tage Lumpen von allerlei Art und Farbe, Fetzen und Bandstücke, Nadeln womit sie in Zauberwachs manchem das Herz durchstechen, Blut und Eiter. Sie können sich in Katzen und Pferde, in Schwäne und Adler verwandeln. Ein junger Mensch wollte einmal seine Braut besuchen, als er in das Haus wollte, lag ein weißes Pferd in der Thür. Da erkannte er, daß seine Braut eine Hexe sei. Es war gerade Freitagabend. — Ein Mann, der von den Hexen viel geplagt ward, gieng einmal auf die Jagd; da sah er einen Vogel mit wunderschönen Federn. Er legte an und schoß; da ward aus dem Vogel ein Weib. — Bei einem Wasser in der Nähe von Donsum kam ein Brautpaar vorbei. Auf dem Wasser segelten Schwäne. Da sprach die Braut: „Ich will einen Augenblick zu den Schwänen gehn," und sie gieng hin und fand ihre Schwestern, das waren die Schwäne. Da ward auch sie zu einem Schwan und alle flatterten und schlugen mit den Flügeln. Der Bräutigam muste alleine nach Hause gehn. — Oft verwandeln sich die Hexen auch in Salhunde und verfolgen die Schiffer und Fischer. Oft kommen sie als Kröten in die Häuser. Kleine Kinder hütet man vor ihrem Blick. Wenn man ein Band oder kleines Tau mit einem Knoten darin am Wege liegen findet, rühre man es nicht an; denn die Hexen haben es hingelegt. Man darf den Zauberinnen keine scharfe Instrumente, Scheeren, Messer, am wenigsten Nadeln leihen. — Einem Manne starb seine Kuh; er setzte das Herz mit andern Eingeweiden aufs Feuer, kochte es und die Hexe muste kommen. Wenn keine Butter kommen will, steckt man Messer um den Deckel des Butterfasses. Das erste Weib, das dann in die Thür kommt, ist die Hexe. Man kann Häuser und Ställe dadurch gegen Hexen verwahren, wenn man über die Thür einen Pferdefuß nagelt oder eine lebendige Eidechse unter der Schwelle vergräbt. Auch gebraucht man Teufelsdreck dazu.

Dies gilt aber nicht allein von den Frauen in Donsum, sondern auch auf Silt, Amrum und den andern Inseln gibt es Hexen. Auf Silt waren der Öwenhügel am südlichen Ufer der Insel, der Klöwenhügel zwischen Keitum und Tinnum, der Stippsienhügel bei Wenningstede ihre Versammlungsörter. In der Mainacht reiten sie alle nach dem Blocksberg. — Traalbutter Hexenbutter heißt auf Silt der Holzschwamm.

Mündlich und schriftlich.

CCLXXXIX.

Die Hexen.

Wer eine Hexe werden will, ergiebt sich dem Teufel und schwört Gott ab mit diesen Worten:

Hier trete ich an dieses Aest,
und verlasse unsern Herrn Jesu Christ!

Dann gelingt die Zauberei, worin sie sich einander unterrichten und die sie von dem Teufel lernen, der zu ihnen kommt. In der Johannisnacht, auch in der Mainacht, halten sie ihre Zusammenkünfte und Tänze. Das geschah bei Schleswig auf der Kroppenheide und auf dem Prisenfelde oder Prisenberge. Bei Schuby zeigt man auf der sogenannten Brutkoppel noch den kleinen Pisberg, wo auch die Hexentänze geschahen. In Holstein versammelten sie sich auf dem Blumenberge bei Finzier, nicht weit von Oldesloe oder dem bei Süsel. Von da kommen sie immer todkrank nach Hause. Die aber, welche auf dem Rugenberge bei Heiligenhafen, auf dem Lützenbroder Felde an der Ostsee, einem großen Grabhügel, sich versammelten, spürten keine Müdigkeit darnach und niemand konnte ihnen am andern Morgen was anmerken. Es wird aber auch von allen Hexen erzählt, daß sie am Walbersabend nach dem Blocksberge geritten seien. Niemand darf sie an dem Abend hindern und wer ein Kreuz über die Thür macht, durch die sie abfahren müssen, erfährt nachher ihre Rache und wird durchgeprügelt. Sie fahren zu den Schornsteinen und den Eulenlöchern hinaus, und reiten auf Besen, Ziegenböcken, Katzen, Hähnen, alten Sauen, Eseln und bunten Hunden, die der Teufel ihnen oft schickt. —

Von dem Fest auf dem Rugenberg wird nun so erzählt: Sobald die Hexen jede auf ihre Weise da angelangt sind, bereiten sie sich eine Mahlzeit, entweder aus Gänse- oder aus grünem (ungekochtem) Ochsenfleisch und besprengen es mit Senf. Dazu essen sie Grapenbrote und trinken Bier aus hölzernen oder zinnernen Schalen. Den Kessel bringt der Teufel mit aus Lützenbrode. Dann beginnt der Tanz, jede Hexe tanzt mit ihrem Teufel, ein altes Weib singt dazu und zwei Kessel werden geschlagen: auf den Bergen umher leuchten die Feuer dazu. Wer in die Nähe kommt, wird mit in den Kreis hineingezogen und so lange herumgeschwenkt, bis er athemlos niedersinkt. So bald es Tag wird, verschwindet alles. Am andern Morgen findet man auf dem Berge Spuren von Federvieh, von Pferde- und Ziegenfüßen und in der Mitte liegt ein Häuflein Asche.

Die alte Wiebke Thams in Lägerdorf, Herrschaft Breitenburg, erzählte: Vor Zeiten wären da bei dem Dorfe die Hexen in der Johannisnacht auf freiem Felde verbrannt. Das wäre nun freilich nicht eigentlich geschehen, sondern auf diese Weise. Auf einer Koppel machte man ein großes Feuer an; darüber hengte man an einem

Querbaum zwiſchen zwei groſsen Seitenpfahlen einen Braukeſſel mit Bier auf. Daraus ſchöpfte man mit Bierkannen und trank das warme Bier. Alt und Jung, das ganze Dorf nahm an dieſem Feſte Theil. Dann und wann gieng eine gewiſſe Frau etwas vom Feuer weg und rief: „Kummt häer jü ole Hexen 'rint Füer!“ Und das hätte man das Verbrennen der Hexen genannt.

Nach mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen. Hexenprocheacten in Mſcr.; gedruckt in (Niemann) Blätter für Polizei und Kultur 1799, I, 61. Provinzialberichte 1812, 303. 1817, 171. Staatsbürgerl. Magazin IV, 475. VI, 703. VII, 745. X, 698. 1091. Schl. Holſt. Anzeigen 1841, No. 32 ff.

CCXC.

Hexen erkannt und belauſcht.

Wenn man ein altes Weib für eine Hexe hält, ſo braucht man nur eine Hand voll Salz ihr nach zu werfen, um ſie zu erkennen. Denn iſt ſie eine Hexe, ſo muſs ſie ſich umſehen; oder will eine, die man in Verdacht hat, in die Thür treten, ſo braucht man ihr nur einen Beſen verkehrt in den Weg zu legen und ſie kann nicht eintreten wenn ſie eine Hexe iſt. Man kanns aber auch ſo machen, wie einmal ein paar junge Knechte thaten. Die giengen in der Johannisnacht hinaus auf eine Wieſe und wälzten ſich nackend im Thau. Sonntags darauf giengen ſie in die Hüttener Kirche, ſie dienten da in der Nähe, und ſahen nun, daſs jede Frau, die eine Hexe war, eine Milchbütte auf dem Kopfe trug, und das waren damals ſehr viele Frauen und Mädchen.

Ein paar junge Bauern beſchloſſen einmal in einer Johannisnacht die Hexen zu belauſchen. Sie ſpannten ihre Pferde vor ein paar Erbeggen, und zogen damit auf der einen Seite des Dorfs hinaus, der eine rechts, der andre links. Sie fuhren um das Dorf herum, bis ſie auf der andern Seite wieder zuſammen kamen. Den Kreis, der nun ums Dorf gezogen war, durften die Hexen nicht überſchreiten. Nur lieſsen ſie einen ſchmalen Ausgang; da erwarteten ſie die Hexen, indem ſie die beiden Erbeggen ſchräge gegen einander ſtellten und ſich darunter legten. Um Mitternacht flogen die Hexen zu allen Schornſteinen hinaus, auf Beſenſtielen und Forken. Sie kamen alle an ihnen vorüber; da erkannte der eine ſeine eigne Frau: „Kumſt du ok, mon ole Möem?“ ſagte er und war verrathen. Da ſtürzten die Hexen auf ihn los und drückten ihm die ſpitzen Eggennägel in den Leib, weil er ſo unbeſonnen geweſen war die Zinken nach innen zu kehren. Er kam nicht mit dem Leben davon.

Wenn man die Hexen tanzen ſehen will, ſo muſs man ein altes Brett von einem Sargdeckel nehmen, aus dem ein Knaſt herausgeſtoſsen iſt, und durch das Loch ſchauen.

Aus Niederſelk durch Cand. Arndt. — Dieſelbe Erzählung kennt man an mehreren Orten, in der Herrſchaft Breitenberg, Ditmarſchen ꝛc.

CXCI.

Die Hexenfahrt.

Ein Knecht war in der Johannisnacht nicht feſt eingeſchlafen. Da ſah er, wie ſeine Wirthin und ihre Tochter aufſtanden und aus dem Schrank einen Topf mit Hexenſalbe hervorlangten. Damit beſtrichen ſie ſich, ſetzten ſich dann rittlings auf einen Beſen und ſagten:

Fleeg up, fleeg ut!
Fleeg narns an!

So flogen ſie zum Kaploch hinaus. Als der Knecht das ſah, wollte ers ihnen nachthun. Er nahm von der Salbe, beſchritt eine Forke und ſagte:

Fleeg up, fleeg ut!
Fleeg allerwägens an!

Er ſtieß nun überall mit dem Kopf an die Balken, gelangte aber doch endlich hinaus und kam nach dem Blocksberg, wo er faſt die ganze Nacht hindurch mit vielen andern Hexen und ſeiner Wirthin und ihrer Tochter tanzte. Am andern Morgen als ſie aufſtanden, lachte die Tochter ihn aus und fragte: „Na, Mars (Marx), deit dy ok de Kop noch wee?“ Er hats nachher nicht wieder gethan, ſie drohten ihm auch.

Aus Niederſeik bei Schleswig durch Gand. Arndt. — Ebenſo erzählt man in Husby: Ein junges Mädchen ſah die alten Weiber auf dem Beſenſtiel davon reiten unter den Worten:

Wolup unn wol ut!
Jom Kaplok benuet!

Sie wollte es ihnen nachmachen und ſagte:

Wolup unn wolan!
Jom Kaplok benan!

Da fuhr ſie gegen die Decke und blieb da ſchweben, bis die Hexen wiederkamen und ſie befreiten. — Dannewirke 1811, No 53: Ein Knecht ſieht, daß ſeine Herrin in der Johannisnacht ſich auf den Beſenſtiel ſetzte, den ſie vorher mit einer Salbe beſtrichen. Er machte es ihr nach und flog über Berg und Thal hinterdrein; endlich kam er über ein großes Waſſer, da rief er verwundert: „Das iſt doch des Satans!“ und augenblicklich ſtürzte er hinunter. Daſſelbe widerfuhr nach einer dithmarſchen Erzählung einem, den eine Hexe mit auf ihren Ziegenbock genommen hatte, oder nach einer Breitenburger Erzählung einer Magd, die ihre Herrin mit auf ihren Kater nahm; als ſie das Stillſchweigen brachen, fielen ſie in die Elbe.

CXCII.

Die drei Haare.

Eine Frau lag krank. Da trat ihr Mann ans Bett und ſprach: „Was fehlt dir? Sage mir was du wünſcheſt; ich will Alles thun.“

„Wenn mir geholfen werden soll," sagte die Frau, „so mußt du den Fuchs nehmen, der in unserm Stalle steht und dich diese Nacht zwischen zwölf und eins darauf setzen und sprechen:

Fahre hin,
nach dem Blocksberg steht mein Sinn!

und wenn du dahin kommst, so nimm drei Haare vom Kopfe einer alten schwarzen Frau, die zu dir kommen wird." Der Mann schlug ein Kreuz und sprach: „Ich denke, du hast doch wol nichts mit Hexen zu thun." „Nein," antwortete sie, „reite nur schnell aus, sonst sterbe ich." Der Mann stieg in der Nacht auf den Fuchs und sagte:

Fahre hin,
nach dem Blocksberg steht mein Sinn!

Da sauste er durch die Luft und gleich ritt er den Blocksberg hinan. Da kamen ihm viele Hexen entgegen, einige ritten auf Haspeln, andre auf Katzenschwänzen: zuletzt kam eine alte schwarze Hexe, die gieng ganz krumm, hatte feuerrothe Augen und einen Strohwisch zum Schwanz. Er ritt auf sie zu und wollte ihr die drei Haare ausreißen; aber sie widersetzte und wehrte sich sehr. Ach, dachte er, was soll ich viel Umstände machen! faßte seinen Stock, schlug die Alte tot und nahm was er wollte. Als er seiner Frau nun das brachte, was sie gewünscht hatte und er erzählte, er habe die alte Hexe darum totschlagen müssen, schrie sie auf: „So hast du meine Großmutter totgeschlagen!" Darüber erschrak der Mann, daß seine Frau von Hexen verstammte; und er gieng hin und verklagte sie. Nach einigen Tagen wurde sie verbrannt.

Aus Puttgarden auf Fehmern.

CCXCIII.

Das Geschenk der Hexen.

Spät Abends gieng ein Mann, der ein Musikant war, von Todendorf nach Puttgarden. Auf der Mitte des Weges begegneten ihm eine Menge Hexen, die ihn sogleich umringten und sagten: „Spiel uns was vor." Vor Angst konnte er nicht reden, brachte es aber doch endlich heraus und sagte, daß er keine Violine hätte. „Thut auch nicht nöthig," antworteten die Hexen, „wir haben eine." Als er nun zu spielen begann, tanzten sie wild um ihn her und sprangen hausboch. Endlich waren sie müde und gaben dem Manne zum Lohne eine Schürze voll Krebeln (eine Art Apfelkuchen). Als er zu Hause kam, legte er die Violine und die Krebeln auf die Essigbank (den Ofenschrank), und gieng zu Bette. Am andern Morgen aber, als er seine Hexengeschenke besehen wollte, war die Violine zu einer alten Katze, der Bogen zu einem Schwanz und die Krebeln zu Pferdedreck geworden.

Aus Puttgarden auf Fehmern.

CCXCIV.

Die Hexen in Wilster

In Wilster gab es ehedem viele Hexen und böse Leute, das iſt aber ſchon lange her. Die Altermutter meiner Großmutter hat es dieſer als Kind erzählt und die Geſchichte immer angefangen: „Dat weer all lang' fär myn Tit.“

Es war in Wilster ein junger Mann, ein Sonntagskind, der die Hexen vorzüglich ſehen und kennen konnte. Eines Tages ſtand er auf einem Platz in der Stadt, wo eine Menge Bauholz gelagert war, vor einem alten Hauſe und ſchimpfte zum Giebelfenſter hinauf: „Wat ſittſt du daer all wedder um ſpinnſt, du ole verfluchte Her?“ Da rief die Hexe herunter: „Sönken, Sönken, laet my doch myn Faden ſpinnen!“ und augenblicklich ſaß der junge Menſch unter dem Bauholz, wo die Leute ihn mit Mühe hervorzogen.

In einer Nacht ward derſelbe junge Mann durch einen fürchterlichen Lärm aus dem Schlafe geweckt. Gleich muſte er aus den Federn und da ſah er einen ewig langen Zug von Weibern auf Beſenſtielen und Ofengabeln reiten, die mit Feuerzangen an blanke Keſſel ſchlugen, und ſo giengs fort; er muſte hinderdrein. Als ſie auf den Kreuzweg kamen, hielten ſie einen großen Tanz, er muſte mit allen rund tanzen. Auch hatten ſie einen großen ſilbernen Becher, der gieng von Hand zu Hand und ſie tranken dem jungen Mann daraus zu und hielten einen Ringeltanz um ihn. Aber gerade als er den Becher in die Hand bekam, ſchlug die Uhr eins, die Hexen verſchwanden und er blieb allein nach mit dem Becher in der Hand. Als er ſich beſonnen hatte und den Becher betrachtete, fand er die Namen aller Hexen darauf ausgegraben; obenan ſtand die Frau Bürgermeiſterin. Da gieng er am andern Morgen zum Bürgermeiſter und meldete ihm alles, wie ſchändlich es in der Stadt hergehe, und wie ſeine eigne Frau eine Hexe ſei. Da gab ihm der Bürgermeiſter viel Geld, damit er nicht weiter davon rede.

Zu dieſer Zeit ſtand die Stadt noch nicht, wo ſie jetzt ſteht, ſondern weiter nach Norden zu an einem Arm der Wilſterau, der die alte Wilſter heißt. Die Leute thaten alles um die Hexen auszurotten und ihrer los zu werden. Als ſie aber ſich daran machten die mächtigſte und bedeutendſte unter ihnen zu vertreiben, verſank plötzlich an einem Sonntagvormittag während der Kirchzeit die ganze Stadt, ſo daß nur die oberſte Spitze des Thurms ſichtbar blieb. Vor fünfzig Jahren konnte man dieſe noch immer ſehen, und Nachts um zwölf Uhr hat man die Hexen darauf tanzen ſehen und gehört wie ſie pfiffen und frohlockten über den Sieg, den ſie über ihre Gegner errungen.

Schriftlich und mündlich.

CCXCV.

Das Geiſterwahl.

Als König Friedrich der Dritte von Dänemark eine öffentliche Zuſammenkunft nach Flensburg ausgeſchrieben, trug es ſich zu, daß ein dazu herbeigereister Edelmann, weil er ſpät am Abend anlangte, in dem Gaſthaus keinen Platz finden konnte. Der Wirth ſagte ihm, alle Zimmer wären beſetzt, bis auf ein einziges großes; darin aber die Nacht zu zubringen wolle er ihm nicht rathen, weil es nicht geheuer und Geiſter darin ihr Weſen trieben. Der Edelmann gab ſeinen unerſchrockenen Muth lächelnd zu erkennen und ſagte, er fürchte keine Geſpenſter und begehre nur ein Licht, damit er, was ſich etwa zeige, beſſer ſehen könne. Der Wirth brachte ihm das Licht, welches der Edelmann auf den Tiſch ſetzte und ſich mit wachenden Augen verſichern wollte, daß Geiſter nicht zu ſehen wären. Die Nacht war noch nicht halb herum, als es anfieng im Zimmer hier und dort ſich zu regen und zu rühren und bald ein Raſcheln über das andre ſich hören ließ. Er hatte anfangs Muth, ſich wider den anſchauernden Schrecken feſtzuhalten, bald aber als das Geräuſch immer wuchs, ward die Furcht Meiſter, ſo daß er zu zittern anfieng, er mochte widerſtreben wie er wollte. Nach dieſem Vorſpiel von Getöſe und Getümmel kam durch ein Kamin, welches im Zimmer war, das Bein eines Menſchen herabgefallen, bald auch ein Arm, dann Leib, Bruſt und alle Glieder, zuletzt, wie nichts mehr fehlte, der Kopf. Alsbald ſetzten ſich die Theile nach ihrer Ordnung zuſammen, und ein ganz menſchlicher Leib, einem Hofdiener ähnlich, hob ſich auf. Jetzt fielen immer mehr und mehr Glieder herab, die ſich ſchnell zu menſchlicher Geſtalt vereinigten, bis endlich die Thüre des Zimmers aufgieng und der helle Haufen eines völligen königlichen Hofſtaats eintrat.

Der Edelmann, der bisher wie erſtarrt am Tiſch geſtanden, als er ſah, daß der Zug ſich näherte, eilte zitternd in einen Winkel des Zimmers; zur Thür hinaus konnte er vor dem Zuge nicht.

Er ſah nun wie mit ganz unglaublicher Behendigkeit die Geiſter eine Tafel deckten, alsbald köſtliche Gerichte herbeitrugen und ſilberne und goldene Becher aufſetzten. Wie das geſchehen war, kam einer zu ihm gegangen und begehrte, er ſolle ſich als ein Gaſt und Fremdling zu ihnen mit an die Tafel ſetzen und mit ihrer Bewirthung vorlieb nehmen. Als er ſich weigerte, ward ihm ein großer ſilberner Becher dargereicht, daraus Beſcheid zu thun. Der Edelmann, der vor Beſtürzung ſich nicht zu faſſen wuſte, nahm den Becher und es ſchien auch, als würde man ihn ſonſt dazu nöthigen; aber als er ihn anſetzte, kam ihn ein ſo innerliches, Mark und Bein durchdringendes Grauſen an, daß er Gott um Schutz und Schirm laut anrief. Kaum hatte er dies Gebet geſprochen, ſo war in einem Augenblick

alle Tracht, Larm und das ganze glänzende Mahl mit den herrlich scheinenden stolzen Geistern verschwunden.

Indessen blieb der silberne Becher in seiner Hand und wenn auch alle Speisen verschwunden waren, blieb doch das silberne Geschirr auf der Tafel stehen, auch das eine Licht, daß der Wirth ihm gebracht. Der Edelmann freute sich und glaubte, das alles sei ihm gewonnenes Eigenthum, allein der Wirth that Einspruch, bis es dem König zu Ohren kam, welcher erklärte, daß das Silber ihm beim gefallen wäre und es zu seinen Händen nehmen ließ. Woher es gekommen, hat man nicht erfahren können, indem auch nicht, wie gewöhnlich, Wappen und Namen eingegraben war.

Aus Bräuers Curiositäten S. 336 f. und Erasmi Examini von Proteus S. 126. in der Brüder Grimm deutsch. Sagen I. S. 257

CCXCVI.

In der Haddebyer Gemeinde gibts keine Hexen.

Einmal gieng einer aus Haddebye bei dem Hexenberg vorbei. Da sah er alle Hexen tanzen und springen und der Pastor war auch dabei in seinem Priesterrock auf einem Besenstiel. Das ward dem Prediger angesagt, daß man ihn unter den Hexen gesehen habe. Da ließ er den Teufel zu sich kommen und fragte ihn, wie er sich unterstehn könne seine geistliche Tracht und Gestalt auf solche Weise zu misbrauchen. Da antwortete der Teufel, daß es ihm zum Schabernack geschehen sei; denn das wäre ihm ärgerlich, daß er aus seiner Gemeinde nimmer keine Hexen noch bekommen habe.

Aus Amberg am Dannewerk durch Cand. Arndt.

CCXCVII.

Noch einen Stich.

Einer freite mit einem Mädchen aus einem andern Dorfe. Nachts kam er daher und auf der Hälfte des Weges begegneten ihm eine Schaar Zauberinnen mit fliegendem Haar und pfiffen gräulich. Als er eben vorbei war, sprang eine ihm von hinten auf die Schultern; das war seine Braut, die er eben verlassen hatte. Sie saß fest und drückte ihm die Arme zusammen, daß er sein Messer nicht aus der Tasche ziehn konnte. Endlich ward er dessen habhaft, stach zu und traf die Zauberin. Da muste sie ihn verlassen, sagte aber: „Noch an Pui!" (Noch einen Stich!) „Davor will ich mich schon hüten," erwiderte er. Am folgenden Tage zeigte es sich, daß es seine Braut gewesen war. Der zweite Stich hätte sie wieder heil gemacht.

Aus Amrum durch Herrn Dr. Clement.

CXCVIII.

Mutter Potſakſch

Bei Hollingſtede an der Treene war vor nicht langer Zeit eine alte Frau, die man nur Mutter Potſakſch nannte, weil ſie niemals Schuhe trug, ſondern immer barfuß oder in Socken gieng. Sie konnte hexen und Wetter machen (böten). Ihre Tochter hatte ſie in allen ihren Künſten unterrichtet. Sie vermiethete dieſe endlich bei einem reichen Bauer als Kindermädchen. Einmal als Wirth und Wirthin ausgegangen waren und die Knechte und Mägde in der Stube ſaßen und ſich allerlei erzählten, kam die Dirne, die das Kind wiegen ſollte, herein und ſetzte ſich zu ihnen. Die alte Magd hieß ſie hinausgehn und wiegen. „Ei was," antwortete das Mädchen, „die Wiege geht ſchon von ſelbſt." Da riefen alle, daß ſie das doch einmal ſehen möchten. „Dann könnt ihr noch ganz andre Dinge zu ſehen bekommen," ſagte das Mädchen und ließ die Wiege um Stube herein und wieder hinaus wiegen. „Und das iſt noch gar nichts," fuhr die Dirne fort; „wenn ihr wollt, ſo will ich euch eine von den Kühen tot melken, die da auf der Koppel gehen." Alle wünſchten es einmal zu ſehen, und nun nahm ſie ein Meſſer, ſteckte es in einen Stender und verlangte, daß man ihr ein Wahrzeichen gäbe, welche Kuh es ſein ſollte. Man zeigte ihr eine bunte Kuh. Nun fieng ſie an auf dem Heft des Meſſers zu melken und die Kuh ſtand, als wenn ſie im Stalle gemelken würde. Als das Mädchen aufhörte, fiel die Kuh tot nieder. „Da habt ihrs," ſagte ſie; „nun will ich euch noch mehr zeigen was ich kann. Ich will juchhe! rufen und ein dreimaſtiges Schiff ſoll auf der Miſtpfütze ſchwimmen." Alle meinten, daß es unmöglich ſei; als ſie aber nur einmal juchte, ſahen alle das Schiff. Darauf juchte ſie zum zweiten Male und eine große Muſikbande war auf dem Schiff und ſpielte luſtige Stückchen.

Unterdeß kamen Wirth und Wirthin wieder nach Hauſe und die Knechte und Mägde erzählten was geſchehen ſei. Da ließen ſie die alte Potſakſch holen und verlangten von ihr, daß ſie ihr Kind wieder wegnehmen ſollte; und die Kuh ſollte ſie wieder lebendig machen. „Nichts leichter, als das," rief die Alte, ſteckte drei Gabeln mit den Stielen in die Erde, daß die Zinken in die Höhe ſtanden, ſtellte ſich darüber und alsbald ſtand die Kuh auf und graste wie vorher.

Dieſe Geſchichte ward ruchtbar und bei der Obrigkeit angezeigt. Nun ſollte die alte Hexe verbrannt werden. Auf der Koppel, wo die Kuh tot gemelken ward, wurden drei Faden Holz mit vielem Stroh geſchichtet, und man ließ darin einen Raum wie eine kleine Stube. Als die alte Hexe dahin geführt ward, eine unzählige Menge Volks war zugegen, gieng der Zug an des Bauervogts Hauſe vorbei. Da bat Mutter Potſakſch die Frau des Bauervogts, die in der Thür ſtand, um einen Tropfen Milch. Die ſtieß ſie aber fort und ſagte,

sie solle ja doch gleich brennen, sie brauche keine Milch. Da sagte die alte Potsaksch: „Das hat mir schon heut Nacht geträumt.“ Man brachte sie nun in die kleine Stube und zündete das Feuer an. Als es niedergebrannt war, und man in der Asche nach den Knochen suchte, da kam Mutter Potsaksch über die Koppeln dahergegangen und sagte: „Was habt ihr nun gethan! Ihr habt des Bauervogts Frau verbrannt!“ Alle erschraken; des Bauervogts Frau war nirgend zu finden und niemand wagte sich mehr an die alte Hexe.

Der Amtmann wuste nicht was er aus der Sache machen sollte und berichtete darüber an den König. Da bot der König ewig viel Geld aus dem, der die Hexe umbrächte. Aber keiner wollte sich daran machen. Endlich fieng ein Schmiedgesell damit an, daß er der Alten viele schöne Worte und Schmeicheleien sagte und sie zuletzt ganz verliebt machte; sie wollte ihn heiraten. Der Hochzeitstag kam und sie sollten zur Kirche. Auf dem Wege dahin musten sie über ein breites Wasser. Da hatte der Schmiedgesell überall Netze hin und her aufstellen lassen und Fischer lauerten hinter den Büschen am Ufer. Als sie nun im Kahn saßen, sagte er zu ihr: „Potsaksch, kann sie die Kirche schon sehn?“ „Nein,“ sagte sie, „dann muß ich mich erst umkehren.“ Als sie sich nun umwandte, stieß er sie ins Wasser und rief den Fischern, daß sie die Netze zuzögen. So muste die Alte umkommen.

Aus Kurborg bei Schleswig durch Cand. Arndt.

CCXCIX.

Die Schürze der Hexe.

In Störkathen wohnte einst eine Frau, die ihre beiden Kälber auf einer Weide nahe bei der Stör graste. Oft aber schwammen sie durch den Fluß und giengen jenseits einem Bauern ins Heugras. Darüber schalt dieser immer gewaltig. Einmal kam die Frau gerade darüber zu, als die Kälber wieder hinübergeschwommen waren und der Bauer hinter ihnen jagte, fluchte und schalt. Da nahm sie ihre Schürze ab, breitete sie auf der Stör aus einander, setzte sich darauf und segelte hinüber. An der andern Seite angekommen rief sie: „Kaemt häer, mon olen Schäkers, kaemt her; de Lüed schöllt æwer ju ni meer schelln.“ Darauf liefen die Kälber schreiend zu ihr, sie aber nahm sie mit auf ihre Schürze und fuhr wieder über die Stör.

Durch Herrn Schull. Jahrstorf in Lägerdorf.

CCC.

Der Hexenschiffer.

In Erfde an der Eider wohnte ein Schiffer, der wenn er ausfuhr und ein Sturm kam, immer zu seinem Knecht sagte: „Ga

du man to Koje!" und dann segelte er ganz allein durch Wasser Luft und Land. Einmal steckte der Knecht seinen Kopf heraus und sah, wie sie eben einem Kirchthurm vorbeikamen. „Dat güng äbenmist *," rief er und der Schiffer antwortete:

Wenn dat nich gaen harr äbenmist,
So weer't de Blixdorper Toern gewis.

Aus Kurborg am Dannewerk durch Herrn Cand. Arndt.

CCCI.

Die Windknoten.

In Sisebv an der Schlei wohnte ein Weib, das Zauberei verstand und den Wind drehen konnte. Die Schleswiger Heringsfischer pflegten oft da zu landen. Einst wollten sie nach Schleswig zurück; da war Westwind; darum baten sie das Weib den Wind zu drehen. Sie sagte es zu für ein Gericht Fische und die Fischer boten ihr Heringe, Brassen, Barse und Hechte; andre Fische hätten sie nicht. Darauf gab sie ihnen ein Tuch mit drei Knoten und sagte, daß sie den ersten und den zweiten öffnen könnten, den dritten aber nicht eher als bis sie Land hätten. Die Fischer spannten die Segel auf, obgleich noch Westwind war; als aber der älteste der Gilde den einen Knoten öffnete, kam alsbald ein schöner Fahrwind aus Osten. Er öffnete den zweiten; da hatten sie Sturm und kamen mit der größten Schnelligkeit nach der Stadt. Nun waren sie neugierig, was es wohl werden würde, wenn sie auch den dritten öffneten. Kaum geschah das, als ein fürchterlicher Orkan aus Westen über sie herfiel, daß sie eilig ins Wasser springen musten um ihre Schiffe ans Land zu ziehen.

Aus Fahrdorf bei Schleswig durch Cand. Arndt.

CCCII.

Das Johannisblut.

Zu Klostersande bei Elmshorn lag früher zwischen dem Pilger- und dem Kuppelberg die sogenannte Hexenkuhle. Man sieht hier oft an gewissen Tagen, namentlich am Johannistage Mittags zwischen zwölf und ein Uhr, alte Frauen wandeln, die auf den Pilgerberg wollen um in dieser Stunde ein Kraut zu pflücken, das allein da wächst. Dies Kraut hat in seiner Wurzel Körner mit einem purpurrothen Saft, der das Johannisblut heißt. Die alten Frauen sammeln dies in blecherne Büchsen und bewahren es sorgsam auf; aber nur

* Ein Schifferausdruck: mit genauer Noth.

wenn es in der Mittagsſtunde gepflückt wird, kann es Wunder thun. Mit dem Schlage ein iſt ſeine Kraft verbei.

Schriftliche Mittheilung.

CCCIII.

Das Wachsbild.

Ein Mann auf Amrum lag lange ſchwer krank und ihm konnte gar nicht geholfen werden. Da ſah ein Müller, während jener noch krank lag, von ſeiner Mühle aus tagtäglich ein Weib in den Verdünen (um Dönkam). Er verfolgte einſt ihre Spur, grub und fand im Sande das wächſerne Bild eines Männchens mit einer Stecknadel im Herzen. Er zog die Nadel aus, nahm das Bild mit nach Hauſe und verbrannte es. Darnach ward der Mann alsbald geſund. Aber nach ſeinem Tode, als ſeine Güter getheilt wurden, gieng die Theilung ungerecht und er muſte wiedergehn.

Durch Herrn Dr. Clement.

CCCIV.

Die Hexen ſtopfen Unfrieden.

Man nehme ſich ja in Acht, wenn ein Brautbett geſtopft wird: denn Hexen ſtopfen Frieden und Unfrieden hinein, je nachdem ſies gut oder böſe mit dem Brautpaar meinen. Einem jungen Paar, das ſich herzlich lieb hatte, dem aber die alten Weiber aus irgend einer Urſache gram waren, ſtopften ſie Unfrieden hinein. Braut und Bräutigam hatten den Hochzeittag in Freuden verlebt. Als ſie aber kaum im Bette waren, fiengen ſie an ſich zu zanken, und vom Zanken kams zum Streit und vom Streit zum Prügeln. Die Eltern des Bräutigams, die im Bett daneben ſchliefen, hörten den Lärm und konnten ſie nicht zu Ruhe bringen. Da riethen ſie den jungen Leuten endlich ſich in ihr Bett zu legen, und nun vertrugen ſie ſich für die Nacht ganz gut. Aber als die beiden Alten ſich ins andre Bett legten, gieng unter ihnen gleich das Streiten los, obgleich ſie ihr Lebelang nicht uneins geweſen waren, und das dauerte bis an den lichten Morgen. Da unterſuchte man das Bett und ſchnitt die Decken auf; als man die Federn herausnahm, fand man alle in Kränze und Ringe zuſammengeflochten mit ſeidenen Fäden von allerlei Farben. Da wuſte man, daß die alten Weiber, die das Bett geſtopft hätten, Hexen müſten geweſen ſein und „Streit hineingeflochten" hätten.

Mündlich aus Marne. — Auf Amrum ward ein Mann krank und endlich tot gezaubert (duad traalat). Sein Mein fiel ihm ab, als man ihn in den Sarg legte. Als man aber ſein Kopfkiſſen öffnete, fand man einen Hexenkranz von Federn aller Art und Farbe darin. Der Kranz ward im Ofen verbrannt. Herr Dr. Clement.

CCCV.

Die Hexen nehmen die Butter.

Es war einmal eine Zeit wo die Hexen ihr Unweſen überaus arg trieben. Damals war es für jede Hausfrau nothwendig, einen Stiel vom Holz des Vogelbeerbaums an der Butterſcheibe zu haben; ſonſt konnte man ſicher ſein niemals Butter zu kriegen. Einmal gieng ein Mann bei Zeiten von Jägerup nach Hadersleben. Als er bei Woiensgaard vorbei gieng, hörte er, daß man da auf dem Hofe butterte; aber zugleich bemerkte er, daß eine ihm bekannte Frau an dem vorbeilaufenden Bache ſtand und mit einem Steck im Waſſer karnte. Später ſah er ſie an demſelben Tage in Hadersleben ein groß Stück Butter verkaufen. Als er Abends wieder bei Woiens vorbei kam, karnte man da noch; da gieng der Mann auf den Hof und verſicherte, daß das unnütze Arbeit ſei, die Butter ſei ſchon in Hadersleben verkauft.

Herr J. F. Lorenzen in Riestrup. — Sonſt bindet man bei uns auch um die Butterkarne einen Zwirnsfaden; denn wenn eine Hexe vorübergeht und die Reifen des Gefäßes zählen kann, ſo kann man nicht abbuttern.

CCCVI.

Der Dünenſtrauch.

Ein Bauer auf Amrum war einmal Abends bei ſchlechtem Wetter noch in Merum, um Torf zu holen. Da kam ein Dünenſtrauch (Dünrakel) herangefallen, als er ſchon auf ſeinem Fuder ſaß. Den kannſt du mitnehmen, ſagte er bei ſich ſelbſt, ſtieg alſo ab und warf ihn auf den Wagen. Eine Weile hernach auf dem Wege ſah er ſich um und ſieh da, der Dünenſtrauch war nun der alte Peter.

Aus Amrum durch Herrn Dr. Clement.

CCCVII.

Hexen als Sturzwellen.

Drei Männer von einer nordfrieſiſchen Inſel waren auf einem und demſelben Schiffe zur See. In ihrer Abweſenheit ergaben ſich ihre Frauen der Hexerei. Weil ſie mistrauiſch gegen ihre Männer waren, folgten ſie ihnen in allerlei Geſtalten überall hin und bald entdeckten ſie die Untreue der Männer. Voll Zorn beſchloſſen ſie bei nächſter Gelegenheit das Schiff zu verſenken, und der Tag ward feſtgeſetzt. Sie hatten aber den Plan eines Abends auf dem Schiffe abgeredet, als ſie meinten, daß alle ans Land gegangen wären; allein der Schiffsjunge hatte alles mit angehört. Eine der Hexen äußerte noch die Furcht, daß ſie ſelbſt dabei zu Schaden kommen möchte;

eine andre aber antwortete: „Nur wenn ein Reiner mit reinen (ungebrauchten) Waffen uns abwehrt, haben wir zu fürchten.“ Der Schiffsjunge wuſte ſich eine neue Waffe zu verſchaffen, und als bald darauf das Schiff den fremden Hafen verließ und das Wetter in einer Nacht ſtürmiſch ward, gieng er mit dem Degen unter dem Arm immer an der Leeſeite auf und nieder und wartete. Bald kamen drei thurmhohe, ſchneeweiße Sturzwellen auf das Schiff los und es wäre gewis verloren geweſen, wenn nicht der Junge ihnen den Degen entgegen gehalten. Augenblicklich ſanken ſie zuſammen und an der Stelle wo die Spitze ſie berührte, färbten ſie ſich mit Blut. Als das Schiff nun glücklich in Hamburg ankam, erfuhren der Kapitain und die beiden Steuermänner, daß ihre Frauen plötzlich alle drei krank geworden ſeien, und als ſie ſich näher erkundigten, fanden ſie, daß dies in derſelben Nacht geſchehen ſei, als die drei Sturzwellen auf das Schiff los gekommen wären. Nun glaubten ſie den Worten des Schiffsjungen. Weil ſie aber ſahen, daß ihre Frauen Hexen wären, beſchloſſen ſie ihr Leben für die Zukunft zu ändern, wenn ſie ſich nicht neuen Gefahren ausſetzen wollten.

Durch Herrn Hanſen auf Silt.

CCCVIII.

Die Waſſerhoſe.

An einem heißen Sommertage ſetzte ein Mann aus Nieblum auf Föhr, der in der Wohlmende mit Grasmähen beſchäftigt war, ſich nieder, um ein Stück Brot in Ruhe zu verzehren. Aber da kam eine große Waſſerhoſe in gerader Richtung auf ihn los. Der Mann, der wohl wuſte, daß dieſe von Hexen herrührten, warf beherzt ſein Brotmeſſer hinein, um die Hexe zu verwunden. Da im Nu ward er gefaßt und wirbelnd durch die Luft getragen, bis er endlich wohlbehalten auf einer kleinen Inſel am Ende der Welt wieder den Boden berührte. Er ſah den elendeſten Tod voraus, denn die Inſel war ganz wüſt und durchaus unbewohnt, und von einem wilden ſtürmiſchen Meere umgeben. In ſeiner Angſt und Noth ſchrie er um Hilfe und bat die Hexe um Verzeihung. Da ward ein Stuhl vor ihm niedergelaſſen, an dem ein Strick mit drei Knoten befeſtigt war. Er ſetzte ſich darauf und es kam eine Stimme aus der Luft, die ihm zurief, wenn er wieder nach Hauſe wolle, ſolle er den einen Knoten öffnen; gienge dann die Fahrt nicht ſchnell genug, könne er auch den zweiten löſen; vor dem dritten aber ſolle er ſich hüten. Sogleich gieng ſeine Reiſe durch die Luft vor ſich, als er den erſten Knoten löste. Bald machte er auch den zweiten los, und er fuhr nun ſo geſchwind wie eine Kanonenkugel dahin. Bald lag Föhr wieder vor ſeinen Augen; da konnte er nicht der Verſuchung widerſtehen, auch den dritten Knoten zu öffnen. Mit ungeheurer Schnelligkeit gienges nun fort und hätte

er nicht auf den Kirchthurm zu St. Johannis getroffen, wäre er über die Insel hingeflogen. Bei dem Zusammentreffen mit dem Thurmhahn aber verlor der unglückliche Mann beide Beine und hatte nun die traurige Erfahrung gemacht, wie gefährlich es sei, sich mit Hexen abzugeben.

Durch Herrn Arffken auf Fehr.

CCCIX.

Eine Hexe als Pferd.

Ein junger Mann befand sich Nachts auf dem Wege nach Hause, als er bemerkte, daß ein weißes Pferd schnell hinter ihm her kam und ihn einzuholen suchte, indem es über Stege und Thore wegschritt. Sobald es bei ihm war, zog er aber sein Messer und stieß es ihm in den Leib. Da stand stark blutend ein altes Weib vor ihm, das er kürzlich beleidigt hatte, und bat ihn inständig ihrer doch zu schonen, sie habe ihn ins Wasser stürzen wollen, aber nun müsse sie bald sterben. Der junge Mann ließ sie laufen und bald erfuhr er, daß sie wirklich gestorben sei.

Durch Herrn Heinrich.

CCCX.

Die Hexe mit dem Zaum.

Die Frau eines Predigers war eine Hexe. Nachts stand sie auf, legte ihrem Knecht einen Zaum an und sogleich war er in ein Pferd verwandelt. Dann setzte sie sich auf ihn und ritt zu einem Gastgebot. Kam sie an den bestimmten Ort, so band sie das Pferd an einen Baum und gieng als Mann verwandelt hinein zum Gelage. Das that sie fast jede Nacht und quälte die Knechte so, daß sie krank und elend wurden und bald aus dem Dienste liefen. Einmal hatte sie einen neuen, jungen Knecht angenommen und gleich in der ersten Nacht ritt sie wieder auf ihm aus. Er hatte schon von der Zauberei der Frau Pastorin gehört und gleich gedacht, daß der Zaum gewis die Kraft hätte. Sobald sie daher ins Haus gegangen war, riß er sich vom Baume los und machte sich vom Zaume frei. Sogleich war er wieder ein Mensch. Als nun gegen Morgen die Frau wieder zurückkam, stellte er sich hinter den Baum und warf ihr den Zaum über. Da ward sie zu einem Pferde, und er ritt zu einem Schmiede und ließ es vorne und hinten beschlagen. Darnach ritt er nach Hause und band das Pferd im Stalle an. Der Prediger wuste gar nicht wo seine Frau geblieben war, und als es Mittag ward, klagte er es dem Knecht. Da zeigte der Knecht ihm das Pferd und als er den Zaum herunternahm, lag die Frau auf der Streu und hatte Hufeisen an Händen und Füßen. Bald darnach starb sie. Da

ihr Mann ihr viele Vorſtellungen wegen ihres gottloſen Lebens gemacht und ſie zuletzt auch aufrichtige Reue gezeigt hatte, ſo hatte er ſie gebeten ihm ein Zeichen zu geben, ob ſie ſelig geworden ſei. Nach einigen Tagen kam ihm eine kleine weiße Taube ins Fenſter geflogen und rief:

Gott einmal verſchworen
Iſt ewig verloren.

Durch Eidmann Bruhn aus Eipersbüttel bei Meldorf. vgl. No. 287. — Eine auch ſonſt hier bekannte Sage.

CCCXI.

Die abgehauene Pfote.

In Eiderſtede war ein Müller, der hatte das Unglück, daß ihm alle Weihnachtsabend ſeine Mühle abbrannte. Einmal hatte er einen dreiſten Knecht, der übernahm es in der gefährlichen Nacht Wache zu halten in der Mühle. Er legte ein großes Feuer an und kochte ſich einen Keſſel voll Brei, den er mit einem großen Schleef umrührte. Einen alten Säbel hatte er neben ſich liegen. Bald kam eine ganze Schaar Katzen in die Mühle. Da hörte er wie eine leiſe zu der andern ſagte: „Mäuſelein! ſetze dich zu Hänſelein!“ und eine ſchöne ſchneeweiße Katze kam darauf herbeigeſchlichen und wollte ſich zu ihm ſetzen. Da langte er in den Keſſel und warf ihr einen Schleef voll heißen Brei ins Geſicht, und ſogleich ergriff er ſeinen Säbel und hieb ihr eine Pfote ab. Da verſchwänden die Katzen; als er aber genauer zuſah, fand er ſtatt der Pfote eine ſchöne Frauenhand mit einem goldenen Ringe, und auf dem Ringe ſtand ſeines Herren Zeichen. Am andern Morgen lag die Müllerin im Bette und wollte nicht aufſtehn. „Gieb mir deine Hand, Frau!“ ſagte der Müller, und obgleich ſie ſich weigerte, muſte ſie zuletzt doch den Arm hervorſtrecken, da fehlte die Hand. Als die Obrigkeit das erfuhr, da ward die Müllerin als Hexe verbrannt.

Aus Kurborg bei Schleswig durch Cand. Arndt. — Die Sage iſt in mannigfachen Variationen allgemein bekannt; auch in Märchen

CCCXII.

Hexen als Katzen.

Als mein Vater noch ein Knabe war, paſſierte hier folgende Geſchichte, erzählte eine alte Frau in Kiel. In einem Hauſe auf dem Walkerdamm, das einem Manne Namens Arp gehörte, war mehrere Tage ſchon ein gewaltiger Lärm von Katzen auf dem Boden geweſen. Eines Abends will das Dienſtmädchen Heu vom Boden für die Kühe herabholen (daeltükken). Da das Geheul der Katzen fortdauerte, ſagte ſie: „Du verdammte Kat, wat jaulſt du ſo?“ und

wirft dann mit dem Tückbaken nach der Katze. Wie das eben geſchehen iſt, fahren alle Katzen auf das Mädchen los, zerreißen und beißen ſie, und machen ſie ganz zu Schande. Das Mädchen ſchrie und jammerte, aber es dauerte noch etwas, ehe die Herrſchaft es hörte und hinaufkam. Da konnten ſie kaum die Katzen von dem Mädchen loskriegen. Das Mädchen war davon ſterbenskrank geworden. Es hielt zehn bis eilf Wochen an; die Doctors konnten ihr nicht helfen und im Hauſe war jede Nacht ein ſchrecklicher Lärm, die Katzen ſchrien und miauten, auch die Kühe brüllten beſtändig, keiner wagte ſich auf den Boden. Da hörten die Leute endlich, daß ein Mann auf Dorfgaarden wohne, Namens Thöming, der ſo was verſtehe. Sie ließen ihn holen, und als er die Kranke ſah, ſo ſagte er, er wolle das bald helfen. Er ſetzte ſich darauf vor das Bett, drückte aus einer Wunde des Mädchens etwas Blut, und fieng dann an zu leſen aus einem Buche. Da kamen alle Katzen in die Stube über die Schwelle gepurzelt nacheinander bis vor das Bett, gewis zehn Stück; dann hat er wieder geleſen und ſie eben ſo wieder hinausgeleſen. Am andern Morgen war die nächſte Nachbarin ebenſo zerriſſen, wie das Mädchen, denn ſie war eine Hexe geweſen und nun hatte der Mann die Katzen durch das Leſen gezwungen ſie auch ſo zu zerreißen. Von dieſer Zeit an war Alles ruhig im Hauſe, das Mädchen ward wieder geſund, aber hinkte davon. Als ich ein kleines Kind war, habe ich ſie noch gekannt, ſagte die alte Frau.

Durch Herrn Stud. Vollbehr.

CCCXIII.

Die weiſſe Katze.

Vor nicht gar vielen Jahren kam ein Erbpächter zu dem Herrn des Guts Jersbek und ſuchte Rath wider eine weiſſe Katze, die täglich in ſein Haus ſchlich, ſich auf die Hilgen über den Kühen ſetzte, und dann miaute und dem Vieh allen Segen nahm. Der Herr wollte ſeinen Jäger ſchicken um die Katze totſchießen zu laſſen, der Bauer bat aber flehentlich davon abzuſtehen, lieber wolle er ſich dann an einen klugen Mann wenden; ſein Nachbar habe einen ähnlichen Fall erlebt, die Katze in einem Sack gefangen, und tüchtig mit einem Dreſchflegel drauf losgeſchlagen; zu ſeinem Schrecken hatte er nachher ein totes altes Weib herausgeſchüttet.

Der Hexenbanner ward geholt und wandte ſeine Kunſt an. Als er nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau: »Die Hexe iſt gebannt, ſie rauſchte aber, als ich durch den Garten des Erbpächters gieng, wie ein böſer Gänſerich hinter mir her. Wecke mich ja morgen früh vor Sonnenaufgang; ſonſt behält ſie Gewalt über mich und ich verlaſſe das Bett nicht wieder.« Zur beſtimmten Stunde ſchlief der Mann ruhig und die Frau weckte ihn nicht. Als er erwachte und

die Sonne hoch am Himmel ſah, erklärte er ſich gleich für verloren. Kein Zureden und Wehklagen der verzweifelnden Frau konnte den Mann zum Aufſtehn bewegen. Schon vor Mittag hatte er, der kräftig und geſund geweſen war, in ſchwerem Todeskampf geendet. Dies iſt eine wahre Geſchichte, die vor etwa ſechszig Jahren ſich wirklich ereignet hat.

Schriftliche Mittheilung.

CCCXIV.

Die blanken Hunde.

Eine Frau ward ſehr von Zauberei geplagt. Da gab man ihr den Rath, auf den Kirchhof zu gehen und Erde von einem Grabe in die Taſche zu nehmen. Als ſie ſolches gethan, erſchien das Zauberweib und ſprach: „Was haſt du vor?“ Sie antwortete nicht, weil es dann nicht gut iſt, zu antworten. Aber die Zauberin nahm der Frau die Erde wieder ab und machte ſie wieder ohnmächtig. Endlich erhielt ſie Hilfe vom Arzt und trug beſtändig Zauberarznei bei ſich. Die Zauberin vermochte jetzt nichts. Da kam ſie mit ihren Geſpannen um Mitternacht vor die Fenſtern der Frau, heulend mit den Schürzen über den Kopf, zuletzt aber in Geſtalt von vier blank ſchimmernden Hunden. Die kratzten an der Hausthür; doch konnten ſie ihr nichts anhaben.

Aus Amrum durch Herrn Dr. Clement.

CCCXV.

Hexe als Haſe.

In Pödelsdorf wohnt noch jetzt eine ſteinalte Frau. Bei der wollten niemals Dienſtleute bleiben. Denn wenn ſie auf dem Felde waren, ſo wuſte die Alte immer, was ſie gethan und was ſie geſprochen hatten; denn ſie war immer bei ihnen. Bald war ſie eine Ente und ſchwamm auf dem Waſſer. Dann mochten die Knechte und Dirnen noch ſo viel mit Steinen nach ihr werfen, ſo tauchte ſie nur unter und kam gleich wieder hervor. Bald war ſie ein Haſe und lief durch das Korn wenn gemäht ward, und ſie blieb immer unverſehrt, wenn die Knechte auch noch ſo viel nach ihr ſchoſſen. Als ſie einmal wieder zum Mähen giengen, hatte ein Knecht ſich mit einem geerbten ſilbernen Knopf verſehen, den er in ſeine Flinte that, und damit ſchoß er. Abends als ſie nach Hauſe kamen, hatte die Frau ein Loch im Arm, das nimmer zuheilen kann. Mit Erbſilber kann man alles treffen, was mit Zauberei feſtgemacht iſt. Es können freilich auch Flinten und Büchſen behext ſein; denn es gibt Leute, die die Kugeln verbei leiten können. Das beſte Mittel dagegen iſt, wenn man eine Schlange lebendig in das Gewehr ladet und herausſchießt.

Dann weicht der Zauber. — Erbsilber ist sonst noch zu vielen Dingen nütz. Schabt man ein wenig ab und gibt das einem Kranken, so weichen die Anfälle. Wenn einer einen geerbten silbernen Ohrring hat und trägt, weichen die heftigsten Zahnschmerzen.

Aus Kurborg und Niederseik bei Schleswig durch Herrn Cand. Arndt.

CCCXVI.

Hexe als Fuchs.

Vor hundert Jahren lauerte in dem Redder*, der von Segeberg nach Kleinrönnau führt, oft ein Fuchs Vorübergehenden auf, biß sie und nahm besonders Kindern die Sachen weg, die sie mit sich führten. Der Weg war zuletzt so verschrien, daß Niemand ihn mehr zu passieren wagte; keine Kugel hatte den Fuchs noch erlegen können. Zwei Bauern luden endlich ihre Flinten mit einem ererbten silbernen Knopf; und als der Fuchs bellend auf sie zukam, schoß der eine seine Flinte auf ihn ab und verwundete ihm den einen Vorderfuß. Nun eilte der Fuchs so schnell davon, daß die Jäger nicht folgen konnten; doch sahen sie, daß er in einen runden Backofen in Kleinrönnau schlüpfte. Als sie dahin kamen und die Thür öffneten um ihm den Rest zu geben, kroch ein altes Weib, dessen Arm stark blutete, heraus und schrie: „Kommt, Hunde, freßt!“ — Wenn eine Hexe nemlich verwundet wird, muß sie ihre wahre Gestalt wieder annehmen.

Durch Herrn Heinrich. — Dieses Stück wird auch häufig z. B. im Gute Wensien, in Ellerbek bei Kiel u. von Hexen erzählt, die sich in Hasen verwandelt haben; verwundet fliehen sie in einen Backofen.

CCCXVII.

Die Frau mit dem Wolfriemen.

Da war einmal eine alte Frau in Husby bei Schleswig, die konnte hexen. Ihre Knechte wußten gar nicht wie es kam, daß sie alle Sonntage frisch Fleisch auf den Tisch kriegten, weil doch niemals etwas gekauft ward. Ein beherzter Dienstjunge versteckte sich endlich einmal auf dem Heuboden, als die andern alle in die Kirche gegangen waren, und da sah er, wie die Frau einen Wolfsriemen hervorlangte und umlegte. Da ward sie ein Wolf und lief aufs Feld und kam bald mit einem Schaf zurück. Wenn sie so leicht zum Fleische kommt, dachte der Junge, so kann sie es uns auch wohl reichlicher

* Redder ist ja ein von Wällen eingeschlossener Weg mit hohen Zäunen auf beiden Seiten.

geben. Als daher die Frau das Fleisch in den Topf steckte und dabei nach ihrer Gewohnheit seufzte:

»Ach, du leve Gott, weer ik by dy!«

da stellte der Junge sich als wäre er der Herrgott und antwortete:

»Nun unn Ewigkeit, kumst du nich to my!«
»Worum denn nich, du leve Gott?«
»Du giffst dyn Volk nich nog in Pott.«
»Ei, so will ik bätern my.«
»Ja gewis, dat raed' ik dy!«

und die Frau steckte von nun an ein viel größeres Stück in den Topf.

Der Junge konnte aber nicht schweigen und verrieth die Sache im Dorfe. Als die Frau daher an einem Sonntagmorgen wieder ein Schaf holte, paßten ihr die Leute auf; aber keine Kugel schadete ihr, bis man zuletzt eine Flinte mit Erbsilber lud. Seit der Zeit hatte die Frau ihr Lebelang eine offne Wunde, die kein Doctor kurieren konnte.

Durch Herrn Cand. Arndt.

CCCXVIII.

Werwölfe.

1.

An einem heißen Erntetage legten sich einige Knechte auf dem Felde nieder zum Mittagsschlafe. Da bemerkte einer, der nicht einschlafen konnte, wie sein Nachbar leise aufstand und einen Riemen umspannte, worauf er zum Wolfe ward. Auf einer Weide nebenan gieng eine Stute mit einem Füllen. Der Wolf lief auf sie zu, kämpfte lange mit der Stute, ergriff zuletzt das Füllen, und ruhte nicht eher, als bis er es mit Haut und Haar aufgefressen. Darauf legte er sich wieder nieder zum Schlafen. Bald darauf aber erwachten die andern und es sollte nun wieder an die Arbeit gehn. Aber der Knecht, der den Wolfsriemen hatte [illegible]t, sie möchten ihn noch ein wenig liegen lassen, es sei ihm noch gar nicht recht bequem. »Ja,« sagte der Andre, der ihn beobachtet hatte, »das glaub ich wohl, wenn einer ein ganzes Füllen im Leibe hat.« »Das ist dein Glück, daß du das nicht eine Viertelstunde eher gesagt hast,« antwortete jener und drohte ihm wenn er etwas verrathen würde.

Mündlich aus Marne in Dithmarschen, aus Niederseik bei Schleswig durch Cand. Arndt, aus Osterrade bei Bovenau, aus Kiestrup, Amts Hadersleben, durch Herrn J. F. Lorenzen.

2.

Auf einer kleinen Stelle im Dorfe **Elmenhorst**, Guts Jersbek, an der alten Landstraße von Hamburg nach Oldesloe, wohnte ein Mann, der hatte von Geburt an die Gabe sich in einen Wolf

verwandeln zu können. Die Nachbarn hatten ihn längſt in Verdacht, aber erſt durch Zufall kam man zur Gewisheit darüber. Denn vor Tagesanbruch, an einem Sommermorgen kamen einmal zwei Hamburger Schlachter des Weges und bemerkten einen Wolf in der Nähe des Dorfes. Sie verfolgten ihn mit ihren großen Peitſchen, konnten ihn aber nicht einholen. Als er endlich in das Haus ſchlüpfte und die Schlachter ihm nach in die Stube giengen, fanden ſie zwar Mann und Frau im Bette liegen, doch war der Mann noch nicht ganz wieder verwandelt, ſondern der Wolfsſchwanz hieng noch unter der Decke hervor. Wenn man einen ſolchen Wolf mit einer Ladung Erbſilber verwundet, muß er augenblicklich wieder ſeine menſchliche Geſtalt annehmen.

Schriftliche Mittheilung.

3.

In Owſchlag gab es früher viele Hexen und da geſchahen wunderbare Dinge. Einſt fuhr ein Bauer von da zur Stadt nach Eckernförde. Da ſah er zu beiden Seiten des Wegs hier einen Wolf und da einen. Sie giengen immer vor ihm her bis nach Rechendorf; da ſprangen ſie über eine Thür. Als der Bauer ihnen nachgieng, ſtanden die Bäuerin und ihre Tochter mit Wolfsriemen in der Hand auf der Diele.

Einem andern Bauer begegnete auf dem Felde eine alte Wölfin. Sie ſprang immer auf ſein Pferd zu, um es am Halſe zu packen. Da kam dem Bauern ihre Stimme ſo bekannt vor und er rief: „Büſt du dat, myne olle Möem, edder büſt du dät nich?“ Da ſtand ſeine eigne alte Mutter in leibhaftiger Geſtalt vor ihm und konnte kein Glied rühren. Der Bauer lud ſie auf den Wagen und brachte ſie nach Hauſe; aber ſie lebte nicht mehr lange hernach.

Aus Niederſelk bei Schleswig durch Herrn Cand. Arndt.

CCCXIX.

Der Werwolf in Ottenſen.

In Ottenſen bei Altona war ein Bauer, der mit dem Böſen einen Contract machte. Von nun an lebte er in Saus und Braus, und das Geld fehlte ihm nicht, obwohl er vorher ſo arm geweſen war, wie nur einer. Dafür aber muſte er an dem letzten Tage jedes Monats ſich in einen Werwolf verwandeln und jedesmal einen Menſchen umbringen. Lange gelang es ihm auch. Aber als er einmal eine alte Frau, die hinter der Thür ſtand, anfallen wollte, ſchlug dieſe ſchnell den obern Theil zu und klemmte ſo lange ſeinen Kopf dazwiſchen, bis er ſich nicht mehr rührte. Da ließ ſie los und er fiel zurück, war aber noch nicht tot, ſondern hatte ſich nur ſo geſtellt und lief voll Angſt fort. Als er aber in der folgenden Nacht im Beute

lag, kam der Teufel um ihn zu holen, weil er seinen Contract nicht gehalten habe. Doch kam der Bauer diesmal noch frei; denn er versprach seine eigne kleine Tochter aufzufressen.

Ungefähr ein Jahr darauf war der Bauer mit seiner Magd allein auf dem Felde bei dem Heu, als es Mittag schlug und er sich erinnerte, daß es der letzte des Monats sei. Sogleich spannte er seinen Riemen um, den er immer bei sich trug und stürzte sich plötzlich als Wolf auf die arme Magd. Glücklicher Weise erinnerte die sich gleich seines Taufnamen, und als sie ihn dreimal dabei gerufen hatte, stand er wieder verwandelt vor ihr; denn das allein kann helfen. Da lief die Magd eilig nach dem Dorfe, holte ihre Sachen und gieng ohne einem Menschen etwas zu sagen, nach Hamburg. Denn sie wollte vor Furcht nicht länger in seinem Hause bleiben, das er sich prächtig am Graswege erbaut hatte. In der Nacht kam der Böse wieder zu ihm und nur durch den Tod seines zweiten, einzig noch übrigen Kindes konnte er sich retten. Da erkannte seine fromme Frau, daß ihr Mann ein Werwolf sei, und gieng von ihm in ein Kloster (Pflegehaus) und alle Leute verließen ihn und niemand wollte mehr in seinem Hause bleiben. So muste auch er es zuletzt verlaufen und gieng nach Hamburg, wo er in einem Wirthshaus sich einmiethete und seine Schandthaten ungestört und unerkannt zu vollbringen dachte. Aber seine frühere Magd diente zu seinem Unglück jetzt in dem Hause und sie hatte ihn gleich erkannt. Als daher der letzte Tag des Monats kam und der Bauer sich eben auf seinem Zimmer eingeschlossen und verwandelt hatte, holte sie die Wache, nannte dreimal seinen Namen, und da er nun sogleich wieder zu einem Menschen wurde, ergriff man ihn und führte ihn ins Gefängnis.

Sagenbibliothek. Hamburg bei Menck 1833. Heft II. und III.

CCCXX.

Werwölfe kommen in kein Roggenfeld.

Ein junger Mann aus Jägerup kam eines Abends spät von Billund. Da er schon in die Nähe von Jägerup gekommen war, stürzten ihm drei Werwölfe entgegen, und hätten ihn wahrscheinlich zerrissen, wenn er nicht durch einen Sprung sich in des Schmieds Roggenfeld gerettet hätte. Da hatten sie keine Macht mehr über ihn. Die drei Werwölfe sollen drei Frauen und Schwestern aus Jägerup gewesen sein, die sich an dem jungen Mann rächen wollten, weil er die Tochter der einen nicht hatte heiraten wollen.

Herr J. F. Lorenzen in Kiestrup.

CCCXXI.

Das lange Pferd.

Die jungen Leute des Dorfes Kassöe bei Apenrade wollten einst an einem Sonntagabend nach Hüdewad zum Tanz. Als sie

aber an den zwiſchen beiden Dörfern fließenden Bach kamen, konnten ſie nicht hinüberkommen, weil er durch den kurz vorher gefallenen Regen bedeutend angeſchwollen war. Indem ſie umherſchauten, wurden ſie eines alten Pferdes gewahr, das in der Nähe ſtand. Da beſchloſſen ſie auf zu ſteigen und hindurch zu reiten. Als aber ein Paar aufſtiegen, bemerkten ſie, daß für Einen noch Platz ſei. Es ſtieg alſo noch Einer auf und abermals war wieder Platz für noch Einen da. So ſaßen ſie endlich alle auf dem Pferde. Da ſie aber mitten im Bache waren, blickte einmal einer der vorderſten zurück, und wie er die vielen Leute auf dem Pferde ſitzen ſah, brach er voller Verwunderung in die Worte aus: „Jeſu Chriſti Kreuz, welch eine lange Mähre!“ Kaum hatte er das Wort geſprochen, brach dem geſpenſtigen Pferde der Rücken, die Reiter fielen insgeſammt ins Waſſer und das Pferd verſchwand mit fürchterlichem Geheul. Die jungen Leute aber eilten erſchrocken nach Hauſe; denn die Luſt zum Tanze war ihnen vergangen.

Durch Herrn Peterſen in Soes.

CCCXXII.

Das Teufelspferd.

1.

Ein Bauer aus Husby bei Schleswig hatte ſich ein Fuder Heu von der Bünge geholt, einem großen Torfmoor; ein andrer begleitete ihn. Als ſie nun von Silberſtede herkamen bei Kappesbroe, wurden die Pferde lahm und das eine fieng an zu hinken, daß ſie nur langſam vorwärts kamen. Da ſahen ſie neben dem Wagen ein loſes Pferd herlaufen. Der eine von ihnen wollte es einſpannen; aber der andre ſagte: „Laet du dat tom Deuwel lopen!“ Bald aber ward ihr Pferd noch viel lahmer und der eine ſagte wieder: „Laet uns dat ſchöne grote Pärt doch inſpannen;“ doch der andre ſagte: „Laet du dat to alle Deuwel lopen!“ Der Wagen ſtand endlich ſtill und das fremde Pferd kam ganz nahe, als wollte es ſich freiwillig einſpannen laſſen. Da nahm der Bauer ſeine Peitſche und ſchlug ſo arg darauf los, als er konnte und rief: „Ga du na Europa unn da herüm!“ Da bäumte ſich das Pferd, ließ einen Furz, ſchnob Dampf und Feuer und ſtob durch die Luft davon. Da ſahen ſie, daß es nur drei Beine hatte. Das geſchah, als ich noch die Gänſe hütete, ſagte ein alter Mann.

2.

Der Küſter in Sieben eichen in Lauenburg erzählt jedermann, der es hören will, daß in der Franzoſenzeit einſt der Pachter in Lanken ihm ein Pferd zuſchickte, auf dem er zum Hochzeitsſchmauſe reiten ſollte. Er machte ſich auf den Weg. Bald kam er an einen Ort,

wo der böſe Geiſt ſein Weſen hatte; das Pferd bäumte und warf ihn ab. Nachdem er es lange gejagt und mit Gras gelockt hatte, gelang es ihm endlich ſich wieder in den Sattel zu ſchwingen. Nun aber begann das Thier ſeinen Lauf hoch über die Wieſen und Büſche, über Wälder, Häuſer und Höhen hin und brachte ihn im Nu vor die Thür des Hochzeitshauſes.

3.

Ein Bauer in Siebeneichen wollte des Nachts ein junges Pferd von der Weide holen. Er rief: „Pagen, Pagen!“ Das Pferd kam auf ihn zu, erhub ſich aber plötzlich von der Erde und nahm ſeinen Lauf durch die Luft auf einen Eichbaum zu, der in einem kleinen Eichwald ſtand, wo es überhaupt nicht geheuer war. Da blieb es in den Zweigen hangen. Der Bauer ſagte ruhig zu ſeinem Knechte: „Nun wollen wir nach Hauſe gehn, da eben iſt es gut aufgehoben.“ Als er nun aber in das Dorf kam, rannte der Pagen auf ihn zu und ließ ſich geduldig einſpannen.

Durch Herrn Gand. Arndt. — Ganz ähnliche Sagen im preußiſchen Samland. Reuſch No. 22.

4.

Nicht weit von Pinneberg geht ein Weg durch ein Moor, der heißt der ſchwarze Weg. Da ſieht man um Mitternacht oft ein ſchneeweißes Pferd in wildem Laufe hin und her rennen. In einem Buſch nicht weit davon fährt eine Häckſellade bei Nacht immer auf und nieder und man hört deutlich wie ſie ſchneidet. — Auch auf der Schmilower Heide bei Ratzeburg, wo einſt eine große Schlacht gegen die Wenden iſt geliefert worden, läuft ein weißes Pferd immer hin und her.

Mündlich.

CCCXXIII.

Das Rieſenſchiff Mannigfual.

Die nordfrieſiſchen Seefahrer erzählen von einem Rieſenſchiff, de Mannigfual. Das iſt ſo groß, daß der Kommandant immer zu Pferde auf dem Verdeck herumreist um ſeine Befehle zu ertheilen. Die Matroſen, die jung in die Takelage hinaufklettern, kommen bejahrt, mit grauem Bart und Haar, wieder herunter; unterdeß friſten ſie ihr Leben dadurch, daß ſie fleißig in die Blöcke des Tauwerks, die Wirthsſtuben enthalten, einkehren.

Einmal ſteuerte das Ungeheuer aus dem atlantiſchen Meere in den brittiſchen Kanal hinein; konnte jedoch zwiſchen Dover und Calais des ſchmalen Fahrwaſſers wegen nicht durchkommen. Da hatte der Kapitain den glücklichen Einfall die ganze Backbordſeite, die gegen die Ufer von Dover ſtieß, mit weißer Seife beſtreichen zu laſſen.

Das half. Der Mannigfual drängte sich glücklich hindurch und gelangte in die Nordsee. Die Felsen bei Dover behielten aber bis auf den heutigen Tag von der Masse der abgescheuerten Seife und dem abgeflogenen Schaum ihre weiße seifenartige Farbe.

Einst war das Riesenschiff, Gott weiß wie, in die Ostsee hineingerathen. Die Schiffmannschaft fand aber bald das Wasser zu seicht. Um wieder flott zu werden, muste der Ballast sammt den Schlacken und der Asche der Kabüse in die See geworfen werden. Aus dem Ballast entstand nun die Insel Bornholm und aus dem Unrath der Kabüse die nahe dabei liegende kleine Christiansöe.

Durch Herrn Hansen auf Silt.

CCCXXIV.

Unheimliche Orte.

1.

Die Buchholzer Fischer sehen auf dem Ratzeburger See oft bei Nachtzeit Fischerböte und Netze, die sie nicht kennen. Es ist gefährlich sich heran zu wagen. Denn plötzlich schweben sie herbei und die Vorwitzigen empfangen Stöße und Schläge.

Auf dem Plötschensee, eine Stunde von Ratzeburg, erscheint zu Zeiten die Gestalt eines Mönches, der dort ertrunken ist und die eines Mädchens, das auf einer Blume schwebt. — In dem Verließ der alten Lauenburg wandelt Nachts ein Eremit.

Durch Herrn cand. ph. Arndt aus Ratzeburg.

2.

Vor der Reformation hatten die Bordesholmer Mönche Besitzungen in Breitenberg. Sie kamen öfter dahin und zwar giengen sie vom rechten Störufer, unweit von dem Orte wo jetzt die Kirche steht, über die Stör und fiengen Fische in dem Teiche, wo jetzt Wiesenland ist, das aber noch die Mönkwiese heißt. Auch die Stelle, wo sie durch die Stör giengen, heißt noch heute Münkenfort. Sie giengen zu Fuß hinüber, obwol die Stör jetzt da ein breiter, schiffbarer Fluß ist. Nur wenn ganz hohes Wasser war, legten die Fischer, die hier wohnten, ein Garstelbrett, ein Brett worauf das Brot gegarstelt wird, über und dies genügte. Bei Nacht kommen sie noch zuweilen nicht größer als kleine Unterirdische, zwei Spannen hoch, übers Wasser, und hüpfen auf dem hohen Acker herum, der nahe bei der Stör liegt; dann sagt man: „Da danst de Münche!"

Durch Herrn Pastor Rehquate in Breitenberg.

3.

Auf dem Wege von Friedrichstadt nach Stapelholm in einer Allee, die nach der Eider hinuntergeht, springt den Leuten, die Nachts

des Weges kommen, ein Wolf auf den Nacken und läßt ſich bis ans Ende der Allee tragen. Dort geht auch zwiſchen zwei Mühlen immer eine weiße Frau umher.

Mündlich.

1.

Drittehalb Meilen erſtreckt ſich von Silt aus die ſchmale Halbinſel Hörnum ins offne Meer. Die ganze Landſtrecke iſt von wüſten flüchtigen Sandbergen bedeckt, unaufhörlich tobt die Brandung der See an ihren Seiten. Nur wilde Seevögel und einige Haſen hauſen in den Schluchten; einzelne Hütten allein für Fiſcher findet man an der Oſtſeite. Früher waren hier Wieſen, Äcker, Dörfer und Kirchen, aber Sand- und Waſſerfluthen haben alles in die traurige Einöde verwandelt. Man hat in dieſen Jahren noch Trümmer der Kirchen, Brunnenplätze, einen Kirchhof, allerlei Geräth und alte Münzen gefunden. Es gibt nichts unheimlicheres als dieſe Gegend. Hier wimmelts von Geiſtern der Mörder und Ermordeten, von Wiedergängern und Unholden. Es ſpuken hier der Dikjendalmann, der Geiſt des Strandvogts, das Stabenwüfke, (das Dünenweibchen), eine kleine weißlich dunſtige Geſtalt, die auf den Stavenplätzen des alten untergegangenen Rantums umherſtreift, und die Meerweiber (Meerwüffen), das Thalkalb (Dälekualf) und die Flodkualver, die eine nahe Überſchwemmung anzeigen, werden hier am häufigſten geſehen. Auch die Unterirdiſchen hauſen hier am ärgſten. Verſpukende Flammen und Jammertöne der Strandenden gehören gleichſam zur Ordnung jeder Nacht; Hexen und Trölen haben auch hier vorzüglich früher oft Stürme und Schiffbrüche veranlaßt. Große, ſchwarze Schattenvögel erſchrecken Nachts den Wanderer.

Durch Herrn Schall Hauſen auf Silt. vgl. No. 230. 243.

CCCXXV.

Der Baſiliſk.

Wenn ein Hahn ſieben, oder wie andre meinen, zwanzig Jahr alt wird, ſo legt er ein Ei, und aus dieſem Ei kommt ein Thier, das iſt der Baſiliſk. Alles Lebende, das er mit ſeinem Blicke trifft, muß ſogleich ſterben und Steine ſelbſt zerſpringen davor. Es hat Leute gegeben, die ein ſolches Thier in einem dunkeln Keller lange Jahre gehabt haben. Man durfte den Keller nicht öffnen, damit kein Licht hinein kam. Wenn man aber dem Baſiliſken einen Spiegel verhält und er ſich ſelbſt zu ſehen bekommt, muß er ſterben, wie ein andres Weſen.

Aus der Wilsenberger Marſch.

CCCXXVI.

Der Lindwurm in Eckwadt.

Vor Zeiten hatte hinter der Eckwadter Kirche ein Lindwurm seine Höle oder sein Lager. Er war ein übler Gast und Nachbar; er raubte in der ganzen Umgegend so viel Vieh vom Felde, als er nur immer wollte; kaum verschonte er die Menschen. Doch wagte niemand sich ihm zu widersetzen. Endlich aber verschworen sich zwei Männer das Ungeheuer zu toten, wenn es auch ihr Leben kosten sollte. Sie ließen sich dazu eine Sense machen, die nicht im Winkel, sondern grad aus am Stiele stand. Damit giengen sie auf den Lindwurm los. Mitten im Kampfe aber verlor der eine von ihnen den Muth und lief weg; der andre im Stich gelassne setzte jedoch muthig den Kampf fort und erlegte den Wurm. Darauf aber erstach er seinen feigen eidbrüchigen Kameraden, der ihn in der Gefahr verlassen hatte.

Andre aber erzählen, daß den Eckwadter Bauern in ihrer Noth gerathen sei, ein Stierkalb drei Jahre lang mit neugemelkener Milch und Semmelbrot zu füttern und aufzuziehn. Dann sollten sie es auf den Kirchhof führen und da loslassen. Das geschah. Als nun der starke Stier auf dem Kirchhofe allein war, kam der Lindwurm um ihn als Beute mitzunehmen. Aber der Stier ließ sich nicht so leicht fangen, sondern fiel den Wurm mit seinen Hörnern wüthend an und ward nach einem langen fürchterlichen Kampfe Sieger; doch starb er bald hernach an den im Kampfe empfangenen Wunden.

Durch Herrn Pastor Hansen in Jordkirch bei Apenrade.

CCCXXVII.

Das Viehsterben.

Einst wüthete in unserm Lande eine furchtbare Seuche unter dem Vieh, und fraß die Ställe mancher Dörfer leer. Damals wohnte ein Mädchen in Ratjendorf in der Probstei, mit Namen Elisabeth; die verdiente ihr tägliches Brot mit ihrer Hände Arbeit und war geliebt und geachtet von allen; man nannte sie nur die fromme Elsbeth. Als die Seuche sich Ratjendorf näherte, flehte sie zu Gott doch ihre kleine Habe und ihr Dorf zu behüten, und that ein groß Gelübde in dieser Noth: sie wolle drei Jahre trauern, in diesen drei Jahren niemals tanzen, noch ihren Bräutigam sehen. In der Nacht kam ein Engel und gab ihr im Schlafe ein Weidenreis und sagte, sie solle das erste gefallene Vieh auf dem Hügel vor dem Dorfe in aller Frühe verscharren und das Reis darauf pflanzen. Als der Engel verschwand, erwachte sie, eilends stand sie auf und gieng zum Stalle: da lag ihr Kalb tot neben seiner Mutter. Nun that sie wie der Engel ihr befohlen hatte, begrub das Kalb und pflanzte das Reis

darauf. Sie hielt ihr Gelübde volle drei Jahre, und das Dorf und ihr Haus blieben allein verschont, die Weide aber gedieh und ist größer und schöner geworden als irgend eine andre im ganzen Lande. Man sieht sie heute noch.

Bei Schleswig haben die Bauern in einer schlimmen Zeit des Viehsterbens einer zweijährigen Quien lebendig den Kopf abgeschnitten und haben diesen, die Augen nach Osten gekehrt, oben im Kapploch angebunden. Darnach ist das Sterben nicht ins Haus gekommen. Um das Sterben der Kälber zu verhüten muß man das Herz eines Kalbes in eine bestimmte Wand des Feuerheerds einmauern. Das hilft.

Rethwisch Ernst und Laune S. 58. — Mündlich. — Samuel Meigerius (weil. Pastor in Nortorf) schreibt in seinem Buche de Panurg. lamiar. Buch II. c. 1.: Men vindet hen unde wedder hyr im Lande up den Tünen steken Perde edder Ossenköppe, daran se ungetwivelt Bylöven hebben, welkes ick nicht hebbe ervaren könen. — Man findet an den Giebeln alter Bauerhäuser, namentlich noch im Lauenburgischen, zwei aus Holz geschnitzte Pferdeköpfe. (S. Mythol.) Als man seit dreißig Jahren anfieng den Brettern eine andre Gestalt zu geben, waren die alten Leute darüber sehr ungehalten.

CCCXXVIII.

Der Kuhtod.

Der Kuhtod ist ein großer ungeheurer Stier mit langen Hörnern. Sein Brüllen ist viel dumpfer und hohler, als das andrer Stiere und so fürchterlich, daß jeder sich davor entsetzen muß. Er geht von Dorf zu Dorf und wo er sich sehen oder hören läßt, kommt ein Sterben unters Vieh und alles fällt.

Es ist nicht so ganz lange her, da zeigte er sich in der Gegend von Schleswig. In ganz Husby waren damals nur sieben Stück Vieh noch am Leben. Ein Mann aus dem Dorfe gieng einmal mit einem Kalbe zu Felde und einer war bei ihm und trieb eine Kuh. Plötzlich sahen sie einen ungeheuren Stier vor sich; sie meinten es wäre der Bull von Schuby. Da sahen sie aber wie das Thier die Kuh kaum anrührte, als sie auch gleich niederstürzte und starb. „Nun helf uns Gott," sagte der Mann mit dem Kalbe, „der Kuhtod ist bei uns," und schlug mit seinem Stock auf ihn los; da war er so hart wie Eichenholz und hatte auch nur drei Beine. „Wo willst du hin?" fragte ihn der Mann. „Na Husby" antwortete das Ungethüm mit hohler Stimme. „Ga du na Reid' unn na Slurhard' unn da herüm," sagte der Mann und schlug so auf den Kuhtod los, daß er umkehrte und seit der Zeit in Husby nicht wieder gewesen ist.

Zu derselben Zeit oder früher gieng einmal der Bauer Klaes Ramm auf einen Berg, den Kohlhof, als ihm der Kuhtod begegnete, der wie ein Riese aussah. „Wo willst du hin?" fragte der Bauer.

„Ich will nach Fahrdorf zu einem Bauer und will ihm alle seine schönen blauen Kühe totschlagen," antwortete der Riese. Da fiel der Bauer vor ihm nieder und bat, er möge ihn doch verschonen, denn er sei es selbst, der die schönen blauen Kühe habe. „Aber was versprichst du mir?" sagte der Riese. Der Bauer versprach alles zu thun, was er nur haben wolle. Da verlangte der Riese, daß er geloben solle, niemals am Sonnabend wieder Mist zu fahren; denn das tauge nichts und störe die Leute, die Sonnabends zur Beichte giengen. Klaes Ramm gelobte das und nun sollte er auch noch versprechen, daß auch die andern im Dorfe das Düngerfahren unterließen. Auch das sagte er zu, und er wollte alles thun was er nur konnte. Darauf verlangte der Kuhtod seinen Handschlag. Als Klaes Ramm sich dessen weigerte, wollte der Kuhtod an ihm vorbei nach Fahrdorf. Da hub Klaes Ramm seine Axt auf und hieb sie ihm tief in seinen Kopf, und so fest saß sie da, daß er mit aller Macht sie nicht herausreißen konnte. Klaes Ramm lief nun nach Fahrdorf und rief die Bauern zusammen; sie beschlossen einmüthig, am Sonnabend keinen Mist zu fahren, nicht aus Furcht, sondern weil das ohnehin Unrecht sei. Als Klaes Ramm nun wieder hingieng, um nach seiner Axt zu sehen, fand er sie fest eingekeilt in einem Holzapfelbaum. Klaes Ramms Erben leben noch in Fahrdorf und zeigen auf ihrer Koppel noch den Baum. Der Kuhtod ist nie nach Fahrdorf gekommen und die Fahrdorfer fahren am Sonnabend auch keinen Mist. Nur einige jüngere und solche, die sich da eingeheiratet haben, fangen jetzt an die alte Sitte zu übertreten.

Als der Kuhtod bei Esprehm sein Brüllen hören ließ, machte das ganze Dorf sich auf, um ihn zu töten. Aber auch das schärfste Eisen verwundete ihn nicht, und alle Kugeln prallten ab. Die Obrigkeit bot endlich die Mannschaft aus den drei Dörfern Fahrdorf, Steckswig und Esperehm auf. Nachdem das Thier den ganzen Tag hin und her gejagt war, stutzte es und fragte: „An welchem Tage wollt ihr versprechen, künftig keinen Dünger zu fahren?" „Am Sonnabend," riefen alle und von einer Kugel getroffen, sank das Unthier augenblicklich um und starb. An der Stelle, wo es gestorben, fand man eine große Menge Theer, darin sich die drei Dörfer theilten.

Man hat trotz aller Nachforschung es nicht herausgebracht, wo das Ungeheuer eigentlich hergekommen sei, aber die haben wohl Recht, welche meinen, daß es aus dem Wasser, aus der Schlei, ans Land gekommen sei.

Durch Herrn cand. ph. Arndt aus Ratzeburg und Herrn Koch. — Die Sage vom Bauer in Fahrdorf wird auch so erzählt, daß nur von einem Riesen und nicht vom Kuhtod die Rede ist; und dies ist wol eine ältere Form derselben.

CCCXXIX.

Der schwarze Tod.

In der Gegend von Oldenburg hat man das Sprichwort: He went daerfær üm, as Gott fær Grammdörp. Man sagt, das Sprichwort komme daher, weil in alten Zeiten einmal die Grammdorfer sich Gottes Misfallen in hohem Grade zugezogen hätten. Die Grammdorfer selbst erzählen aber so:

As in olen Tyden in uns Lant de swarte Doet väel Minschen ümt Leben bröch unn ok in unse Gegent väle Hües unn ganße Dörper uetstarwen däen, do seeg man eenmael enen swarten Näwel uet't Norosten baem in de Luft op Grammdörp tokam'n. Daræwer wörren de Lüed' ganß bestört unn helen düt allgemeen fær en böses Waerteken. Damals laev hyr en ole Fru, de heet Stien Wietsch (Christine Witt). De sa to de Lüed': „Dat is niks as de swarte Doet, de op uns Dörp to kömmt: hyr hölpt niks anners, as wy mæt all to unsen Herrgott bäden, dat he uns verschonen mag.“ Do güngen all de olen gottsfürchtigen Manns unn Fruens uet dat Dörp daerhin, wo de swarte Doet häer köum, bet op den Barg, wo de Weg afgeit na Meischenstörp in de Eutiner Lantstraet; se rungen de Hänn' unn bäden to unsen Herrgott. Do sweng' sik de swarte Doet, unn uns Herrgott leet em nich in dat Dörp kamen, sondern güng' mit em by Grammdörp üm, sytwarts na de Gegent von Karlshof, na en Dörp, dat Geneni heten hett; man kunn den swarten Doet noch lang' in de Luft seen. Dat Dörp Geneni störv ganß uet unn is gänßlich sleift unn ingaen, äbenso dat Dörp Stoof in uns Gout, dat in den Stoover Diek by Charlottenhof lägen hett. Von de Tyt häer, dat unse Herrgott den swarten Doet fær Grammdörp ümwenden leet, segt man noch ümmer: He went daerfær üm, oder: Wi wüllt daerfær ümwenden as Gott fær Grammdörp.

Durch Herrn Schull. Jensen in Grammdorf, Gut Farve bei Oldenburg. — Des schwarzen Todes erinnert man sich wohl allgemein; aus Friesland, Schleswig, dem östlichen Holstein sind mir Zeugnisse bekannt. Man zeigt Pestkuhlen, wo haufenweise die Toten begraben seien. Die Häuser seien leer geworden und Diebe hätten gestohlen, was sie wollten.

CCCXXX.

Die Theurung.

Als man den mittelsten Deich auf Büsum, das damals noch Insel war, legte, war es eine geschwinde theure Zeit. Die Kühe brauchte man bei der Arbeit und trieb sie des Tages vor dem Wagen, die man am Abend melken sollte; was sie dann gaben, verzehrte man sogleich. Manche, die gar nichts hatten, ließen sich wenigstens zum

Scheine des Mittags die leeren Körbe nachbringen. Als sich das Korn nur eben auf den Halmen sehen ließ, hat man es in Milch zerrieben und gegessen. — Da die Leute ihre Kinder nicht erhalten und doch es nicht übers Herz bringen konnten, ihren Tod anzusehen, haben sie dieselben auf die wüste Insel Helmsand gebracht und da ausgesetzt. Doch durch Gottes Gnade erhielten sie wunderbar ihr Leben durch das runde süße Gras, das da wächst und vom Vieh so gerne gefressen wird. Als man sie in besserer Zeit wiederholte und ihnen ordentliche Speise reichte, starben sie alle nach einander.

Recor. 1. 219. — Chronicon Lidorastad. im Staatsbürgerl. Magazin 9, 709 erzählt von großem Hunger und theurer Zeit, die durch anhaltenden Regen entstanden sei. Man hätte einen Gerstenschoof auf ein Mühlensegel gebunden und ließ die Mühle leer damit herumgehn vierzig Tage und Nächte, und doch hätte der Schoof nicht trocken werden können.

CCCXXXI.

Das vergrabene Kind.

Bei Heiligensteden war am Stördeich ein großes Loch, das man auf keine Weise ausfüllen konnte, soviel Erde und Steine man auch hineinwarf. Weil aber der ganze Deich sonst weggerissen und viel Land überschwemmt wäre, muste das Loch doch auf jeden Fall ausgefüllt werden. Da fragte man in der Noth eine alte kluge Frau; die sagte, es gäbe keinen andern Rath als ein lebendiges Kind da zu vergraben, es müste aber freiwillig hinein gehn. Da war da nun eine Zigeunermutter, der man tausend Thaler für ihr Kind bot und die es dafür ausbat. Nun legte man ein Weißbrot auf das eine Ende eines Brettes und schob dieses so über das Loch, daß es bis in die Mitte reichte. Da nun das Kind hungrig darauf entlang lief und nach dem Brote griff, schlug das Brett über und das Kind sank unter. Doch tauchte es noch ein paar Mal wieder auf und rief beim ersten Mal: „Ist nichts so weich als Mutters Schooß?“ und beim zweiten Male: „Ist nichts so süß als Mutters Lieb?“ und beim dritten: „Ist nichts so fest als Mutters Treu?“ Da aber waren die Leute herbeigeeilt und schütteten viel Erde auf, daß das Loch bald voll ward und die Gefahr für immer abgewandt ist. Doch sieht man bis auf den heutigen Tag noch eine Vertiefung, die immer mit Seegras bewachsen ist.

Mündlich.

CCCXXXII.

Die Nachtmähr.

I.

Wenn sieben Knaben oder sieben Mädchen nach einander geboren werden, so ist eins darunter eine Nachtmähr, die sich zu den

Schlafenden begibt und sich auf ihre Brust setzt, sie ängstigt und quält. Ein Mann hatte eine solche Nachtmähr zur Frau bekommen, ohne daß er davon wußte. Aber es fiel ihm bald auf, daß in mehreren Nächten seine Frau aus seinem Bette verschwunden war. Darum hielt er sich einmal wach, um sie zu beobachten, und da sah er, wie sie sich aus dem Bette erhub und, da die Thür fest verriegelt war, durch das Loch des Riemen schlüpfte, mit dem die Klinke aufgezogen wird. Auf dieselbe Weise kam sie auch nach einiger Zeit wieder zurück. Der Mann verstopfte am andern Morgen die Öffnung in der Thür aufs sorgfältigste und er fand von nun an seine Frau immer neben sich. Als er aber nach längerer Zeit meinte, sie hätte nun wohl ihre Unart abgelegt und vergessen, so zog er den Pflock heraus, um die Klinke wieder gebrauchen zu können. Da fehlte gleich in der folgenden Nacht die Frau und kam nun gar nicht wieder zurück, wie sie sonst gethan. Nur an jedem Sonntagmorgen fand der Mann von ihr reine Wäsche für ihn hingelegt.

Mündlich aus Ditmarschen.

2.

Zu einem jungen Manne kam jede Nacht die Nachtmähr und plagte ihn so entsetzlich, daß er es zuletzt seinen Freunden klagte. Nun wußte einer von diesen, daß die Nachtmähr nur durch ein Loch kommen könnte, das mit einem Harkenbohrer gemacht sei. Sie suchten nach und fanden wirklich in der Thür ein solches Loch. Nachts paßten sie auf und verschlossen es mit einem Pflock als die Mähr drinnen war. Am hellen Morgen fanden sie nun eine schöne Frau bei ihrem Freunde im Bette liegen. Da ließen sie Hochzeit anrichten und beide lebten zwei Jahr ganz glücklich mit einander. Sie gebar ihm in der Zeit ein paar Zwillinge. Endlich aber gerieth der Mann mit seiner Frau einmal in Streit und fragte sie ärgerlich, wo sie denn eigentlich her sei. „Das weiß ich gar nicht," antwortete die Frau, und der Mann nahm sie bei der Hand, führte sie zur Stubenthür und sagte: „So will ich es dir zeigen!" und damit zog er den Pflock heraus. Da verschwand die Frau mit einem kläglichen Ton, nur an jedem Sonntagmorgen kam sie und brachte ihren Kindern schneeweiße Wäsche.

Wer von der Mähr geplagt wird, dem sei die Mistel, ein Gewächs, das auf alten Eichen wächst, empfohlen. Man nennt es darum auch Marentaken oder Alfranken. Auch die Donnersteine, die man auch Hucksteine nennt, sind Mittel dagegen.

Aus Geyerebm bei Schleswig durch cand. ph. Arndt. — Westph. mon. ined. IV. 221 praef.

CCCXXXIII.

Säwenrant.

An dat will Water (der Ostsee) hörr (hütete) en stuer Diern dat Vee. Wenn se sik nu to slapen leggen dö, so köum ümmer de Nachmaer unn drück äer. As enmael äer Brouder by äer wier, sä se tou em: „Ik will my dael tou slapen leggen; wenn ik awers an tou jammern fang'n dou, so weck my op." De Brouder lä' sik by äer dael, unn dat wier nonne lang', daer füng' syn Süster an tou stænen. He reet'n Kopp inne Höeg': daer söug he'n Säwenrant (Siebrand) unn wyder niks. He steek syn Arm daer dörch unn dach, wo schull dat wol aflopen. Kuem awers harr he dat daen, so füng' de Säwenrant an tou tuksen unn wull sik losryten, kunn awers ne. Op eenmael hüer de Brouder spräken:

Och Säwenrant, och Säwenrant,
Wannier kaemt wy na Engellant?

Da versier (entsetzte) he sik unn leet loes; unn ier he sik dat nu noch versöug, wier de Säwenrant tou Water, swömm weg unn wier em halt uten Ogen. Vun de Tyt an köum de Nachmaer ne weller.

Aus der Gegend von Oldenburg durch Herrn Knees in Neumünster.

CCCXXXIV.

Der Sargfisch.

In den Brüchen oder Welen am Marnerdeich hält sich ein Fisch auf, der ist so groß wie ein Kalb und trägt einen Sarg auf dem Rücken. Darum heißt er der Sargfisch. Fischer und überhaupt jeder, der ihn zu Gesichte bekommt, muß bald darnach ertrinken. Darum warnen die Mütter immer ihre Kinder vor dem Sargfisch, wenn sie Abends noch spät an den Welen spielen wollen.

Mündlich

CCCXXXV.

Hel.

Der Hel ist der Tod selber und reitet bei Pestzeiten auf einem dreibeinigen Pferde umher und erwürgt die Menschen. Daher sagt man, wenn eine Seuche wüthet, der Hel geht umher, oder wenn Nachts die Hunde ungewöhnlich bellen und heulen, der Hel ist bei den Hunden, wenn die Seuche an einem Orte anfängt, der Hel ist angekommen, oder wenn sie aufhört, der Hel ist verjagt. Man kann nemlich den Hel von einem Orte zum andern verjagen, man weiß Geschichten davon zu erzählen und gewisse Leute zu nennen, die aus dieser oder jener Stadt und Dorfschaft den Hel vertrieben.

Wenn jemand todtkrank liegt, sagt man er hat seine Helfert, kommt ein solcher wieder auf, heißt es, er hat sich mit dem Hel abgefunden (han har sor denne Gang kjöbt af med a Hel). Man sagt dann auch, er hat sich mit ihm versöhnt, ihm was geopfert, ihm einen Scheffel Hafer gegeben, sein Pferd damit zu füttern. Wenn jemand in einem eiligen Gewerbe ausgesendet wird und dann zu lange wegbleibt, sagt man noch heute: „Du er god at stikke efter a Hel," (Du bist gut nach dem Hel zu schicken).

Bei Jordkirch in der Nähe von Apenrade gieng das böse Wesen früher oft auf einem abgelegenen Wege, der Langfert hieß, umher, und machte ein Geräusch wie ein an allen vier Hufen wohl beschlagenes Pferd auf dem Steinpflaster. Es soll kopflos sein. In Tondern trabt noch jede Nacht um Mitternacht ein altes dreibeiniges, graues (oder weißes) blindes Pferd klappernd durch die Straßen. Vor welchem Hause es stehen bleibt und wo es hineinkukt, muß jemand sterben. Alte Leute haben das oft erlebt und den Tod dann bestimmt vorhergesagt. Man nennt auch da das Pferd Hel, und es sei herrenlos, sagen einige; doch behaupten andre, daß eine schwarzgekleidete alte Frau darauf sitze. Nachts fährt in Tondern auch oft ein feuriger Rollwagen durch die Osterstraße zum Westerthore hinaus.

Arnkiel Cimbr. Heidenrelig. I. 55. 125. — Herr Pastor Hansen in Jordkirch. Mehrere Mittheilungen aus Tondern.

CCCXXXVI.

Eins, zwei, drei.

Eine alte Frau, die 1744 in Stenderup auf Sundewith verheiratet ward, erzählte einst, daß einige Jahre, nachdem sie nach Stenderup gekommen sei, ihr Vater aus Stackebüll sie und ihren Mann einmal besucht habe. Es seien noch mehrere da gewesen und ihr Vater sei erst spät gegen eilf Uhr nach Hause gegangen. Als er nun dahin gekommen, wo der Weg, der von Düppel nach Stackebüll führt, mit dem von Stenderup sich vereinigt, da habe es ihm geschienen, als ob drei weiße Bettlaken, die an den Ecken mit einander verbunden gewesen, nach einander von der Düppeler Kirche her angeflogen kämen, und daß sie gesprochen hätten: ein, zwei, drei, worauf er, der gutes Muths gewesen, gesagt habe: vier, fünf. Als er nach Hause gekommen, habe er es erzählt und beinahe bereut, daß er etwas gesagt. Nun starben in dem kleinen Dorfe, das nur sieben Hufen hat, in demselben Jahre noch, erst drei Bauern und bald darauf noch zwei, so daß nur zwei Bauern am Leben blieben. Der fünfte und letzte der Gestorbenen war der Mann selber, der die Laken hatte fliegen sehen.

Aus Sundewith.

CCCXXXVII.

Flämmchen im Wasser.

Fischer erzählen, daß sich oft an einer Brücke in Rendsburg ein Wimmern im Wasser hören lasse, wie das eines kleinen Kindes. Zuweilen auch schlagen da kleine Flämmchen auf, und immer sind das Zeichen, daß einer umkommen wird. Die Eider ist überhaupt ein böses Wasser; jedes Jahr fordert sie ihr Opfer. Dasselbe nehmen sich alljährlich z. B. auch der Kieler Hafen und vor allen der Plöner See.

Am südlichen Ende des Ratzeburger See nahe bei der alten Burg Vorhau liegt der Düwelsdiek. Da ist es nicht geheuer; er ist unergründlich. Geister hausen darin und ziehen Vorübergehende hinein. Man sieht da oft auch jene Lichter.

Solche kleine Flammen heißen auf Silt Lickschnücken, auch wohl Lochtermaner. Ein Mann aus Tinnum sah eines Abends eine kleine Flamme aus dem südlichen Haff herauftauchen, bei Wadens, dem südlichen Ufer, ans Land steigen und sich darauf längs dem Tinnumer Damm und dem Tinnumer Kirchwege nach dem Keitumer Kirchhofe bewegen. Bald darauf kam ein Silter bei Hörnum ums Leben und seine Leiche wurde auf demselben Wege heraufgebracht.

Das Lauffeuer zeigte sich auf Helgoland gewöhnlich am Rande des Felsens, oft auch an Misthaufen oder bei der großen Wassergosse an der Nordseite am Abhange der Klippe. Hatte es sich blicken lassen, warnten Mütter ihre Kinder. Heute, wenn es von Zank und Streit zu Thätlichkeiten kommt, heißt es noch: „Diar hatt en 'Jal lippen." (Da hat sich ein Lauffeuer gezeigt.) Es kündigte überhaupt Unglück an. Wenn auf der See jemand verunglücken sollte, so entstieg dem Meere ein schwarzes Ungeheuer, det bisterk Ding met Telliarogen, und lagerte sich vor der Treppe, ja ließ sich zu verschiedenen Zeiten selbst auf dem Oberlande bei Nacht sehen, in den Winkeln von Ställen und Scheunen.

Mündlich. Herr Cand. Arndt. Herr Hansen auf Silt. Herr Heikens auf Helgoland.

CCCXXXVIII.

Der feurige Mann.

In Bergenhusen sehen die Mägde, wenn sie früh Morgens in der Dämmerung zum Melken giengen, einen großen feurigen Mann auf einem der größern Häuser des Dorfs stehen; von da trat er mit einem großen Schritt auf ein kleineres daneben stehendes. Da verschwand er. Das sahen sie drei Tage nach einander, und in der dritten Nacht brannte zuerst das große, dann das kleine Haus auf.

Durch Storm. — Auf den friesischen Inseln brennt fast kein Haus ab, von dem man es nicht durch ähnliche Zeichen will vorher

geleben haben. Solches -Vorbrennen- glaubte man früher dadurch erfolglos machen zu können, wenn man in einer Kirche jenseit des Waſſers, z. B. in Hoyer, bitten ließ.

CCCXXXIX.

Das Hornblaſen in der Nacht.

In einem Winter hörte man in jeder Nacht in Büſum ein Horn blaſen und das gieng ſo im Dorfe herum, als wenn ein Hirte das Vieh ſammelte. Als darauf der Herbſt kam und mit ihm einmal bei einem Sturm ein eiliges hohes Waſſer, ſind der Bauerſchaft Nerterf (Büſum) hundert Schafe ertrunken.

Neocor. II. 319.

CCCXL.

Der Friedensberg.

Nicht weit von Flensburg in Angeln liegt ein Hügel, der heißt der Friedensberg. Dort wurde einſt eine große Schlacht geliefert und der Hügel zum Andenken aufgeworfen. Ein Stein ſteht darauf, der fällt jedesmal herunter, wenn Krieg bevorſteht.

Vierter Bericht der Geſellſchaft für vaterländ. Alterth. 1839 S. 33

CCCXLI.

Kämpfe in der Luft.

Im Jahre vor dem, da der König Johann und der Herzog von Holſtein herein kamen um Ditmarſchen einzunehmen, geſchahen wunderbare Zeichen. Denn in dem Sommer, als die Arbeitsleute die Graben neben dem Wege am Duſentdüwelswarf kleieten, erhub ſich jeden Abend, ſobald die Sonne ſich geneigt hatte und es dunkel werden wollte, ja auch bei hellem Tage, jedes Mal ein gräßliches Getöſe und Gepraſſel, allerlei Erſcheinungen ließen ſich ſehen und hören, daß ſich die Arbeiter nie verſpäten oder bei Abendzeit dahin wagen durften. Sie muſten oft ihre Arbeit ſtehen laſſen und zu Hauſe gehen. Nie war der Ort recht geheuer geweſen; aber niemals war der Spuk ſo furchtbar geweſen, als zu dieſer Zeit. Es war der Ort, an dem im folgenden Jahre der König mit all ſeinem Volke erliegen muſte.

Imgleichen ſah man in einer Nacht des Jahres 1560 nach der Eroberung des Landes den ganzen Himmel von Feuer brennen und zwei Heere rannten gegen einander und kämpften. Da ſind die Leute erſchrocken und einer hat den andern geweckt und meinten nicht anders als ſei der jüngſte Tag gekommen und alles werde vergehen. Sie warfen ſich alle auf die Knie und flehten Gott an. — Heut

zu Tage sagen die Leute, weil sie klüger geworden sind: It is dat Norderflüß oder en Nordblens! und soll eine Veränderung des Wetters bedeuten.

Neocor. I. 483. II. 213. vgl. Happel relat. curios. III. 509. IV. 571 bis 580.

CCCXLII.

Untergang der Schackenburg.

Im Gute Schackenburg geht die Sage, es solle dasselbe durch Feuer zu Grunde gehen, wenn dort zwei goldne Hörner und ein Tisch mit einem goldnen Service gefunden werden. Die ersten sind schon gefunden; ein Kind stolperte auf dem Schulwege über etwas hartes, das aus der Erde hervorragte; als man nachgrub, fanden sich zwei goldene Trinkhörner, die auf die Kunstkammer in Kopenhagen gebracht sind. Wenn nun aber der Tisch gefunden wird, wird das Schloß untergehn.

Herr Storm.

CCCXLIII.

Die weise Frau Hertje.

Anno 1400 is een Frauwenspersen in Wiedingharde gewesen, mit Namen Hertje, ut Moder Liefe gesneden. Etlike willen seggen, se sy in Goßharde gebaren, da se den ock entlich hen gerücket to Bredsted und allda gestorven, welke nachfolgende Dinge gewiessaget hef.

It wart een gülden Rink umme Wiedingharde kamen, de wart neue Bestant hebben.

Darna werden twe Dämme geschlagen, de enne van Tundern, de ander van Rüttebüll na Brunsot. Dat wert man söven Jaer an macken und wert vel kosten, aber nicht lange bestaen. Na de Tyt wert vel Schande und Laster int Lant kamen und neen Ere meer geachtet werden.

Dana wert een Diek ut Goßharde int Moer geschlagen, und na ettiken Jaren en andern Diek ut dem Moer in Wiedingharde. De warden beide bestaen!

Wehe den Minschen, de den leven, wen de Lüde veer Arme kriegen und twe Paar Schö över de Bote dragen, und twe Höde up den Kop hebben, und wenn de Wörme ut de Kleder krupen!

Wehe den Minschen, de dar leven, wenn de grote Penninge kamen; wente wenn de grote Penninge gekamen, so wart dat grote Arge ock kamen.

Wehe den de da leven, wen Geld von Geld geschlagen wert. De Tyt wart kamen, dat wenn einer Geld des Avents upnimt, so schal he it des Morgens nicht wedder ut geven konnen.

De Tyt nahet, dat Blomen vor allemans Düer kamen werden.

De Tyt wart kamen, dat de Prester wert sine Platte bedecken und seggen, so he neen Prester.

Und de Ridder wart syn Schwert vornemen und syn Finger up holden, he sy neen Edelman.

Und de Herren wert syn egen Mente versacken. De Tyt wart kamen, dat man de Minschen nicht wart by eren Namen nömen, sondern beestwys nömen wart.

It wart de Koe den Buren afgeschattet warden, und wenn de Koe hinweg ist, wart he dat Kalf sülvest verbidden und wart neen Horde syn, de em verdädiget.

It wart enn Boem ut Nickarken ut den harden Steen wassen, darup wart een schwart Vagel witte Jungen toen. (teen?)

Na de Tyt wart een grote Schlachtung gescheen by Flensburg in Harsledael, dat man het over de Enkel im Blode wart gaen.

(Item Nynkarken wart een Boerhues warden.

Item Nynkarken wart midden int Lant kamen.) It werden Frembde int Lant kamen in Wiedingharde und de Man dar int Hast sagen; so warden se na dem Huse lopen, de to plündern. So wart en olt Man mit en Bleß op den Kop seggen: »It is beter eerlich to fechten, als so schändlich to verdränken«, und wart ropen: »Holdet an, wi willen eerlich winnen.« So warden de Wiedingharder wedder um keren und verschlaen, alle de verstreuet sint.

De Tyt wart kamen, wenn de Buer syn Quick schall börnen, und wart sehen enen Man in bunten Kledern, so wart he von sinen Quick lopen to syn Naber und ropen »Kom und help my den Hareman to Dode schlaen.« Ach, Wiedingharde wart noch vergaen vor Verschwar. Wehe den jenen, de da leven, wenn Winter und Sommer sich vermengen.

De Tyt wart kamen, dat en wohl gekledeter Edelman wart lopende kamen to enen Buren by de Plog, mit enen grauen Rock, und bidden, dat he wolde mit ehm syn Rock verbüten. Wenn de Bargen daelgaen und Missteden upgaen, so wart et övel in de Welt staen.

It wart ock Detzbüll und Risum von den solten Water vergaen, und een Prester dat ganze Moer regeren. Als Lindholm de erste Karke is gewesen, also wart se ok de leste bliven.

It werden tom lesten alle disse Länder dorch Water vergaen und de Schipper wart to syn Stüerman seggen: »Höde di vor Holmer Sant!«

Hertje heft eenmael een holten Beker voll duppelt Schillings gehat. Densülven heft se Agatha, Godder Nissens Grotmoder, to verwaren gedaen. Als se densülven weddergekregen, heft se gesegt: „O Tron, und abermael gesegt, ik weet, dat du von dissen Gelde nicht meer geröret als dissen enen Penning, welken du heft umgekeret!"

Hertje is eenmael up Gottorp gefordert, damit man ehre Wahrseggungen ens möchte versöken. Als man se hät neddersitten heten, — und waren heemliken Eier under den Küssen — heft se geantwortet, se möchte nicht Eier utsitten.

Hertje is eenmael von enen Dotschläger gefraget worden, eft he synes Fiendes Toern und List entgaen möchte. „Ga he," segt se, „unverzagt, recht entjegen und see he nicht torügge." Und ist geschehen, dat he also unverletzt ist davon gekamen.

Heimreich ed. Falck II. B. 11. vgl. I. 271. 180. II. 55. Es scheinen im 16. Jahrhundert ähnliche Prophezeiungen namentlich

an den Nordseeküsten verbreitet gewesen zu sein. Neocorus kennt einige davon und die ostfriesischen Prophezeiungen in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterth. III. 157. haben viel verwandtes. In der Elbmarsch soll man heute noch ganz ähnliches, z. B. das Eiersitzen, von einer weisen Frau erzählen. — Eine Silter Prophezeiung lautet: Wan sif Fögeds (Landvögte) ön grä Rokker kum, da skell Söld fuargung fuar Fuarspreek (aus Mangel an Vertretung dem Untergang nahe kommen). Man da kumt en Föged ön en blö Rok, di skell dit Land reddi me Help fan en Man üp Keidem Kleff. Durch Herrn Hansen. Über Stapelholm S. Bolten Beschreibung S. 266 ꝛc.

CCCXLIV.

Vor dem jüngsten Gericht.

Ene dögetsame Fruwe, de by erem Wocken sat und gesponnen, heft my vertelt von enen Mann, genömet Kunt Alten, de er vermelt und gesegt, wat vor dem jüngsten Gericht noch scholde geschehen. Vererlei Geloven, also erstlik heidensche, de allrede gehat, tom andern papistische, darna das Evangelium up Latine gelesen wart, tom drüdden so schall dat Evangelium up düdscher Sprake gelesen werden mank den Lüden, welkes man nömen wert de düdsche Misse, und tom veerden und letzten, wenn alle Averichеit hen und wedder mit enander werden anfangen mit Kriege und Uproer, und de Eidum Karke to tween Malen is ostert von der See und Sande in gesettet worden, welkes unrede eenmael geschehen, so wart een seltsame und wunderlike Glove upkamen mank den Lüden, dat de ene Naber wart striden mit den andern um den Gloven, und de rechten Dener Godes und der Aposteln werden ut dem Lande wiken möten, und weh, weh denen de disse Tyt werden beleven! Wente se werden ut ere egen Lande, von eren Oldern in fernen Landen reisen und nümmer wedder to den erigen kamen. Averst doch scholen dar etlike Bekannten een den andern bejegnen und seggen: „Wor kömpst du her?“ edder: „Wor heff du dy so lange verborgen, dat du nich bist dod geschlagen edder gestorven?“ und wenn selkes is geschehen, so is gewislik dat Ende und jüngste Gericht nicht wyt. Darumme alle Minschen olde und junge wol bidden mögen um een seliges Ende ut dissen Jammerdale.

Hans Kielholts Silter Antiquitäten in Falcks Heimreich II. 346. aus dem 15. Jahrhundert??

Drittes Buch.

Von dem weiten Felde der Volkssagen hat jetzt unsere Mythologie die ergiebigste Ausbeute bevor. In fünf oder zehn Jahren werden wir ganz anders sprechen.

Aus einem Briefe Jacob Grimms.

CCCXLV.

Beowulf.

Beowulf war faſt noch ein Knabe, da wettete er mit Breca ſeinem Genoſſen im Schwimmen auf Leben und Tod. Es war Winter, die See war rauh und eiſig, doch fünf Tage und fünf Nächte ſchwammen beide gleich neben einander, das nackte Schwert in der Hand; da erhub ſich ein Nordſturm und trennte ſie. Breca ſtieg bei den Schweden ans Land und kehrte zurück in ſeine Heimat. Aber den Beowulf ergriffen Meerunthiere und wollten ihn zu Grunde ziehn, doch ſeine Brünne, der handgeflochtene Panzer, ſchützte ihn und er diente ihnen mit ſeinem Schwerte. Am Morgen lagen ſie alle wund auf dem Rücken der Wellen. So tötete er neun der Seeunholde und rieſiger Nichſe; da trug ihn die Fluth bei den Finnen ans Land.

Nach dieſer Zeit, da er dem Könige Hygelâc diente, erſcholl das Gerücht vom Unglück Hrôdgârs, des Königs der Danen. Der hatte eine Halle gebaut, größer und prächtiger als ſonſt eine unter dem Himmelsdache; Hirſchburg nannte er ſie, ihr Ruhm ſollte ewig dauern. Da war täglich laut der Freude Getös, wenn der Kenig und ſeine Helden beim Mahle ſaßen auf der Methbank; da war Harfenklang. Doch nicht lange währte die Freude. Das fröhliche Leben erbitterte Grendel, einen Unhold, der im Sumpfe wohnte; allnachtlich, wenn der Edlinge Schaar ſorglos ſchlummerte, brach er in die Halle, und fieng und mordete Hrôdgârs Helden. Kein Eiſen verwundete ihn, zwölf Jahre dauerte die Feindſchaft, der herrliche Bau ſtand verödet, niemand wuſte das Unheil zu wenden. Da hörte Hygelâks Degen daheim Grendels Thaten. Sein Schiff hieß er rüſten und mit fünfzehn Genoſſen ſuchte er das Land der Danen. Mit Ehren empfieng ihn Hrôdgâr, als einen nahen Verwandten, wohl waren ihm ſeine Thaten kund, doch ſorgten alle um Degen, da er nicht von ſeinem Willen ließ und am Abend allein mit ſeinen Genoſſen in der Halle blieb, des Unholds wartend. Da ſtieg Grendel aus dem Sumpfe herauf und der Rieſenſohn kam daher gegangen, rannte gegen die Thür und riß ſie mit den Fäuſten auf, obgleich ſie weh. verriegelt war. Aus den Augen ſchoß ihm das helle Feuer. Da ſah er in der Halle ſchlafen der Helden Menge. In grimmer Luſt ergriff er einen, ſchliß ihn auf, zerbiß die Gebeine, trank das Blut aus den Adern und verſchlang ihn. Doch einer wachte; und als jener weiter ſchritt und nach dem Helden die Hand ausſtreckte,

da fühlte er gleich, daß er noch keinen Mann auf dem Erdringe fand von härterem Griffe. Beowulf hatte, auf den Arm sich stützend, behende an der Faust den Feind gefaßt, nun erbub er sich. Furcht ergriff den Bösewicht, er wollte entfliehn, aber konnte nicht; es drohnte die Halle unter den Tritten der Kämpfer und drohte in Trümmer zu fallen, manch goldgeschmückte Bank ward zertreten. Grendel erhub ein grausiges Wehgeschrei. Schrecken befiel die Burgbewohner. Der Held hielt ihn fest in Todes Haft. Da sprangen dem Unhold die Sehnen an der Achsel und die Gelenke barsten. Grendel floh zum Tode wund, aber Beowulf behielt zum Siegeszeichen Arm und Achsel. Die Nägel an den Fingern waren starr und hart wie Stahl.

Da ward ein hohes Fest mit Freuden wieder in der Halle begangen, unter Sang und Klang, beim Mahle und frohem Trinkgelage gieng der Tag dahin. Beowulf und jedem, der mit ihm kam, reichte der König zum Lohne viele edle Geschenke und Kleinode. Am Abend legten sich die Helden in großer Zahl, wie sie früher oft gethan, schlafen auf die Polster der Bänke, Schilde Helm und Panzer zu Häupten. Keiner gedachte weiteres Unheils.

Doch Grendels Mutter, ein entsetzliches Weib, gedachte ihres Leides und der Rache für den Sohn. Sie kam zu dem Saale, wo die Helden schliefen. Alles fuhr auf als sie herein schlich, manches Schwert ward gezückt; da wollte sie fliehen, doch einen der Edelinge ergriff sie noch, den liebsten Mann des Königs, und schleppte ihn mit sich zum Sumpfe. Von neuem erfüllte Klage und Wehruf die Burg und die Sorge war erneut. Hrödgär hieß Beowulf kommen in seine Wohnung und trauernd sprach er zu ihm: „Alle Hoffnung, Held, steht auf dir; obwohl du die Gegend, wo der Wicht haust, nicht kennst, so suche ihn doch wenn du Muth hast, und rette uns.“ Beowulf antwortete: „Sei nicht in Kummer; auf! suchen wir Grendels Verwandten, ich verspreche dir, entkommen soll er nicht weder unter die Erde, noch in den Wald, noch in das Meer.“ Da stieg der greise König zu Roß und weit durch den Wald zog die Männerschaar an den Bergebirgen hin auf schmalen Pfaden, bis sie zwischen grausigen Föhren das trübe Gewässer fanden. Da lag des in der Nacht gemordeten Helden Kopfpanzer auf einer Klippe, das Gewässer war voll Blut. Beowulf gürtete sich um in die Tiefe zu tauchen, sein Panzer sollte ihn schützen und der blanke Helm mit dem Eberbilde. Ein Freund unter Hrödgärs Leuten reichte ihm einen Dolch mit giftigen Zeichen und in Blut gehärtet, eine Waffe, die noch niemals versagt hatte. Darauf stürzte er sich in die Tiefe des Wassers, es währte lange ehe er den Grund erreichte. Da merkte die Unholdin sein Nahen, und schoß auf ihn zu, ergriff ihn und schleppte ihn in ihre Wohnung. Das war ein Gewölbe, um und um dicht verschlossen, Wasser konnte nicht herein und ein Feuer gab Helle. Da gab der Held dem Meerweib einen Schlag, aber des Stahles Schneide biß nicht. Zornig und ohne den Muth zu verlieren,

warf er die Waffe von ſich und packte nun Grendels Mutter an der Achſel und beugte ſie zur Erde; doch ſchnell bezahlte ihn das Weib und vergalt ihm, daß er hinfiel. Da ſetzte ſie ſich über den Helden, griff nach ihrem breiten Meſſer, und es wäre um ihn geſchehen, wenn ihn nicht ſeine Brünne am Halſe geſchützt hätte und der ſieg verleihende Gott. Wieder auf ſprang er und erblickte in der Höle an der Wand ein altes Schwert der Vorzeit, ein Werk der Rieſen. Das ergriff er, und hieb nach ihrem Halſe; es faßte und drang durch Mark und Bein, daß ſie tot zu Boden fiel. Die Helden, die am Ufer ſtanden, ſahen den Blutſtrom aufſteigen und fürchteten, die Wolfin hatte den Helden umgebracht und ſie würden ihn nimmer wiederſehen. Bis zum Nachmittag hatten ſie gewartet, da wandte ſich Hrodgär traurig heim mit ſeinen Leuten. — Es ſchmelzt die Klinge des Schwertes, das Beowulf gebraucht hatte, von dem giftigen Blute ihm vor der Hand weg, wie Eis im Frühling. Nur den Griff behielt er und nahm von allen Kleinoden, die in der Höle lagen, nichts weiter zu ſich. Raſch tauchte er dann empor und ſchwamm ans Ufer; da giengen ihm ſeine lieben Genoſſen entgegen, die ſeiner angſtvoll warteten. Sie freuten ſich ihn geſund zu ſehen und heimwärts zogen ſie zur Halle, wo Hrodgär ſie empfieng. Am andern Morgen ſchieden ſie vom Könige, der Greis weinte, da er von Beowulf Abſchied nahm, und reich beſchenkte er ſie nochmals alle. So kehrten ſie wieder in ihr Land, an Gaben reich und des Sieges froh.

Von nun an diente Beowulf wieder bei Hygelâc, ſeinem Könige. Doch als dieſer ſtarb und der Sohn erſchlagen ward, kam das große Königreich zu ſeinen Händen und er regierte es fünfzig Jahre. Da kam ein Drache und verwüſtete das Land weit und breit. Dreihundert Jahre hatte er in einer Höle gewohnt und ſeine Schätze bewacht; da ersürnte ihn ein Mann, der den Schatz entdeckte und einen Goldbecher ihm entwandte. Feuerflammen ſpeiend brach er in jeder Nacht hervor und durch die Luft fliegend verbrannte er die Herrenhäuſer und die Saaten auf den Feldern. Nichts lebendiges mochte ſich bergen vor dem Unthier. Da kam Beowulf die Kunde, ſein eignes Königshaus gienge in Feuer auf. Der greiſe König erbub ſich, ihn reute ſeines Landes Unglück, einen Eiſenſchild nahm er ſich zu decken, er war entſchloſſen den Wurm in ſeiner Höle zu ſuchen; ſein Geſinde folgte ihm. Ein Feuerſtrom brach aus dem Berge, als er über das Steingeklüft hinabſchritt; das Ungethüm ſchnob und fuhr heraus, den Helden ſchützte der Schild weniger, als er gehofft hatte; ſein Schwert auch hielt nicht aus im Kampfe. Der König gieng dem Tode entgegen; die Genoſſen flohen bis auf einen, den jungen Wiglâf, Wihſtâns Sohn; vergeblich ermahnte er ſie. Dann drang er durch den Qualm und trat ſeinem Herrn zur Seite; da kam der Wurm zum zweiten Male wütend hervor, Wiglâfs Schild verbrannte, und Beowulfs Schwert zerbrach bei dem neuen Hiebe auf des Wurmes

Haupt. Da packte der Held den Drachen, als er zum dritten Male herausfuhr, beim Halse mit hartem Griffe, und Wiglaf hieb ihn mit dem Schwerte, bis das Feuer nachließ. Da zog Beowulf sein Messer, das er über der Brünne trug, und schnitt den Wurm mitten entzwei. So fällten die beiden Edlinge den Feind und der König konnte sich noch des Sieges freuen. Aber bald begannen seine Wunden zu brennen und zu schwellen, das Gift wüthete in seinem Innern. Wiglaf führte ihn auf einen Stein und labte ihn mit Wasser; doch Beowulf fühlte wohl, daß die Zahl seiner Tage abgelaufen war und er nun zu Ende getragen hatte die Frist seiner Erdenwonnen. „Fünfzig Jahre war ich König des Volkes," sprach er, „ich achtete auf das Schickliche, regierte das Meine wohl, pflog nie tückische Bosheit, noch schwur ich Eide mit Unrecht. Froh kann ich meine Todeswunde beschauen. Aber eile, theurer Wiglaf, in den grauen Fels und hole den Schatz und die Kleinode, die der Drache besaß, daß ich nach dem Anblick des Reichthums mit Freuden sterbe." Wiglaf gehorchte seinem verwundeten Herrn. Da lagen in der Höle zu Haufen die wundervollsten Werke, Krüge und Schüsseln, Waffen und Zierate in Menge. Mit solchen Kleinoden eilte er zurück; da fand er, überströmt von Blut, ohne Bewußtsein den König liegen. Wieder besprengte er ihn mit Wasser, bis er zu sich kam und sprach: „Für alle Kleinode, die ich schaue, sage ich dem Herrn Dank, dem ewigen Fürsten. Solcher Reichthum wird nach meinem Tode meinem Stamme in der Noth förderlich sein. Ich muß von hinnen. Laßt mir auf dem Vorgebirge den Leichenhügel errichten nach dem Brande, einen hohen Hügel, den die Seefahrer über der Fluthen Dunkel fernhin treibend, Beowulfs Hügel nennen werden." Von dem Halse nahm er einen Goldring und reichte ihn Wiglaf: „Du bist der letzte meines Geschlechts, alle meine Verwandten, die edlen, sind dahin gerafft; ich folge ihnen nach." Dies war das letzte Wort des Greisen. Wiglaf saß in Trauer lange bei der Leiche, dann wusch er sie mit Wassen und sandte hinauf in die Burg nach den Edelsten des Landes, daß sie den Helden bestatten hülfen. Einen Scheiterhaufen schichteten sie, einen großen, helmbehangenen; darauf legten sie den theuern Herren und begannen das größte Leichenfeuer anzuzünden. Dann bauten sie an dem Orte den Hügel, einen hohen und breiten, wie der Fürst es selbst gewünscht hatte. Dahinein thaten sie der Ringe viele, edele Gesteine und aller Art Rüstzeug, wie sie es aus dem Schatze genommen hatten; da liegt es nun noch unnütz wie sonst. Dann ritten um den Leichenhügel zwölf der Edelinge und sangen zu seinem Preise, sie rühmten des Helden Thaten, sagten, daß er von allen Königen der Welt der freigebigste gewesen sei und freundlichste, dem Volke der mildeste und nach Ehren begierig.

Größtentheils nach H. Leo's Anzeige in seiner Schrift über das angelsächsische Heldengedicht Beowulf. Halle 1839.

CCCXLVI.

Der Wassermann und der Bär.

In Steenholt weer mael en Möller, de harr dat Unglück, em brenn alle sæven Joer syne Mæl af, graed up densülvigen Dag, unn denn würren oek alle Lüde ümbröcht, de in de Mæl weren. Nu keem da mael en Möllergesell, de wull geern Arbeit hebben. Da segt de Herr „nä" to, he kann em keen Arbeit gäwen; æwermorgen sünt just sæwen Joer herüm, dat syn Mæl upbrennt is, da brennt se werrer af. De Möllergesell sa', he sull em de Mæl schenken, so sull se nich afbrennen. De Herr sa': „Dat könnt wy versöken; wenn em de Mæl nich upbrennt, so will ik se em schenken unn myn Dochter sall he darto hebben." — As nu de Nacht keem, bleef de Möllergesell da ganz alleen in de Mæl; he möck Finster unn Dæren fast to, Klock tein awer kloppt da wat an de Dær. De Möllerknech will nüms inlaten unn sa': „Hier wart hüet Nacht allens umbröcht, wat in de Mæl is; blyf du man buten." De Mann sa': „Laet he my man in; kann syn, ik kann hüet Nacht syn Retter warren." So lett he em denn in unn nödigt em to Disch. As he nu Licht maekt, sitt da en Käerl, de hett en groten Baren.

Nu sleit de Klock tolf. Da kumt de Waterkäerl in de Mæl splinternakend, unn smitt twe grote Fisch up den Disch; de suln se kaken, he will se spysen. Se krygt de Fisch denn to Füer unn fangt se an to kaken. As nu de Fisch goer sünt, segt de Mann mit den Baer: „Nu mütt ik mynen Gesellen da oek mit tonödigen," unn nimt den Baren den Muelkorf af. De Baer wull nu mit den Watermann spysen, de Watermann awer wull dat nich hebben; de Baer wart sik mit em byten unn kratzen unn wart em æwer, dat de Watermann toletz werrer tom Finster heruet mütt, unn blött. De Mæl brenn de Nacht nich af; de Möllergesell fry de Möllerdochter unn kreeg de Mæl.

As nu de sæven Joer werrer um sünt, geit de Möllerknecht mael an synen Waterdyk spatzeren. Da stikt de Waterkäerl den Kopp uten Watet unn segt: „Hest du de grote Katt noch, de sær sæwen Joer by dy weer?" Do sa' de Möller: „Ja, de liggt ünnern Awen unn hett sæwen Junge." Do sa' de Watermann: „So will ik in mynen ganzen Läwen nich werrerkamen."

Aus Kurborg bei Schleswig durch Cand. Arndt. vgl. oben No. 311. In einer andern gleichlautenden Erzählung aus der Gegend des Plöner Sees wird der Wassermann ein Wasserriese genannt. In allen bedeutsamen Zügen stimmt ein deutsches Märe aus dem 13. sec. bei Mone teutsche Heldensage S. 281. (nur daß hier ein Schretel, ein Waldmensch, mit einem zahmen Wasserbären kämpft; diesen sendet ein König von Norwegen einem Könige von Dänemark zum Geschenke) und das norweg. Märchen bei Moe und Asbiörnsen No. 26.

CCCXLVII.

Der Dränger.

Zu Vollerwiek an der Eider lebte auf einem Hofe ein Lehnsmann, der ein gottloses Leben führte und von dem es hieß, daß er sich dem Teufel verschrieben habe. Als er nach seinem Tode umgieng, bannte man ihn über den Eiderdeich hinaus. Unaufhörlich strebt er nun in jeder Nacht seinem Hofe zu, kann aber trotz aller Arbeit nur alle sieben Jahr einen Hahnentritt weiter thun. Jetzt ist er bis an das eine Wagengeleis des Weges gekommen, der vor dem Deiche hinläuft; wenn er erst das andre erreicht, wird der Deich bald einstürzen, und die See kommt ins Land. Darum heißt er der Dränger.

Es ist nicht gut ihm in den Weg zu kommen. Man sieht ihn nicht, aber man kann nicht vorwärts und es drängt einen mit übermenschlicher Gewalt von dem Geleise zurück. Viele Leute haben stundenlang schweißtriefend mit ihm gerungen; aber nur wer das Geleise meidet und sich näher an den Deich hält, der begegnet ihm nicht.

Mündlich. — Man erzählt dies letzte wohl richtiger sonst in Eiderstede von einem feurigen Gespenst, dem Waterpedder. Volksbuch 1844, 82.

CCCXLVIII.

Der Teufel in Flehde.

Vor wenigen Jahren stand im Dorfe Flehde in Norderditmarschen ein Haus, (jetzt steht ein neues an der Stelle), worin der Teufel sein Wesen trieb, und zwar so arg, daß die Einwohner ausziehen musten. Da beriefen sie den Prediger von Lunden und den von Hemme um den Teufel zu bannen. Der von Lunden aber fürchtete sich und kam nicht. Da trieb der von Hemme allein ihn durch Absingen geistlicher Lieder und durch Bibellesen aus dem Hause, immer vor sich her bis in den Mötjensee, der in der Nähe des Dorfes sich befindet. Jedes Jahr kommt aber der Teufel seiner alten Wohnung einen Hahnentritt näher, bis er endlich wieder davon Besitz nehmen und es dann ärger treiben wird als vorher.

Mündlich.

CCCXLIX.

Juchen Knoop.

Auf Blangenmoor bei Eddelack in Süderditmarschen* wohnte vor reichlich hundert Jahren ein reicher Bauer und Landmesser, Namens

* Man nennt eben so häufig den Helferdeich bei Marne und Oestermoor, Kfp. Brunsbüttel, als Buhmanns Wohnort.

Puhmann. Er war aber ein gottloſer Mann, hatte einen Meineid geſchworen, einen Krug Landes abſichtlich falſch gemeſſen, als Armenvorſteher und Kirchenbaumeiſter Geld unterſchlagen und den Armen und Waiſen es entzogen und andre ruchloſe Thaten mehr verübt. Dafür hatte er nach ſeinem Tode keine Ruhe und muſte umgehen. Er tobte und lärmte in jeder Nacht auf ſeinem Hofe, raſſelte mit Meßketten, grub unter den Leden des Hauſes, fütterte aber auch die Pferde im Stalle an dem einen Ende, wenn der Knecht am andern war; niemand konnte es zuletzt mehr aushalten, die Nachbarn ſelbſt hatten keine Ruhe. Da rief man den Paſtor Hellmann aus Marne zu Hilfe, um den Geiſt zu bannen, der ein kluger Mann war, und oft ſchon das Feuer beſprochen hatte. Nach andern ſoll es aber der Paſtor Jahrdorf geweſen ſein. Der Prediger nahm die Bannung vor, der böſe Geiſt war auch bereit zu weichen, nur bat er, ihn doch aufs trockne Land zu verweiſen und nicht auf die Watten ins Haff *. Denn wer dahin verwieſen wird, kann niemals wieder zurück kommen. Der Prediger gewährte ihm ſeine Bitte und verwies ihn auf den gemeinen Viert, die große Heide auf der Geeſt, wo viele andre Geiſter auch ſonſt ſich aufhalten. Dieſen Viert ſollte er ausmeſſen, erhielt aber dabei die Erlaubnis alle ſieben Jahre einen Hahnentritt ſeinem Hauſe wieder näher kommen zu dürfen. Eben langte der Geiſt an dem Orte ſeiner Verbannung an, als ein Bauer vom Helferdeich bei Marne mit einem Fuder Torf von der Geeſt herunterkam. Da hockte Puhmann gleich hinten auf und obgleich der Bauer merkte, daß ſeine Pferde immer ſchwerer zu ziehen hatten, kam er doch nach dem Helferdeich. Nun begann er auf dem Hofe des Bauern von neuem und noch viel ärger ſein Poltern und Rumoren. Der Paſtor ward wieder gerufen, aber der Geiſt lief auf einer Henne nach dem Jahnſteder Deich; das konnte er weil der Paſtor ihn draußen auf dem Felde zur Rede ſtellte. Nun aber ertappte er ihn abermals und zwar in einer Wohnſtube und fragte ihn gleich, wie er ſich habe unterſtehen können zurückzukommen und den Spektakel wieder anzufangen? Puhmann antwortete, er ſei in Wagen herunter gekommen, und das Fahren ſei ihm nicht verboten geweſen. Da ergrimmte der Prediger und gelobte ihn ins Haff zu bannen, wo niemand ihn wieder erleſen würde. Der Geiſt verſuchte nun ſich zu vertheidigen und ſagte, daß der Prediger vielleicht ein eben ſo großer Sünder ſei, wie er ſelber, einmal habe er drei Roggenähren abgeriſſen. Der Prediger antwortete, das ſei unverſehens mit den Schuhſchnallen geſchehen, als er einmal durch ein Feld gegangen; er habe ſie gleich wieder angeknüpft. Dann beſchuldigte ihn der Geiſt, daß er auch einmal einem Bäcker einen Stuten genommen, ohne zu bezahlen. Aber der Paſtor erklärte, daß er ihm den Schilling gleich darnach ja hingebracht hätte. „Nun,"

* Die großen Schlamm- und Sandbänke, die ſich meilenweit in die See erſtrecken

ſagte der Geiſt, „ſo haſt du doch einmal ein Mädchen geküßt, wozu du kein Recht hatteſt.“ Der Paſtor aber antwortete: „Das geſchah aus wirklicher Liebe.“ Nun konnte ſich der Geiſt auf keinerlei Weiſe loswickeln und bat nur, ihm zu erlauben, vorher die beiden Lichter auszuloſchen, die er durchs Schlüſſelloch brennen ſahe. Da bemerkte der Prediger, daß die Dienſtmagd an der Thür tauſche, und befahl ihr fort zu gehen, den Geiſt aber bannte er ins Haff, und legte ihm auf, den Sand auf den Watten zu zählen. Könnte er einmal damit bis zu Mitternacht fertig werden und die Süderthür der Marner Kirche noch vor dem Glockenſchlage erreichen, dann ſolle er frei ſein. Mehrere Male ſoll Buhmann wirklich bis auf wenige Schritte ſein Ziel erreicht haben; dann aber ſchlägt die Uhr zwölf und er muß wieder zurück und von vorne anfangen.

Man erzählt aber auch, daß er im Paſtorate ſelbſt rumort habe und dann vom Prediger ins Haff gebannt ſei. Jedes Jahr oder alle ſieben Jahr könne er einen Hahnentritt thun, und ſei nun ſchon bis an des Bäckers Johann Hinrich Detleſs Haus gekommen, das weſtlich unten an der Wurt ſteht, worauf die Kirche liegt. Kommt er erſt auf die Wurt und erreicht dann das Paſtorat, das im Oſten liegt, ſo geht das Rumoren wieder an und niemand wird ihn vertreiben können. Er ſoll ſich oft auf dem Kreuzwege im Kronprinzenkoege blicken laſſen.

Da draußen im Haff gehen noch viele andre Geiſter umher, kopflos und mit Ketten raſſelnd; die armen Fiſcher, die auf den Butt- und Krabbenfang ausgehen, ſehen ſie oft da umher ſchweben. Den Buhmann, den die Fiſcher Juchen Knoop nennen, ſehen ſie meiſt an lebensgefährlichen Tiefen ſtehen; beſtändig zieht er ſein Netz auf und füllt unaufhörlich die Fiſche in ſeine Kiepe, die er auf dem Rücken trägt. Nähert ſich ihm einer, ſo weicht er immer weiter und weiter hinaus, an noch gefährlichere Stellen. Wer ſo unvorſichtig iſt ihm zu folgen, der verliert bald die Spur, verläuft ſich im Schlick und Sande und bald kommt die Fluth und er muß ertrinken. Alte erfahrene Fiſcher kehren ſich gar nicht daran wenn ſie den Juchen Knoop fiſchen ſehen, oder wenn er ihnen winkt und gute Fangſtellen anzugeben ſcheint; ſie fiſchen auch in keinem Priel wo er gefiſcht hat; denn da fängt niemand etwas.

Doch ſchadet er nicht immer und iſt nicht immer der böſe Geiſt. Einen Fiſcher, der an der fallenden Sucht litt und den ſeine Krankheit einmal beim Fiſchen befiel, ſchleppte er ans Land und rettete ihn vor der Fluth. Ein ander Mal bei einer Sturmfluth konnte ein Außendeichsbirte das Vieh nicht ſo ſchnell, als das Waſſer kam, auf den Koegsdeich zuſammentreiben. Da rief er in ſeiner Noth: „Juchen Knoop, Juchen Knoop, hael uns dat Gut to hoop!“ Augenblicklich erſchien der Gerufene und im Nu war alles Vieh geborgen, das zu tauſenden auf dem Außendeich graſt. Den Hirten hat er oft ſo beigeſtanden.

Mündlich aus Marne.

CCCI.

Schwertmann.

Vor hundert oder zweihundert Jahren wohnte auf einem Hofe, den man noch zeigt, in Rethwisch, in der Krempermarsch, einer, Namens Schwertmann. Er ist noch in aller Gedächtnis wegen seines tollen Lebens und wo es übel hergeht, da, heißt es, »regeert Swertmann.« Er hat bei seinen Lebzeiten ein junges Mädchen, das von ihm schwanger war und die er nicht heiraten wollte, in einen Backofen geworfen und verbrannt; aber niemand konnte ihm das beweisen und er starb darüber hin, ehe ihn die Strafe getroffen hätte. Kaum aber hatte man den Sarg mit der Leiche auf den Neuenbrooker Kirchhof in die Grube gesenkt, als man den Schwertmann eben darauf stehen und dann heraufkommen sah, um mit großem Eifer die Grube selbst zu zuwerfen. Darauf ließ er sich hinten auf dem Leichenwagen stehend wieder nach Hause fahren. Andre, deren Großeltern es von Augenzeugen erfahren haben, erzählen aber, er habe sich vorn auf die Deichsel des Wagens gestellt und sie immer auf und nieder geschwenkt (öp um dael dümpelt). Die Gäste sahen ihn nachher vor seinem Hause hin und her gehen, als wenn er gar nicht im Grabe gelegen; näherte man sich ihm, so verschwand die Erscheinung mit einem Knistern und Knattern wie ein Heidefeuer. Als sie beim Leichenschmause saßen, war Schwertmann bald unter ihnen, bald war er auf dem Heuboden und sah mit einer widerlichen Fratze durch die Luke. Er trieb ziemlich lange sein Unwesen im Dorfe. So kam einmal eine Bruthenne gackernd und ganz wild aus einem Stall heraus geflogen; die Bauerfrau gieng hinein um nachzusehen: da saß Schwertmann im Eierkorbe und glotzte sie an. Man rief endlich den Pastoren, den Küster und den Schullehrer zu Hilfe; aber der Pastor und der Küster wußten sich nicht gegen des Geists Vorwürfe zu verteidigen. Der eine hatte einmal Äpfel gestohlen, der andere Stachelbeeren, und beide hatten den Diebstahl nicht vergütet. Als er dem Schullehrer aber vorwarf, daß er einmal eine Kornähre in seiner Schuhschnalle vom Felde mit nach Hause genommen habe, antwortete dieser: „Ja, ich habe sie aber gleich wieder hingelegt, sobald ichs merkte.“ Da mußte der Geist sich gefangen geben. Der Schullehrer trug ihn nun auf dem Rücken nach dem wilden Meer. Unterwegs aber zischelte der Geist ihm ins Ohr: „Bringe mich nicht in einen engen tiefen Sumpf!“ Da hätte der Schulmeister vor Schreck fast seine Last fallen lassen, doch kam er glücklich aufs Meer. Andre freilich sagen, daß Schwertmann auf einer sumpfigen Wiese zwischen Neuenbrook und Rethwisch geblieben sei. Viele Leute haben ihn nachher da lange wie einen großen hellbrennenden Schoof umhergehen sehen, und viele sind dadurch in Angst und Schrecken gesetzt. Doch war der Geist gar nicht bösartig. Wenn die Knaben früh Morgens in der Dämmerung die Pferde von den

Wiesen in der Nähe des Moors holten, so riefen sie oft: „Du, Swertmann, kumm umm bær my mael op!“ Dann wurden sie beim Fuß gefaßt und leicht und rasch aufs Pferd geheben, gewöhnlich aber auf die andre Seite hinüber weggeworfen, und jedesmal segelte das Pferd dann im Galopp davon. Ein paar Wagbälse haben einmal den Schwertmann selbst aufs Pferd geheben, obgleich er anfangs sich sträubte und sie warnte. Kaum aber wars geschehen, so pfiff eine Kugel zwischen ihnen und dem Pferde vorbei und schlug tief in den nächsten Baum, wo sie lange zu sehen gewesen ist. Das arme Pferd fand man am andern Morgen mit tiefen Brandwunden auf dem Rücken zu Tode gehetzt auf dem Moore liegen. — Einst fischten mehrere Knaben in der Nähe; sie fiengen nichts und es ward dunkel. Da rief ein übermüthiger: „Swertmann, kumm umm lüch my ins!“ Sogleich war eine helle Flamme bei ihnen, die andern Knaben stehen, aber der muthige blieb und sah nun eine Menge großer schöner Aale und Schleie im Graben. Er that einen guten Fang und bedankte sich bei Schwertmann. Als er aber nach Hause kam, fand er in seinem Netz nichts als Poggen, Puespögg und Meerputzen. — Wenn die Leute ihr Schuhzeug auf dem Moore stehen ließen, so zog Schwertmann es an, um seinen brennenden wunden Füßen Linderung zu geben. Aber gleich war es durchgebrannt und ganz zerfetzt fand man es am andern Morgen wieder. Es muste ihm aber doch sehr angenehm sein; denn oft hörten die Burschc, denen er aufs Pferd half, wie er ihnen ins Ohr raunte: „Bring' my een Paer Scho!“ Niemand unterließ dann die Bitte zu erfüllen; es war aber ganz einerlei wie alt und steif oder wie groß und wie klein die Schuhe waren; sie waren Schwertmann immer recht. — Einst war ein junges Ehepaar, das eben verheiratet war, fleißig beim Torfstechen. Wie sie einmal aufsahen, stand Schwertmann mit wehmüthiger Gebärde vor ihnen. „Was willst du?“ fragte der junge Mann, „geh weg oder ich steche dir mit dem Spaten die Füße ab.“ „Ach,“ jammerte Schwertmann, „sie brennen mir so; habt ihr nicht ein paar Schuhe für mich?“ „Die sollst du haben,“ antwortete der Bauer; „aber geh fort, morgen will ich sie dir bei dem großen Stein hinsetzen.“ Die Schuhe wurden hingesetzt und waren gleich verschwunden. — Einmal gieng ein Bauer in einer dunkeln Nacht übers Moor. Bald gieng jemand dicht hinter ihm her und trat ihm immer auf die Fersen, daß sie ihm schmerzten. Wie er sich umsah, stand Schwertmann vor ihm, in der einen Hand ein langes Messer, in der andern ein Licht, und beide sahen einander an. — Ein frommer Bäckergesell soll den Schwertmann endlich vom Moore fortgeschafft haben. Er gieng mit seiner Stutenkiepe dahin, rief Schwertmann und bot ihm Brot an. Der Geist wollte sich nun selbst aussuchen und bückte sich über den Rand — da schlug der Bäckergesell den Deckel zu und versenkte die Kiepe mit dem Gespenst ins Meer. Seitdem ists ruhig.

Herr Ketelsen auf Breitenburg, Herr Conr. Lucht in Glückstadt ꝛc

CCCLI.

Der Teufel in Klein-Wesenberg.

Sieben Koppeln der Kleinwesenberger Feldmark haben noch jetzt den Namen Teufelsgrube. Hier hat in alten Zeiten der Teufel gehaust. Zuletzt ist er weggezogen nach Varnitz und bei einer Altenteilerin eingekehrt, bei der oft junge Leute zusammenkamen und Karten spielten. Er spielte mit, gewann bedeutend, als aber einer eine Karte fallen ließ und sie aufnehmen wollte, entdeckten sie, wer er sei, und als sie davon liefen, gieng er mit dem Gelde zum Fenster hinaus. Jeden Abend aber stellte er sich wieder ein. Da ließ die Frau ihn endlich nach der Lübekischen Scheide hinbringen. Er versuchte es nun wieder hinzugehn, konnte aber nicht über die Scheide kommen, als er einen Fuhrmann erblickte und den bat ihn für einen Thaler noch heut Abend mit nach Varnitz zu nehmen. Der Fuhrmann war bereit. Als aber der Teufel aufstieg, ward der Wagen so schwer, daß die Pferde ihn kaum von der Stelle ziehen konnten. Der Fuhrmann schalt, er solle absteigen, aber es half nichts bis in Varnitz, da sprang der Teufel vom Wagen ohne zu bezahlen. Der Fuhrmann lief ihm nach und forderte sein Geld; der Teufel aber hatte nichts. Er sagte zu der Altenteilerin, sie sollte es nur für ihn auslegen, und sie that es in der Angst. Nun aber muste sie ihn wieder bannen lassen und diesmal ließ sie ihn nach dem Kleinwesenberger Holze hinbringen, wo er noch jetzt sich aufhält.

Schriftlich. vgl. No. 204.

CCCLII.

Der Teufel und die Alte im Hollenbeep.

An der rechten Seite des Weges von Damsdorf nach Steckſee der Landstraße von Plon nach Segeberg liegt ein königliches Gehege, der Hollenbeep. Links vom Wege zieht sich ein ziemlich langer, mit Gebüsch bewachsener Hügel hin, der Teufelsberg, und etwa dreißig Ruthen davon auf der Scheide der Damsdorfer und Steckseer Feldmark liegt ein kleiner See, der Teufelssee, der aber grundlos ist und worin keine Fische aushalten. Der Teufel riß nemlich einst all die Erde heraus, wo jetzt der See ist, lud sie auf seine Achsel und wollte damit, Gott weiß wohin. Als er nun neben den Hollenbeep kam, begegnete ihm eine alte Frau, die aber mehr als Brot essen konnte; sie sagte ihm guten Morgen und bat ihn seine Last eine Weile niederzusetzen, weil sie ein Wörtlein mit ihm zu reden hätte. Der Teufel that ihr den Gefallen; da er aber nachher wieder aufladen wollte, war es ihm auf keine Weise möglich; fast hätte er seinen Fuß dabei abgebrochen. Den Erdklumpen muste er also da liegen lassen und das ist jetzt der Teufelsberg. Während der Zeit aber, daß der Teufel sich

noch da abarbeitete, ſtand die Alte zwiſchen den Bäumen im Hollenbeep und lachte. Der Teufel gieng voll Aerger fort und ſtürzte ſich in den See, weil er hoffte, Neugier werde die Alte dahin locken und dann dachte er ſich zu rächen. Sie kam auch und gletzte in den See: da fuhr der Teufel raſch in die Höhe, ſtreckte beide Arme lang aus und ergriff ſie bei der Schürze, um ſie ins Waſſer zu ziehen. Aber die Alte machte ſchnell das Schurzband los und floh; der Teufel mit der Schürze in der Hand hatte nur das Nachſehen. Doch tröſtete er ſich und um ſich ein Plaiſir zu machen, machte er ſich aus der Schürze ein großes Fiſchernetz und fiſchte in ſeinem See ſo fleißig wie einer; brachte aber nach langer Arbeit endlich nichts weiter heraus als einen einzigen einäugigen Hecht von ekelhaftem Ausſehen, den er ſogar nicht einmal verſpeiſen mochte, ſo hungrig er auch war. Für dies Mal muſte er ſeine Arbeit aufgeben und um ſpäter es noch einmal zu verſuchen, breitete er ſein Netz zum Trocknen am Ufer des Sees aus. Am andern Morgen aber ſuchte er es lange vergebens, bis er es auf den höchſten Gipfeln des Hollenbeeps ausgebreitet ſah, von wo er es nicht herunter holen konnte, weil ſein Pferdefuß ihn am Klettern hinderte. Der Alten, die ihm abermals dieſen Streich geſpielt hatte, Rache ſchwörend, verließ er nun dieſe Gegend und man hat ihn nachher nicht wieder geſehen. Auch von der Alten weiß man nichts mehr zu erzählen.

Herr Schull, keptien. — Vielleicht gibt es noch eine weniger zerrüttete Relation dieſes merkwürdigen Stücks? S. Einleitung.

CCLIII.

Der Teufel in der Elbe.

Ein Kapitain gieng traurig an einem Hafen auf und nieder, weil er gar nicht wuſte, wie er ein Schiff bekommen ſollte. Da trat ein feiner Herr zu ihm, der aber niemand anders als der Teufel ſelber war, und verſprach ihm ein Schiff: er ſolle es ſogar für immer behalten, wenn er ihm, dem Teufel, bei ſeiner Rückkehr in die Elbe etwas zu thun geben könne, das ihm auszurichten unmöglich wäre. Der Kapitain nahm in ſeiner Noth das Anerbieten an und er erhielt ein Schiff; es war ganz leer, aber neu und gut; er bemannte es, fand Ladung und machte die vortheilhafteſte und ſchnellſte Reiſe. Als er aber wieder vor die Elbe kam, gedachte er ſeines Verſprechens und voller Sorgen gieng er auf dem Verdeck hin und her. Sein Sohn, der Steuermann war, bemerkte ſeine Verſtimmung und drang mit Fragen in ihn. Da bekannte der Kapitain endlich, wie es zwiſchen ihm und dem Teufel ſtünde. Aber der Sohn ſagte: „Wenns weiter nichts iſt, ſo geh nur ruhig in den Raum und laß mich nur machen.“ Der Vater gieng hinunter, der Junge ſaß am Steuer, die Fluth kam mit Macht herein, ein ſcharfer Wind war mit: da ließ er alle

Segel aufſetzen und wie ein Blitz flog das Schiff in die Elbe. Kurhaven gegenüber kam der Teufel mit einem Male an Bord und forderte man möchte ihm nun ſeine Aufgabe ſtellen oder er würde mit dem ganzen Schiff davon gehen. Da befahl der Junge den Matroſen das groſſe Anker herunter zu laſſen, und wie nun das große dicke Tau von der Welle flog, muſte der Teufel zugreifen und ſollte das Schiff im Laufe aufhalten. Da war aber die Fahrt ſo groß und der Teufel hielt das Tau ſo feſt, daß er durch das Loch, darin das Tau gieng, hindurch gezogen ward und weit hinaus ins Waſſer flog. — Seit der Zeit hat er für immer darin bleiben müſſen. Bei ſtürmiſchem Wetter, wenn Leute von einem Ufer zum andern wollen und niemand ſie überſetzen will, dürfen ſie nur rufen; dann muß der Teufel kommen und ſie über den meilenbreiten Strom hinübertragen; er darf kein Fährgeld nehmen. Man ſagt, daß er viel zu thun und immer hin und her zu waten hat. Der Amtmann von Zeven im Hannöverſchen hat vor zweihundert Jahren einen Kontract mit ihm gemacht.

Mündlich aus Marne in Ditmarſchen.

CCCLIV.

De Uald.

Auf Silt bei den Frieſen hört man den Teufel oft den Alten, de Uald, nennen. Auch nennt man ihn de uald Knecht, oder de Hinger, den Henker. Er heißt aber auch Pitje ſan Skotlönd, Peter von Schottland, weil er vornehmlich auf den ſchottiſchen Gebirgen haust und Kälte und die Nordweſtſtürme ſchickt, dadurch bewirkt er die Sand- und Waſſerfluthen, Schiff- und Uferbrüche, Fieber, Mißwachs, kurz all das Unglück, das unſre Weſtküſte treffen kann. Er hat früher den chriſtlichen Bekehrern dieſer Gegend viel zuwider gethan.

Durch Herrn Hanſen auf Sylt.

CCCLV.

Haus Heeſch.

Am Fuß des hohen Heeſchenberges bei Schierenſee iſt eine noch wohl erhaltene, aus Granitblöcken erbaute Grotte. Daneben iſt eine jetzt ſumpfige Vertiefung. Hier laß nemlich früher ein Felsblock, den am Ende des vorigen Jahrhunderts der Herr von Saldern herausnehmen und zerhauen ließ und zur Grundmauer des Herrenhauſes verwandte. Der Block war ſo groß, daß er völlig ausreichte; er hat 70 Fuß im Geviert gemeſſen haben; wohl zehn Fuß ragte er aus der Erde hervor. Er hat in alten Zeiten einem Rieſen, Namens

Hans Heesch, zum Sitze gedient, der in der Höle wohnte und bei dem waldigen Berge den Namen gegeben hat.

Meyer Darstellungen aus Norddeutschl. S. 260.

CCCLVI.

Die Riesen in Krummesse.

Über der Kirchthür in Krummesse ist ein hoher Bogen in der Mauer noch zwölf Fuß über der Thür. Sie reichte einst dahinauf, als noch Riesen da aus- und eingiengen. Noch heutzutage findet man die großen Knöpfe, die sie an ihren Röcken hatten; da ist oben ein Kreuz darauf.* Jetzt sind die Riesen vertrieben und alle nach Nordamerika gereist; da soll es noch welche geben.

Durch Cand. Arndt.

CCCLVII.

Riese steigt aus der Erde.

Bei Altmühl in der Nähe von Schleswig war ein Berg der Klinkeberg, der jetzt abgetragen ist. Hier hütete ein Mann die Schafe. Plötzlich sah er einen Mann vor sich aus der Erde steigen, der immer größer und größer ward, bis er am Ende als ein Riese auf der Erde stand. Bald aber ward er wieder kleiner und kleiner und sank langsam in die Erde hinein.

Herr Koch in Schleswig.

CCCLVIII.

Der Riese holt einen Baum.

„Komm mit zu Holz," sagte ein Riese zu einem Knecht, „wir wollen einen Baum holen." Der Knecht folgte, wunderte sich aber doch, da er sah, daß der Riese ohne Axt war. Wie, dachte er, will der wohl einen Baum fällen? Als sie ins Holz kamen, gieng der Riese zu dem größten Baum, der da war, faßte ihn oben an, wackelte ihn erst ein Bischen los und riß ihn dann mit der Wurzel heraus. „An welchem Ende willst du tragen?" fragte er den Knecht. Der Knecht dachte, die Spitze trägt sich am leichtesten; er sagte also hinten. Nun nahm der Riese den Baum bei der Wurzel auf die Schulter; dann fragte er den Knecht: „Hast du schon angefaßt?" „Ja," antwortete der, und der Riese gieng mit dem Baum fort, obgleich der Knecht noch kein Blatt angerührt hatte. Und als der Knecht nun sah, wie leicht es dem Riesen ward, so setzte er sich sogar noch dazu hinten auf; der Riese aber trug ihn mit fort, ohne etwas zu merken.

Herr Koch aus Schleswig.

* Krötensteine, Echiniten.

CCCLIX.

Die Silter Riesen.

In alten Zeiten ſind hier auf Silt heidniſche Volker geweſen und haben einen ſeltſamen Glauben gehabt; ſie ſind ihre eignen Herren geweſen dieſes Landes. Unter ihnen waren viele große Rieſen fünf oder ſechs Ellen lang; die nannte man Kämpen, denn ſie waren ſo geſchickt mit Bogen und Pfeilen zu ſchießen auf Fingers Breite, dazu mit Stangen, daß alles was ſie nur über halb ſehen konnten, es wären Menſchen oder Thiere, — das war alſobald tot. Und hatten drei Feſtungen und Burgen im Lande, Arentsburg, Tinſeberg und Rathsberg, dazu eben bei Heidum einen Wachtthurm wohl und feſt verwahrt, daß ſie allda des Tages ſehen konnten, wannen und wo die Feinde wären. So ſtritten ſie für das Land und ſicherten und befriedeten es; aber die Leute darinnen muſten ihnen Schatz und Zins geben. Dieſe Rieſen thaten große Gewalt und Uebel bei dem Volk. Denn ſo ein Bauer hingieng ſeine Schuld auf zu mahnen, ſo haben ſie ihn nachher heimlicher Weiſe mit Pfeilen oder Stockſchlägen getötet und das Geld ihm dann genommen. Das muſten die armen Leute leiden und nicht klagen, denn ſie hatten keine andre Herren als dieſe Rieſen; und man höret ſagen, daß wo ein Mann oder Frau unter ihnen geſtorben, ſo muſten ſie nicht unter den Gemeinen begraben werden, ſondern man muſte ihre Leichname mit Feuer verbrennen und die übrigen Knochen an einem beſondern Ort begraben.

Zuletzt hat der König von Dannemark einen dieſer Rieſen zu ſich gefordert, der ein kunſtreicher Arzt geweſen iſt. Denn des Königs Tochter war mit einer innerlichen Krankheit beſchwert, und hatte gelebt, ſo er ihr helfen könne, wollte ihm der König eine große Summe Geldes verehren. Der Doctor iſt dahin gereist und hat des Königs Tochter geſund gemacht; da hat der König ihm großes Geld verehrt und mit Eſſen und Trinken ganz überflüſſig tractieret. Damit wollte der Doctor wieder nach ſeinem Lande. Aber der König bat ihn: er hätte einen Edelmann, der auch innerlich krank wäre; könnte er den beſſer machen, ſo wollte er ihm noch mehr Geld geben. Darinnen willigte er. Aber in der Trunkenheit hat der König ihn ausgefraget wegen des Landes Silt und der Doctor hat ihm alle Gelegenheit davon ausgeſagt. Dieſer iſt darauf zu dem Edelmann gereist. Aber der König ward darüber vermachet, daß er ſeine beſten Kriegsleute mit Rüſtung, Gewehr und Harniſchen bekleidet nach dem Lande Silt ſandte daſſelbe einzunehmen. Die Kriegsleute haben ſich in zwei Haufen getheilt, der eine Theil vom Weſten zu Schiffe, der andere zu Lande von Oſten zu Fuß, auf daß ſie ja an einem gewiſſen Tage mochten zuſammen kommen. Als nun die Fußgänger ſich haben merken laſſen, ſind ihnen die Rieſen entgegen gekommen alſo, daß die Fußgänger ſich bald in die Flucht gegeben haben. Aber die andern,

ſo zu Schiffe angekommen waren, haben nicht geſäumt und ſind von hinten über ſie gekommen. Da konnten ſie ſich nicht länger wehren, ſondern haben ſich alſobald fangen und binden laſſen, und ſie wurden eilig in den Wachtthurm zu Heidun feſtgeſetzt und verwahret mit zweihundert von des Königs beſten Kriegsleuten, bis man bei dem Könige gefragt, was man dabei thun ſollte. Darauf der König alſo urtheilte, man ſollte ihnen nach ihrem Verdienſt und Rechte durch den Büttel mit dem Schwerte die Köpfe abhauen laſſen, und ſie auf dem wüſten Felde begraben wegen ihres mörderiſchen Handels. Und damit des Königs Befehl ernſtlich möchte vollenbracht werden, ſo iſt des Königs Anwalt mit dem Scharfrichter gekommen, und dieſe Rieſen, ſo an Zahl hundert und zwanzig geweſen, wurden ganz trunken geſchenket mit gutem Weine, alſo daß ſie geſungen haben, dieweil etliche gerichtet wurden. Aber die beiden letzten haben nicht ſingen wollen, weil ihre Stunde ſo nahe war. Sie wurden auf der Heide im Felde begraben nach des Königs Befehl, und darauf ward das ganze Landvolk unter des Königs Gewalt gethan bei Eidespflicht und Verwirrungen, bei Leibes- und Lebensſtrafe ihrer eignen Gerechtigkeit abzuſtehen.

Hans Kielholt in Falks Heimreich II. 313.

CCCLX.

Der Teufel mit dem Hammer.

Damals als das Plöner Schloß gebaut ward, ſtand der Teufel oft bei Sonnenaufgang auf dem Segeberger Kalkberge und ſah mit Verdruß das ſchöne Gebäude ſich erheben. Als ihm aber endlich die Fenſter des Schloſſes entgegen funkelten, ergrimmte er ſo, daß er ſeinen großen ſilbernen Hammer ergriff und hinüber ſchleuderte. Er hätte auch wahrſcheinlich das Schloß zerſchmettert, wenn nicht unterwegs glücklicher Weiſe der Hammer vom Stiel geflogen wäre. Nun fuhr er nieder auf eine Koppel der Dorfſchaft Pehmen am Plöner See, Gemeinde Bosau, und drang ſo tief in die Erde, daß er eine Kuhle bildete, die meiſt mit Waſſer angefüllt iſt, und noch heute die Hammerkuhl heißt. Ein alter Eichſtamm ſtand früher daneben und das war der Stiel des Hammers geweſen. — Man ſagt auch, daß dies zu Herzogs Hans Adolfs Zeiten geſchehen und der Teufel ſo böſe geworden ſei, weil der Herzog ſeinen mit ihm geſchloſſenen Contract nicht hatte erfüllen wollen. — Das Loch läßt ſich bis auf den heutigen Tag durch nichts völlig ausfüllen; ſo tief iſt es.

Mündlich und nach vier ſchriftlichen Mittheilungen aus Plön.

Herr Kirchmann in Eutin erzählt, der Teufel habe Nachts den Hammer geholt und ſei nun durch die Luft auf Plön zu gefahren, als der Hahn kräht und er umkehren muß, werfe aber habe er noch ärgerlich den Hammer niedergeſchleudert.

CCCLXI.

Riesensteine in Holstein.

1.

Bei Jevenstede lag vor Zeiten ein so großer Stein, daß ein Fuhrmann mit vier Pferden vor dem Wagen bequem darauf hätte umwenden können. Als nun in Nortorf die Kirche erbaut ward, nahm ein Riese den Stein auf und legte ihn in seine Schleuder; aber der eine Strick riß und der Stein blieb in den hohen Heinkenborstler Bäumen hangen. Da hat er lange im Holze gelegen. Ein Bauer hat sich jetzt Tränktroge von achtzehn Fuß Länge daraus machen lassen, der größte Theil aber ward bei dem letzten Bau der Nortorfer Kirche verwandt, so daß der Stein, der der alten Kirche an den Kopf schlagen sollte, der neuen unter die Füße gethan ward. Man sagt auch, daß die schwarze Greet diesen Stein von Hohenwestede aus nach Nortorf habe schleudern wollen.

Durch die Herrn Schull. Rathjen in Fiefharrie und Rohweder in Thienbüttel.

2.

Als die Alversdorfer Kirche gebaut ward, erzürnte ein im Norden wohnender Riese so sehr darüber, daß er einen Stein bei Ehlingstede aufnahm und gegen das Dorf warf; aber seine Augen wurden verschielt und der Stein fiel ohne Thurm und Kirche zu treffen auf dem Brutkamp nieder. Bei Alversdorf müssen überhaupt viele Riesen gewesen sein; man zeigte da vor wenigen Jahren noch vier oder fünf Resenbetten, wo die Riesen begraben liegen; ein Gehölz in der Nähe heißt Resenreem und ein Hügel Resenbarg.

Im Kirchspiel Hademarschen lag, als noch die Riesen hier im Lande wohnten, ein großer Stein. Einer der stärksten nahm ihn auf und wollte ihn über die Grenze werfen; da zersprang der Stein im Werfen in zwei Stücke, das eine fiel im Kirchspiel Schenefeld nieder, das andere in der Marsch. Beide Stücke passen aber genau an einander.

Mündlich. S. oben No. 130.

CCCLXII.

Riesensteine in Schleswig.

1.

Auf Barsö, der kleinen Insel vor dem Apenrader Meerbusen, wohnte ein Riese Bars, der baute sich eine Burg, die nannte er Warberg; man sieht noch ihre Spuren. Er bekam einmal Streit mit einem andern Riesen, der an dieser Seite auf der Halbinsel

Leit wohnte. Da warf er ihn mit Steinen zu Tode und bedeckte ihn über und über damit. Bei dem Gute Helleberg sieht man auf dem schmalen Landstriche, der da einen See in zwei Hälften theilt, die großen Steine liegen; sie sind schon ganz mit Dornbüschen bewachsen; aber der Riese liegt darunter begraben. Bars unterwarf sich dadurch die ganze Seeseite der Halbinsel und sie erhielt von ihm den Namen Barsmark. — Einst wollte er durch den Sund ans Land gehn; weil es aber gerade Sturm war und die See hoch gieng, wagte er es nicht, da standen die Bauern am Ufer und verhöhnten ihn. Aber darüber gerieth er in Wuth, ergriff einen großen Stein und schleuderte ihn nach ihnen hinüber. Der Stein liegt noch da und wo er seine fünf Finger angesetzt hat, sind fünf große Höhlungen.

Durch Cand. Arndt. — Schröder Topographie von Schleswig erzählt: Barsmark und Barvée empfiengen ihren Namen von einem Unterkönige Baars, der die mit Holz und Gebüsch bedeckte Gegend zuerst anbaute und der in der mit tiefen und breiten Graben umgebenen Hofburg Elsholm residierte. Man zeigt noch die Hügel Baarshöi und Piuethöi, wo Baars mit seiner Gemahlin Piuet begraben liegt. — Hierin vgl. No. 38, 3.

2.

In alten Zeiten wohnte auf Alsen ein großer Riese und die Leute auf Sundewith waren seine Zinsleute. Einst aber weigerten sie sich den Zins zu bezahlen und als er nun sie züchtigen und durch den Sund von Alsen nach Sundewith waten wollte, da schossen sie mit Pfeilen und Steinen nach ihm, daß er nicht herüber konnte. Nun ergriff er einen großen Stein und warf den hinüber; und das ist der Barstein oder Deggenstein auf dem Düppelberg, der sechzig Ellen im Umfang hatte und noch zweimal so tief in der Erde stecken soll.

Man erzählt von diesem Stein auch so: Es war einmal vor vielen hundert Jahren auf Alsen eine Dame, die in allen Zauberkünsten hocherfahren war und die deshalb nicht nur die Reichste und Mächtigste, sondern selbst, obgleich sie schon über hundert Jahr alt war, die Schönste genannt ward. Sie hatte aber eine schwarze Seele und war ein boshaftes altes Weib. Als ihr Liebhaber sie einmal heimlich verließ, gerieth sie so in Wuth, daß sie den großen Stein ihm nachschleuderte. Aber sie verfehlte ihr Ziel, und der Stein fiel auf dem Düppelberge nieder. Nun schleuderte sie einen zweiten Stein ihm mit ihrem Strumpfbande nach; aber das Strumpfband riß und der Stein fiel bei Tombüll, Kirchsp. Feldsted, nieder. Auch der Stein, den man noch weiter westlich ins Land hinein bei Ulderup weist, soll von ihr herrühren. Den großen Hattlunder Stein auf dem Schiersberge in Angeln warf sie über den Flensburger Busen herüber, als sie in Quern die erste christliche Kirche erbauen sah und sich ärgerte, daß der Thurm den ihres Schlosses überragte.

Auch da riß um Glück das Strumpfband; doch ſteht der Quermer Thurm noch immer ein Bischen ſchief. Hinter dem Dollerupbelze in Angeln liegt auch ein großer Stein, der Fernſteen; den hat der Teufel von Jübnen herüber geworfen.

Herr Cand. Arndt. Herr Hanſen auf Sillt ꝛc. N. Staatsbürgerl. Magazin II. 66. Itzehoer Wochenblatt 1842 No 35. Achter Bericht der Geſellſchaft ꝛc. S. 6. vgl. No. 127 191.

3.

In der Landſchaft Bredſtede wohnten in alten Zeiten zwei Rieſen, ein frieſiſcher zu Dreisdorp und ein däniſcher zu Viel. Jeder rühmte ſich oft gegen den andern ſeiner Stärke und beide lebten in fortwährendem Streit. Zuletzt, um dieſem ein Ende zu machen und die Sache zu entſcheiden, verabredeten ſie ſich, daß jeder einen Wurf nach des andern Kirchthurm thun ſollte. Der Dreisdorper Rieſe nahm einen großen Stein und ſchleuderte ihn mit aller Macht gegen den Vieler Kirchthurm, ſo daß er ſeit der Zeit bis auf dieſen Tag ſtumpf geblieben iſt. Darüber ergrimmte nun der Vieler Rieſe noch mehr und nahm einen noch weit größern Stein, um den Dreisdorper Kirchthurm zu zerſchmettern. In der Hitze aber zielte er nicht recht, warf vorbei, und man zeigt noch heute den großen Felsblock im Meer eine gute Strecke hinter Dreisdorp. Aber viel hätte doch nicht gefehlt, ſo wäre der Dreisdorper Thurm verloren geweſen; denn der Stein iſt ſo nahe daran vorbei geflogen, daß er bis auf den heutigen Tag ein Bischen ſchief ſteht. Es liegen noch zwiſchen Dreisdorp und Bredſtede zwei Hünengräber, das eine iſt ungewöhnlich lang; da ſoll ein Rieſe begraben ſein, und das mag der Dreisdorper Rieſe ſein.

Man ſagt auch von dem Düppeler Stein, daß er gegen eine Kirche in der Nähe von Flensburg gerichtet geweſen ſei. — Einen andern Stein, den eine Rieſin auf die Kirche von Arrild im Jerninglehn zuwarf, zeigt man bei dieſem Dorfe. Bei Spandet zeigt man zwei Steine, einen, den ein Rieſe aus Arrild, den andern, den einer von Hvidding gegen die Kirche richtete. An dem Stein bei Medelbye, den ein Rieſe aus der Hand von Handewitt aus gegen die Kirche ſchleudern wollte, zeigt man noch die Spuren aller fünf Finger. Von dem Hamsdorfer Berge in der Hohner Harde wollte ein Rieſe einen Stein über die Eider werfen; er blieb aber dieſſeits liegen und iſt der große Deckſtein eines Rieſenbettes.

Volksbuch 1815. 90. Herr Hanſen auf Sillt. — Dannevirke 1841. No. 57. Schriftlich. Vierter Bericht der Geſellſch. S. 35.

CCCLXIII.

Lubbes Stein.

Im Jahre 1131 belagerte König Magnus, Niels Sohn, Knud Lawards Mörder die Stadt Schleswig. Ihn nannten die Seinen

nur den Starken. Als er aber nach Joldelund kam, das damals von Friesen bewohnt war, trat ein Bauer aus dem Dorfe Namens Louwe oder Lubbe zu ihm, um ihm eine Probe seiner Stärke zu zeigen. Der Bauer nahm nemlich einen großen Kampstein auf, einen solchen, der zur Feldscheide diente, und warf ihn mit großer Leichtigkeit zum Erstaunen des Königs über ein Haus. Noch heute zeigt man den Stein an dem Orte und nennt ihn Louwes Stein; es können ihn jetzt kaum zwölf Männer heben.

Outzen Alterth. Schleswigs. S. 38. S. Grimms Mythol. S. 192.

CCCLXIV.

Der unmäßige Teufel.

Der Teufel machte einst eine Reise durch das fette Land Schwansen; auf allen Höfen sprach er bei den Bauern ein, ließ sich tractieren und wo er einkehrte, schlug er sich den Magen voll von Speck und Mehlbeutel. Damit machte er sich wieder auf den Weg. Aber er hatte des Guten zu viel genossen, und als er an die Hüttener Berge bei Breckendorf kam ward ihm so übel, daß er zuletzt alles wieder von sich geben muste. Seit der Zeit findet man in und auf den Hüttener Bergen die Steine in so großer Anzahl; das werden nemlich die Mehlklöße sein. Zugleich entstand auch der Kamsee, der mitten in den Bergen liegt, weder Zu- noch Abflüsse hat und ganz unergründlich tief ist. Es ist kein Fisch, überhaupt keine lebendige Creatur in ihm zu finden.

Durch Herrn Schull. Boysen in Flensburg.

CCCLXV.

Der Teufel trägt Obrfeld.

Der adliche Hof Obrfeld in Angeln stand früher in Kreuzgaard. Der Teufel sollte ihn an einen andern bestimmten Ort tragen; in einer Nacht lud er ihn auf; da aber krähte der Hahn, als er eben jenseits der Geltinger Scheide war, und er muste ihn fallen lassen. Darum liegt Obrfeld jetzt so nahe an Gelting.

Schriftlich und Jensen Angeln. S. 107.

CCCLXVI.

Die Teufelsspuren.

Auf Föhr in der Marsch zeigt man ein paar ganz kahle, von jeder Pflanze entblößte Stellen, eine halbe Ruthe im Durchmesser groß. Man hat sie ausgegraben und mit anderer Erde ausgefüllt; aber weder Kraut noch Gras gedieh darauf und kein Vogel läßt sich

darauf nieder. Als nemlich der Teufel Helgoland aus Norwegen herholte, kam er über Föhr und hat dabei seine Fußspuren eingedrückt; die Stellen heißen darum auch die Düwelssporen.

Durch Herrn Arfsten auf Föhr. vgl. No. 169 und No. 186.

CCCLXVII.

Der Klinkenberg.

Zwischen den Dörfern Husberg und Rendswühren bei Neumünster liegt in einem Moore der Klinkenberg; den hat die schwarze Greet in ihrer Schürze dorthin getragen, um ihn als Schanze zu benutzen. An der Stelle, wo sie ihn wegnahm, steht seit der Zeit der Belauer See.

Dr. Klander. vgl. No. 361. 1.

CCCLXVIII.

Der Segeberger Kalkberg.

Von dem Segeberger Kalkberg erzählen die Leute so viele Geschichten, daß ich nicht weiß, welche die richtige ist.

Der Herr Statthalter Heinrich Ranzau versichert, daß der Teufel den Berg aus dem kleinen See herausgetragen habe, der sich da in der Nähe befindet und der daher eben so tief ist als der Berg hoch. Segeberg soll darum auch eigentlich Seeberg heißen. Man pflegt heute noch davon zu sagen:

Daß dich der thu plagen,
Der Segeberg hat getragen.

oder: „Ruhe, du bist gut," sä' de Düwel, do harr he Sägebarg dragen."

Andre erzählen, daß der Teufel einst den Felsen von einem weit entfernten Gebirge hergeholt habe um damit die erste christliche Kirche in unserm Lande zu zerschmettern. Er trug ihn auf seinem Nacken bis Segeberg, muste ihn da aber fallen lassen und konnte ihn nicht wieder aufheben. — Man sagt auch, er habe den großen Plöner See damit ausdeichen wollen, um die Plöner in Schaden zu bringen, deren Gottesfurcht und Wohlstand ihn ärgerte. Er hatte den Felsen von Lüneburg geholt und flog damit durch die Luft, als ein altes Weib ihn erblickte und schnell ihm ihren bloßen Hintern zukehrte. Darüber aber erschrak er so, daß er seine Bürde bei Segeberg fallen ließ.

Die Gleschendorfer versichern, daß der Kalkberg früher bei ihrem Dorfe gestanden hätte, da wo jetzt der Kuhlsee liegt. Hier wohnte der Teufel. Als aber in Segeberg ein Kloster erbaut ward, so ward er darüber so erbittert, daß er den Berg herausriß und auf Segeberg

zu warf. Doch verfehlte er sein Ziel, der See aber steht seit der Zeit da. — Der Teufel soll auch den Berg, als er noch bei Gleschendorf stand, einmal an die Lübecker verkauft haben. Als er ihn in der Nacht nun in die Nähe der Stadt tragen wollte, machte er einen so großen Umweg, daß als der Hahn krähte und er den Berg fallen lassen mußte, dieser bei Segeberg liegen geblieben ist.

Heinrich Rantzau bei Westph. I. 25. Provinzialberichte 1811. 384. Mündliche und schriftliche Mittheilungen vgl. No. 110.

CCCLXIX.

Der Alsinger Sund.

Auf Alsen wohnte ein Riese; der wollte eine Brücke bauen nach Arröe, wo seine Braut wohnte. Er fieng damit an und legte das große Riff bei Peel; aber als er an die Tiefe kam, ertrank er. Da weinte seine Braut, und von dem Strom ihrer Thränen entstand der Sund zwischen Alsen und Sundewith.

Durch Herrn Dr. Pastor Jensen in Gelting in Angeln.

CCCLXX.

Die Teufelsbrücke.

Von dem adelichen Gutsdorfe Groß-Zecher in Lauenburg erstreckt sich eine Landzunge wohl eine Viertelstunde lang in den Schaalsee hinein. An ihrem äußersten Ende liegt ein steiler Berg, bei dem finden sich gewaltige Felssteine, durch die er wie mit einer Mauer eingefaßt ist. Wenn das Wetter ruhig ist, so kann man am Boden des Sees wenige Schritte vom Strande eine noch größere Menge von Felsblöcken liegen sehen, die alle in einem Kreise herum gelegt sind; zwischen den großen Steinen ist jedesmal ein kleinerer hingestellt. Bei ganz niedrigem Wasser kann man auf dieser Steinmauer herum gehen. Diesen merkwürdigen Berg mit seinen Steinen nennt man nun seit undenklichen Zeiten die Teufelsbrücke; man erzählt davon folgende Geschichte.

Damals als das Christenthum in diesen Gegenden eindrang, lebte in Dargau ein heidnischer Fürst, der die Christen aufs Heftigste verfolgte und mit Räubereien plagte. Aber oft war ihm bei seinen Streifereien der See im Wege, weil er durch ihn zu weiten Umwegen gezwungen ward, um den Pilgern und Reisenden, die nach den Capellen von Klein-Zecher und Marienstede und nach dem Zarrentiner Kloster wallfahrteten, beizukommen. Er machte daher mit dem Teufel einen Bund, und sagte ihm Leib und Seele zu, wenn er ihm bis zum nächsten Hahnenschrei eine steinerne Brücke über den See bauen könnte. Sobald es nun Abend war, machte sich also der Teufel ans

Werk. Einen großen ledernen Sack hatte er vor der Bruſt herabhangen, damit fuhr er jetzt auf dem Felde umher und ſteckte bald hier, bald dort einen ungeheuren Stein hinein. Hatte er den Sack voll, ſo ſprang er mit einem Satz an das jenſeitige Ufer, an den Berg, wo der Bau beginnen ſollte, und ſtürzte da die Steine hinunter. Dann ſprang er wieder zurück, um den Sack nochmals zu füllen. Schon war's um Mitternacht; aber grade in dem Augenblicke, wie er wieder eine Ladung hinabſchütten wollte, da krähte ein Hahn in dem nahen Seedorf. Wütend warf er die Steine ans Ufer, ſprang in einem Satze nach Seedorf hinüber, ergriff den Hahn und ſchmiß ihn gegen einen Steinblock, daß das Blut hierhin und dorthin ſpritzte. Man kann noch bis auf dieſen Tag an einem Stein den dunkelrothen Fleck ſehen.

Aus Magdeburg.

CCCLXXI.

Das Dammewerk gebaut.

Als die ſchwarze Greet den Margretenwall oder das Dammewerk baute, machte ſie einen Bund mit dem Teufel. Er ſollte das ganze Werk in einer Nacht fertig liefern und ein einziges eiſernes Ther hineinſetzen, was aber zuerſt lebendes durchpaſſierte, ſollte ihm gehören. Alsbald verdoppelte ſich die Zahl ihres Heeres, und jeder Mann durfte nun drei eiſerne Hüte voll Erde auffüllen, ſo war die ganze Arbeit gethan; ſo viel Volks war da. Nun ſtellte ſich der Teufel auf die Lauer hinter den einen Flügel des Thors, denn er ſah ſchon einen vornehmen Herr die Landſtraße daher kommen. Aber der Herr hatte einen Pudel bei ſich, der lief verauf und kam eher durch das Thor als der Herr ſelber. Da muſte ſich der Teufel mit ihm begnügen, weil er das erſte Lebendige war, das hindurch paſſierte; aber er ergrimmte ſo, daß er den Pudel ergriff und vollſtändig zerſchmetterte.

Provinzialberichte 1830. S. 318. 371. und Herr Cand. Arndt. vgl. oben No. 16. 1. 2. Man erzählt auch ſo, daß die Greet dem Teufel ihre Seele verſprochen, wenn er bis zum erſten Hahnenruf fertig würde. Als ſie ſieht, wie raſch das Werk vor ſich geht, reitet ſie zu einer alten Frau in Großdammewerk, die macht einen Hahn krähen. Dafür brach ihm der Teufel den Hals.

CCCLXXII.

Die ſechs Kirchen.

Zwiſchen Apenrade und Tondern ſtehen ſechs Kirchen zwei bei zwei neben einander in einer Reihe, jedes Paar aber iſt von dem andern gleich weit entfernt; zwei und zwei ſind auch im Bau einander

ganz gleich. In Uk und Jordkirch sind beide Kirchen klein und ohne Thurm und Spitze; in Tinglef und Bielderup haben sie hohe, spitze Thürme, in Bülderup und Raepsted aber sind die Thürme breit und stumpf. Diese Thürme sind nemlich nach einander von zwei Riesen gebaut, immer zwei zu gleicher Zeit. Die Riesen hatten bei der Arbeit nur ein einziges Werkzeug, nemlich eine Axt; die warfen sie sich wechselweise zu, sobald einer sie gebrauchte. Weil aber jeder auf des andern Arbeit genau Acht gab, so ist es gekommen, daß die Kirchen alle paarweise so zusammen passen.

Rask Moerskabsl. 1840. 623.

CCCLXXIII.

Der Teufel ein Zimmermann.

Der Teufel hat in seinem Leben allerhand versucht. Einmal da er Lust zum Zimmerhandwerk in sich verspürte, gieng er zu einem Zimmermeister und begab sich bei ihm in die Lehre. Er wuste aber gar nicht mit dem Handwerkszeuge umzugehen. Zuletzt fiel ihm die Queeraxt in die Hand, die ja an beiden Seiten scharf ist und deren eines Blatt quer über dem andern steht. Damit giengs dem Teufel recht unglücklich. Denn als er einen Balken behauen wollte und die Axt in die Höhe hub, traf er mit der einen Schärfe seine Stirn so, daß ihm ein blutiger Strich quer hinüber lief. „Wy mæt dat Dink man vun'n annern Enden anfangen," meinte er und kehrte die Axt um. Aber als er den zweiten Hieb gethan hatte, stand ihm ein Kreuz vor der Stirn. „Da hest du dy tekent," sagte er und legte die Axt hin, „dat verdammte Krüez!" Sachte gieng er aus der Werkstatt und kam nicht wieder. Seit der Zeit aber hat er solche Furcht vor Kreuzen.

Herr Marquardsen in Schleswig.

CCCLXXIV.

Der starke Tabak.

Als der Teufel noch keine Flinte kannte, gieng er einmal im Walde spatzieren, da begegnete ihm ein Krupschütze. „Wat hest du daer?" fragte der Teufel, als er die Flinte sah. „Dat ist myn Tabaksdoes," antwortete der Wildschütz. „Ah, so laet my ins en Pryschen krygen," bat er; der Wildschütz hielt ihm den Lauf unter die Nase und schoß los. Da fieng der Teufel gewaltig an zu prusten, als er die Ladung bekommen hatte, und sagte: „Dat is my warastig en starken Tabak!"

Aus der Gegend von Oldenburg durch Herrn Schull Knees in Neumünster.

CCCLXXV.

Die Trauben sind sauer.

Wie man wohl bei Gelegenheit sagt: die Trauben sind sauer, so hat man in Angeln das Sprichwort: „Ja, ä herr ingen Ti, ä skal a Wakkerballe, sej ä Trold (Ik hef keen Tyt, sä' de Düwel, ik schall na Wakkerballe to Hochtyt).“ Das ist daher entstanden.

Einmal ward gewettet um ein Schip Gerste, ob jemand es wagen dürfe eine Nacht im Geltinger Glockenhause zuzubringen. Einer wollte es wagen, kletterte hinauf und hielt sich an den Glocken. Um Mitternacht kam der Teufel unten an um ihn zu holen; da er ihn aber im Schutze der heiligen, geweihten und getauften Glocken sah, sagte er: „Ä vild' nok hiilp dä nier a di helle Ting; men ä herr ingen Ti, ä skal a Wakkerballe (Ich wollte dich bald von den heiligen Dingern herunter bringen; aber u. s. w.).“ Auf Wakkerballig wurden nemlich auf einem Platze, dem sogenannten Hochzeitsplatze, wo ein einzelnes Haus stand, das von dem ganzen Dorfe allein übrig geblieben war, alle Hochzeiten im ganzen Gute Gelting gehalten, und da es dabei früher fast nie ohne Mord und Totschlag abgieng, glaubte der Teufel dabei sein zu müssen.

Durch Herrn Marquardsen in Schleswig und Jensen Angeln. S. 158

CCCLXXVI.

Die Riesen bei der Flachsernte.

In alten Zeiten wohnten bei Kembs Riesen oder Kämpen im Wasser, das Dorf hat von ihnen den Namen erhalten. Mitunter kamen sie heraus und spielten dann am Strand mit den großen Steinen, die da noch umher liegen, indem sie sie sich einander zu warfen. Einst fanden sie bei solcher Gelegenheit, nicht weit von der Ostsee, Arbeiter, die eben mit dem Aufziehen des Flachses beschäftigt waren. Da fragten die Riesen sie: „Wat willt ji mit dat Kruet?“ „Daer willn wy uns Hemden van maken,“ antworteten die Leute. „Wo fangt ji dat denn an?“ „Wi mæten ierst den Flaß röupeln.“ „Is dat denn all noug?“ „Nä, denn mütt he ierst röten.“ „Unn denn?“ „Denn kümt he up de Spree.“ „Unn denn?“ „Denn wart he braekt.“ „Unn denn?“ „Wart he swungen.“ „Unn denn?“ „Wart he häkelt.“ „Unn denn?“ „Wart he spunnen, unn denn wäeft; denn wart dat Linnen bleekt unn unse Fruens suyden dat ton unn neien dat tousamen unn denn hebben wi ierst Hemden.“ Da meinten die Riesen, das wäre doch viel Mühe um nichts, und sie wären glücklich, daß sie nichts damit zu thun hätten.

Aus dem Lande Oldenburg durch Pastor Kählers Bericht Nr. an die Gesellschaft für vaterländ. Alterthümer. Dieselbe Erzählung

aus der Gegend von Schleswig durch Gand. Arndt so: Ein Mielenmädchen trifft eine Bäuerin beim Flachsjäen. Sie bittet um ein Hemd. Die Bäuerin verspricht's ihr. Sie freut sich, als der Flachs keimt, blüht und endlich aufgezogen wird. Da meint sie, das Hemde sei fertig u. s. w. Als ihr die Bereitung aber zu langwierig scheint, wirft sie ihre langen Bröste über die Schultern und springt in einem Satz über den nächsten Berg und verschwindet.

CCLXVII.

Die getheilte Ernte.

Ein Bauer und der Teufel miethten einmal gemeinschaftlich einen Krug Landes. Damit aber später kein Streit um die Ernte entstünde, sagte der Teufel zum Bauern: „Laß uns würfeln, wer das, was über der Erde oder wer das, was darunter wächst, endlich haben soll.“ Der Bauer wars zufrieden. Aber der Teufel verstand den Kniff, warf und hatte die meisten Augen; so sollte er das haben, was oben wüchse. Der Bauer aber ganz das Feld zu bestellen und besäete es mit eitel Rüben; da erhielt der Teufel, als der Herbst kam, nur das Kraut. Das ärgerte ihn, doch konnte er nichts dazu sagen. Weil sie aber das Feld auf zwei Jahre gemiethet hatten, so würfelten sie zum zweiten Male: da warf der Teufel mit Absicht die wenigsten Augen, aber der Bauer säete nun Weizen und im nächsten Herbst erhielt der Teufel allein die Wurzeln. Nun schimpfte er erst dem Bauern die Haut voll, als er sich abermals betrogen sah, und sagte voll Aerger: „Übermorgen komme ich, dann sollst du dich mit mir kratzen.“ Hatte der Bauer erst gelacht, so ward ihm nun doch bange. Seine Frau merkte seine Traurigkeit und fragte ihn darum. Der Mann sagte ihr nun, so und so, und morgen solle er sich mit dem Teufel kratzen. Da sprach die Frau: „Sei nur ganz ruhig, ich will schon mit ihm fertig werden, geh du nur aus.“ Der Mann gieng also am bestimmten Tage aus und als der Teufel kam, that die Frau, als wenn sie ganz böse und ärgerlich wäre. „Was fehlt ihr denn, kleine Frau?“ fragte der Teufel. „Ach,“ antwortete sie, „seh er nur mal her, da hat mir mein Mann eben mit dem Nagel seines kleinen Fingers diesen großen Riß quer in meinen schönen eichenen Tisch gemacht.“ „Wo ist er denn?“ „Wo sollt er wohl anders sein, als beim Schmied? Er ist schon wieder hin und läßt sich die Nägel schärfen. Ist das nicht zum ärgerlich werden?“ „Da hat sie ganz Recht, gute Frau, das muß ärgerlich sein, so einen im Hause zu haben,“ sagte der Teufel, und gieng darauf sachte aus der Thür und machte, daß er fortkam.

Mündlich aus der Wilstermarsch.

CCLXXVIII.

Die Riesen und die Bauern.

Bei Esperehm auf der Heide liegt ein Feld, das das Reisal genannt wird; da war vor Zeiten der Riesen Wohnung. Sie waren von ungeheurer Größe. Da kamen nun die Bauern in diese Gegend und fingen an mit dem Pflug das Land umzureißen. Da mußten die Riesen weichen. Einmal sah eine Riesenfrau lange zu, wie ein Bauer pflügte; dann ergriff sie ihn und seine Pferde, nahm alles in ihre Schürze und zeigte ihn den andern, indem sie sagte: „Süh, dat sünt unse Verderwers!“

Aus Esperehm bei Schleswig durch Conr. Arndt.

CCLXXIX.

Die Erschaffung der Unterirdischen.

Unser Herr Christus wandelte einmal auf Erden. Da kam er in ein Haus, wo eine Frau wohnte, die hatte fünf hübsche und fünf häßliche Kinder. Als aber der Herr ins Haus trat, versteckte sie die fünf häßlichen Kinder im Keller. Da ließ der Herr die Kinder vor sich kommen, und als er die fünf hübschen Kinder sah, fragte er die Frau, wo ihre andern Kinder wären. Da sprach das Weib: „Andere Kinder hab ich nicht.“ Nun segnete der Herr die fünf schönen Kinder und verwünschte die häßlichen, indem er sprach: „Unat emer as, skal emer blew, an unat bawen as, skal bawen blew.“ Als nun das Weib wieder in den Keller kam, waren ihre fünf Kinder verschwunden; aus ihnen sind die Unterirdischen entstanden.

Von Amrum durch Herrn Dr. Clement. vgl. Thiele II. 175. Jos. Grimm in Haupts Zeitschrift II. 257. Myth. 510.

CCLXXX.

Die Unterirdischen.

Unter der Erde, meist in alten Grabhügeln wohnen kleine Leute, die man in Holstein Dwarge oder Unnererske, auch auf Sylt Unnererske, aber auf Föhr und Amrum Unnerbänkissen nennt. Im dänischen Schleswig heißen sie Unnervæsteï, Unnerbeesteï oder Unnerbeestëi, auch Biergfolk und Ellefolk.

Sie sind hier seit undenklichen Zeiten im Lande. Bei Heinkenborstel, im Amte Rendsburg, wohnten in dem großen Eisbag einmal solche Leute. Diese erzählten, daß sie schon vor der Erfindung des Bierbrauens gelebt hätten. Das ist ein ganz alter Berg, ein platter großer Stein liegt eben drauf und auf demselben steht eine Buche, deren Wurzeln erst über die Seiten des Steins in die Erde

kommen. Darunter ſoll viel Geld liegen, früher hat hier auch oft ein Licht gebrannt.

Es iſt aber ganz gewiß, daß es ſolche Unterirdiſche gibt. Eine alte Frau in Angeln hat es von ihrem Großvater gehört, daß er einmal, auf ſeiner Koppel, wo ein Rieſenberg war, pflügend, geſehen habe wie ein unterirdiſches Weiblein in einem weißen Hemdchen herausgekommen ſei ihr Waſſer zu laſſen. Als ſie ihn aber erblickte, lief ſie ſchnell davon.

Jedesmal faſt, wenn im Pinnebergiſchen Hochzeit iſt, ſo kann man merken, daß die Unterirdiſchen unſichtbar mit am Tiſche zwiſchen den Leuten ſitzen; ſie helfen ihnen eſſen und es wird an der Seite, wo ſie ſich aufhalten, noch einmal ſo viel verzehrt als auf der andern; die Speiſen verſchwinden nur ſo. Daſſelbe thun ſie auch im nördlichen Schleswig.

Auf Sötel zu Süden Herrſted wohnten ſie früher auch. Der Schafhirte von Herrſted hat oft mit ihnen getanzt. Sie hatten dann viele goldene Ketten um ſich und nöthigten oft den Schafhirten in ihre unterirdiſche Wohnungen zu kommen. Auf den Büſchen in der Nähe hatten ſie zu Zeiten viel Leinenzeug ausgebreitet zum bleichen oder zum trocknen, auch viele goldene Gefäße zum Auswettern daran aufgehengt.

Sie können ſehr bösartig ſein. Einen Mann in Süderſtapel, der mit den neuen Koloniſten ins Land zog, haben ſie ſein Leben lang verfolgt. Sie ſtahlen ihm einmal ſeinen Schimmel und brachten ihn erſt wieder, als er lahmte.

Mündlich und nach verſchiedenen Mittheilungen. — Wenn ein Kind fällt und weint, ſo tröſtet man es damit, es ſei nicht Schuld daran, die Unterirdiſchen hätten es bei den Beinen gefaßt.

CCCLXXXI.

Die Untererſchen im Köpfelberg.

Ein Hünengrab bei Krumeſſe in Lauenburg heißt der Köpfelberg. Da giengen einſt bei Nachtzeit ein Mann mit ſeiner Frau vorüber. Da ſahen ſie einen langen Zug untererſcher Menſchen herausziehn, alle nicht höher als ein Stuhlbein. Einer ritt voran auf einem kleinen Pferde, mit einer außerordentlich hohen ſpitzen Mütze. Da ſagten die beiden: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ und ſogleich fieng der Kleine, der voranritt, an zu wachſen und ward immer höher und höher und war zuletzt ein Rieſe. Darnach kehrte der ganze Zug wieder um und alle zogen in den Berg hinein.

Durch Gand. Arndt.

CCCLXXXII.

Die Ofensteine bei Alversdorf.

Zu Oſten Alversdorf in Süderditmarſchen liegt ein Stück Ackers, von Alters her der Brutkamp genannt, auf welchem in der Mitte ſich ein kleines Gehölz befindet um einen Hügel. Darin iſt eine Höle, die von fünf großen Steinen gebildet wird; einer liegt oben darüber. Man kann auf der weſtlichen Seite hineinkriechen, und ein Mann kann vollkommen darin ſtehen. Dieſer Stein heißt der Abensteen, d. i. Ofenſtein. Vor Zeiten haben die Unterirdiſchen darin gewohnt. Darum muſte jeder, der vorüber gieng, entweder jedes Mal, oder zum wenigſten doch das erſte Mal etwas da zurück laſſen, wenn es auch nur ein Bändchen oder ein Senkel wäre. Jedem, der einen Sechsling in die Höle opferte, ſoll, wenn er eine Strecke vorwärts gegangen, immer ein kleines Brot vor die Füße gelegt ſein.

Ein anderer eben ſolcher Ofenſtein lag nicht weit von Alversdorf zwiſchen Schrum und Arkebeke in der Gegend der Quellen der Gieſelau. Darin lag ſtets ein Beſen und der Ofen muſte allezeit rein gefegt ſein. Wer des Morgens zuerſt kam und ihn ausfegte, der fand jedes Mal einen Sechsling oder ein anderes Geldſtück darin. Hirten haben das oft erfahren.

Es haben die Unterirdiſchen, die ſich hier aufhielten, oft von den Leuten allerhand Gefäße, Töpfe und Keſſel geborgt, und ſie jedes Mal wieder an ihren Ort gebracht. Als aber die Glocken aufkamen, ſollen ſie gewichen ſein. Da muſten ihnen die Arkebeker Ochſen leihen, damit ſie ihre Sachen fortbrächten; man fand die Ochſen am andern Tage früh Morgens in vollem Schweiß auf der Hofſtätte ſtehn. Für das Fahrlehn aber haben die Leute im Dorfe noch heutiges Tages dieſes, daß ihr Vieh keine anſteckende Seuche bekommt, auch nicht wenn Lungenſucht iſt. Wenn ſolch ein krankes Vieh ohne Vorwiſſen im Dorfe gekauft wird, ſo klebt die Seuche bei den andern dennoch nicht.

Neocorus (und Hans Detlef) 1. 262. Rhode Antiquitäten-Remarques Hamburg 1720. 4. S. 74. nach einem Bericht vom 12. Juli 1696. Mündlich. vgl. No. 133. 361. — Rhode S. 67. erzählt aus der Hamburger Gegend, daß die Unterirdiſchen oft zu den Leuten ins Haus gekommen und Gefäße, beſonders einen großen Braukeſſel geliehen hätten. Morgens hätten die Leute ihm vom Hügel wieder abholen müſſen.

CCCLXXXIII.

Die Onnerbänkiſſen im Fögedsbooq.

Die Onnerbänkiſſen auf Amrum haben beſonders in dem Ögedsbooq bei den Dünen ihr Weſen. Da hat man ſie Abends im

Mondenschein ringsherum tanzen und bei Tage ihre Wäsche darauf ausbreiten sehen. Auf dem Wasser Meenum haben sie im Winter auch Schrittschuh gelaufen. Einem übermüthigen Mann fiel es ein ihre Wohnung zu zerstören. Er grub tief in den Hügel hinein, und glaubte schon die Kammern der Unterirdischen gefunden zu haben, als er zu seinem Schrecken gewahrte, daß sein eignes Haus in Flammen stünde. Schnell warf er Spaten und Hacke fort und lief dem Dorfe zu; da aber fand er, daß es nur eine Täuschung gewesen sei. Doch den Schrecken ließ er sich zur Lehre dienen und niemand hat seit der Zeit die Unterirdischen im Jögedsberg wieder beunruhigt.

Durch Herrn Hansen auf Sylt. vgl. No. 277, Anm.

CCCLXXXIV.

Der Schatzgräber und die Unterirdischen.

Ein Bauer war so gewaltig aufs Schatzgraben versessen, daß er fast für nichts andres Gedanken mehr hatte. Da entdeckte ein Nachbar, der einmal mit ihm Streit gehabt und dabei den Kürzern gezogen hatte, zufällig eine Höle der Unterirdischen und er wollte sich nun durch diese an dem Schatzgräber rächen. „Höre," sagte er den andern Tag zu ihm, „ich will dir nur sagen, daß ich längst die Stelle gewust habe, wo der Schatz liegt; aber ich habe nicht den Muth. Gehe du hin und hebe ihn; so wollen wir ihn theilen." Der Andre nahm das bereitwillig an, der Nachbar beschrieb ihm genau die Stelle; da müsse er vor dem Loche stehen bleiben, ganz mausestill, bis sich etwas rege, dann aber mit dem Spaten darauf losstoßen; denn das sei der Drache, der den Schatz hüte.

Der Bauer that wie ihm gesagt war; er begab sich zur gehörigen Zeit an die Stelle, und als er ein Rascheln merkte, stieß er darauf los. Da erscholl ein feiner heller Schrei und im Augenblick war er von den Unterirdischen umzingelt, von denen er eins mit seinem Spaten tötlich verwundet hatte. Zwei von ihnen trugen den Verwundeten hinweg, die übrigen aber fielen über den unglücklichen Schatzgräber her, kletterten an ihm hinauf, hackten und kratzten ihm Nase und Augen aus, und bissen ihm die Ohren ab. Der Bauer rief: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" Aber die Kleinen riefen: „Wir loben ihn wohl mehr als du, du Mörder!" — Da fuhr zum Glück ein Prediger vorüber, der einem Sterbenden das Sakrament gereicht hatte. Er hörte den Hilferuf aus der Höle und trat hinein, und wie er den Mann unter den Händen der Unterirdischen erblickte, hielt er das Heiligste in die Höhe und rief: So weichet Diesem! Da waren die Unterirdischen im Nu verschwunden. „Se gleuvten wol an Gott," setzte der Mann hinzu, der dies erzählte, „aber se harrn doch keen Christendeem." Dem Bauer aber ward es nie

wieder wohl in dieſer Gegend: ſeine Felder wurden ihm zertreten und Gänſe und Lämmer ſtarben auf dem Felde. Daher verließ er das Dorf und zog anderswo hin.

Volksbuch 1844, 91. Durch Storm aus Huſum.

CCCLXXXV.

Die unterirdiſchen Töpfer.

Auf Morſumkliff auf Silt findet man in großer Menge allerlei künſtliche Schmiede- und Töpferarbeiten in Geſtalt von Röhren, Doſen, Kugeln, Töpfen ꝛc. Man nennt ſie Ömereskpottjüg auf Silt, auf Amrum Traaldaasker, weil die Unterirdiſchen ſie verfertigen.

In Holſtein glaubt man: der aus den Urnen der alten Gräber geſäete Same gedeiht auf Äckern und in Gärten beſſer als irgend ein anderer. Die Milch wird fetter, wenn ſie in ſolchen Töpfen ſteht und gibt mehr Butter. Läßt man die Hühner aus ihnen trinken, ſo werden ſie nicht krank.

Man hüte ſich einen ſolchen Topf muthwillig zu zerſchlagen. Bei Hemmingſtede liegen Berge, darunter einer, der der höchſte war, unten um rings von gewaltigen Steinen umgeben war. Als man nun die Steine verführte, ſpaltete und verbaute, ward ein Keller aufgegraben, darinnen fand man ein Stück von einem kupfernen Schwerte und einen Topf mit kleinen Knochen. Einer ſchlug nun den Topf entzwei, darüber kam er aber ganz von Sinnen. Als man deswegen andre Leute Raths fragte, haben ſie geantwortet: „Were de Pott ganz gebleven, ſo were Rat, nu averſt nicht.“ Man meinet, ſie ſeien auf ein ander Feld gezogen.

Herr Hanſen auf Silt. — Abde Antiq. Remarq. S. 68. — Hans Detleff in Dahlmanns Neocor. 1. 253. vgl. No. 117.

CCCLXXXVI.

Die unterirdiſchen Schmiede.

Ein Mann ritt eines Morgens bei den Dreibergen am Wege von Apenrade nach Jordkirch vorbei. Da hörte er in einem derſelben ſchmieden. Der Bauer rief laut, man möchte ihm doch ein Häckerlingsmeſſer machen, und ritt weiter. Abends als er wieder zurückkam, fand er außen am Hügel wirklich ein nagelneues Meſſer liegen; nun legte er ſoviel Geld dafür hin, als der gewöhnliche Preis iſt, und nahm das Meſſer mit. Da fand es ſich, daß es von ganz vorzüglicher Schärfe und Tauglichkeit war; aber die Wunden, die damit geſchnitten wurden, waren unheilbar.

Im Gute Dollrott in Angeln iſt ein Hügel, wenn man ſich darauf ſchlafen legt, hört man drunter die Geiſter arbeiten. Ebenſo kann man in dem großen Struckberg bei Heiligenhafen zu ge-

wissen Zeiten, wenn man das Ohr darauf legt, es hämmern und pochen hören wie in einer Schmiede. In ihm liegen auch Schätze verborgen. Oft sieht man in der Nacht auf ihm ein Licht brennen.

Durch Herrn Pastor Hansen in Jerdkirch. — Dritter Bericht der Gesellschaft für Alterthümer S. 13. — Pastor Köhlers Bericht rc. Mscr.

CCCLXXXVII.

Die geliehenen Kessel.

Unmittelbar neben Gettorf, Ksp. Haddebye bei Schleswig, liegt ein Berg, der Hochberg, und dicht daneben der Brehochberg. Darin wohnten die Unterirdischen; man hat oft gehört wie sie butterten und einmal trieb ein Junge eine Sau mit Ferkeln dahin, da verschwanden die Ferkel mit einem Male hinter dem Hügel, und man hat sie nie wieder gesehen. Die Bauern waren in früheren Jahren hier ganz außerordentlich befreundet mit den Unterirdischen. Wenn Hochzeit im Dorfe war und Kessel, Pfannen, Töpfe und dergleichen gebraucht wurden, so giengen die Bauern an den Berg und klopften an. „Was wollt ihr?“ fragten dann die Unterirdischen. „Wir wollen Kessel bei euch leihen; denn morgen soll Hochzeit bei uns sein von Hans und Trina.“ „Wie groß sollen die Kessel sein?“ fragten nun wieder die Unterirdischen und die Bauern kannten dann Kessel und Geschirre gerade so groß, wie sie gesagt hatten, am andern Morgen vor Sonnenaufgang jedes Mal abholen. Dafür gaben sie zum Dank nichts weiter als die Ueberbleibsel von allen Speisen, die darin gekocht waren und damit setzten sie die Kessel nur wieder vor dem Berg. Ein übermüthiger Bauer that aber einmal was hinein, und seitdem leihen die Unterirdischen ihre Kessel nicht mehr aus.

Durch Gand. Arndt und Herrn Koch.

CCCLXXXVIII.

Der arme und der reiche Bauer.

Ein armer Bauer im Megaerskoog bei Rendsburg, der eine große Familie hatte, aber weiter nichts besaß, als ein Stück Moorland, einen alten Gaul und einen schlechten Karren, wollte eines Abends, nachdem er den Tag seinen Arbeitslohn verdient hatte, noch den Mondschein benutzen, um aus seinem Moore einen Karren Torf zu holen; denn der Tag darauf war ein Markttag, und da wollte er ihn in Rendsburg zu Kauf bringen. Der Torf stand auch grade gut im Preise, aber die Wege waren tief und nur mit Mühe arbeitete er sich mit seinem Wagen durch. Doch kam er endlich an Ort und Stelle und hatte auch nach einiger Zeit ein kleines Fuder aufgeladen. Als er sich aber mit seinem Fuhrwerk auf den Weg nach Hause machte,

ward das Fahren auf dem durchweichten Boden immer schwieriger und endlich sanken Wagen und Pferd so tief ein, daß sie nicht mehr von der Stelle zu bringen waren. Der arme Bauer arbeitete, weinte und betete umsonst; er muste beides ſitzen lassen und einen weiten Weg zurück machen, um von seinem reichen Nachbar Hilfe zu suchen, bei dem er den Tag über gearbeitet hatte. Er weckte ihn, klagte ihm seine Noth und bat, ihm einen Knecht und zwei seiner starken Pferde mitzugeben; sonſt sei das seine verloren. Dieser aber im Aerger darüber, daß er aus dem Schlaf geweckt war, antwortete dem Armen, das sei seine eigene Schuld; was er denn auch bei Nacht im Meere zu thun habe? er wolle seine guten Pferde nicht für seine Kracke preisgeben. „Warum büſt du so unklock! Mack, dat du wegkümmſt, unn lust my up en andermael slapen," sagte er und schlug das Fenſter zu.

Der arme Bauer lief in der Verzweiflung den Weg zurück, in der sichern Erwartung, sein kleines Fuhrwerk jetzt ganz versunken wieder zu finden. Er betete in seiner Herzensangſt, daß der liebe Gott doch nur diesen kleinen Augenblick einmal an ihn denken möge; wie er aber nun nach der Stelle seines Unglückes hinblickte, nahm er mit Verwunderung von ferne wahr, was für ein wunderliches Gewimmel an dem Platze sei, als ob gegraben und Erde ausgeworfen würde. Als er nun selber dort anlangte, fand er sein Pferd schon auf ebenem Boden ſtehn; die Unnererſchen hatten sein Jammern gehört und gruben nun auch seinen Karren aus, mit einer Behendigkeit, daß dem Bauern darüber Hören und Sehen verging. Als er ihnen aber danken wollte, waren sie auf und davon.

Am andern Morgen kam ſingend des Reichen Knecht daher gefahren; kaum aber war er in einen Moorweg, der seinem Herrn gehörte, eingelenkt, da sanken auf einmal Pferde und Wagen so tief in den Grund, daß der Knecht sich nur mit genauer Noth retten konnte, und als er mit Hilfe zurückkam, da war von allem keine Spur mehr, als das Loch, worin Pferde und Wagen versunken, das unterdeß voll Waſſer gelaufen war. — Dieß Loch hatten die Unnererſchen gegraben, und dünne Reiſer und Erdſchichten darüber gelegt, um den unbarmherzigen Bauern zu beſtrafen. Er verſuchte ſpäter, das Loch zuzuwerfen, was ihm jedoch nicht gelang. Jetzt iſt die Stelle, die nach ihm den Namen trägt, ſo groß, daß ſie Wellen ſchlägt. Die Bauern in der Gegend pflegen ſich beim Moorgraben die Geſchichte gerne zu erzählen.

Von D. St. durch Storm.

CCCLXXXIX.

Die Dragedukke.

Auf dem Rübbeler Felde bei dem Geiſehoi pflügte einſt ein Mann. Da wand er neben dem Hügel einen zerbrochenen Bretſchieber

und eine zerbrochene Ofenkrücke gegraben. Der Bauer nahm die Geräthschaften mit nach Hause, besserte sie aus und legte sowohl den Schieber als den Raker wieder an ihre Stelle. Dafür ward ihm nachher eine Dragedukke zugestellt. Das ist nemlich eine Schachtel, in der immer zwar nur wenig Geld ist, aus der man aber soviel herausnehmen kann als man will. Diese Dragedukke ist lange auf seiner Hufe in Nübbel geblieben und die Besitzer derselben sind allezeit wohlhabende Leute gewesen.

Herr Pastor Hansen in Jerdkirch.

CCCXC.

Der Tisch der Unterirdischen.

Auf einem Berge in der Nähe von Kiel haftete ein besonderer Segen. Wenn der Bauer vom Morgen an gepflügt hatte und nun endlich Mittag da war, so brauchte er nicht nach Hause zu gehen um zu essen; denn um diese Stunde stand da ein Tisch vor ihm, sobald er sich umkehrte, gedeckt mit feinem Tafelgeräth und beladen mit trefflichen Speisen. Das kam alles von den Unterirdischen. Lange Zeit gieng es gut, und viele Leute haben von dem Tische mit gegessen; aber Vorwitz und Uebermuth machten der Herrlichkeit zuletzt ein Ende. Einst war auch ein Junge mit bei dem Essen; der wollte die unsichtbaren Wirthe narren und nahm ihnen beim Aufstehen eine Gabel mit. Niemand hatte es gemerkt; aber als den andern Tag der Tisch wegblieb und die Bauern nach Hause gehen musten, wo für sie nicht zugekocht war, da erschrak er und gestand sein Vergehen. Die Leute aber hießen ihn hingehen und die Gabel wieder zurückbringen. Das that er denn auch, und wie er aufs Feld kam, da stieg der Tisch vor ihm auf mit allem Geräthe, und es fehlte nur die Gabel. Er legte sie an ihren Platz, und sogleich versank der Tisch und ist seitdem nicht wieder gesehen. Seit der Zeit müssen auch dorthin die Bauern sich ihr Essen weit her bringen lassen.

Volksbuch 1844, 91.

CCXCI.

Kaspers Läpel.

Auf einer Koppel bei Gnissau tafelten die Unterirdischen oft, wenn die Leute pflügten. Da schlich sich einmal ein übermüthiger Junge herzu und stahl ihnen einen silbernen Löffel vom Tische weg. Seit der Zeit hatte der Bauer keine Ruhe mehr bei der Arbeit, bis der Dieb entdeckt und der Löffel wieder auf den Tisch der Zwerge hingelegt war. Auf ihm stand geschrieben: Kaspers Läpel. Nach dieser Zeit verschwanden diese kleinen Leute, die nicht höher als drei

bis vier Fuß, aber ſehr dick waren und alle ſtets einen großen Hut trugen; ſie ließen ſich auf jener Koppel nicht wieder ſehen.

Durch Dr. Klander in Plön.

CCCXCII.

König Piper.

Einſt waren zwei Leute auf einer Koppel beim Pflügen. Da roch es mit einem Male ſehr angenehm nach Pfannekuchen. Das werden nur die Unterirdiſchen ſein, die da backen, meinten ſie beide und wünſchten ſich jeder einige Pfannekuchen. Kaum hatten ſie den Wunſch ausgeſprochen, ſo ſtand das Gericht lieblich duftend vor ihnen. Sie verzehrten es mit gutem Appetit, dann legte der eine einen Schilling, der andere aber Dreck auf den leeren Teller. Augenblicklich kam der König Piper heraus und verfolgte den Übermüthigen. Der Knecht ſchnitt ſchnell die Stränge ab und warf ſich aufs Pferd; aber der Kleine lief auf ſeinem einen Bein mit drohender Gebärde hinter ihm her und hüpfte ihm immer hinten aufs Pferd. In Todesangſt erreichte er endlich das Dorf.

Aus Derſau im Gute Aſcheberg durch Dr. Klander in Plön. — In dem Kindelberg bei Breckendorf hörte Nachts ein Knecht buttern. Er bat um ein Butterbrot. Einer kam und brachte es ihm. Da erſchrak er und lief fort; der Unterirdiſche hinkte auf einem Bein, doch verfolgte er ihn. Da kam ein andrer Unterirdiſcher aus dem Berge heraus und rief: »Hinkelbeen loep to! Hinkelbeen loep to!« Aber doch holten ſie den Knecht nicht ein.

CCCXCIII.

Das Butterbrot.

By Huesby da ligt en lütte Barg upn Felde; da wanen de Ünnereerſchen. Emmael da weer da en Daern by den Barg, de kunn dat Stichwoert; da höer ſe de Ünnereerſchen bettern. As nu en Tuetſch (Kröte) by äer in en Lock krupen wull, da ſteek ſe mit en Sticken in dat Lock, dat de Tuetſch nich vörby kunn; to hant weer da en Dar; da ſa' ſe: Epraim thu dich auf! da klaff de Barg ut enanner unn ſe kunn da herin ſeen, wo de Ünnereerſche da ſtünn unn better. De röep ſe: „Gif my en Botterbrot!“ Stek keem de Ünnereerſche mit en Botterbrot; da würr ſe awer angſt unn ſe löep weg. De Ünnereerſche awer löep äer achterna unn ſmeet äer dat Botterbrot achterup; da bleef dat Botterbrot ſitten unn wenn man dat noch ſo väel wegſneed', ſo keem dat doch ümmer werrer. — In Stenderup, Kſp. Toftlund, hat auch ein Junge einen Unterirdiſchen um ein Butterbrot. Aber er lief vorher weg; da ward ihm das Butterbrot an die Ferſe geworfen, die ſeit der Zeit ganz weiß blieb.

Bei dem Dorf Dannewerk befindet sich auch ein Butterberg. Ein Pferdejunge sah ihn einmal essen und eine Unterirdische vor dem Butterfaß; da rief er: „Gif me en Botterbrot!“ Als die Unterirdische ihm eins brachte, lief er aber fort, und die Unterirdische verfolgte ihn. Da hörte er eine Stimme:

Loep awer de Stücken,
So brit dy nums drücken.

Das that er und sprang über die Graben querfeldein; die Unterirdische aber, weil sie alle einen unmäßig dicken Kopf haben, stolperte jedesmal beim Ueberspringen. Der Junge kam glücklich ins Haus; da ward das Butterbrot gegen den Thürständer geworfen, und als man nachsah, wars eine grüne Grassode. Aber viele haben doch ein Butterbrot von den Unterirdischen bekommen und ihnen immer einen Pfenning dafür gegeben.

Durch Gand. Arndt. — In dem Geilebei bei Rübbel Alp Jordkirch haben ein paar Mädchen es auch buttern hören; andre hörten einen dumpfen Schlag, wenn der Bergmann seine Kiste warf.

CCCXCIV.

Kulemann.

Bei Jagel liegt der hohe Jagelberg; darin wohnen die Unterirdischen. Ein Bauer Klaes Neve in Jagel war nun einmal in Verlegenheit um fünfzig Thaler. Er hatte aber eine kluge Frau; die gab ihm den Rath die Unterirdischen zu bitten. Da gieng Klaes Neve um den Jagelberg dreimal herum und rief: „Kulemann, Kulemann!“ „Wat sall Kuleman?“ „Ik will föftig Daler van em lenen.“ „Wo lang' denn?“ „Up en Joer.“ „Ga up de anner Set van den Barg, da sast du finden wat du söchst.“ Klaes Neve gieng um den Berg; da fand er fünfzig blanke Thaler. Als nun das Jahr herum war, sagte seine Frau, vor allen Dingen sollte er nun die fünfzig Thaler zusammenpacken und den Unterirdischen bringen; sonst möchte es ihnen gehen wie ihren Nachbarn, die auch von den Unterirdischen geliehen, aber nicht wieder bezahlt hätten; dafür sei ihnen nachher alles von den Unterirdischen behext worden, so daß sie zuletzt von ihrer Stelle gemusst hätten. Der Bauer that wie seine Frau gesagt hatte, und nahm noch dazu einen schönen großen Schinken auf den Nacken. Damit gieng er dreimal um den Berg und rief: „Kulemann, Kulemann!“ „Wat sall Kulemann?“ „Ik will em syne föftig Daler weerer bringen, de he mir för en Joer leent hett, hier is ock en Schinken för de Tinsen.“ Da antwortete es aus dem Berge: „Kulemann is doet, unn da du so en eerlike Mann büst, so sölt dy de föftig Daler schenkt syn.“

Durch Gand. Arndt.

CCCXCV.

Die Gevatter.

Ein Mann gieng zu einem Hügel und rief den Bergmann an, ihm einen Sohn zu geben; dann wolle er ihn auch zu Gevatter bitten. Der Bergmann versprach ihm das, wenn er Wort halten wolle. Als seine Frau nun einen Sohn gebar, wollte der Bauer aber ungerne daran und den Bergmann einladen. Er mußte aber ja hin. Der Bergmann rechnete sich das zur großen Ehre an und versprach zu kommen; als aber der Mann fortgieng, rief er ihm nach: „Welche Gesellschaft kommt denn mehr da?“ „Christus, Maria und St. Petrus sind die übrigen Gevattern,“ antwortete der Mann. „So mußt du mich entschuldigen,“ sagte der Bergmann, „wenn ich nicht komme,“ aber er gab doch ein großes Gevattergeschenk.

Durch Herrn Cand. Mestorf in Norpsted. In der jütischen Gestalt dieser Sage bei Molbech Eventyr S. 350 erscheint statt Christus u. Todtenreiter, und in einer schwedischen Thor selbst.

CCCXCVI.

Die Trommelmusik.

Auf dem Wellerup er Felde, an der Landstraße nach Apenrade, liegt ein Grabhügel. Da kam eines Abends ein Mann vorbei, der nächster Tage Hochzeit geben wollte und dazu in der Stadt eingekauft hatte. Indem er vorüber fuhr, sprang ein kleiner Mann heraus und lud sich selbst zu der Hochzeit ein; er wolle auch ein Stück Geld zum Geschenk mitbringen, so groß als ein Menschenkopf. Dann solle er nur kommen, sagte der Bauer. Darauf fragte der Kleine, was es denn da für Musik geben werde? Der Bauer antwortete: „Pauken und Trommeln.“ Da bat der Kleine sein Versprechen zurücknehmen zu dürfen, denn die Trommelmusik könne er nicht vertragen.

Herr Pastor Hansen in Jordkirch. S. Anm. z. vorhergehenden Stück.

CCCXCVII.

Der Mühlstein am Seidenfaden.

An einem heißen Sommertage arbeiteten bei den Steller Bergen ein Knecht und ein Mädchen im Heu; sie waren Braut und Bräutigam und hätten gerne Hochzeit gemacht, waren aber bitterlich arm. Da sahen sie um Mittag eine dicke Tutsche (Kröte) vorüber schleichen. Der Knecht nahm die Heugabel und wollte das häßliche Thier durchstechen; aber das Mädchen fiel ihm in den Arm und bat ihn soviel, das arme Thier doch leben zu lassen. Er aber hatte noch eine Zeit lang seinen Spaß mit seiner Braut und that immer als wenn er das Thier todten wollte, bis es verschwunden war. Abends als sie

nach Hause kamen, sagte der Bauer zu ihnen, daß sie auf den andern Tag zu Gevatter gebeten seien, und erzählte, wie am Mittage eine Stimme ganz deutlich sich habe hören lassen, aber man hätte niemand sehen können. Der Knecht und das Mädchen wußten gar nicht was sie davon denken sollten. Am andern Morgen als sie früh aufstanden, fand aber der Knecht vor seinem Bette Grütze oder Sägespäne gestreut, auf der Diele und vor dem Hause lagen auch Körner und wie er diesen nun immer weiter nachgieng, kam er bis an die Steller Berge. Da kam eine Stimme aus einem Berge und sagte, er solle zu Mittag wieder kommen und seine Braut mitbringen, sie sollten Gevatter stehen. Nun sagte der Knecht dem Mädchen Bescheid, beide machten sich zurecht und giengen um Mittag an den Berg. Da stand dieser offen und ein kleines Männchen in einem grauen Rock empfieng sie und führte sie durch einen langen Gang hinein. Da drinnen war alles ganz herrlich und prächtig, Wände, Boden und Decke funkelten von Geld und Edelsteinen, eine kostbare Tafel mit Gold- und Silbergeschirr und mit den herrlichsten Speisen besetzt stand in der Mitte; der ganze Raum aber grimmelte und wimmelte von lauter kleinen Leuten, die sich alle um das Bett der Wöchnerin drängten. Als nun der Knecht und das Mädchen kamen, brachte einer dem Knecht das Kind, das er zur Taufe halten sollte, und führte ihn zu einer Stelle wo die heilige Handlung verrichtet ward. Aber da blickte einmal während derselben der Knecht über sich und sah wie gerade über ihm an der Decke ein Mühlstein an einem seidenen Faden hieng. Er wollte etwas von der Stelle weichen, aber konnte keinen Schritt thun. In Todesangst wartete er das Ende ab und trat dann schnell zurück. Da kam der kleine Mann in dem grauen Rock wieder zu ihm und bedankte sich; von dem Mühlstein aber sagte er zu dem Knecht, daß er nun wohl wisse, wie seiner Frau gestern müsse zu Muthe gewesen sein, da er sie mit der Heugabel habe erstechen wollen; denn sie sei die Kröte gewesen. Darauf wurden der Knecht und das Mädchen von den kleinen Leuten noch wohl tractiert; und nachdem sie gegessen, brachte das graue Männchen sie wieder aus dem Berg, gab aber dem Mädchen vorher die Schürze voll Hobelspäne. Die wollte sie sogleich wegwerfen, aber der Knecht sagte: „Nimm sie mit, du kannst noch ein Feuer dabei anzünden.“ Auf dem halben Wege nach Hause ward die Tracht aber so schwer, daß sie die Hälfte doch heraus warf; als sie aber nach Hause kamen, war das übrige zu lauter blanken Dukaten geworden. Da lief der Knecht hin und wollte auch noch das, was sie weggeworfen, nachholen; allein es war alles verschwunden. Doch hatten die beiden soviel bekommen, daß sie sich einen Hof kaufen und heiraten konnten; und sie haben viele Jahre glücklich gelebt.

Mündlich aus Norderdithmarschen; in mannigfachen, unbedeutenden Variationen überall, in der Gegend von Tondern, auf Sylt, in Dersau bei Plön, in Ihlenbüttel, Amt Rendsburg, bekannt.

CCCXCVIII.

Eiſch is doet!

In Lüttenberg weer in olen Tyden in ener aſlägenen Straat en Hues, wo en Unnereerdſche alle Abent, den Gott warn leet, ſik äer Meik haelde. Se bröcht äer egene lütte Kann mit, de weer van bawen bet nedden mit witten Banden dicht unn dicht beſlagen. Se ſulvſt ſproek oder broek nich unn wurr girk vertöernt, wenn man äer wat affragen wull. So güng dat Jaer ut, Jaer in. Emmael awer as ſe mit äer Meik wedder weggaen woll, keem dar en anner Lütt gans uter Aten anlopen unn röep: Eiſch is doet! Eiſch is doet! As ſe dat hoerde, leet ſe for Schreck äer Meikkann fallen unn ſchrie:

Is Eiſch doet, is Eiſch doet,
So ſünt wy all in groter Noet!

Damit löpen ſe beid weg unn keen Minſch hett ſe all ſen Dag wedder ſeen. Awer de lütt Kann hebben de Lüd' noch lang darna toem Andenken verwaert.

Durch Herrn Dr. Blohm in Kiel.

CCCXCIX.

Pingel iſt tot!

In Jagel bei Schleswig war vor Zeiten ein Wirth, der bemerkte mit Verdruß, daß ſein Bier immer zu früh all ward, ohne daß er wuſte wie. Einmal fuhr er nach der Stadt um neues Bier zu holen. Als er nun zurückkam und bei dem Jagelberg vorbei fuhr, wo ein Rieſengrab iſt, hörte er ganz jammerlich ſchreien: Pingel iſt tot! Pingel iſt tot! Er gerieth darüber in die größte Angſt, und fuhr ſchnell nach Hauſe; da erzählte er ſeiner Frau: „Ach, was hab ich eben für Angſt ausgeſtanden; da fuhr ich an dem Jagelberg vorbei, und da ſchrie es ſo jammerlich: Pingel iſt tot! Pingel iſt tot!“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo kam ein Unterirdiſcher aus dem Keller geſprungen und ſchrie:

Ach, iſt Pingel tot, iſt Pingel tot,
So hab ich vier Bier genug gebelt,

und damit lief er fort. Nachher fand man einen Krug bei dem Faſſe im Keller ſtehen, den der Unterirdiſche zurückgelaſſen hatte; denn er hatte für den kranken Pingel das Bier geſtohlen.

Aus Niederſelk bei Schleswig durch Cand. Arndt. — Auf Alſen dieſelbe Sage vom Stallteufel zwiſchen Norburg und Sonderburg. Ein Bauer hört: „No is Pippe Krug dod!“ und erzählt das einem Bauern in Hagenberg ꝛc. Der Unterirdiſche vergißt einen ſilbernen Krug, und läuft ſchreiend davon: „Is

Pippe Kong dod? Is Pippe Kong dod?« Rask Moerskabsl. 1840, 735. und mündlich aus Sundewith. — Auf Amrum: Einer hört auf dem Felde die Unterirdischen über den Tod ihres Königs klagen: Pilatje as duad! Er erzählts im Dorf; da rufts: As Pilatje duad, Pilatje duad, Hatje Pilatje duad?

CD.

Vitte und Vatte.

Im Kirchspiel Toftlund bei Lybekgaard liegt ein kleiner Hügel, Egehöi genannt; darin wohnten in alten Zeiten Bergleute. Die Leute auf dem Hofe konnten Abends deutlich hören, wie darinnen Kisten zugeschlagen, mit Geld geklimpert ward ꝛc. Einmal kam der Besitzer der Halbhufe Abends spät von Baulund, im Kirchspiel Agerskov; da hörte er aus einem Hügel dicht neben dem Wege einen sagen: »Wenn du zu Hause kommst, so grüße Vitte, Vatte sei tot!« Der Mann erschrak, fuhr rasch zu und da er auf seinem Hofe anlangte, erzählte er seinen Leuten gleich, welche Nachricht er dem unbekannten Vitte zu bringen habe; aber schnell erfuhr er, wo Vitte wohnte; denn aus dem kleinen Hügel hörte man eine klägliche Stimme, die sagte: »O ist Vatte tot! ist Vatte tot!«

Herr Schull. Langvad in Tiislund.

CDI.

Find und Kind.

Bei dem großen Tingberg östlich von Sommersted fuhr Abends spät ein Mann aus Orenvad vorbei, der von Hadersleben kam; da sah er den Berg auf Pfeilern in die Höhe gehoben und darunter tanzte eine große Menge Bergleute. Er nahm sein Taschenmesser heraus und warf es unter den Haufen; da fiel einer tödlich verwundet nieder, das sah der Bauer und eine Stimme rief ihm nach: »So grüße Find, die kleine Kind sei tot!« Der Mann fuhr so schnell nach Hause als er konnte. Beim Abendessen erzählte er die Begebenheit im Tingberg. Da hörte sein Dienstknecht aufmerksam zu und als der Bauer den Gruß bestellt hatte, griff er ein großes Brotmesser vom Tische und stieß es dem Bauern in die Brust, daß er tot umsank; der Knecht aber verschwand vor den Augen der Leute. Nun wuste man, daß er der Find gewesen, der unter einem angenommenen Namen auf dem Hofe gedient habe, und wahrscheinlich der Mann oder Bräutigam zu der Kind sei, die vom Bauern war getötet worden.

Durch Herrn J. A. Lorenzen in Kiestrup.

CVII.

Die Kirchenbecher.

1.

Ein Mann aus dem Kirchſpiel Viöl ritt in einer Nacht von Bredſted nach Nerſted. Als er ſchon dem Dorfe nahe war, ſtand des Ummerorfche am Wege vor einem Hügel, das ſeit alten Zeiten ſchon da ſeine Wohnung hatte, und bot ihm aus einem glänzenden goldenen Becher einen Trunk an. Der Mann ließ ſich den Becher reichen, ohne vom Pferde zu ſteigen, als er ihn aber anſetzen wollte, kam ihn ein Grauen an und ſtatt zu trinken, goß er den Inhalt des Bechers hinter ſich, gab ſeinem Pferde die Sporen und eilte mit ſeiner Beute davon. Sogleich aber hörte er, wie der Kleine ſeinen Kameraden oder Untergebenen rief; augenblicklich waren alle in ſeiner Nähe und Steine hagelten über ihn her. Es war gut, daß das Dorf ſo nahe war, ſonſt wäre er verloren geweſen. Mit ſeinem Pferde ſetzte er über das Heck hin, das den Eingang verſchloß, und war in Sicherheit, denn die nachgeworfenen Steine prallten nun alle gegen das Thor. Als er aber Halt machte und ſein Pferd beſah, waren dieſem von dem verſchütteten Getränk hinten alle Haare weggebrannt. Zum Dank für ſeine glückliche Rettung ſchenkte er den Becher der Kirche zu Viöl, wo er lange gebraucht und erſt vor einigen Jahren, als das Paſtorat vom Blitze getroffen ward, mit verbrannt iſt.

Durch Herrn Schull. Petersen in Nerſted. vgl. No. 72. 207. 291. 295.

2.

Ein Bauer aus Rackebüll ritt eines Abends ſpät von Satrup nach Hauſe. Als er nun dem Hügel, den man Beebéi nennt, vorbei kam, fand er ihn emporgehoben und auf vier goldnen Pfeilern ruhen. Drinnen ſind ſie ganz luſtig und trinken ſich munter zu; da ruft der Bauer, man möge ihm auch zu trinken geben. Da kam einer ſogleich heraus und reichte ihm einen goldnen Becher. Der Bauer aber wagte nun nicht zu trinken und goß alles rückwärts über aus, daß dem Pferde davon Haut und Haare weggingen. Dann ritt er mit dem Becher in der Hand ſpornſtreichs ſeinem Dorfe zu. Der aber, der ihm den Becher gebracht, rief gegen den Hügel: „Komm ſchnell Einhorn, Goldhorn iſt fort!“ Da liefen ſie beide dem Reiter nach und eben als er in die Stallthür ritt, packten ſie noch das Pferd bei einem Bein und riſſen es beinahe ab. Der Mann wagte darnach nicht den Becher im Hauſe zu behalten, ſondern ſchenkte ihn der Kirche.

Aus Sundewitt.

3.

Auch die Kirche zu Jordkirch erhielt auf dieſelbe Weiſe ihren Altarbecher. Aber da man ihn nicht allein in der Kirche, ſondern auch bei Krankencommunionen gebrauchte, ſo zeigte ſich, daß der Becher eine wunderbare heilſame Kraft habe. Die meiſten Kranken, die daraus tranken, genaſen. Es war auch in Gebrauch, daß er bei

Hochzeiten ausgeliehen und den Neuvermählten vorgesetzt ward, denn man meinte, daß der Segen und das Glück der Ehe dadurch besonders gefördert werde. Nachdem das nun schon viele Jahre hindurch Sitte gewesen war, kam einmal ein armer, in Lumpen gekleideter Mann auf eine Hochzeit in Alsleben und bat, man möchte ihm doch erlauben einen Trunk aus dem Becher zu thun, weil ihn das, wie ihm gesagt wäre, von einer sonst unheilbaren Krankheit heilen würde. Mitleidig gewährte das junge Ehepaar ihm seine Bitte; aber kaum hatte der Bettler den Becher in die Hand bekommen, so verschwand er damit vor den Augen der Leute.

Herr Pastor Hansen in Jorbkirch.

CDIII.

Der gestohlene Becher.

1.

Ein Mann aus Tensbüttel, Namens Klaus Fink, ist einmal mit seinem Pferde in einen der Berge hinein geritten, die zwischen dem genannten Dorfe und Alversdorf sich hinziehen und die die Mannigfaltigen oder die Mannigfulen Bargen heißen. Da hielten die Unterirdischen einen lustigen Schmaus und sie ließen den Bauern Theil nehmen; dieser aber stahl einen silbernen Becher und ritt damit eilig fort. Als nun der Neujahrsabend kam, langte man den Becher aus der Kiste hervor, um daraus zu trinken. Da fieng plötzlich das Vieh im Hause schrecklich an zu schreien. Als nun alle hinaus liefen und nachsahen, aber nichts fanden, da hatten die Unterirdischen ihr Eigenthum wieder geholt, als die Leute wieder in die Stube kamen.

Rhode Antiquitäten-Remarques S. 77.

2.

Zwei kleine Bauerjungen spielten an einem Mittage im Felde. Während sie nun emsig nach bunten oder runden Steinen scharrten, öffnete sich eine Höle. „Laet uns daer mael in krupen," sagte der Eine. „Nä, Jung'," antwortete der Andre, „dar wanen gewis Unnereerschen." „Denn will ik herin," sagte der Erste, ein beherzter Bube, „des Middags schlöppt dat Tüeg." Er warf sich auf die Erde und kroch auf allen vieren hinein; da schliefen richtig die Unnereerschen, eine ganze kleine Familie, ringsherum an den Wänden. Alle lagen auf Matten. Dem Jungen ward aber unheimlich und er wollte sich schon wieder davon schleichen, als er auf einem runden Tischchen einen kleinen hübschen Becher gewahr ward, den er ergriff und mit fortnahm. Die Mutter freute sich, als er nach Hause kam, über das leicht erworbene Kleinod, aber der Vater verwieß es dem Jungen und gebot ihm aufs ernstlichste den Becher wieder an Ort und Stelle zu bringen. Der Junge muste sich also wieder auf die Beine machen. Unterdeß hatte aber das kleine Volk ihren Verlust bemerkt und um ihre Höle zu verbergen, alles wieder dem übrigen Boden so gleich ge-

macht, daß auch nicht eine Spur zu finden war. Weinend kam der Junge mit dem Becher wieder nach Hause. Da war da eben ein Kaufmann eingekehrt; denn sein Vater hielt ein Wirthshaus. Nachdem der den Becher betrachtet, sagte er: „Das Ding ist von dem feinsten Golde, ihr werdet doch nicht so närrisch sein und es dem Unzeug wiederbringen; was soll es unter der Erde!“ „Na,“ sagte der Wirth, „dat wart en schöne Geschichte waren, wenn wir't beholen!“ — Nun kam Abends ein junger Mann spät vom Felde und wollte ins Dorf; da umzingelten ihn die Unnererrschen und sagten, er solle im Dorfe bekannt machen, daß wer ihnen den Becher genommen, ihn in künftiger Nacht an den Grenzpfahl der Feldmarken setzen möge, sie würden ihn da abholen. Geschähe es nicht, so würde es dem ganzen Dorf schlecht ergehn, aber der ehrliche Ueberbringer würde immer mit allem seinem Gut unter ihrem besondern Schutze stehen. Als der Wirth das erfuhr, nahm er Abends seinen Sohn bei der Hand und ließ ihn selber den Becher zum Grenzpfahl tragen. Der Junge hat in seinem Leben diese Geschichte nicht wieder vergessen, aber ihm und seinem Hause ist es nachher allezeit gut gegangen.

Aus der Stapelholmer Kirche durch D. St.

CDIV.

Das Horn der Büsumer Brandgilde.

Ao. 1515 heft einer up Busen gelevet, so man den olden Hammer heten. Diser is siner Wisheit und Verstandes in groten Ansehen und Berep gewesen, alse ek eines males in der Nacht van twen Personen mit groten Beden van sinem Bedde gehalet, dat he doch wolde sik bequemen mit enen gaen und eine Sake wegen eines gefundenen Schattes under se schlichten und scheden, so vellenkamen bi eme gesettet. Wowol he ungerne sik gebruken laten in solcher Saken an solchen Orde in solcher Art, heft he up er vefreldig emsig Anholden gewilliget, und als he in einen Kreg sudwesten sines Huses gevöret, sin se in de Erden gegaen, dar se ein Karspel, als de Busen, vorgefunden. Se hebben en fruntlich entfangen und mit gebloteden Hovede vorgegaen, wo einer einen Kreg Landes verhuret edder eine Wurtstede, und als de Husman de ummegeploeget, hebbe he einen Grapen mit Gelde gefunden. De Frage, weme de gehöre, dewile beide Here und Hürling er Recht daran to hebben vermeinen und einer vor dem andern den sich toeignet? De heft he na gehabten Bedenken gefunden: so ferne man seben konde, dat de Ploog den Grapen berören, wat so verne were horede dem Hürling, dat nedderste dem Eigendomer und Gudsheren. Do sin se alle fro geworden, hebben en gelavet und eme einen prechtigen groten Horne, so ardig ane Schening in de Runde geböget, vereret, einer Kannen Mate: wile de bi sinem Geschlechte, schole dat gelückhaft sin. Den heft hernach Hans Hesle, de he mit Sulver belegt, vor 100 Mk. gekoft, und de heft

en wedder der Brandgilde vor 100 Mk. verkoft, de en stattlich best vernien und beleggen laten cum inscriptione:

Dat Wittman Schlacht In groter Acht
Mi lang Tyt hebben geholden.
Hans Heek mi koft, Ock Hudman Kloft
Wolden mi nicht beholden.
In de Brandgild Mi betert mild;
Gi der wil ik vergolden.

H. Johann Adolf.

Neocorus I 512 von dem auch die Inschrift herrührt. Schening Schienung. In Schlachten und Klufften theilten sich die ditmarschen Geschlechter.

CDV.

Die zerbrochene Schaufel.

Ein Bauer pflügte in der Nähe eines Grabhügels bei Keitum. Da fand er eine zerbrochene Schaufel der Önnereesken hingelegt; er legte einen Nagel dabei und pflügte weiter. Als er aber wieder an die Stelle kam, waren Schaufel und Nagel verschwunden und dafür war ein Kuchen hingelegt, den der Bauer sich wohl schmecken ließ.

Die Önnereesken leben überhaupt gewöhnlich mit den Menschen in Frieden, besuchen sie und lassen sich besuchen, und nehmen und geben immer allerlei Geschenke.

Durch Herrn Hansen in Keitum auf Silt.

CDVI.

Der zerbrochene Brotschieber.

Ein alter Mann, der noch lebt, diente in seiner Jugend in Leit. Er war einen Tag über einmal in Arbeit auf einem Felde, das seinem Herrn gehörte, wo ein Hügel, der Illingberg, lag. Er wollte eben einmal auf den Hügel steigen, um sich ein wenig umzusehen, als ein kleines Bergmädchen heraus kam mit einem zerbrochenen Brotschieber und ihn bat, ihr den ein Bischen auszubessern. Nachdem er es gethan, gieng das Mädchen wieder in den Berg, kam aber sogleich wieder heraus und brachte ihm einen kleinen Kuchen für seine Dienstfertigkeit. Der Mann hatte aber nicht das Herz ihn aufzuessen und gab ihn dem Hofhunde; doch dem hatte nichts darnach gefehlt, sagte er.

Herr Joh. Fried. Lorenzen in Kirstrup.

CDVII.

Die Kindbetterin.

Die alte Wartfrau Lettjen in Husum erzählte gern und mit festem Glauben, daß zu ihrer Urgroßmutter einmal mitten in der

Nacht ein Unterirdischen gekommen sei, und sie flehentlich gebeten habe, mit ihm zu kommen und seiner Frau in ihren Kindesnöthen beizustehen; er wolle sie nach geleisteter Hülfe sicher wieder nach Hause geleiten. Die Urgroßmutter von dem Bitten des Kleinen gerührt, stand auf und gieng mit ihm. Er führte sie darauf aus dem Hause zu einem hohlen Baume, und durch denselben stiegen sie hinab über eine enge, lange und dunkle Treppe. So kamen sie endlich in der Wohnung der Unterirdischen an, wo die Kleinen sie mit Angst erwartet hatten; denn es war die Königin, die der Hülfe bedurfte. Die Entbindung ward glücklich beendigt. Da brachte der Führer der Frau sie in eine Kammer, wo eine Menge Hobelspäne lagen, und hieß sie davon so viel in ihre Schürze füllen, als sie wollte. Die Frau zögerte anfangs; aber der Kleine ermunterte sie und sie nahm endlich eine Schürze voll davon; dann ließ sie sich wieder über die lange Treppe und aus dem hohlen Baum hinauf auf die Erde bringen. Da war es noch Nacht; der Kleine verließ sie und sie wanderte mit ihren Hobelspänen nach Hause. Je länger sie aber gieng, desto schwerer ward ihr die Schürze, so daß sie, zu Hause angelangt, die Last kaum mehr tragen konnte; nachdem sie alles in die eine Ecke des Heerdes geschüttet hatte, gieng sie noch wieder zu Bett, als sie aber am andern Morgen aufstand, lag da pures Gold und Silber.

In unsern Zeiten aber kommen die Unterirdischen nicht mehr zu den Menschen, seitdem der König von Dännemark im ganzen Königreich und den Herzogthümern die Löcher zustopfen ließ, woraus sie sonst hervorkamen, und allenthalben Wachen davor hinstellte.

Durch Storm. — Aehnlich, nur einfacher aus Sundewitt. Die Unterirdischen wohnen unter dem Pferdestall und bitten die Frau den Stall zu verlegen; dafür erhält sie viel Geld und Silber. Damit stimmt völlig eine lauenburgische Erzählung aus Beidendorf und eine andere nordfriesische aus Stenderup im Kirchspiel Jostlund. Nach letzterer bewirkt die Unterirdische immer den Tod der Kälber, bis man auf ihre Bitte den Stall verlegte. — Aus Jerdkirch: Die Frau erhält Hobelspäne, wirft sie weg, entdeckt aber nachher durch einen, der hangen geblieben, daß es Gold gewesen. Ihr Nachsuchen ist vergeblich.

CDVIII.

Die Salbe der Unterirdischen.

Im Bügberg bei Felsted wohnten vor Zeiten Unterirdische; wo noch die Senkung an der Seite des Berges ist, da war der Eingang zu ihrer Wohnung. Sie raubten Kinder und schwangere Frauen. Einst ward die verletzte Hebamme in Felsted von einem Unterirdischen zu Hülfe herbei geholt. Als aber die Frau an den Eingang des Berges kam, weigerte sie sich weiter zu gehen, weil sie sich fürchtete. Aber der Unterirdische versprach ihr, daß ihr kein Leids geschehen

sollte, sondern sie solle reichlich belohnt werden. Da entschloß sie sich, gieng mit in den Berg und entband eine geraubte schwangere Frau eines Kindes. Nun erhielt sie von den Unterirdischen eine Salbe um damit die Augen des neugebornen Kindes zu bestreichen; davon aber nahm die Frau selber unbemerkt ein wenig und bestrich ihr eignes eines Auge damit. Dann ward sie zum Berge hinaus geführt und erhielt eine Schürze voll Hobelspäne zur Belohnung, die sie sogleich als sie hinauskam, weg warf; ein Span aber, der am Kleide hangen blieb, war am andern Morgen zu purem Golde geworden. — Nun kam sie einmal nach längerer Zeit hinter vielen Leuten aus der Kirche, da ward sie den Unterirdischen gewahr, der sie in den Bügberg geholt, die andern sahen nichts von ihm, sie aber grüßte ihn. Sogleich trat er auf sie zu und fragte: »Wie siehst du mich?« Die Hebamme wollte es erst nicht sagen, dann aber gestand sie: »Ich habe mein Auge mit einer Salbe bestrichen.« Da fuhr der Unterirdische auf sie los und stach ihr augenblicklich das Auge aus, mit dem sie so hell sehen konnte.

Durch Dr. Jessen in Flensburg. vgl. Grimm Irische Elfenmärch. CV.

CDIX.

Der verschüttete Eingang.

Der Krüger und Krämer aus dem Meggerskoog kam eines Abends spät im Mondscheine auf seinem Schimmel von Rendsburg geritten, als unterweges auf einmal das sonst so fromme Thier scheu wurde und nicht aus der Stelle zu bringen war. Der alte Mann glaubte zuerst, es sei der Schatten eines langen am Wege stehenden Pfahles, der das Thier so in Angst setze; als er aber absteigen und sein Pferd ziehen wollte, sah er am Pfahle ein ganz kleines Männlein stehen, das ihn schüchtern bat, doch mit ihm zu gehen; der Eingang sei hinter ihm verschüttet, und er könne die Erde nicht wegräumen. Der Krüger merkte bald, daß es ein Unnererschen war, band sein Pferd an den Pfahl und gieng mit. Als sie eine Strecke gegangen waren, zeigte der Kleine ihm die Stelle und der Alte grub den Eingang bald wieder frei. Darauf bat der Kleine ihn, doch mit hinunter zu steigen und sich ein wenig zu erquicken. Obgleich ihm nicht wohl dabei war, so hatte der Krämer dennoch nicht das Herz es abzuschlagen. Er stieg daher mit hinunter; drunten aber kam ihm die ganze kleine Familie entgegen, die ihn durchaus bewirthen wollte. Er schützte vor, daß seine Frau ihn längst zu Haus erwarte, daß er überhaupt auch keinen Hunger habe; indeß wolle er gern ein Butterbrot mitnehmen. Er steckte eins in die Tasche, und der Kleine begleitete ihn nun wieder zurück zu seinem Pferde. So schnell er nur konnte, saß er droben, gab dem Schimmel die Sporen und warf dabei das Butterbrot mit Gewalt gegen den Pfahl; dann

jagte er nach Haus. Am andern Tage war er aber doch neugierig, was wohl aus dem Butterbrote geworden sei. Er gieng daher nach der Stelle zurück und fand es noch am Pfahl sitzen, aber es war kohlschwarz und dick aufgequollen.

Diese Geschichte pflegte der alte Krüger gerne zu erzählen und dann am Schluß hinzuzufügen: „Na, ik will my wull waren, um kamen daer wedder by Abentyr! Harr ik dat nu upäten, weer ik dort west; un denn seggen se noch, dat man ryk wart, wenn man sik mit dat Untüeg afgift."

Von D. St. durch Storm. vgl. No. 393

CDX.

Zi der Baumeister.

Ein Mann hatte es angenommen die Eckwadter Kirche bis zu einer bestimmten Zeit zu erbauen, aber er sah sich bald außer Stande sein Werk zu erfüllen. Mismüthig gieng er eines Abends umher und grübelte, was für ihn wohl in dieser Sache zu thun sei, da trat ein kleines Männchen, ein Bergmann, zu ihm und bot ihm seine Dienste an. Der Baumeister hörte anfangs spöttisch die großprahlerischen Reden des Kleinen an, endlich aber wurden sie doch einig, daß der kleine Mann in kurzer Zeit die Kirche bauen, hingegen der Baumeister bis dahin seinen Namen ausfündig machen sollte; könnte er das nicht, so müßte er selbst mit Leib und Seele dem kleinen Mann gehören. Seelenvergnügt gieng der Baumeister heim, denn er dachte: Will er mir nicht selbst seinen Namen sagen, so will ich ihn schon aus seinen Leuten herausfragen. Aber es gieng anders als er dachte mit dem kleinen Mann; der brauchte weder Handwerker noch Handlanger, sondern alles vollbrachte er selbst mit unglaublicher Behendigkeit, so daß der Baumeister wohl sah, er würde leicht bis zur bestimmten Zeit fertig werden. Traurig wie das erste Mal gieng er wieder über Feld. Als er aber bei einem Hügel vorbei kam, so hörte er etwas drinnen schreien, und als er darauf genauer lauschte, sagte eine drinnen:

> Bus! bus! still Baern mint,
> Maaen kommer Faer Zi
> Ma Christen Blöt te da.
> (Sch! Sch! wäs still mun Kint,
> Morgen kummt din Vader Zi
> Mit Christenbloet för dy!)

Da ward der Baumeister froh, denn er wußte wohl, wem die Worte galten, eilte zu Hause, und da es gerade der letzte Morgen war, daß am Tage die Kirche fertig sein sollte, und er den Bergmann eben beschäftigt fand den letzten Stein einzusetzen, — er pflegte nur des Nachts zu arbeiten — so rief er ihm schon von ferne zu:

God Maaen, Ji! God Maaen Ji!
Satter du nu den sidste Steen i!
(Guten Morgen Ji! Guten Morgen Ji!
Setze nur ein den letzten Stein!)

Da ward der Kobold rasend als er seinen Namen hörte, und warf den Stein, den er eben einsetzen wollte, fort und fuhr in seine Höle. Man hat das Loch, das da nachblieb, niemals zumauern können; in der Nacht ward immer alles wieder heraus gestoßen. Ein Mauermann, der es einmal auszumauern versucht hat, bekam darnach eine auszehrende Krankheit. Später setzte man da ein Fenster ein; das ließ der Kobold unangetastet; es befindet sich am Aufgang zum Thurm, zwischen diesem und dem Karnhause. Nach der Erbauung der Kirche war noch lange bei derselben ein solcher Lärm und Spuk, daß die Einwohner es nicht auszuhalten vermochten, und allmählig fortzogen. Sie haben sich darauf da angesiedelt, wo jetzt das Dorf Hönkys ist, weil die Einwohner sich von ihrer Kirche, die nun allein steht, hatten wegschrecken (henkyse) lassen.

Dannevirke 1840 No. 18. Herr Pastor Hansen in Jordkirch. Herr H. Petersen in Soes und Herr C. Petersen in Hellewad.

CDXI.

Vater Finn.

In ganz alten Zeiten haben die Zwerge oft und lange mit den Menschen und unter einander Krieg geführt; mitunter schlossen sie auch Friede mit einander. Ihre Weiber sangen dann, wenn die Zwerge aus im Kriege waren, zu Hause bei der Wiege eine eigne Art Lieder. Nördlich von Braderup auf der Heide liegt der Reisehoog; da hat einer einmal gehört, wie drinnen eine Zwergin sang:

Heia, hei, dit Jungen es min.
Mearen kumt din Vaader Finn
Me di Mann sin Haud.

Das ist:

Heia hei, das Kind ist mein.
Morgen kommt dein Vater Finn
Mit dem Kopf eines Mannes.

Durch Herrn Hansen auf Silt.

CDXII.

Der rothe Hauberg

I.

An der Landstraße nicht weit von Witzwort steht ein großer schöner Hof, der rothe Hauberg; der hat neun und neunzig Fenster. Vor Zeiten stand hier ein kleines elendes Haus und ein armer junger

Mann wohnte darin, der in die Tochter des reichen Schmieds, seines Nachbarn gegenüber, verliebt war. Das Mädchen und die Mutter waren ihm auch gewogen; doch der Vater wollte nichts davon wissen, weil der Freier so arm war. In der Verzweiflung verschrieb er seine Seele dem Teufel, wenn er ihm in einer Nacht bis zum Hahnenschrei ein großes Haus bauen könnte. In der Nacht kam der Teufel, riß das alte Haus herunter und blitzschnell erhuben sich die neuen Mauern. Vor Angst konnte der junge Mann es nicht länger auf dem Bauplatze aushalten; er lief hinüber in des Schmieds Haus und weckte die Frauen, wagte aber nun nicht zu gestehen, was ihm fehle. Doch als die Mutter einmal zum Fenster hinaus sah und mit einem Male ein großes Haus erblickte, dessen Dach eben gerichtet ward, da mußte er bekennen, daß er aus Liebe zu dem Mädchen seine Seele dem Teufel verschrieben habe, wenn er, ehe der Hahn krähe, mit dem Bau fertig würde. Schnell gieng die Mutter in den Hühnerstall, schon waren neun und neunzig Fenstern eingesetzt und nur noch das hundertste fehlte: da ergriff sie den Hahn, schüttelte ihn und er krähte laut. Da hatte der Teufel sein Spiel verloren und fuhr zum Fenster hinaus. Der Schmied aber gab seine Tochter nun dem jungen Mann, dessen Nachkommen noch auf dem Hauberge wohnen. Aber die hundertste Scheibe fehlt noch immer und so oft man sie auch am Tage eingesetzt hat, so wird sie doch Nachts wieder zerbrochen.

Durch Herrn Storm.

2.

Einst brannte einem Bauer in Eiderstede sein Haus nieder. Traurig gieng er auf dem Felde umher, da kam ihm ein kleiner Mann in einem grauen Rock und mit einem Pferdefuß entgegen und fragte, was ihm fehle. Der Mann erzählte ihm sein Unglück und wie er kein Geld habe sein Haus wieder zu bauen. Da versprach der Kleine ihm ein Haus mit hundert Fenstern zu bauen, und es in einer Nacht bis zum ersten Hahnkrat fertig zu liefern, wenn er ihm seine Seele versprächе. Sogleich gieng der Bauer den Vertrag ein und in der Nacht fieng der Teufel an zu bauen und bald war das Haus fertig und der Teufel fieng schon an die Fenster einzusetzen. Als er nun zu dem letzten kam, da fieng der Bauer an zu krähen und klatschte in die Hände; der Teufel lachte. Aber der Hahn im Stalle hatte es gehört und antwortete, als der Teufel eben die letzte Scheibe einsetzen wollte. Da mußte er weichen, drehte dem Hahn den Hals um und gieng davon. Das Fenster hat niemand einsetzen können und es bleibt keinerlei Geräth in dem Zimmer, wo die Scheibe fehlt, alles fliegt heraus. Es braucht keiner da rein zu machen; denn es ist da immer ganz besenrein.

Durch cand. ph. Arndt und nach mündlicher Mittheilung aus Dithmarschen, wo man mit unbedeutenden Abweichungen dieselbe

Sage von einem Hofe in Norderdithmarſchen erzählt. Ebenſo von einer Scheune in der Wilſtermarſch.

3.

Der Stammvater der vormals reichen, jetzt ganz verarmten Owenſchen Familie in Eiderſtede war in der ſchwarzen Schule geweſen und hatte ſich ausbedungen, daß der Teufel ihm neun und neunzig Hauberge liefern ſollte. Der Teufel hielt ſein Verſprechen, wollte aber zuletzt den Owen ſelbſt holen. Da überliſtete dieſer ihn durch folgenden Fund. Er entdeckte unter den Trümmern der alten Kirche, die neben ſeinem Hauſe ſtand, ein buntes bemaltes Fenſter. Das nahm er und ſetzte es in ſein Zimmer. Darüber hatte der Teufel nun keine Macht und Owen konnte ſtets dadurch entkommen, und entkam dem Teufel auch wirklich. Seit der Zeit hat in dem Hauſe immer ein Fenſter offen ſtehn oder eine Scheibe aus ſein müſſen, dadurch blieb das Haus auch ſtets vor Feuer und Waſſersnoth bewahrt.

Durch Mommſen.

CDXIII.

Vom Teufel iſt nicht los zu kommen.

Ein Mann hatte viel von des Teufels Gefälligkeit gegen die Menſchen gehört und da er nun einen großen Steindamm zu pflaſtern übernommen hatte, aber zur beſtimmten Zeit nicht fertig werden konnte, aus Geiz auch keine Geſellen mehr annehmen wollte, ſo berief er den Teufel. Der Teufel kam und verſprach gleich ihm nicht nur zu helfen, ſondern überdies noch viele Häuſer, Pferde, Kutſchen und Geld zu verſchaffen, wenn er ihm ſeine Seele verſchriebe. Der Mann gieng den Vertrag ein und unterſchrieb ſeinen Namen; der Teufel ſteckte die Tafel ein, und in zwei Nächten war nun der Steindamm fertig. Der Mann erhob ſein Geld dafür und nahm von nun an koſtſpielige große Bauten an, die der Teufel immer ohne ſeine Hilfe und ohne daß es ihm etwas koſtete, für ihn ausführen muſte. Der Teufel hielt ſein Wort, der Mann ward ſteinreich, wohnte in prächtigen Häuſern, fuhr in ſchönen Kutſchen und hatte immer Geld vollauf. Als aber endlich der Vertrag abgelaufen war und der Teufel in einer Karjole angefahren kam um ihn abzuholen, gefiels ihm noch zu bleiben und der Teufel muſte ſo wieder abziehen. Da fielen aber mit einem Male alle von ihm aufgeführten Gebäude um und alle ſeine Werke verſchwanden eben ſo ſchnell als ſie entſtanden waren. Die Leute verklagten nun den Bauherrn und er ſollte alles vergüten und wieder herausgeben. Da konnte er ſich nun nicht anders helfen, als daß er noch einmal ſich an den Teufel wandte. Da aber nahm ihn dieſer gleich beim Schopf, ſteckte ihn in eine Tonne, die inwendig

ganz mit Nägeln beſchlagen war, ſpannte vier Füchſe davor und er läßt ihn ſo bis auf den jüngſten Tag quälen, ohne daß der Unglückliche ſterben kann.

Aus St. Margreten durch Herrn Heinrich.

CDXIV.

Der geſtrichene Scheffel.

Ein Mann befand ſich in großer Geldnoth und rief den Teufel an. Der Teufel kam und verſprach ihm einen Scheffel Geldgeld zu geben; er ſolle ihn gehäuft voll empfangen, und nach zehn Jahren nur geſtrichen wieder abliefern. Könne er das nicht, ſei er ſeiner Seele verluſtig. Der Teufel hoffte, der Mann ſollte ein Schlemmer werden und würde dann ihm ſicherlich zufallen. Der Mann aber fragte, ob er das Geld, wenns ihm möglich wäre, nicht früher wieder abliefern könnte; der Teufel ſagte dazu ja. Als er darum dem Mann den gehäuften Scheffel brachte, nahm dieſer ein Brett, ſtrich ab und ſagte zu ihm, er könne das übrige nun wieder mitnehmen; denn mehr gebrauche er nicht. Seit der Teufel dieſen Aerger gehabt hat, iſt er vorſichtiger bei ſolchen Contracten geworden.

Herr Marquardſen in Schleswig.

CDXV.

Die Zahlen eins bis ſieben.

Es war einmal ein Mann in Ditmarſchen, der war ein Bauer, hatte Weib und Kind, ſein Land gewährte ihm ein gutes Auskommen, und wenn er auch ſonſt weiter kein Vermögen hatte, ſo lebte er doch glücklich und zufrieden. Da kam aber eine Seuche unter das Vieh, und ſeine Kühe ſtarben und dann auch ſeine Pferde. Doch wuſte er ſich das erſte Mal noch neues Gut zu verſchaffen, aber als die Seuche abermals und noch einmal ſeinen Stall leer fraß, da konnte er es nicht länger gut machen, wie es kleinen Bauern leicht geht, die nichts nachzuſetzen haben, und er kam in die traurigſte Lage. Milch, Rahm, Butter, alles fehlte im Hauſe; bei den Nachbarn gings nicht viel beſſer und mit ſeinem baren Schilling in der Hand konnte er nichts bei ihnen bekommen. Die Noth war groß. Sein Land mußte dies Jahr wüſt und unbebaut liegen bleiben; denn die Pferde waren geſtorben, die es bearbeiten ſollten; und was war nun für den Herbſt zu hoffen? In traurigen Gedanken über ſein Unglück ging der Bauer in der Zeit, da ſonſt die Feldarbeiten begannen, übers Feld; er glaubte, Gott hätte ihn vergeſſen, und verzweifelnd ſchlug er die Hände über den Kopf zuſammen, wenn er an Weib und Kind gedachte. Da ſtand mit einem Male ein ganz kleines Männchen vor ihm in einem grauen Reck und mit einem dreieckigen

Hut, das aber besonders klug aus den Augen sah. Der Bauer stutzte und wußte gar nicht, wie es herkam, da ja kein Fußsteig über sein Land ging; er wollte vorüber gehn; aber das Männchen lief immer neben ihm her und redete ihn an: „Sag er mir doch, warum er so traurig ist, guter Mann. Vielleicht kann ich ihm helfen.“ „Ach,“ antwortete der Bauer, „wozu wäre das nütze und wie solltest du mir helfen können?“ Der kleine Mann ließ aber gar nicht nach und fragte immer dringender wieder, bis ihm der Bauer alles offenbart hatte. Da kniff er seine kleinen Augen zu, schnalzte mit den Fingern und rief: „Wenns weiter nichts ist, wenns weiter nichts ist! Hör er also: Ich will ihm auf fünfundzwanzig Jahre vier Pferde geben, die können gegen zehn arbeiten und brauchen gleichwohl nicht gefüttert zu werden. Er kann sie jeden Morgen vorspannen und braucht sie nur Abends in den Stall zu lassen; so will ich schon sorgen. Und in diesen fünfundzwanzig Jahren soll sein Land über und über reichlich tragen. Nur mache ich eine Bedingung: er soll, wenn die Zeit abgelaufen, mir eine Frage beantworten oder muß selber mein sein.“ Der Bauer, ohne sich weiter zu bedenken und froh der Aussicht auf seine Rettung und sein Glück, sagte ja, er solle nur die Frage stellen, in fünfundzwanzig Jahren würde er schon die Antwort darauf finden. „Nun,“ sagte der kleine, „so sollst du mir heute über fünfundzwanzig Jahre sagen, was die Zahlen von eins bis sieben bedeuten.“ Er hielt seine Hand darauf hin und der Bauer schlug ein. Der kleine Mann ging nun noch mit dem Bauern bis ans Dorf, gab ihm einen vollen Beutel mit Geld und verschwand; als der Bauer zu Hause kam, standen die vier Pferde im Stall, und seine Frau sagte, daß ein fremder Knecht sie gebracht habe.

Nun kehrte Freude und Zufriedenheit wieder ins Haus zurück. Gleich wurden neue Kühe gekauft und die Haushaltung wieder in den alten Gang gebracht. Jeden Morgen ging der Bauer mit seinen vier Pferden aufs Feld und es war wunderbar anzusehen, wie rasch die Arbeit von Statten ging. Abends brachte er sie in den Stall und ließ den kleinen für sie sorgen. Seine Ernte war reichlicher und besser als die seiner Nachbaren, und so gings von Jahr zu Jahr, und bald ward der Bauer ein reicher, vermögender Mann, baute sich ein neues prächtiges Haus und kaufte viele große und schöne Ländereien um seinen Hof zu vergrößern. Wenn ihm einmal die Frage einfiel, die er beantworten sollte, so dachte er, darauf kannst du dich noch nächstes Jahr besinnen, und er verschob sie. Endlich aber waren vierundzwanzig Jahre herum; da half nun kein Verschieben mehr. Er fing an zu grübeln und zu rathen, was wohl die Zahlen von eins bis sieben bedeuten, dachte Tag und Nacht und quälte sich, konnte aber nichts herausbringen. Darüber ward er erst ganz traurig und still, und dann krank und elend und arbeitete so allmälig ab. Seine Frau und Kinder sahen das mit großem Verdruß und wollten von

ihm wissen, was ihm fehle, er aber schwieg hartnäckig. Je näher aber der Tag kam, je schlimmer ward es mit dem Bauern. Speise und Trank wies er von sich, unruhig und voller Angst lag er in seinem Bette, bald betete und bald weinte er. Seine Frau und Kinder wichen nicht von seiner Seite. Als es nun gegen Mittag des bestimmten Tages kam, schärfte er seiner Frau auf dringendste ein, alle Thüren und Fensterladen des Hauses zu verschließen und niemand einzulassen, der ihn sprechen wollte. Da entstand ein gräuliches Wetter, ein Sturm brach los mit Donnern und Blitzen und der Regen strömte vom Himmel. Da klopfte es leise an die Thür; weil sie aber drinnen ruhig blieben, klopfte es noch einmal und immer wieder und aufs flehentlichste bat einer um Einlaß und Schutz gegen das böse Wetter. Da wagte sich die Frau an die Thür und erblickte einen langen, schönen Mann von freundlichen, wohlwollenden Mienen, in schlichten Kleidern mit einem Stock in der Hand. Er ließ nicht nach mit Bitten und sagte, daß er es verstehe Kranke zu heilen; da ließ die Frau ihn mitleidig endlich ein. Nun befahl er ihr und den Kindern ihn bei dem Kranken allein zu lassen; er setzte sich an sein Bett, sprach ihm Trost ein und wußte durch seine Rede und sein Benehmen den Mann zu gewinnen, daß er unter vielen Thränen ihm den Grund seines Unglücks bekannte. Da sprach der Fremde: „Guter Freund, ihr seid leichtsinnig gewesen, aber ich will euch helfen. So sage ich euch denn:

Eins ist eine Schiebkarre,
Zwei eine Kanzel,
Drei ein Dreifuß,
Vier ein Wagen,
Fünf die Finger an der Hand,
Sechs die Werkeltage in der Woche,
Sieben das Siebengestirn.

Und nun steht auf und seid gesund und getrost.“ Der Bauer erhob sich und fühlte sich wirklich wieder leicht und wohl; als er aber sich umsah, war der Fremde verschwunden. Da merkten sie, daß es unser Herr Christus selbst müßte gewesen sein; wo aber der Herr selber kommt, da hat der Teufel das Spiel verloren. Das Unwetter dauerte indeß noch immer fort und schien immer ärger zu werden. Gegen Abend kam mit einem Wirbelwind der Böse ins Haus und fragte sogleich nach den Zahlen. Da lachte der Bauer und sagte es ihm. Nun konnte er ihm nichts anhaben, fluchend auf den lieben Herrgott ging er in den Stall, nahm die Pferde und fuhr mit ihnen durch die Luft davon. Sogleich nahm das Wetter ab und als der Teufel in der Hölle ankam, war es wieder ganz still und heiter. Der Bauer aber lebte fromm und fleißig noch lange Jahre glücklich unter dem Segen des Himmels.

Mündlich aus Ditmarschen. — Oben bei No. 269. ward verabsäumt, daß in einer ditmarschen Erzählung, ähnlich wie hier, aus einem Erdmännchen und Kobold der Teufel wird, der den vor der Taufe versprochenen Knaben eines armen Bauern versucht. Auch jene unter No. 269. haben dieselbe Verwandlung erlitten. Dies bestätigt eine nordschleswigsche, leider unvollständige Sage, in der ein armer Bauer einem hilfreichen Bergmann seinen ältesten Sohn verspricht, sobald er zwölf Jahr alt ist und sieben Fragen nicht beantworten kann. Zur festgesetzten Frist stellt sich glücklicherweise ein Fremder ein, der beantwortet die Fragen für den Knaben; der Bergmann verschwindet mit Gestank. vgl. No. 101. Dies ist zugleich offenbar dieselbe Sage mit der mitgetheilten.

CDXVI.

Knirrsicker.

Ein armer Mann machte mit dem Teufel einen Bund. Da versprach der Teufel ihm so viel Geld durch einen Stiefelschaft, den er durch ein Loch der Thür stecken sollte, ins Haus zu gießen, als er er nur immer wünschen möchte. Dafür aber solle er das erste, was ihm geboren würde, sobald es funfzehn Jahre alt wäre, ihm lassen, wenn er dann nicht wisse wie er heiße. Der arme Mann gieng in seiner Noth den Handel ein, und bedachte nicht, daß seine Frau schwanger wäre. Der Teufel brachte ihm das Geld. Er lebte von nun an herrlich und in Freuden; als seine Frau ihm aber bald eine Tochter gebar, da gereute ihn schon sein übereiltes Versprechen. Und jemehr sie heran wuchs und je näher der Tag kam, wo die Frist abgelaufen, je trauriger und unglücklicher ward er, da er gar nicht den Namen des Teufels erfahren konnte. Am Abend vor dem Tage gieng er ganz niedergeschlagen durch den Wald. Da begegnete ihm ein Mann und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. „Ach," sagte er, „ihr könnt mir doch nicht helfen!" Als der Fremde aber gar nicht aufhörte nachzufragen, sagte er ihm, daß er morgen den Tag seine Tochter verlieren müsse, wenn er nicht den Namen dessen kenne, dem er sie zugesagt. Da erzählte der Fremde, daß er eben einem Mann begegnet sei, der immer so vor sich hingesagt:

Knirrsicker heet ik,
En junk Mäken weet ik,
Morgen schal'k äer halen. —

„Das muß der Teufel sein," sagte der Mann und gieng vergnügt nach Hause. Am andern Tage kam der Böse. Da sagte der Mann: „Knirrsicker heetst du, myn Dochter krigst du nich." Und der Unhold musste abziehn.

Aus Dersau im Gute Aschberg durch Dr. Klander in Plön. vgl. No. 269.

CDXVII.

Gebhart.

Ein Mädchen hatte eine böse Stiefmutter. Die quälte sie auf alle Weise, besonders mit Flachsspinnen. Denn immer trug sie ihr schon neue Arbeit zu, wenn sie mit der alten noch nicht zu Ende war; fast jeden Tag verdoppelte sie das Tagewerk und weil das Mädchen einen Bräutigam hatte und gerne heiraten wollte, so sagte die Mutter: „Wenn du damit zum Abend fertig bist, so soll Hochzeit sein; aber kommst du aber nicht aus dem Hause.“ Die böse Mutter hielt aber nie Wort, weil sie die fleißige Arbeiterin ungerne aus dem Hause lassen wollte und ihr dann auch ihr Vermögen hätte ausfolgen müssen. Zuletzt brachte sie ihr gar die halbe Stube voll Flachs; sagte aber, wenn sie das in drei Wochen abgesponnen hätte, solle sie ganz gewis Ruhe haben. Das Mädchen sah, daß ihr das nimmer gelingen würde, wenn sie auch Nacht und Tag arbeitete; traurig gieng sie hinaus und kam in einen Wald, wo sie sich niedersetzte, um sich einmal recht satt zu weinen. Als sie aber die Augen aufschlug, da stand da ein kleines Männchen in einem kurzen Reck vor ihr und fragte, was ihr fehle. Sie klagte ihm ihre große Noth; da hüpfte das Männchen herum und sagte: „Wenns weiter nichts ist, so kann ich dir schon helfen! Aber du mußt drei Wochen lang meinen Namen behalten; ich heiße Gebhart, vergißt du den, so nehm ich dich mit und du mußt meine Frau werden.“ Das Mädchen dachte, wie sollte ich nicht den Namen behalten? und nahm seinen Dienst mit Freuden an, führte ihn in ihre Kammer, er fieng an zu spinnen und spann und spann, sie konnte ihm nur immer zuwerfen, und in einem Augenblick war alles aufgesponnen. Darauf verschwand der kleine Mann. Das Mädchen freute sich, daß sie nun frei sei, dachte an ihre Hochzeit und rüstete alles darauf zu; als aber die drei Wochen fast um waren, fiel ihr erst die Bedingung, die der kleine Mann gemacht hatte, wieder ein, da hatte sie den Namen vergessen und konnte sich gar nicht wieder darauf besinnen. Sie rechnete sich alle Namen vor, die ihr bekannt waren und im Lande gebraucht werden, sie sah im Kalender nach; aber nirgend fand sie den rechten, aber bald dachte sie, dieser sei der rechte, bald jener. Vergeblich suchte sie auch das Männchen im ganzen Walde; er war durchaus nirgend zu finden. Darüber ward sie ganz traurig. Ihr Bräutigam bemerkte das und am letzten Tage vor der Hochzeit mußte sie ihm alles erzählen. Da gieng der Bräutigam noch den Abend in den Wald, um das Männchen zu suchen; lange irrte er umher und fand nichts; doch zuletzt traf er auf ein ganz kleines Häuschen, das er früher nie gesehen. Da stand auf dem Tisch, mitten in der Stube, wie er durchs Fenster sah, ein brennendes Licht und das kleine Männchen tanzte und sprang immer rund herum, klatschte in die Hände und sang dazu:

Morgen muß du mit,
Morgen sind wir quit!
Gebhart heiß ich, verstahst!
Morgen bin ich wieder da.

Da lief der Bräutigam schnell zurück zu seiner Braut, erzählte ihr, was er gesehen und gehört, und als nun am Morgen das Männchen kam und fragte: „Wie heiß ich?“ antwortete das Mädchen: „Gebhart heißt du.“ da verschwand das Männchen, und weil die böse Mutter nun nichts mehr dawider haben konnte und ihr Wort halten muste, so gaben Braut und Bräutigam Hochzeit und lebten noch lange glücklich.

Mündlich aus Varne in Ditmarschen.

CDXVIII.

Tepentiren.

Einmal war ein König mit seiner Tochter auf die Jagd gegangen. Aber beim Verfolgen eines Wildes verirrten sie und sahen sich endlich in einer wüsten, unbekannten Gegend. Erschöpft vom langen Umherstreifen und Fasten ruhten sie aus; keine menschliche Seele ließ sich blicken. Da aber sahen sie eine kleine wunderliche Gestalt, ein Männchen, krumm, verwachsen, mit einem langen Barte von gurem Gelde, auf dem Kopfe eine lange spitze Mütze, das sprang immer auf den Steinen herum. Endlich kam es zu ihnen und versprach, sie wieder in ihre Stadt zu führen, wenn die Königstochter gelobte, ihn nach vierzig Tagen zu heiraten, sobald sie nicht seinen Namen wüßte; dreimal könne sie rathen und träfe sie seinen rechten Namen, wolle er ihr seinen Bart schenken. In ihrer Noth muften König und Königstochter auf die Bedingung eingehen, und der wunderliche Mann führte sie richtig nach Hause.

Nun ließ der König die Weisen seines Landes zusammenkommen. Die sollten ihm sagen wie der sonderbare Mann hieße; aber keiner konnte es herausbringen. Da ließ der König ein Gebot ausgehen und verhieß dem eine große Belohnung, der ihm den Namen zu sagen wüßte oder den kleinen Mann selber gefangen bringen könnte. Aber niemand meldete sich; die Königstochter verging nun fast vor Angst und Sorgen. Am neun und dreißigsten Tage aber kam der Kuhhirt auf das Schloß und verlangte zum König gelassen zu werden. Ohne von allem dem, was vorgefallen, etwas zu wissen, erzählte er nun, er sei mit seinen Kühen an eine wüste Stelle gekommen, da habe er einen kleinen wunderlichen Mann immer herumspringen sehen, daß ihm sein goldner Bart vorn und hinten seine lange spitze Mütze an die Beine geschlagen hätte; dann habe er gesungen:

Tepentiren heet ik.
Unse Königsdochter,
Wenn se weet,
Wie ik heet,
Schall se mynen Baert hebben.

Da beschenkte der König den Kuhhirten reichlich; denn nun wusten sie den Namen.

Am andern Tage kam der Zwerg. Die Prinzessin wollte ihn erst necken für die lange Angst, die er ihr gemacht, und nannte erst zwei andre Namen. Aber der Zwerg sagte: „Nä, so heet ik nich!“ und sah die Prinzessin immer verliebter an. Nun fragte sie: „Denn heetst du wol Tepentiren?“ Da machte er ein wunderbares Gesicht und riß voller Wuth seinen goldenen Bart aus, warf ihr den hin und rief: „Dat het de verfluchte Koharderjung segt!“

Durch Dr. Klauder in Plön aus Dersau.

CDXIX.

Ekke Nekkepenn.

Die Zwerge mögen die Frauen der Menschen besonders gerne leiden. Einer verliebte sich einmal in ein Mädchen aus Rantum und verlobte sich mit ihr. Sie besann sich aber nach einiger Zeit anders und sagte ihm den Kauf auf. Da sagte der Kleine: „Ich will dich schon lehren Wort halten; nur wenn du mir sagen kannst, wie ich heiße, sollst du frei sein.“ Nun fragte sie überall herum nach dem Namen des Zwergs; aber niemand wuste es ihr zu sagen. Traurig gieng sie umher und suchte die einsamsten Orte, je näher die Zeit kam, daß der Zwerg sie holen wollte; da kam sie endlich bei einem Hügel vorbei und hörte darin diesen Gesang:

Delling skell ik bruw,
Mearen skell ik baak,
Aurmearn skell ik Bröllep haa:
Ik jit Ekke Nekkepenn,
Min Brid es Inge fan Raantem;
En dit weet nemmen üs ik alliining.*)

Als der Zwerg nun am dritten Tage kam, um sie zu holen, und fragte, wie er heiße, da sagte sie: „Du heißt Ekke Nekkepenn!“ Da verschwand der Zwerg und kam nimmer wieder.

Durch Herrn Hansen in Keitum auf Sylt.

*) Taglang (heute) soll ich brauen, Morgen soll ich backen, Übermorgen Hochzeit haben: Ich heiß Ecke Nekkepenn, Meine Braut ist Inge von Rantum; Und das weiß niemand als ich alleine.

CDXX.

Ein Mädchen heiratet einen Zwerg.

Ein junges Mädchen in Braderup auf Silt hatte, wie die meisten Frauen auf den friesischen Inseln, täglich die schwersten Arbeiten zu verrichten; sie fühlte sich oft unglücklich und beneidete im Stillen die Zwerge, die immer fröhlich sind, aber selten arbeiten. Einmal gieng sie mit ihrer Nachbarin bei einem Hügel vorbei, wo man oft die Önnereersken hatte singen und tanzen hören, aufs Feld zur Arbeit. „Ach," rief sie, „könnte mans auch doch haben wie die Leute da drunten!" „Möchtest du denn wohl bei ihnen sein?" fragte das andere Mädchen. „Ach ja, warum nicht?" antwortete sie. Das hörte ein Zwerg, und als nun am andern Morgen das Mädchen wieder vorüber kam, warb er um ihre Hand, führte sie in seinen Berg und heiratete sie. Da soll sie ganz glücklich gelebt und dem Zwerge mehrere Kinder geboren haben.

Durch Herrn Schullehrer Hansen auf Silt.

CDXXI.

Die Unterirdischen wollen eine Frau stehlen.

Ungetaufte Kinder schützt man auf Silt dadurch vor den Zwergen, daß man ihnen eine Bibel in die Wiege legt. Einmal aber hätten sie beinahe eine Wöchnerin selbst aus ihrem Hause in Keitum geraubt. Glücklicher Weise kam der Mann noch eben zeitig genug vom Felde zurück um die Räuber zu verjagen und seine Frau aus dem Netze zu befreien, in dem sie sie fortschleppen wollten. Als die Zwerge flohen, hielten sie aber noch einen Augenblick wieder an und riefen dem Manne zu: „Dörtmaal heest dü wennen, man ja bald üs dü am (över) din Wüf flöckst (fluchst), da sünkt jü deal en de Grünt, en kumt nimmer wedder ap!" Einige Zeit darauf besuchte nun die Frau eine Gevatterin und blieb ihrem Manne zu lange aus. Als sie darum nach Hause kam, fragte er erzürnt: „Hur (Wo) heest dü Düwel sa lung wessen?" Da verschwand die Frau vor seinen Augen in der Erde und kam nicht wieder zum Vorschein.

Durch Herrn Hansen auf Silt.

CDXXII.

Die geraubte Frau.

In Sülzdorf bei Ratzeburg war ein Bauer, dessen Frau verschwand plötzlich. Es ging das Gerücht, die Unterirdischen hätten sie in ihre Berge geschleppt. Nach langen Jahren fuhr der Bauer

einmal nach Lübek. Als er nun Abends wieder zurückkam, sah er seine Frau an einem Berge sitzen mit einem unterirdischen Kinde auf dem Schooß. Er hörte sie singen mit ihrer schönen klaren Stimme, womit sie so oft seine Kinder in Schlaf gesungen hatte; daran erkannte er sie. Er rief: „Mudder, büst du hier?“ und ging näher heran. Da sagte sie: „Laet my nu man hier, ik bün nu doch de Syrs nich meer wennt!“ Dennoch zwang er sie mit zu kommen, aber da ist sie bald nachher gestorben.

Aus Barkentien durch Cand. Arndt.

CDXXIII.

Die ausgehauene Liese

Der Bauer, der vor hundert Jahren auf der Hufe wohnte, die am Fuße des Bugberg's bei Felsted liegt, fuhr einst nach der Mühle am Strande, als seine Frau gerade in Wochen lag. Als er nun nicht weit mehr von der Mühle durch die Enge zwischen den Bergen fuhr, hörte er drinnen rufen: „Hau die Liese mit ihrer langen Nase aus!“ Er dachte, das kann nur meine Frau sein, aber es will euch doch nicht glücken, was ihr im Sinne habt. Sobald er also nach Hause kam, bestellte er zwei Wachterinnen bei der Kindbetterin, und ging selber zu Bette, weil er sehr schläfrig war, aber vor Unruhe konnte er doch nicht einschlafen. Um Mitternacht waren die Frauen, die wachen sollten, eingeschlafen; da hörte der Mann ein Geräusch und merkte wie die Unterirdischen zum Fenster herein kamen. Frau und Kind aus dem Bette huben und ein Holzbild an die Stelle traten. Rasch fuhr er heraus, ergriff seine Frau noch eben am Bein, und rief: „Halt, laßt mir das Meine und nehmt ihr das Eure!“ Da mußten die Unterirdischen wieder mit ihrer ausgehauenen Liese abziehen und der Mann behielt die seine.

Durch Dr. Jessen in Flensburg.

CDXXIV.

Ein Unterirdischen gefangen

Einmal beschlossen einige junge Bauern, ein Unterirdischen einzufangen. Obgleich manche von diesem Unternehmen abriethen, so konnten doch die Uebrigen der Lust nicht widerstehen. Die Unterirdischen kommen aber bei Tage nie und zur Nachtzeit nur selten zum Vorschein; es war die Sache auch keineswegs leicht. Sie ließen es bis zur Johannisnacht; da stellten mehrere von den Beherztesten sich auf die Lauer, um eins zu erwischen. Doch die Dinger sind flüchtig und ihre Schlupflöcher klein; fast wären sie alle entkommen, wenn nicht der Beherzteste der jungen Burschen noch so eben ein kleines

Mädchen von den Unterirdischen bei der Schürze gefaßt hatte. In vollem Jubel ward es zu seiner jungen Frau ins Haus getragen. Die nahm die Kleine freundlich auf den Schooß und schmeichelte ihr, sie gab ihr Zucker und allerlei Leckereien und fragte sie darauf hin und her wie sie heiße, wie alt sie sei und so weiter. Aber die Kleine weinte nicht und lachte nicht und sprach und trank nicht. So ging es einen Tag wie alle; kein Laut war aus ihr durch Versprechungen oder Drohungen herauszubringen. Da kam einmal eine alte Frau, die gab ihnen den Rath, nur alles verkehrt anzufangen, das könnten die Unterirdischen nicht vertragen und würden gleich anfangen zu sprechen. Da nahm die junge Frau die Kleine mit in die Küche und befahl ihr, den Teig zur Suppe sauber abzuwaschen, während sie das Fleisch zerhacke, um Feuer damit anzulegen. Die Kleine rührte sich nicht. Da nahm die Frau selbst den Teig und wusch ihn dreimal sauber ab. Die Kleine staunte, aber sie rührte sich nicht. Als die Frau nun auch das Fleisch zerhackt hatte und Feuer damit anlegen wollte, da sagte sie: „Frau, ihr werdet euch doch nicht an Gott versündigen wollen?“ — „Nein,“ versetzte die Frau, „wenn du sprechen willst, will ich recht thun, sonst aber verkehrt.“ Seit der Zeit sprach die Kleine; bald aber fand sie Gelegenheit zu entweichen. Als kurz darauf die Frau eine Tochter geboren hatte, lag am andern Morgen ein Wechselbalg in der Wiege. Die Unterirdischen hatten das Kind geholt.

Volksbuch 1811. 92 fg. durch Strom aus Hutum.

CDXXV.

Wechselbälge.

I.

Ehe die Sitte aufkam, die neugeborenen Kinder sogleich durch die Hebammen einlegnen zu lassen, vertauschten die Zwerge oft die Kinder mit ihren Kindern. Dabei waren sie sehr listig. Ward nemlich ein Kind geboren, so knisterten sie draußen einer Kuh in die Ohren. Liefen die Leute nun wegen des Gebrülls hinaus, so schlich sich der Zwerg herein und vertauschte das Kind. Da traf's sich aber einmal, daß der Vater es gewahr ward, wie sein Kind aus der Stube getragen wurde. Noch eben zur rechten Zeit griff er zu und riß es an sich, und darauf hielt er auch das Kind des Unterirdischen fest, das bei der Wöchnerin im Bette lag, so sehr sich auch die Unterirdischen bemühten, das ihre wenigstens wieder zu bekommen. Als er den Hut des unterirdischen Kindes aufsetzte, konnte er sehen, wie die Zwerge rings um den Kaffetisch zwischen den Frauen saßen und sich am aufgetragenen Kaffe gütlich thaten.

Das Zwergenkind blieb lange Zeit da im Hause, wollte aber nicht sprechen. Da sind man den Pflegeltern vor seinen Augen in

einem Hühnerkopp einen Brau zu machen und das Bier dann in den Topp eines Gänseeis zu gießen. Das geschah. Da machte der Zwerg erst allerlei Zeichen seiner Verwunderung, dann rief er aus:

Ik bün so oelt
As de Behmer Woelt,
Unn heff in myn Läebn
So'n Bro nich feen.

Einmal sah einer, wie eine Zwergin mit einem eingetauschten Kinde über eine Wiese gieng. Das sah sonderbar genug aus. Denn sie konnte es nicht hoch genug halten, weil es zu lang war. Dabei rief sie immer dem Kinde zu:

Bör op den Gewant,
Dat du nich backst
In den gälen Drant.

Durch die Klander in Plön. — Drant oder Dorant (antirrhinum oder marrubium) scheucht Wichtel und Nichte. S. Grimms Myth. S. 1164, wo fast gleichlautende Reime und Sagen aus Thüringen und Westphalen angeführt sind. vgl. No. 413, I. 390.

2.

So lang' de Kinner noch nich döft sünt, heft de Ünnereerschen Macht da awer se to vertuschen, wenn nich Dag unn Nacht Licht in de Döns (Zimmer) is. Dat deit hier noch vale Lüde. De Ünnereerschen tuscht dat Kint üm, wenn de Moder insslapen is. Dagegen helpt wenn de Moder en Stück Tüch van den Mann an sick hett.

Nu weer dat doch mal so kamen, dat de Ünnereerschen en Kint ümtuscht harren. De Fru quäel sik mit dat Kint sowen Joer; dat Kint wull nich wassen, wull nich gaen, dat lier nich spräken, dat harr so'n greten dicken Kopp unn so lange Arm' unn weer so ungestalt. Int sowende Joer keem da en Taterin to de Fru; de geef ier den Raet, se sull en Geessei nämen unn sull da Beer in brauen awert Licht; so würr se seen, dat dat en Ünnereerschen weer oder nich. Dat däd' de Fru unn brau' Beer innen Geessei awer en Licht. As dat Kint dat seeg, dat noch in de Weeg leeg, da sä' he:

„Ik bün so olt,
As Bernholt (Brennholz)
In den Wolt,

unn heff nümmer so wat seen.“ Da sä' de Moder: „Büst du so olt as Bernholt in den Wolt, so büst du nümmer mein Kint nich.“ Unn da greep se en Stück Holt unn wull em slaen. Da keem de olle Ünnereersche anlopen, unn neem dat Kint ut de Weeg, unn sä', se wull de fren Kind nich mishandeln laten; unn da harr he en greten schönes Kint wedder bröcht.

(Einer andern Frau in Jägerup bei Hadersleben, der ihr Kind von den Unterirdischen, die in den alten Gräbern der Gegend

wohnen, vertauscht war, rieth eine kluge Nachbarin, den Backofen zu heizen und den Wechselbalg hineinzuschieben. Als nun die Frau das Kind auf das Backbrett setzte und in den heißen Ofen schieben wollte, da kam eine unterirdische Frau herbei, brachte das gestohlene Kind wieder und verlangte das ihre zurück, so schlecht hätte sie jenes nimmer gehalten. — In Eiderstede legte eine Frau bei Nacht mitten in der Scheune ein großes Feuer an und setzte einen ganz kleinen Topf darauf. Als nun der Kielkropf geholt ward, schlug er voller Verwunderung beide Hände zusammen und rief mit kreischender Stimme: „Nun bin ich funfzig Jahre alt, und habe noch nie so etwas gesehen!" Da wollte die Frau das Kind in die Glut werfen, aber es ward ihr weggerissen und ihr eignes rechtes Kind stand wieder vor ihr.) —

Aus Niederselk durch Gand. Arndt. — Durch Dr. Klauber in Plön. — In Süderenleben bei Apenrade buk die Frau in Nußschalen und braute in Eierschalen ꝛc.

3.

Neugebornen Kindern muß man vorm Schlafengehn eine Scheere aufgemacht auf die Wiege legen, bis sie getauft sind. Schlafen sie bei der Mutter, muß man sie beim letzten Wickeln mit einem Kreuz vor Brust und Stirn segnen. Sonst vertauschen sie die Unterirdischen.

Dennoch ward einmal einer Frau auf Amrum von den Onnerbänkissen ihr jüngster Knabe gestohlen. Das Kind, das sie an die Stelle des gestohlenen hingelegt hatten, sah aber diesem so ähnlich, daß die Mutter anfangs den Betrug nicht merkte. Später kam der gestohlene Knabe wieder; da wußten die Eltern nicht, welches ihr eignes rechtes Kind sei, bis ein Zufall sie belehrte. Es war in der Ernte; da gieng die Frau einmal auf die Tenne, nahm die Wurfschaufel und warf damit das gedroschene Korn. Die beiden Knaben saßen dabei. Da fieng der eine plötzlich an zu lachen. „Worüber lachst du?" fragte die Frau. „Ach," sagte das Kind, „da kam eben mein Vater herein und holte sich eine halbe Tonne Roggen, und als er wieder hinausgieng, fiel er und brach ein Bein." Da sprach das Weib: „Du bist es; nun geh wo du hergekommen bist!" Damit nahm sie den Knaben und warf ihn durchs Fenster der Tenne hinaus, und sie sah nachher weder ihn noch seinen Vater wieder. Man muß übrigens die Tenne nicht gegen die Sonne, sondern mit der Sonne fegen, sonst stehlen die Unterirdischen das Korn; und damit hatte die Frau es wohl versehen.

Durch Herrn Hansen auf Sitt und Dr. Clement von Amrum.

CDXXVI.

De Kielkropp.

Nich wyt van de Stat Lauenborg ligt en Dörp, dat heet Böken. Doer stünde vör väle hundert Joer een Kapell unn in de

Kapell en Bild van der Mutter Maria, van Holt makt. Dat Bild stünde doentomaal in groten Eeren; denn wenn de Lüde en Kranken hadd'n, so drögen se em na dat Bild unn leten em ne Tidlang door vör liggen; so würde de Kranke gesunt. — Nu lawe doentomaal innen Dörp nich wet daervan en Buer, de harr all mennig Joer en Fru, kunn äwer mit eer keen Kinner kregen. Dat verdröet den Buer gewaltig. He larm unn spectakel den ganzen Dag innen Huse, strett mit sen Fru herüm unn fluech dedy ganz grülich. Mit eenmaal sade de sen Fru to em: „Hol up to larmen, du krigst dinen Willen, ik föel dat ik Mutter warn sal.“ Do werde de Buer hochvergnöegt unn freue sik unn behandel sen Fru van de Tet an bäter. Awer dat wenup he sik so freut harr, sull em eerst recht väel Elend maken. As sen Fru äer Kint ter Welt brech, da were dat Kint süs ganz gret unn schicklich an senen ganzen Lewe, awer de Kopp, de weer gröter as de den grötsten Minschen. Soen Kinner nennen de Lüde doentomaal en Kielkropp unn gloven dat de Düwel sülvst oder een van sen Gesellen dato Vader weren unn dat soen Kint niks as Unglück int Huus brech. Genoeg, uns Buer harr nu eenmaal senen Kielkropp unn müß en ock beholen. Dat duer so dree Joer, bloot de Kopp wüer gröter unn seh ut as en groten Körbs; de övrigen Gleder bleewen so lütt as se weest weren, unn dat Kint kunn nich gaen unn staen unn keen Woert spraken, et quaar unn schre Dag unn Nacht. Up enen Abend nu, as de Buerfru äen Kielkropp up'n Schoot harr unn sik mit em afquälen müß, sade se to äen Mann: „Du, mi fallt wat inn, villicht kann uns noch holpen waren. Morgen is Sünndag, denn nimm dat Kint in de Kiep unn ga demit den na Beken na de Mutter Maria; du sullst de Kiep vör äer den stellen unn dat Kint en Tidlang wegen; villicht dat't helpt.“ — De Buer weer demit to frede; den Morgen derup kreeg he sen Kiep terecht, lade up'n Grunt Heu unn deröwer en bäten Bettüeg, pack senen Kielkropp denin unn güng los. As he nu up de Brügg vör Beken keem, de deer äwer en Water güng, so höer he, as he midden up were, en Stimm achter sik uten Water ropen:

Kielkropp, wo wullt du hen?

Unn dat Kint in de Kiep antwoerd:

Ik will mi laten wegen,
Dat ik lall gedegen (gedeihen).

De verfeer sik de Buer gewaltig, as dat Kint mit eenmaal an to spraken füng; in den Ogenblick äwer besünn he sik, reet de Kiep heraf unn smeet se mit samt den Kielkropp int Water, unn sade dedy:

Kanstu nu spraken du Unbeert,
Denn ga beiden wo du't hest leert.

Nu eers darf sik ünder de Brügg' en groot Gelächter an, as wenn väle Minschen mit eenmaal an to ropen füngen. De würde den

Buern bange unn aen sik ümtoseen leep he na syn Hues torügg unn vertelde syn Fru, up wat förn Wyse he synen Kielkropp loes worden were.

Nach einer schriftlichen Mittheilung aus Ratzeburg.

CDXXVII.

Sie wollen ausziehen.

Der Großvater eines noch jetzt lebenden Uhrmachers in Hohn weidete einmal als Knabe die Kühe bei dem unweit des Dorfes gelegenen Gehölze Limhorn. Um sich vor Regen zu schützen, hatte er die weite Jacke seines Vaters übergezogen. So stand er ganz in Gedanken unter einem Baum; da sah er sich auf einmal von einer Menge Unnereerschen umzingelt, die sich bei den Händen gefaßt hatten und einen Kreis um ihn schlossen. Sie sagten ihm, sie wollten nun aus der Gegend ausziehen und er solle mit. Auf seine Frage, weshalb sie denn ausziehen wollten, antworteten sie: sie könnten das Glockenläuten im Dorfe nicht vertragen. Aber der Junge wollte sich doch nicht von ihnen halten lassen und brach durch den Kreis; nur die Jacke faßten sie und streiften sie ihm von den Armen. Am andern Tage aber fand er sie an derselben Stelle an einem Busch hangen.

Durch Storm.

CDXXVIII.

De Ünnereerschen in Eißendörp.

By Eißendörp int Kaspel Noertdörp ligt en hogen Barg, de de Lietbarg heet; daer hebbt fær olen Tyden de Ünnereerschen in waent. Disse Lüed' weren gaer nicht so schlecht, so lang se nicht vertöernt weren, onn leenten ümmers an de neechsten Dörper äer Kopper- onn Tenntüeg uet, wenn daer Köst (Hochzeit) oder Kinnelbeer weer. Dar weer dat denn Gebruek, dat de Ünnereerschen en Stöck Fleesch oder een Wost in de Ketels legt warr, onn weer dat de Betalung för de leenten Saken. — Maleens harr ok en Buer in Ellerdörp en groten koppern Kätel von äer leent onn kreeg syn Jung' daer met hen um em by den Lietbarg wedder af to läwern. De Jung awer eet ünnerwegens de Wost op onn verunreinig den Kätel. As he em nu an den Barg sett, do keem daer en lütten Dwark heruet, de greep den Jung by de Oren onn drei em den Kopp üm, dat dat Achterst fær to staen keem. So keem de Jung to Dörp onn van de Tyt hebbt de Ünnereerschen niks wedder uetleent. Dat duer oek nich lang', do keem dat Kristendoem hier in der Gegend, onn as to Noertdörp en Kapell boet onn de Klokken lüet worn, do togen de Ünnereerschen weg æwer den Kamp onn sungen:

Evangeeln, Klokken onn Klongen
Dat verbrefft uns uten Landen.

Schriftliche Mittheilung. vgl. No. 387.

CDXXIX.

Des kleinen Volkes Überfahrt.

In den Hüttener Bergen wohnten vor Zeiten eine große Menge Unterirdische. In dem Kindelberg hat man sie besonders häufig gehört wie sie butterten, und im Pläterberg bei Wittensee, wie sie mit einander sprachen. Als aber die Glocken aufkamen, sind sie alle mit einander fortgezogen. Da zogen sie nach der Marsch zu und kamen in der Nacht an die Hohner Fähre und wollten sich übersetzen lassen. Sie weckten den Fährmann. Als aber der herauskam, sah er nichts, gieng wieder ins Haus und wollte zu Bett. Da klopften sie noch einmal und zum dritten Mal an, und als der Fährmann nun wieder heraus kam, sah er wie es vor dem Hause grimmelte und wimmelte von lauter kleinen grauen Leuten. Da war da einer unter ihnen mit einem langen Bart, der sagte zum Fährmann, er sollte sie über die Eider setzen, sie könnten, die Glocken und den Kirchengesang nicht länger vertragen und wollten anderswo hin. Der Fährmann machte die Fähre los und stellte seinen Hut, wie der mit dem Bart ihm sagte, ans Ufer. Und nun kamen sie alle in den Prahm herein, Männer und Weiber und Kinder, und zwar so viele, daß sie sich drängten und der Prahm zum Sinken voll ward. So gieng es jedesmal, wenn der Fährmann wieder zurück kam, und er hatte die ganze Nacht nichts anders zu thun, als immer hin und her zu fahren, und immer war die Fähre gleich voll. Als er endlich die letzten hinübergebracht hatte, sah er, wie das ganze Feld auf der andern Seite von vielen Lichtern flimmerte, die immer durch einander hüpften; da hatten sie alle kleine Laternen angesteckt. Am Ufer aber vor seinem Hause fand er seinen Hut ganz aufgehäuft voll von kleinen Goldpfenningen; denn jeder hatte beim Einsteigen einen hinein geworfen. Dadurch ward der Fährmann Zeit seines Lebens ein steinreicher Mann.

Auch von Klint aus bei Fockbek haben die Unterirdischen sich einmal über die Eider setzen lassen. Auch sind einmal irgendwo über die Trene gekommen. Aber niemand weiß, wo ihr Volk hingezogen ist.

Mündlich. Herr Schull Boysen in Bistensee; Storm in Husum; Herr Koch in Schleswig.

CDXXX.

Die Wolterkens.

Samuel Meigerius weiland Pastor zu Nortorf schreibt in dem zweiten Capitel des dritten Buches seiner Schrift de Panurgia lamiarum also:

De Wolterkens vinden sik gemeinlik in den Hüseren, dar ein gut Vörrat van allen Dingen is. Dar schölen se sik bedeensthaftigen anstellen, waschen in der Köken up, böten Vür, schüren de Vate, schrapen de Perde im Stalle, voderen dat Quick, dat it vet und glat herin geit, teen Water und dragent dem Vehe vör. Men kan se des Nachtes hören de Ledderen edder Treppen up und dal stigen, lachen wenn se den Megeden efte Knechten de Deken afteen. Se richten to, houwen in jegen dat Geste kamen schölen, smyten de Ware in dem Huse umme, de den Morgen gemeinliken darna vorkoft wert. — De Husniskens edder Husknechtkens dragen dem Naber dat Voder af und slepen it eres Heren Köien edder Perden vör, dat det Nabers Quick verhungere und eres Werdes gedie und vet werde. Se schölen so lange bliven, bet dat de Neringe begünnet to krimpende unde dat Gelücke sik wendet edder so men erer spottet, de wile de hoverdige Geist neinen Spott liden kan; alsedenn schölen se sik ut den Hüseren vorleren, dat se nicht mer vornamen werden.

Wenn den Hausnischen, die man auch Hauspuken nennt, etwas zu nahe geschieht, machen sie Nachts einen gräulichen Lärm, daß niemand schlafen kann, sie zerbrechen den Hausrath und werfen mit Steinen. — Wenn einer in einem Hause zu wohnen begehrt, trägt er einen Haufen Späne zusammen, füllt die Milchfässer mit Milch an, aber beschmutzt sie mit allerhand Viehdreck. Wenn nun der Hausvater das vermerkt, so esse und trinke er nur getrost mit seinem Hausgesinde die Milch und thue er den Spanhaufen nicht weg noch von einander; so ist das ein Zeichen für ihn und er bleibt im Hause. Dann wird alles im Hause wohl bestellt, das Vieh ist des Morgens gefüttert, die Tennen sind gefegt, und das Korn, das am Tage gedroschen werden soll, wird des Nachts herunter geworfen und zurecht gelegt. Ist das Vieh krank, so kennt und holt er für sie die heilsamsten Kräuter. — Dann sagt man: Niß Puk muß gearbeitet, gesorgt, gefuttert und gefegt haben, und wo Segen und Wohlstand ist, heißt es, da wohnt oder regiert Niß Puk.

Gemeiniglich pflegt nemlich zur Zeit nur einer in einem Hause zu wohnen und einen solchen nennt man Niß Puk, oder auch Nißkuk, oder Neßkuk. Darnach heißt auch wol das Schulkinderfest in Meldorf, dann zieren die Mädchen die Schulstube mit Blumen und Nachmittags und Abends wird getanzt; und dann sagen sie: Wir haben Neßkuk, wir feiern Neßkuk.

Die Nisken halten sich stets in finstern verborgenen Winkeln des Hauses und der Ställe auf, oft auch in den Holzhaufen. Sie verschwinden vor jedem, der sich ihnen nähert. Abends aber müssen die Leute im Hause den Feuerheerd sauber aufräumen und zum Dienst der dienstfertigen kleinen Leute einen Kessel mit reinem Wasser hinsetzen. Auch begehrt der Niß Puk allezeit, daß eine Schüssel mit süßer Grütze, Butter oder Milch ihm an einen Ort gestellt wird. Daher pflegt die Hausfrau, wenn sie irgendwo eine Schüssel mit

Essen herumstehen findet, die Mägde zu fragen, ob das für Niß Puk hingesetzt sei.

Dem Nisebok, so hörte ich einmal aus Schleswig, stellt die Frau Abends Milch und Brot in den Schrank, wenn sie sich von den Mägden unbemerkt glaubt, und wenn sie zur Stadt fährt, bringt sie ihm immer einen Stuten mit. Er aber bringt Korn, und wenn man dreschen will, so findet man zwischen jeder Lage Roggenstroh eine Lage schieres Korn.

Leute aus der Landschaft Stapelholm, die den Niß Puk gesehen haben, beschreiben ihn also, daß er nicht größer als ein ein- oder anderthalbjähriges Kind sei. Andre sagen, er sei so groß wie ein dreijähriges. Er hat einen großen Kopf und lange Arme, aber kleine, helle, kluge Augen. *) An den Füßen trägt er ein paar rothe Strümpfe, um den Leib eine lange graue oder grüne Zwillichjacke und auf dem Kopfe eine rothe spitze Mütze. Gar gern hat er auch ein paar weiche Pantoffeln, und wenn ers recht gut hat, so kann man ihn Nachts darin auf dem Boden flink herum schlurren hören.

Diese Wesen offenbaren sich aber auch oft in scheußlicher Gestalt und jagen dem Hausgesinde einen Schrecken dadurch ein, worüber sie dann immer mit einem Gelächter ihre Freude bezeugen.

Mit dem Büsemann, der im Stalle wohnt, macht man unartige Kinder bange. Auf Föhr hält man sie mit dem blinden Jug in Furcht, in Ditmarschen mit dem Pulterklaes. Wer aber kennt nicht den fürchterlichen Roppert!

Samuel Meigerius a. a. O. Hamborg 1587. 4. — Arnkiel I. 49. 50. — Abhandlungen aus den Schl. Holst. Anzeigen, herausgegeb. von Falk I. 137. 175 ff. 209. — Laß Husumsche Nachrichten Flensb. 1750. 4. Sammlung I. 150. — Mündlich und durch Storm. — Bei Grauer Erklärung des güldenen Horns 1737. 4. S. 75 wird neben Niskepuk ein Geist Koome genannt, von dem Heimreich ed. Falk. I. 120 meldet, daß man ihn auf Föhr mit Tänzen und Sprüngen geehrt habe. — Nach Samuel Meigerius und Arnkiel scheint auch der Name Chimken für die Hauskobolde bei uns gebräuchlich gewesen zu sein.

CDXXXI.

Das Klabautermännchen.

Auf einem Schiffe, das sich mitten auf der See befand, klingelte der Kapitain dem Schiffsjungen: „Bringe mir eine Flasche Wein und zwei Gläser!“ „Zwei Gläser, Kapitain?“ fragte verwundert der Junge; „ihr seid ja allein, wie kriegt ihr denn Besuch?“ Der Kapitain befahl ihm zu gehn und zu thun, wie er geheißen.

*) Die Silter versichern, daß er sehr große Augen habe; daher sagt man von einem neugierigen Menschen: „Hi glüüret üs en Puk.“

Als der Junge nun wieder mit der Flasche und den Gläsern in die Kajüte trat, da saß da der Schiffsgeist bei dem Kapitain und beide sprachen mit einander, der Kapitain schenkte ihm ein und sie tranken zusammen. So lange nemlich ein solcher Schiffsgeist auf dem Schiffe und gut Freund mit der Mannschaft ist, geht das Schiff nicht unter und jede Fahrt gelingt; verläßt er es, so steht es schlimm. Alles was am Tage auf dem Schiffe zerbrochen ist, zimmert er Nachts wieder recht; er heißt darum auch der Klütermann. Er bereitet außerdem manche Arbeit für die Matrosen vor oder verrichtet sie gar für sie. Ist er aber in übler Laune, macht er einen gräulichen Lärm, wirft mit Brennholz, Rundhölzern und andern Sachen umher, klopft an die Schiffswände, vernichtet manches, hindert die Arbeiter, ja gibt den Matrosen unsichtbar heftige Ohrfeigen. Von diesem Lärmen, meint man, heiße er der Klabautermann.

Mündlich aus Ditmarschen und durch Herrn Hansen auf Sylt.

CDXXXII.

Dr. Faust und Riß.

Doctor Faust hat den Riß einmal in seinen Diensten gehabt. Er fuhr mit ihm in einem gläsernen Kasten über die See an den Küsten entlang, um alle Tiefen und Untiefen auszuspähen. Alles was er so durch seinen Glaskasten wahrgenommen, hat er aufgenommen und zu Papier gebracht; denn die Seecharten, die die Kapitaine und Steuermänner gebrauchen und worauf alles gezeichnet ist, die rühren von dem Dr. Faust her. Als sie an die Fahrstelle am Eingange des Flensburger Hafens kamen, da war es aber nahe daran, daß der Glaskasten untergehen sollte. Da rief Dr. Faust: „Hol Riß!“ Riß sollte nemlich nicht weiter sehen, weil es nicht mehr ging, und sollte das Schiff zum Stehen bringen. Seit der Zeit heißt nun der Ort Helnißstahn.

Mündlich durch Mommsen.

CDXXXIII.

Nu quam jem glad Niekepuks.

In der Hattstedter Masch nahe an einem Deiche wohnte ein Bauer, ein Friese, mit Namen Harro Harrsen. Der Mann lebte in drückenden Umständen und muste, wollte er Umschlag halten, jede noch so geringe Ausgabe ersparen. Aber sein altes Haus drohte ihm über dem Kopf zusammenzufallen, ungeachtet alles Stütz- und Flickwerks. Einige gute Freunde schossen ihm endlich Geld zum Bau her, aber nicht genug, um ganz neu zu bauen. Harro Harrsen muste sich helfen. Alle nur einigermaßen brauchbaren Holzstücke sammelte er aus dem alten Hause und brachte sie in dem neuen an. Da fand er unter diesen einen guten Stender von Eichenholz, eben darin war

ein Loch, worin früher ein Strebebalken gelegen hatte. Harro Harrsen war ein anschlägiger Kopf, er wuste zu allen Dingen Rath. Er dachte gleich, wie er die Vertiefung sah, daß sie gut zu einer Wohnung für einen kleinen Niskepuk wäre. Er nagelte also, nachdem das Haus fertig war, ein Brett so groß wie eine Mannshand darunter wie ein Bord, stellte eine Schale mit Grütze darauf, mit reichlich Butter darin, und rief nun freundlich: „Nu quam jem, glad Niskepuks!“ (Nu kommt, liebe Niskepuks.) Sie ließen nicht lange auf sich warten. Bald kamen sie, um sich das neue Haus zu besehen, tanzten hindurch und einer, der nur drei Zoll hoch war, blieb zurück und wählte sich die Stenderhöle zur Wohnung. So wie Harro Harrsen die Anwesenheit des kleinen Gastes merkte, sorgte er dafür, daß immer Grütze in der Schale war, und steckte ein noch größeres Stück Butter hinein. Das that er alle Tage. Von der Zeit an waren jedesmal wenn er Morgens in den Stall kam, die Pferde gestriegelt, die Kühe geglättet, die Grüppen gereinigt, Boos und Lucht ausgefegt und das Stroh zum Ausdreschen hingelegt. Das Vieh gedieh von Tage zu Tage, die Kühe gaben reichlicher Milch, und die Schafe warfen regelmäßig drei, vier Lämmer. So ward Harro Harrsen ein wohlhabender Mann und hieß in der ganzen Gemeinde nur der reiche Bauer. Deswegen pflegte er seinen kleinen Einlieger immer besser. Sein Knecht Hans war nicht weniger gut Freund mit diesem. Gieng er spät Abends zu thüren aus (was man anderswo Fenstern nennt), so paßte Niskepuk auf die Stallthür. Öffnete sie ein andrer, erhielt er einen Schlag mit einem Knittel ins Gesicht; vor Hans aber öffnete und schloß sie sich von selbst. Hans fand auch fast jedesmal Morgens seine Früharbeiten gethan, wenn er nach Hause kam, oder wenn er einmal die Zeit verschlief. Zuletzt verheiratete er sich mit Betel Oxen. Der neue Knecht, der in seine Stelle trat, stand sich aber nicht so gut mit dem Kleinen, er wollte es anfangs nicht glauben, was man von ihm erzählte, nachher neckte er ihn oft. Als daher Harro Harrsen starb und seine Söhne in andern Kirchspielen sich angesiedelt hatten, soll Niskepuk zu Hans gezogen sein; dieser ward bei seiner Küsterei und Krugwirthschaft in Schobüll ein wohlhabender Mann. Thede Boje Thießen aber, der andre Knecht, brachte es in seinem ganzen Leben nicht weiter als zu einem Purrenfänger und kam zuletzt auf die Armenkasse.

Durch Herrn Martin Harding in Horstum in der Hattsteder Marsch.

CDXXXIV.

Niß Puk in Owschlag.

I.

Einer der Kolonisten zwischen Thatenhusen und Kropp war sehr reich geworden, wie man sagte, durch einen kleinen Jungen mit

einer rothen Mütze, den hatte er sich gekauft. Er warf ihm jeden Morgen einen Species vom Boden, dafür muste er ihm Abends Butter in die Grütze geben und er gehörte ihm an wenn er stürbe. Der Bauer hatte ihn aus der ersten Hand, konnte ihn also wieder verkaufen, und das that er auch, als er reich genug war. Er verkaufte ihn an einen Mann in Owschlag. Bei diesem machte er es ebenso. Der Bauer hatte eine Kammer, in die niemand kommen durfte; darin fehlte eine Fensterscheibe, die nie eingesetzt wurde; denn dadurch gieng der Kleine aus und ein, sonst wohnte er auf dem Boden. Einst bei Nacht machten die Pferde einen furchtbaren Lärm, sie fraßen als wenn sie Eisen bissen, es knirrschte und knarrschte ihnen zwischen den Zähnen. Der Knecht stand auf und wollte nachsehen; als er aber den Pferden in die Krippe sah, bekam er rechts und links Ohrfeigen von dem Kleinen. Wenn der Knecht künftig so etwas hörte, so blieb er ganz ruhig liegen. Der Bauer konnte den Kleinen aber nicht wieder los werden, denn er war der dritte, der ihn hatte. Der Bauer ist nun längst tot und man weiß nicht wie der Nispuk aus dem Hause gekommen ist.

Herr Schull. Boysen in Bistensee. vgl. No. 281. 284. 285.

2.

To Owschlag weer vör etliche Tyt en Buer, de harr en Nisebuk; de waen in en Lok, dat in de Want weer, so groet as en Tägelsteen. Nachts harr he jümmer Haver parat unn foder de Päer unn dat annere Vee, da dörf keen Knecht to de Päer' kamen, süst kreeg he Oerfygen links unn rechts. Morgens awer fünnen se de Krippen vull Haver. De Deerns bruken oek nich eenmael Water to halen unn oek kene Bessen to binden; dat harr he allens daen. Unn wenn se Morgens de Asch van den Heerd raken, da fünnen se allemael da en blanken Speetschendaler.

Aus Niederfelk bei Schleswig durch Cand. Arndt.

CDXXXV.

Neß Puk im Kasten.

Ein Bauer in Osterborstel, bei Alversdorf, wurde mit einem Male wohlhabend und reich und in allen Dingen glückte es ihm. Die Leute hatten zwar mehrere Male gesehen, daß der Drache ihm Geld zugetragen hatte; aber sie glaubten doch nicht, daß all sein Glück daher komme und meinten deswegen, er müsse einen Neß Puk haben. Einmal war der Bauer mit seiner Frau ausgegangen, als das Dienstmädchen, die lange schon neugierig gewesen war, fand, daß der Schlüssel in einem alten Schranke stecken geblieben war, bei dem sie oft ihre Herrschaft heimlich hatte kramen gesehen. Sie öffnete ihn und fand weiter nichts darin, als einen kleinen Kasten. Als sie

aber auch dieſen öffnete, ſprang da ein kleiner ſpannenlanger Kerl heraus mit einer ſpitzen rothen Mütze auf dem Kopfe und entwiſchte. So ſehr ſie ſich nun auch bemühte, ſeiner wieder habhaft zu werden, ſo war es doch alles umſonſt; wenn ſie eben meinte, ſie hätte ihn in einer Ecke feſt, ſo war er ſchon wieder in der andern. Am Ende lief er die Treppe hinauf auf den Boden und ſeppte da das Mädchen ebenſo. In der Furcht entdeckt zu werden, weil bald der Bauer zurückkommen muſte, eilte ſie in die Küche, machte die Feuerzange glühend und gieng damit hinter dem kleinen her. Da merkte er, daß es Ernſt wurde; er fieng jämmerlich an zu ſchreien und wuſte nicht mehr, wo er hin ſollte, lief hin und her, bis er das Bodenloch fand, die Treppe hinunter eilte und dann wieder in ſeinen Kaſten ſprang. Das Dienſtmädchen that nachher, als wenn nichts paſſirt wäre. Von der Zeit an aber wuſte man im Dorf, woher der Bauer ſeinen Wohlſtand habe.

Mündlich, aus Ditmarſchen.

CDXXXVI.

Der gute Johann.

Es iſt von der kaiſerlichen Zeit in vielen Häuſern bei abergläubiſchen Leuten geſunden worden ein Teufelsgeſpenſt, welches man den guten Johann geheißen, welcher da den Leuten alles zugetragen, ſo lange ſie ihm haben nichts zuwider gethan. Wenn man ihn beleidigt, ſo hat er alles weggeſchleppt und ſind die Leute hintarm geworden. Dieſen guten Johann haben die Leute wohl gehöret, aber gar ſelten geſehn. Sie haben erfahren, daß ſie viel Gutes bekommen, aber nicht geſehn, wo es hergekommen. Wo er ſich hat ſehen laſſen, ſo iſt er geweſen wie ein Schatten, und von Statur eines kleinen Kindes, etwa drei bis vier Jahr alt. Wo er iſt wohl gehalten, da ſind die Leute ſtillſchweigends reich geworden.

Hieronymus Tanckes Hardesbergiſche Chron. S. 137.

CDXXXVII.

Thoms und der Riß.

Lange hatte Thoms im Dorfe als Knecht gedient, hatte in manchen Spinnſtuben Garn winden helfen und Geſchichten erzählen hören, alle Häuſer kannte er, in welchen ein Riß Puk ſein Weſen trieb, ja er hatte ſogar in einem derſelben gedient, aber ihn ſelbſt hatte er noch nicht zu Geſicht bekommen, ſo ſehr er auch darauf angeweſen war. Im Herbſt wechſelte er wieder ſeinen Dienſt und kam auf einen großen Bauernhof. Da war eines Tags eins der Pferde verfangen, es ſollte dafür mit Kleie und Häckſel gefüttert werden.

Der Bauer schickte Thoms zum Schneiden auf den Boden und bedeutete ihm dabei, er würde die Häcksellade schon finden. Thoms suchte und fand eine alte Lade, die lange außer Gebrauch war, und die Niß sich nun zur Schlafstelle ausersehen hatte. Thoms legte ein Bündel Stroh hinein, setzte die Hand fest darauf und wollte schon anfangen zu schneiden, da krabbelte es ihm unter der Hand. Augenblicklich dachte er an Niß, hielt nun noch desto fester und rief: „Bist du dat, Niß?“ „Ja,“ antwortete Niß, „doe my man niks, dat schal dy eck gut gaen.“ Thoms versprach es; aber unter der Bedingung, daß Niß sich ihm in seiner ganzen Gestalt sehen lasse. Niß willigte ein. „Lügst du eck?“ fragte Thoms noch einmal. „Ik leeg myn Daeg nich,“ antwortete Niß. Darauf ließ Thoms ihn los. Niß zeigte sich ihm in seiner ganzen Gestalt, und bat ihn, er möchte es keinem verrathen, es solle ihm gut gehen.

Der Knecht hielt Wort und er und Niß wurden die besten Freunde, denn Thoms sorgte stets für Niß, und als er nach Jahresfrist seines Herrn Tochter heiratete, da zog Niß Puk mit ihm, und alles, was er anfaßte, gedieh. Thoms starb als reicher Mann und Bauervogt im Dorf.

Aus Stapelholm von D. St. durch Storm.

CDXXXVIII.

Die gestohlene Kuh.

Auf dem früher herzoglichen Gute Arlewatt, Amts Husum, wurden jährlich fünf bis sechshundert Fuder Heu geborgen; die muste der Nische Puk bis in die Spitze des Haubergs hinaufschleppen und bei Seite bringen. Dafür erhielt er dann auch Abends ein gut Stück Butter in seinen Brei. Einsmals aber hatte das Dienstmädchen die Butter so tief in den Brei gesteckt, daß Nisch sie nicht finden konnte und meinte, daß keine Butter drin sei. Da gerieth er so in Wuth, daß er in den Stall gieng und einer grauen Milchkuh den Hals umdrehte. Dann gieng er wieder an seine Schüssel. Als er sich nun weiter hinein gearbeitet hatte, kam plötzlich die Butter hervor; da verdroß ihn sein Zorn. Weil er aber wuste, daß in Horstrup eine ähnliche Kuh wäre, so schleppte er die tote auf seinem Rücken dahin, indem er sie bei den Hörnern faßte, und brachte dafür wieder die lebendige nach Arlewatthof in den Stall.

Dasselbe ist an vielen Orten unsers Landes geschehen: Auf dem Hofe Bombüll in der Wiedingharde, auf Amrum, wo die Onnerbänkissen für die gemordete Kuh eine auf Föhr kauften und noch dieselbe Nacht sie wieder in den Stall brachten, an mehreren Orten der Hattsteder Marsch und der Landschaft Stapelholm; hierher ward einmal die Kuh von Nordstrand herüber geholt, und nach Rinkenis bei Flensburg von Fühnen. Als diese am andern

Morgen nicht den Weg zur Tränke finden konnte, kam da ein kleiner Mann gelaufen und rief: „Das ist kein Wunder, denn sie ist heut Morgen erst von Fühnen gekommen; ihr müßt sie beim Horn anfassen.“ Bald darauf ward auch aus Fühnen geschrieben, daß in derselben Nacht der Teufel dort eine Kuh geholt habe. Dieselbe Geschichte erzählt man auch in Sundewith und da soll er die Kuh von Alsen geholt haben.

Nach mehreren Mittheilungen.

CDXXXIX.

Die Unterirdischen schlecken Milch.

Vor ungefähr siebzig Jahren hat man auf vielen Höfen in der Wilstermarsch oft kleine Unterirdische gesehen, die weiter nichts thaten, als daß sie die Mägde und Knechte, wenn sie des Morgens gemolken hatten, ins Haus begleiteten und die Tropfen Milch, die verschüttet wurden, sorgfältig von der Erde auflasen. Wenn aber beim Aufmessen gar nichts verspillt ward, so stießen sie alle Gefäße um und liefen dann davon. Diese kleinen Leute waren ungefähr anderthalb Fuß hoch, trugen ganz schwarze Kleider und hatten rothe spitze Mützen auf dem Kopf. Allenthalben, wo sie hinkamen, meinte man, zöge ein besonderer Segen mit ins Haus.

Auf den friesischen Inseln haben die Hausfrauen oft beim Bierbrauen bemerkt, daß die kleinen Leute, gewöhnlich als Kröten, kamen und das verschüttete frische Bier vom Boden aufschleckten. Niemand thut ihnen etwas zu Leide, und man muß ihnen das lassen, wie auch die Brotkrumen, die vom Tische fallen.

Mündlich.

CDXL.

Pugholm.

Bei einem Hufner in Süderenleben war ein Niß Pug von ganz außerordentlicher Stärke; er wohnte in der Scheune auf den Hilgen und paßte auf das Vieh. Ein anderer eben solcher Pug war zu gleicher Zeit bei einem Hufner in Söderup. Nun traf es sich, daß gegen Frühjahr einmal Futtermangel eintrat und besonders bei den beiden Hufnern in Süderenleben und Söderup das Heu sehr knapp ward. Da machten sich beide Pugen in einer Nacht auf den Weg, um Heu für ihre Hausherrn zu holen. Nun gieng aber der Pug von Süderenleben in die Scheune des Hufners von Söderup und der Pug von Söderup in die Scheune des Hufners von Süderenleben; beide nahmen eine gute Tracht Heu auf den Rücken und jeder wollte damit nach Hause. Aber unterwegs begegneten sie sich und wie der Süderenlebener sah, daß der Söderuper, dieser aber, daß jener ihn

bestohlen habe, fielen sie wüthend über einander her und prügelten sich die ganze Nacht hindurch bis zu Tagesanbruch. Die Leute in den Dörfern hörten den Allarm und niemand konnte begreifen, was da los wäre; als sie aber am Morgen hinauskamen, fand man auf einer kleinen Wiese unweit des Söderuper Kirchweges nach Jordkirch große Haufen Heu liegen. Da wußte man, welche sich hier in der Nacht geprügelt hatten, und nannte die Koppel seit der Zeit Pugholm.

Herr Pastor Hansen in Jordkirch. — Zwischen Kafföe und Tagholm, Kirchsp. Jordkirch, zeigt man ebenfalls eine Koppel Pugholm und erzählt dieselbe Sage. Herr C. Petersen. — Ein Pug von Tofflund und einer von Remet kämpften ebenso bei Poghöi (nordschl. Paahy) in der Nähe der Kirche Herrested. Dannevirke 1840. No. 16. — Auch zwischen Felsted und Quars ist ein Pugholm.

CDXLI.

Die diebischen Puge.

In Sundewith gabs in frühern Zeiten viele Leute, die Puge auf ihren Höfen hatten; diese trugen Nachts immer Korn, Futter und dergleichen ihren Hausherrn zu. Einst begegneten sich ihrer drei mit einer großen Last Hafer im Stroh und stießen hart an einander. In demselben Augenblick gieng zufälliger Weise der Mann vorüber, dem der eine Pug gehörte. Der Pug sagte zu ihm: „Hast du gesehn, wie ich Bartel stieß?“ „Ja,“ antwortete der Mann, „stoß ihn nur mehr.“ Da stießen sie wieder auf einander und das immerfort bis es Tag ward; da fand man über vier Scheffel ausgedroschenen Hafer an der Stelle.

Schriftlich.

CDXLII.

Der Hochzeitstag der Puke.

Eine Dienstmagd hielt den Puk im Hause allezeit gut. Dafür versprach er ihr, als sie eines Mittags ihm sein Essen brachte, daß sie noch heute einen Brautzug sehen sollte; denn die Puks hätten an diesem Tage Hochzeit. Als das Mädchen nun Mittags mit den übrigen Hausgenossen sich bei Tisch befand, sah sie, und nur sie allein, eine lange Reihe kleiner Puks, die durch das Zimmer und die Küche ihren Zug nahmen bis nach dem gewöhnlichen Aufenthalt des Hauspuks. Vorn an gieng das Brautpaar schön geputzt und paarweise folgten die übrigen, den Schluß machte der Hauspuk selbst, der schon ein etwas ältliches Aussehen hatte. Unterm Arm trug er etwas, das wie ein Wisch Hobelspäne anzusehen war; als er aber an dem

Mädchen verübelkam, warf es es auf den Herd mit den Worten: „Nimm du das!“ Das Mädchen verwunderte ſich über die ſonderbare Gabe, war aber wohl zufrieden damit, als ſie entdeckte, daß, was ſie für Hobelſpäne gehalten hatte, alles pures Gold war.

Auf einem Hofe in Stenderup, Kirchſp. Toftlund, ſaßen die Leute eines Morgens bei ihrer Grütze. Da wandte ein Mädchen den Rücken gegen den Tiſch und hielt ihre Eßſchüſſel in der Hand; aber plötzlich fiel ſie ihr weg und fiel nieder auf den Boden. Die Hausfrau ſchalt, aber der Knecht, der ein Sonntagskind war und alles geſehen hatte, ſagte: „Das Mädchen hat keine Schuld; eben kam ein langer Hochzeitszug von Unterirdiſchen durch die Stube, da ſchlug einer von den jungen Burſchen, die voran ritten, ihr mit ſeiner Reitpeitſche die Schüſſel aus der Hand.“

Herr Petersen in Soer. Herr Schull. Langvad in Jütland. An das letzte Stück knüpft ſich als Fortſetzung eine mit N. 197 Anm. übereinſtimmende Erzählung.

CDXLIII.

Das Glück der Grafen Ranzau.

I.

In dem alten und aus einem herzoglich ſchleſiſchen Stamme entſproſſenen Hauſe von Ranzau hat ſichs zugetragen, daß dero Großſtammutter einsmals in der Nacht an der Seite ihres Ehherrn durch ein kleines Männlein, ſo eine Laterne getragen, aufgeweckt worden, welche ſodann von erſagtem Männlein, das ſie zu folgen ermahnt, aus ihrem Schloſſe, deſſen Thür und Thore ſich geöffnet, in einen holen Berg zu einem in Kindesnöthen liegenden Weiblein gebracht worden. Nachdem hochermelte Frau von Ranzau dieſem Weiblein auf deſſen heftiges Begehren die Hand aufs Haupt gelegt, iſt ſie alſobald geneſen. Hierauf hat die in großen Forchten ſtehende Dame alſobald wieder zurück geeilet und iſt von ermeltem ihrem kleinen Reiſegefährten auch von Stund an wieder nach den Ihrigen begleitet worden. Beim Abſcheiden aber hat ſie von dieſem Männlein ein anſehnlich Stück Goldes zum Recompens empfangen, woraus ſie auf deſſen Angeben fünfzig Rechenpfenninge, einen Hering und zwo Spindeln vor ihre Töchter hat verfertigen laſſen. Sie hat auch dieſe Vermahnung dabei erhalten, daß ihre Nachkömmlinge ſolche Stücke wohl verwahren müſten, dafern ſie aus wohlhabenden nicht mit der Zeit dürftige Leute werden wollten. Hergegen ſo lange ſie nichts davon verlieren würden, ſollten ſie an Ehre und gutem Namen täglich zunehmen. Mich bedünket von dem, der mir dieſe ſeltſame Geſchichte erzählet, zugleich auch vernommen zu haben, daß entweder der Hering oder einer wo nicht mehr, von den güldenen Rechenpfenningen von dieſen Schätzen abgekommen ſind.

Happel Relat. curios. I. 236. Hamburg 1683. 4., etwas unvollständiger, sonst übereinstimmend mit Serfried in Medulla p. 181. in Grimms Deutsch. S. Nr. 11., wo richtiger die Kleinode unter zwei Söhne und eine Tochter vertheilt werden. Nach einer mündlichen Ueberlieferung bei Thiele Danmark. Folket. I. 133. fährt das Männlein die Gräfin in den Keller des Schlosses Bertenburg; sie erhält eine goldene Spindel für ihre Tochter und einen goldenen Säbel für ihren Sohn. Nach einer Anführung ebendas. aus Miscell. Nessgaard. Ms. bestehen die Gaben aus einem Tischtuch, einer Spule und Geld, woraus eine Kette und Münzen verfertigt werden. Frau Sophia Ranzau auf Seehelm habe dies von ihres Großvaters Heinrich Ranzaus Frau erzählt. — Die Sage von der Frau von Hahn, die nach Grimm D. S. N. 69. von einem Wassermann gebolt wird, stimmt, wie sie mir einst auf Neuhaus am Seelenter See erzählt ward, mit der ranzauischen. Die Gräfin wird in den Keller des Hauses gebolt, erhält Hebelzänne zum Geschenk, die sich in Geld verwandeln; ein großer Becher wird auf Neuhaus noch gezeigt, die andern daraus verfertigten Sachen sind abhanden gekommen. Das Geschlecht ist bekanntlich ein mecklenburgisches.

2.

Die neuvermählte Gräfin, welche aus einem dänischen Geschlecht abstammte, ruhte an ihres Gemahles Seite, als ein Rauschen geschah: die Bettvorhänge wurden aufgezogen und sie sah ein wunderbar schönes Fräuchen, nur ellenbogengroß mit einem brennenden Licht vor ihr stehen. Dieses Fräuchen hub an zu reden: „Fürchte dich nicht, ich thue dir kein Leid an, sondern bringe dir Glück, wenn du mir Hilfe leistest, die mir Noth thut. Steh auf und folge mir, wohin ich dich leiten werde, hüte dich etwas zu essen von dem, was dir geboten wird, nimm auch kein ander Geschenk an außer das, was ich dir reichen will und das kannst du sicher behalten."

Hierauf gieng die Gräfin mit und der Weg führte unter die Erde. Sie kamen in ein Gemach, das flimmerte von Geld und Edelsteinen und war erfüllt mit lauter kleinen Männern und Weibern. Nicht lange, so erschien ihr König und führte die Gräfin an ein Bett, wo die Königin in Geburtsschmerzen lag, mit dem Ersuchen ihr beizustehn. Die Gräfin benahm sich aufs beste und die Königin wurde glücklich eines Söhnleins entbunden. Da entstand große Freude unter den Gästen, sie führten die Gräfin zu einem Tisch voll der köstlichsten Speisen und drangen in sie zu essen. Allein sie rührte nichts an, eben so wenig nahm sie von den Edelsteinen, die in goldenen Schalen standen. Endlich wurde sie von der ersten Führerin wieder fortgeführt und in ihr Bett zurück gebracht.

Da sprach das Bergfräuchen: „Du hast unserm Reich einen großen Dienst erwiesen, der soll dir gelohnt werden. Hier hast du drei hölzerne Stäbe, die leg unter dein Kopfkissen und morgen früh werden sie in Geld verwandelt sein. Daraus laß machen: aus dem

ersten einen Hering, aus dem zweiten Rechenpfenninge, aus dem dritten eine Spindel und offenbare die ganze Geschichte niemandem auf der Welt, außer deinem Gemahl. Ihr werdet zusammen drei Kinder zeugen, die die drei Zweige eines Hauses sein werden. Wer den Hering bekommt, wird viel Kriegsglück haben, er und seine Nachkommen; wer die Pfenninge, wird mit seinen Kindern hohe Staatsämter bekleiden; wer die Kunkel, wird mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet sein."

Nach diesen Worten entfernte sich die Bergfrau, die Gräfin schlief ein und als sie aufwachte, erzählte sie ihrem Gemahl die Begebenheit, wie einen Traum. Der Graf spottete sie aus, allein als sie unter das Kopfkissen griff, lagen da drei Goldstangen; beide erstaunten und verfuhren genau damit wie ihnen geheißen war.

Die Weissagung traf völlig ein und die verschiedenen Zweige des Hauses verwahrten sorgfältig die Schätze. Einige, die sie verloren, sind verloschen. Die vom Zweig der Pfennige erzählen: einmal habe der König von Dänemark einem unter ihnen einen solchen Pfennig abgefordert und in dem Augenblicke, wie ihn der König empfangen, habe der, so ihn vorher getragen, in seinen Eingeweiden heftigen Schmerz gespürt.

In Grimms D. S. 1. S. 52 aus dem Amant oisif Bruxelles 1711 p. 105—111, wo die Gräfin la comtesse de Falinsperk genannt wird. — Eine versificierte Bearbeitung der Sage im Itzehoer Wochenblatt 1830 No. 7. stimmt insofern mit dieser Version, daß auch hier ein Bergweiblein die Vermittlerin zwischen Unter und Oberwelt ist. Die Gräfin Anna (Walstorp), Johann Ranzaus Frau, hat sie beschützt, als sie, in eine Kröte verwandelt, einmal im Garten die Gräfin erschreckte und ein Diener sie töten wollte. vgl. No. 397. — Die Gemahlin Johann Ranzaus, des Gründers der Herrschaft Breitenburg, nennt auch Rhode in Antiq. Remarq. S. 68 ꝛc. ꝛc.

3.

Eine mildthätige Gräfin auf Breitenburg, die oft den Kranken selbst die Hausmittel hintrug, ward eines Abends während eines wilden Wetters zu einer alten kranken Frau gebeten, die am andern Ende des Dorfes wohnte. Sie war auch bereit, aber ihr Gemahl verbot es. Als sie nun allein in der Dämmerung saß, hörte sie ein Geräusch und vor ihr stand der Hauskobold mit Kräutern und Tränken; die hieß er sie nehmen und der Kranken hintragen, und der Stimme ihres eignen Herzens mehr folgen, als dem Gebote ihres Eheherrn. Die Gräfin folgte dem Geheiß des Kobolds, und durch ihre Pflege und die Tränke erholte sich die Kranke sichtlich. Als nun am andern Abend die Gräfin wieder in der Dämmerung allein saß, sah sie den Kobold am Kamin stehen und Kohlen schüren. Als das Feuer hell aufloderte, warf er eine Schürze voll Hobelspäne hinein und sprach zu der Gräfin: „Wenn das Feuer ausgebrannt, so suche

in der Aſche; was du darin findeſt, das hebe ſorgſam auf. So lange die Dinge in deinem Geſchlecht ſind, wird das Glück den Grafen Ranzau treu ſein.“ Als die Gluth verloſch, ſah die Gräfin nach und fand eine goldene Spindel, einen goldenen Becher und noch ein drittes. Dies Letzte iſt an einen jüngern Zweig gekommen, der es verloren hat und jetzt gütertes iſt. Die Spindel aber iſt noch auf Breitenburg, der Becher auf Raſtorf.

Nach mündlicher Erzählung eines Gliedes der ranzauiſchen Familie. — Majors Collectan. Mſ. Fol. 17 b: Auf Breitenburg werden 30 güldene Pfenninge verwahrlich gehalten, in einem ſilbernen Schachtelchen, worauf Joh. Ranzau und Frau Anna Raſtorfen Wappen. Die Schrift auf dieſen Pfenningen iſt zerſtochen und mit ſchwarz ausgemacht. — Es ſoll auch ein Graf Ranzau in Eutin alle Theile jetzt in Beſitz haben, bis auf einen goldenen Pfennig, der ſich in einem Kabinet in Frankreich befindet. — Eine poet. Bearbeitung Provinzial-Bet. 1820 71: Frau Hedwig hat einen Knaben geboren. Eine Hexe kommt auf ihr Zimmer drei Abende nach einander, und ſie füttert ſie. Darauf kommt ein Zwerg ꝛc. — Vgl. noch Kobbes Humoriſt. Blätter 1813. im Herbſt.

CDXLIV.

Joſias Ranzaus geſeites Schwert.

Anna Raſtorp wurde eines Nachts, als ſie im frommen Gebete ihres abweſenden Gemahls gedachte, von einem unterirdiſchen Bergmännchen gar demüthig erſucht, ſeiner kreiſenden Gemahlin hilfreiche Hand zu leiſten. Sie folgte dem Männlein durch viele ihr ganz unbekannte Keller und Gewölbe ihres Schloſſes Breitenburg, bis an einen kriſtallhellen Felſen. Auf die Berührung ihres Begleiters ſpaltete ſich dieſer und ſie ſah in einer geräumigen Halle eine zahlloſe Menge eben ſolcher Männlein um eine Erhöhung verſammelt. Sie trat hinzu und fand die Königin in ſchweren Kindesnöthen, dem Verſcheiden nah. Frau Anna, in der Bereitung von Heilmitteln wohl erfahren, miſchte der Leidenden einen Trank, worauf ſie bald eines Söhnchens genas. Der Jubel war groß und der dankbare Ehemann reichte der Helferin einiges Geld, das wie Späne ausſah, und legte ihr zugleich ans Herz, ſelbiges wie den größten Schatz zu hüten; darauf beruhe ihres Hauſes Glück. Sie ließ ſpäter dreierlei daraus verfertigen, einige kleine Münzen, einen Wecken und einen Hering, die ſich in der Folge unter die verſchiedenen Glieder des Hauſes vertheilten.

Dem Joſias Ranzau ward ſpäter der Hering zu Theil, der ihn voll Eifer für den Krieg in einen Degengriff umformen ließ. Er ging darauf in franzöſiſche Dienſte, machte unzählige Schlachten mit und ward endlich Generalfeldmarſchall. Er war einer der ärg-

sten Raufbolde, und als er schon in hohem Alter und der höchsten Würde stand, gieng er verkleidet unter die Lanzknechte und fieng mit ihnen Handel an. Mit einem guten Freunde schlug er sich einmal, weil er seinen Namen verkehrt geschrieben hatte. Aber so lange er das gefeite Schwert trug, ward er in keiner Schlacht von einer Kugel getroffen oder von einem Hiebe verwundet. Man traute ihm schon lange nicht mehr und sah wohl ein, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Als daher ein holsteinischer Edelmann, Kaspar von Bockwold, die Geschichte vom Bergmännlein einmal in Straßburg beim Weine ausplauderte, ließen sich gar viele Stimmen vernehmen, welche dem Josias Muth und Tapferkeit absprachen und alle seine Thaten dem Heringe beilegten. Josias darüber ergrimmt, warf in Aller Gegenwart den Degen in den Rhein und forderte Kaspar Bockwold zum Zweikampf. Auch seit der Zeit verließ ihn selten der Sieg, aber er muste ihn theuer erkaufen, so daß er zuletzt von allen Gliedern, die ein Mensch doppelt hat, eins verloren hatte und überhaupt sechzig schwere Wunden an seinem Körper trug.

Schilderungen eines Vielgereisten 1833. Bd. 3. S. 78 ffg.

CDXLV.

Die nackten Kinder.

Eine Frau in Aarsleben bei Apenrade gieng in die Küche um Essen zu bereiten, da öffnete sie den Schrank unter dem Küchentisch und fand zwei kleine nackte Kinder von den Unterirdischen darin liegen. Erschreckt lief sie zu ihrer Nachbarin und erzählte ihr, was sie gesehen habe. Da ertheilte die ihr den Rath, nur etwas Leinenzeug zu den Kindern in den Schrank zu legen. Als die Frau das gethan, verschwanden die Kinder und die Leinewand.

Herr Pastor Hansen in Jordkirch.

CDXLVI.

Riß Puk in der Luke.

1.

Auf dem Hofe Bombüll in der Wiedingharde bei Tondern hat sich oft ein Puk aufgehalten und viel Verkehr gehabt mit den Dienstboten, sonderlich aber die Aufsicht über das melkende Vieh geführt. Einmal als in einem langen Winter es an Futter zu mangeln anfieng, klagte der Herr darüber. Da gieng der Puk, der es unbemerkt gehört hatte, in der nächsten Nacht nach einem andern Hofe, wo er einen vollen Heuschober aufgefunden hatte, und trug auf seinem breiten Rücken alles Heu in die Scheune seines Herrn hinüber.

Für seine Dienste aber mußte er jeden Abend seinen Teller mit Grütze und einem Stück Butter darin erhalten; ließ man die Butter heraus, so hatte er am andern Morgen der besten Kuh im Stalle den Hals umgedreht. — Er saß gern in der Giebelluke sich zu sonnen. Einmal standen die Leute unten auf dem Hofe, der Puk saß in der Luke und hatte seinen Spaß daran sie zu necken, indem er bald das eine, bald das andere Bein in die Höhe hub und dazu unaufhörlich rief: Hier Puke een Been, hier Puke ander Been! Da schlich sich ein Knecht leise auf den Boden und gab dem Kleinen einen Stoß in den Rücken, daß er hinunterpurzelte auf die Steinbrücke. Da fanden die untenstehenden aber nichts als Topfscherben, vom Puk war nichts zu sehen. Nachts aber schlich er sich in des Knechts Kammer ein, nahm ihn ganz sachte aus dem Bette und legte ihn quer über den offenen Brunnen. Als nun der Knecht erwachte und sah, in welcher Gefahr er sich befand, half er zwar mit großer Behutsamkeit sich davon, aber der Schreck machte ihn lange Zeit krank.

Einmal an einem andern Orte hat ein Puk einem Knecht, der ihn ebenso geneckt hatte, auch bezahlt. Dieser schlief nemlich bei einem andern in demselben Bette und er war kleiner als sein Kamerad. Als er sich nun Abends niedergelegt hatte und eben einschlafen wollte, stellte der Puk sich oben ans Bett, faßte den Knecht bei den Haaren und rief: Nich Ivk! Und damit zog er ihn so weit hinauf, daß er mit seinem Kameraden gleich lag. Dann trat er ans andere Ende des Bettes, hub die Decke auf und faßte den Knecht bei der großen Zehe, indem er abermals rief: Nich Ivk! und zog ihn wieder hinunter. Auf diese Weise zerrte er ihn die ganze Nacht hin und her und man kann sich denken, daß der Knecht während der Zeit kein Auge zugekriegt hat.

Schriftlich. — Mit dem ersten Stücke stimmt eine nordschleswigsche Relation in Danneviike 1813. Nr. 53.: Der Riß hat nicht gut auf die Pferde gepaßt, der Knecht stößt ihn aus dem Bodenfenster hinunter unter die Hunde, die ihn fast zerreißen ꝛc. — Mündlich.

2.

In Hollbüllhuus bei Schwabstede hat man auf einem Hofe den Niß Puk oft im Sonnenschein in der Bodenluke sitzen sehen, wie er mit den Beinen baumelte und den Kopf sich in beiden Händen stützte. Einmal saß er auch da und machte sich ein Plaisir daraus, den Pudel unten auf dem Hofe zu necken, indem er ihm bald das eine Bein, bald das andere hinhielt; der Pudel bellte darüber und Niß lachte entsetzlich. Da schlich sich der Knecht, um einen Spaß zu machen, von hinten heran und stieß den Niß mit der Heugabel hinunter, indem er sprach: „Da Pudel, hast du den ganzen Puk!“ Das dachte ihm Niß. Der Knecht hatte noch ein paar nagelneue

Stiefeln in der Kammer stehen. Abends als er eben die Augen zu thun wollte, so kam der Niß, zog die Stiefel an und schlurrte nun die ganze Nacht so lange umher, bis Hacken und Sohlen herunter waren.

In einem andern Hause knickte er sogar die Bodenleiter ein, und als der Knecht nun Korn hinauftragen sollte, muste er beide Beine brechen.

Durch Storm und Herrn Schult. Petersen in Nordstedt bei Biel.

CDXLVII.

Der falsche Racker.

Auf einem Hofe in der Landschaft Stapelholm war jedes Mal, wenn die Magd in den Keller kam, der Rahm von der Milch genascht. Die Magd sagte: „Niß hats gethan," und alle glaubten es. Er war aber ganz unschuldig daran, denn der große Kater hatte es gethan. Der hatte sich immer durchs Fenster geschlichen, das das Mädchen zu schließen vergaß. Als nun der Herr einmal Geräusch im Keller hörte, dachte er den Niß zu fangen, der diesmal auch wirklich drinnen war. Aber er hatte sich hineingeschlichen und eben den Kater gegriffen und unter eine Milchbütte gesetzt, um seine Unschuld zu beweisen. Der Herr öffnete vorsichtig die Thür nicht weiter, als daß er sich eben durchdrängen konnte, der Niß wollte in dem Augenblick durchschlüpfen, streifte aber die Kappe ab und ward gesehen. „Hest ik dy, du falsche Racker!" rief der Herr und faßte ihn bei der Schulter. „Ja," antwortete Niß, „du hest my wull, awer falsch bün ik nich! Süh man ünner de Melkbütt na!" Als der Herr ihn nun los ließ und die Bütte aufhob, sprang der Kater hervor; Niß hatte unterdeß seine Kappe wieder aufgenommen und war verschwunden. Aber den falschen Racker dachte er. Wo nun von der Zeit an der Bauer gieng und stand, so riefs immer hinter ihm, wenn er was sagte: „Du falsche Racker!" Er kam dadurch besonders in Verlegenheit, weil er Vorsteher in der Gemeinde und Bauervogt war. Es war bald nicht mehr zum Aushalten. „Was fange ich einmal an?" sagte der Mann zu seiner Frau, „so gehts nicht mehr, wir müssen ausziehen!" „Das hülfe auch was!" antwortete die verständige Frau, „aber im Guten ist bei dem Niß viel auszurichten, laß mich nur machen!" Wo die Frau von nun an den Niß merkte, suchte sie ihn auf alle Weise einmal zum Reden zu bringen. Als sie es endlich erlangt hatte, so entschuldigte sie ihren Mann und bat den Niß um Verzeihung, und wenn er einen Wunsch habe, möge er es sagen, es solle auch alles geschehn, wenn er ihrem Mann nur wieder gut sein wollte. Da sagte der Niß: „So laß ihn den alten kranken Johann wieder ins Haus nehmen, der schon bei seinem Vater gedient hat, und verpflegt ihn gut bis an sein Ende." Der hatte

den Riß früher immer gut gehalten und er war Nachts oft bei ihm in der Kammer geweſen. Die Frau ſagte die Bitte zu, Johann kam ins Haus, ward verpflegt und der Riß war ruhig. Endlich aber kam es mit dem Alten zum Sterben und er verlangte nach dem Prediger. Als dieſer nun mit dem Heiligſten in die Kammer trat, da ſah er den Riß unten auf dem Sterbebette ſitzen.

Von H. St. durch Storm.

CDXLVIII.

Der verſöhnte Riß.

In einem Dorfe Stapelholms war eine Bauernſtelle feil geboten, weil der Bewohner mit dem Riß Puk nicht mehr Haus halten konnte. Morgens ehe der Tag graute, wenn der Hausherr ſeine Knechte hinaus zur Arbeit trieb, brachte der Riß den ganzen Hühnerſtall zum Krähen und ſo in Aufruhr, daß der Herr auch keinen Schlaf mehr haben konnte. Oft zupfte er ihn bei der Naſe oder kniff ihn bei der großen Zehe; das Vieh im Stalle machte er wild, daß es ſich Nachts in den Ketten erhängte; darum ließ der Mann ſein Haus ausbieten.

Nun wohnte im Hauſe gegenüber ein wohlhabendes Ehepaar; die ſprachen über den Hausverkauf und die Frau ſagte: „Das Haus wird wohlfeil wegkommen; du ſollteſt es nur für unſern Älteſten kaufen.“ „Das werde ich wohl bleiben laſſen,“ antwortete der Mann, „und ihm all die Plage auf den Hals zu hetzen; das ganze Dorf weiß ja, warum es verkauft wird. Des Tages Arbeit und des Nachts keine Ruhe!“ „Vater,“ ſagte die Frau, “du weißt doch, wie ruhig er bei dem vorigen Nachbar war. Jeden Abend ward dem Riß ſeine Schüſſel mit ſüßer Grütze auf den Heuboden geſetzt und Niemand durfte ihm etwas zu Leide thun. Da war nichts als Segen und Wohlſtand im Hauſe. Nachher aber zogen dieſe ein und ſeitdem hatte der arme Puk keine Ruhe mehr; allenthalben machten ſie Jagd auf ihn, und die Grütze gaben ſie ihm auch nicht mehr. Da iſt er grilliſch geworden.“ — Der Mann bedachte ſichs noch einmal, beſprachs wieder mit ſeiner Frau und als das Haus nun zum Aufgebot kam, ſo kaufte er es um einen Spottpreis, da ſich kein anderer Käufer meldete und der Eigenthümer es um jeden Preis losſchlagen wollte. Der Mann wollte es mit ſeiner Frau ſelber beziehen, der Sohn aber ſollte das väterliche Haus bekommen. Die Frau ließ nun das Haus erſt rein machen und während acht Tage, ehe ſie es bezogen, jeden Abend ſüße Grütze mit Butter hinübertragen auf den Heuboden. Die drei erſten Abende war nichts angerührt, in den darauf folgenden aber immer alles rein aufgegeſſen. Als nun am neunten Abend ein Paar weiche Pantoffeln, die ſie für den Riß hinübergeſetzt hatten, verſchwunden waren, da waren ſie

ſicher, ſein Wohlwollen gewonnen zu haben und zogen hinüber. Alte Leute behaupten, an Winterabenden den Riß da mitten unter der Familie, meiſtens in der kleinen Ecke hinterm Ofen geſehn zu haben, wo er aber bei ihrem Anblick ſogleich verſchwand. Gewis und allen bekannt iſt, daß Alles im Hauſe gut gieng und ſie ſtets in ungeſtörter Ruhe lebten.

Von D. St. durch Storm in Huſum.

CDXLIX.

Wir ziehen um.

Man kennt Fälle, daß ſich ganze Schaaren und Familien von Pukn in den Häuſern eingefunden und es da arg getrieben haben. In Huſum waren einmal zu gleicher Zeit zwei Familien, eine bei einem Bäcker, die andere bei einem Brauer eingezogen und rumorten. Nachts warfen ſie alles herum, polterten auf dem Boden, liefen Trepp auf, Trepp ab, bald waren ſie im Keller, bald in den Zimmern; dem Bäcker ſtahlen ſie das Mehl, dem Brauer das Bier. Sie waren ſo klein, daß wenn man ſie verfolgte, ſie wie Spinnen und Würmer in die kleinſten Ritzen ſich verkrochen und von da unaufhörlich ſchrien. Die Leute konntens am Ende nicht länger aushalten und beſchloſſen auszuziehen. Sie ließen alles Geräthe hinaustragen, und als ſchon alles Übrige fort war, giengen die Dienſtmägde aus beiden Häuſern mit den Beſen auf den Schultern zuletzt aus der Thür. Sie begegneten einander. „Wo willſt du hin?“ fragte Anne die Suſanne. Da riefen, ehe die andre antworten konnte, viele feine Stimmen oben aus dem Beſen: Wir ziehen um! Die Mägde erſchraken, doch faßten ſie ſich. Ein Teich war in der Nähe. Raſch tauchten beide ihre Beſen tief hinein und ließen ſie im Waſſer ſtecken. Dann begaben ſie ſich in die neuen Wohnungen und hatten nun Ruhe vor den Unholden. Aber da im Teiche bemerkte man bald, daß alle Fiſche erkrankten und nach und nach ſtarben, und Frauen, die ſpät Abends aus dem Teiche ſchöpften, verſicherten hoch und heilig, daß ſie mehrmals ſeine Stimmen aus dem Waſſer deutlich vernommen hätten, die gerufen: „Wir ſind ausgezogen! Wir ſind ausgewandert!“

In Neumünſter erzürnte man auch einmal einen Riß dadurch, daß man ihm keine Butter in ſeine Grütze geſteckt hatte. Nun trieb ers ſo arg im Hauſe, daß die Leute umziehen muſten. Als der Leute aber mit dem Beſen über die Schwelle trat, rief der Riß, der im Beſen ſaß: „Ik blün eek da!“ und zog mit um.

An einem Orte in Angeln verließen die Leute auch einmal des Puks wegen das Haus. Als der letzte Wagen wegfuhr, ſaß er aber hinten auf und lachte und ſprach: „Wi ſtritter edau!“ (Wir ſtützen heute!)

Aus der Hattſtedter Marſch durch Herrn Martin Hardinz. — Mündlich.

CIII.

Der Flöter.

Vor etwa vierzig Jahren fand ſich auf einem Hofe im Kirchſpiel St. Margrethen, der in der Nähe der Elbe lag, ein Spuk ſehr ſonderbarer Art ein. Viele Leute aus der Nähe und Ferne haben ſich davon überzeugt, und die Kinder des damaligen Hofbeſitzers leben noch jetzt: die Sache iſt noch in gutem Andenken. Zu Süden des Hauſes im Kohlgarten, wo auch einige Obſtbäume ſtehn, ließ ſich zu einer Zeit ein Weſen hören, das ſich durch beſtändiges Flöten kund gab. Bald näherte es ſich dem Hauſe und allmählig drängte es ſich ein. Das Haus ward nun ſeine gewöhnliche Wohnung, und auf dem Boden, im Keller, in den Zimmern, überall ließ der Flöter ſich hören. Zuweilen machte er auch auf der Nachbarſchaft Beſuche. Die Leute wurden ganz vertraut mit ihm; wollten die Kinder im Hauſe oder Knechte und Mägde tanzen, ſo ſagten ſie nur: „Späel ins en Walzer ſo umm ſo, oder nu Hopſa ſo und ſo,“ und gaben nur die Melodie an, dann ſpielte er gleich auf. Wenn das Mädchen im Keller war bei der Milch, ſo ſagte ſie oft: „Späel mo ins enen, myn Jung', du ſchaſt eck en Appel hebben!“ Dann war ihr der Apfel gleich aus der Hand weg und das luſtigſte Stückchen ward aufgeſpielt. Niemand konnte das wunderliche Weſen zu Geſichte kriegen, wenn es gleich lange Zeit auf dem Hofe ſich aufhielt und es ſich, ſobald einer ihn nur aufforderte, auch ſogleich hören ließ. Zuletzt aber ward der Flöter immer zudringlicher, und oft zeigte ſich ſeine üble Laune. Er konnte in einer Nacht alle Fenſter einſchlagen, brach in Küche, Keller und Kammer und ſtellte alles auf den Kopf, und Mittags wenn die Leute bei Tiſch ſaßen, machte er mit unſichtbaren Händen die Schüſſel vor ihnen leer in einem Nu. Wenn ſie dann nach ihm ſchlugen und ihn auf alle Weiſe verfolgten, ſo oft ſie glaubten, ihn eben in einer Ecke feſt zu haben, ſo pfiff er ihnen zum Hohn ſchon in der andern. Es war zuletzt nicht mehr mit ihm Haus zu halten. Der Bauer ſprach allenthalben den Wunſch aus, daß einer ſich finden möchte, der ihn von der Plage befreie; er wollte ihm ein gut Stück Geld geben. Endlich erbot ſich ein Mann aus Wilſter, den Pfeifer ihm in ſeiner wirklichen Geſtalt oder als Pudel zu zeigen und zu vertreiben. Der Bauer aber ſagte, er wolle gar nichts ſehen, hier habe er zehn Thaler, er ſoll nur machen, daß der Unhold fortkäme. Durch ſonderbare Sprüche und Ceremonien hat der Mann nun den Geiſt fortgeſchafft und keiner hat darnach im Hauſe wieder gepfiffen.

Mündlich aus St. Margrethen

CDLI.

Nißpuk gebannt.

1.

In einem alten Hauſe, nördlich in Raepſted, war ein ſehr dicker eichner Balken, auf welchem nach alter Bauart das Dach ruhte. Im vorigen Sommer iſt das Haus abgebrannt. Unter jenen Balken aber war ein Nißpuk hinunter gebannt, der in alten Zeiten hier im Hauſe ſein Weſen getrieben. Zu gleicher Zeit wohnte auch einer im benachbarten Dorfe Hynding. Beide Puks lebten in beſtändiger Feindſchaft und prügelten ſich oft; aber der von Raepſted war der mächtigere und brachte den andern endlich zur Ruhe. Von dieſem erzählt man auch, daß einmal, als eine Dienſtmagd im Hauſe einen tüchtigen Griff in die Geldlade ihres Herrn zu thun wagte, er dabei geſtanden und geſagt habe: „Streich über!“ Sie ſollte es wieder eben darin machen, damit Niemand etwas merke. Aber da hatte das Mädchen einen ſolchen Schreck bekommen, daß ſie alles Geld ſchnell wieder hineinwarf.

Durch Herrn cand. min. Meßtorff in Raepſted.

2.

In vielen Häuſern auf Amrum hat ſich ein Onnerbänkis unſichtbar aufgehalten. Es muſte immer ein Stücklein Butter im Brei haben und durfte bei keiner Mahlzeit vergeſſen werden. Mittags ward immer ein Löffel und Meſſer und Gabel mehr aufgelegt. Wenn die Mutter aus war, wiegte die Wiege von ſelbſt; das that das Onnerbänkis. Bei einem Hauſe aber lag ein großer Stein. Als man den einmal aufgrub, hatte man keinen Frieden mehr; denn es war ein Larmen, als wenn die Unterirdiſchen einen großen Strein untereinander hätten. Sobald der Stein aber wieder eingeſenkt war, wards ruhig. Einmal vergaß eine Familie die Butter im Brei, da ſtand die Schale des kleinen Mannes unberührt und er blieb für immer weg.

Durch Herrn Dr. Clement aus Amrum.

CDLII.

Die Zwerge verbrannt.

Einſt hatten ſich eine große Menge der Önnerensken in Niß Schmidts Hauſe im weſtlichen Morſum auf Silt eingeniſtet und trieben ihr Weſen im Keller. Die Leute konnten kein Bier und Brot vor ihnen bergen; alles ſtahlen ſie weg. Eines Tages aber ertappte die Wirthin einen von ihnen, da er eben beim Bierzapfen

beſchäftigt war. Die Frau ſtellte den Zwerg ernſtlich zur Rede; er entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte und verſprach, wenn ſie ihn los ließe, einen ſolchen Segen in die Biertonne zu legen, daß ſie nie leer werden ſollte, ſo lange nicht ein Fluch darüber geſprochen würde. Seit der Zeit ward die Tonne nie leer, wie fleißig auch Alle daraus ſchöpften. Doch eines Tages kam der Hauswirth in den Keller, um ſich einen Trunk zu holen. Unbekannt mit dem Segen, der an der Tonne haftete, wunderte er ſich darüber, daß das Bier ohne Aufhören herauslief und brach endlich aus: „Dit is dag en Düwelstünn, dear nimmer leddig und!“ (Das iſt doch eine Teufelstonne, die nie leer wird!) Augenblicklich verſchwand der Segen, die Tonne war leer und die Önnereesken ſtahlen wieder Brot und Bier, wie früher, ohne dafür Erſatz zu geben. Wirth und Wirthin waren in großer Noth und wuſten dem Übel nicht abzuhelfen. Sie fragten die Nachbarn um Rath; da ſagte eine alte Frau, die in ihrer Jugend mit den Önnereesken viel Verkehr gehabt und oft mit ihnen geſpielt hatte, daß einmal einer ihr offenbart hätte, daß es nur ein Mittel für die Menſchen gebe, die Önnereesken los zu werden. Sie müſten nemlich das Haus in Brand ſtecken und ein Wagenrad vor jede Thür ſtellen; dann müſten die Önnereesken mit dem Hauſe verbrennen. Der Mann entſchloß ſich, ſein Haus anzuzünden und ſtellte vor jede Thür ein Wagenrad. Als es nun in Flammen ſtand, da kamen die kleinen Gäſte vor die Thür und ſteckten die Hände durch die Speichen und flehten um Erbarmung. Aber die Meerſumer hatten kein Mitleid. Da rief der, welcher der alten Frau den Rath gegeben hatte, ihr zu: „Spölke, Spölke! (Geſpielin!) wat beeſt dü mi forratt!“ Es half aber alles nichts, man ließ das Haus verbrennen und ward ſo die Zwerge los.

Durch Herrn Hanſen in Keitum auf Silt.

CDLIII.

Die Meerweiber.

I.

Bieffers Sulf Klaawes Sone, Reimer Sulf Reimer Selaken und Hans Dehne zu Warwen haben am hellen Mittage ein Meerweib am Strande geſehen. Sie hätte ſich gekämmt, hätte lange gelbe Haare gehabt und zwei weiße Brüſte wie Schnee. Sie hatten ihr Lebtage keine ſchönere Frau geſehen und hätten ſie lange betrachtet. Als ſie aber gemerkt, daß Leute da geweſen, ſei ſie wieder nach dem Waſſer gegangen, hätte ſich aber noch wieder umgeſehen, wenn ſie gerufen, wohl zu fünf oder ſechs Malen. Unten wäre ſie wie ein Fiſch geweſen, auf welche Weiſe die Meerweiber gemalt werden.

Ehedem iſt auf dem alten Kirchhof zu Süden Büſum auch eine Meerfrau geſehen und gefangen worden. Als man ſie wegbrachte,

hat ſie geſagt: „Ich gelobe es euch, ſo weit, als ihr mich ſchleppt, ſoll euer Land wegreißen.“

Neocor. II. 432 vgl. I. 377. von einem Meerweib in Holland: und eine Erzählung aus dem Jeverlande bei Firmenich S. 23.

2.

Bei Wenningſtede, am Fuße des rothen Kliffs, dem hohen weſtlichen Ufer Silts, trieb einſt eine Meerfrau auf den Strand. Zwei Silterinnen, die eben zur Stelle waren, ergriffen ſie, trugen ſie nach Hauſe und ſetzten ſie in einen Kübel, der zur Hälfte voll Waſſer war; allein das Meerweibchen ſchrie und weinte jämmerlich, und wollte ſich nicht zufrieden geben. Da befahl der mitleidige Bauervogt des Orts den Frauen, das arme Weſen wieder ins Waſſer zu tragen; es wäre ſonſt auch bald umgekommen.

Solche Waſſerjungfern ſind halb Fiſch, halb Menſch. Wenn ſie ſich am Bug eines ſegelnden Schiffes oder auf der Spitze einer Welle zeigen, ſo iſt ein Sturm nahe und ein vorſichtiger Schiffer zieht alle überflüſſige Segel ein.

Herr Hanſen auf Silt.

3.

Ein Schiff ward auf der See vom Sturm überfallen und gerieth in die äußerſte Gefahr. Da tauchte ein Waſſermann am Ruder hervor und, den Fiſchſchwanz im Waſſer behaltend, begehrte er den Kapitain zu ſprechen. Der Kapitain, ein unerſchrockener Mann, fragte, was er denn ſolle. Da beklagte ſich der Waſſermann, daß ſeine Frau ſich in Kindesnöthen befände und weil ſie aller weiblichen Hilfe entbehre, einen großen Lärm in ihrer Wohnung erhoben hätte. Er bat, daß die Frau des Kapitains, die ſich an Bord befand, herunterkäme und bei der Geburt Beiſtand leiſte. Er verſprach auch, ſie ohne alle Gefahr wieder aufs Schiff zurückzuführen. Der Kapitain aber verweigerte die Erfüllung der Bitte. Da drohte der Waſſermann, daß der Aufruhr im Meere, der nur eine Folge der Schmerzen und heftigen Bewegungen ſeiner Gattin wäre, noch ärger werden und das Schiff mit Mann und Maus verſinken würde. Die Frau des Kapitains entſchloß ſich nun, das Wagſtück zu beſtehen und ſtieg mit dem Meermann hinunter. Sogleich legte ſich der Sturm. Die Geburt des Kindes gieng glücklich von Statten und nach einigen Stunden kehrte die Frau reich beſchenkt aufs Schiff zurück, ohne daß auch nur ihre Kleider naß geworden wären.

Herr Hanſen auf Silt.

4.

Auf Helgoland zeigte ſich in frühern Zeiten den ſchwangern Frauen, ſobald es ihnen abhold war, das Meerweibchen bald als

Mensch und halb als Fisch. War es ihnen aber günstig, kam es als schöne Jungfrau und stand ihnen mit freundlicher Miene bei der Entbindung bei, die dann immer durch ihre Gegenwart und Hülfe leicht und glücklich geschah. Es gab in alter Zeit auf Helgoland gewisse überaus schöne Mädchen, die man für Töchter des Meerweibchens hielt und vor denen man darum immer eine große Scheu und Verehrung hegte.

Herr Heikens.

CDLIV.

Die junge Hexe ersäuft.

In Kurberg am Dannewerk und in andern Orten bei Schleswig weiß man viel von jungen Hexen zu erzählen. Einmal sollten Fischer eine junge Hexe übers Wasser setzen. Da beredeten sie sich heimlich, daß sie sie ersäufen wollten. Unterwegs mitten auf dem Wasser stießen sie das Mädchen aus dem Boot; sie aber faßte es wieder und riß es um, daß die Fischer elendiglich ertrinken mußten. Das Mädchen aber tauchte wieder hervor und die Leute sahen sie später noch oft auf den großen Blättern der Wasserlilien über den Wellen schweben.

Durch Herrn cand. phil. Arndt.

CDLV.

Die weiße Frau am Mühlenteich.

Auf den Koppeln, die an dem obern Mühlenteich des Klein-Wesenberger Müllers liegen, sieht man oft eine Frau herumwandeln, die trägt ein weißes Kleid und hat es stets so aufgenommen, daß ihr blaugrauer Unterrock und ihre Schuhe mit hohen Absätzen zu sehen sind. Abends trägt sie eine Laterne in der Hand, sie geht immer nach dem Mühlenteiche zu und verschwindet da. Man weiß gar nicht aus welcher Ursache sie da umherwandelt, aber wohl fünfzig Leute haben sie gesehen. Eines Morgens um halb vier Uhr gieng ein junger Mensch von Klein-Wesenberg nach Klein-Schenkenberg auf dem Fußsteige, der neben dem Mühlenteich über jene Koppeln führt. Da erblickte er eine Koppel weit vor ihm die herumwandelnde Frau. Der junge Mensch faßte sie fest ins Auge, verdoppelte seine Schritte und dachte sie einzuholen. Plötzlich aber kam es ihm vor, als wenn er in eine Pfütze getreten sei. Darüber stand er einen Augenblick still und wollte das Wasser abwischen; aber zu seiner großen Verwunderung konnte er nirgend Wasser gewahr werden, und wie er nun wieder der Frau nacheilen wollte, da war sie verschwunden.

Durch Herrn A. H. F. Schlobohm aus Klein-Wesenberg.

CDLVI.

Der Jungfernsee.

In der Marienhölzung bei Flensburg stand in ganz alten Zeiten ein Schloß, darin hauste ein wilder Ritter. Lange hatte er sein zügelloses Leben geführt, die Mädchen der Gegend wurden geraubt und geschändet und keine kehrte zu den Ihrigen zurück, da versank eines Nachts das Schloß mit allen, die darin waren; nur eine Kammermagd entkam und schenkte später die Hölzung an die Kirche. An die Stelle des Schlosses aber trat ein See; darin kann man Mittags, wenn nur die Sonne scheint, noch die Thurmspitzen sehen, und man hat da auch mehrere Male Glockentöne aus dem Wasser vernommen. Um Mitternacht aber tanzen die Jungfrauen, die einst entführt und entehrt wurden, in langen weißen Gewändern um das Ufer des Sees herum und dabei hört man sie mit klagender Stimme gar traurige Weisen singen.

Durch Herrn Lamsen in Tondern und Pastor Dr. Jensen in Gelting.

CDLVII.

Die tanzenden Elbinnen.

Im Kirchspiel Oesterlügum bei Hauerslund, nicht ganz weit von Agerwade, liegt ein Hügel der Hanbierre, der Hahnenberg. Nahe dabei ist ein Erlenbruch. Einmal lag da ein junger Mensch und schlief so lange, daß er erst spät in der Nacht aufwachte; da hörte er die lieblichste Musik rund um sich, und da er vor sich sah, ward er zwei Mädchen gewahr, die hüpften und tanzten und fragten ihn oft, um ihn zum Sprechen zu bringen; aber er wußte wohl, daß Gefahr dabei wäre und schwieg. Da hörte er ganz deutlich, wie sie sangen:

Aa hör, de Ungersven! aa vil de int
 Mæ os i Aauten tael,
Saa skal, inden Kok gael, di sölslaan Kniw
 Ret lig dint Hiaert i Dvael. *)

Da ward ihm Angst, als er das hörte, und eben wollte er sprechen, als der Hahn krähte, und die Frauen verschwanden. Seit der Zeit hat der Hügel seinen Namen erhalten.

Solche Wesen aber nennt man im Dänischen Ellequinder.

Thiele II. 214. — Schröder Topogr. v. Schlesw.: Bei Gensacker, Amts Hadersleben, hört man aus dem Skovhoi oft die lieblichste Musik hervortönen.

*) O hör, du Bursche, o willst du nicht mit uns heut Abend sprechen, so soll, bevor der Hahn kräht, dein silberbeschlagenes Messer recht dein Herz in Ruhe bringen.

CDLVIII.

Die drei Weiber.

Im Windbergen, ſo erzählte ein Mädchen in Meldorf, hätte früher ihre Meddersch (Mutterſchweſter) gedient und die hätte es geſehen oder von andern gehört, daß einmal an einem Morgen früh, als die Mägde zum Melken gegangen, drei alte Weiber auf einem dreibeinigen Pferde quer übers Feld an ihnen vorbei geritten ſeien, und das Pferd habe ſo geſchwitzt, daß das Waſſer nur ſo zur Erde geſtrichen ſei. Als ſie vom Melken zurückgekommen ſeien, hätte eines Bauern brauner Hengſt vor der Stalltür angebunden geſtanden; der ſei auch ganz naß und voller Schaum geweſen, und Mähne und Schweif wären ihm geflochten geweſen.

Ähnlich.

CDLIX.

Die ſchwarze Greet am Dannewerk.

Gar ſtraft die alte Königin Margret ſo für ihr unchriſtlich Leben, daß ſie keine Ruhe im Grabe hat und in jeder Nacht über den alten Wall, den ſie mit Hülfe des Teufels gebaut hat, hinreiten muß. Das haben viele Leute geſehen. Oft kommt ſie auch Mittags zwiſchen zwölf und ein. Sie trägt ſtets ein ſchwarzes Kleid, reitet auf einem weißen Roſſe, das Dampf und Feuer ausbraucht; ihr nach folgen zwei andere Geiſter in ſchneeweißem Gewande. So macht ſie jedesmal die Runde in vollem Rennen von Hollingſtedt bis Hollbek. — Einmal war eine Magd ausgeſchickt, an dem Walle Kartoffeln auszugraben; es war Mittags um zwölf. Da kam ſie plötzlich nach Hauſe geſprungen und ſchrie, die ſchwarze Greet ſei ihr vorbei geſauſt und ihre Begleiter ſeien auf ſie losgekommen. Da habe ſie den Kartoffelſack im Stich gelaſſen und ſei davon gelaufen. Als man nun hingieng und nachſah, fand man die Kartoffeln umhergeſtreut und zertreten. Das hatte aber die ſchwarze Greet gethan, weil ſie nicht will, daß auf ihrem Wall gebaut werden ſoll.

Noch in der Neujahrsnacht des Jahres 1844 geſchah es, daß die Kinder der Leute, die bei Kurburg am alten Walle wohnen, Abends ſpät nach eilf von der Nachbarſchaft nach Hause giengen. Da kam ihnen auf dem Walle das weiße Pferd entgegen, mit einem weißen Laken behangen, große Klunker an den Ohren, mit einer Laterne vor dem Kopf, es gab Dampf von ſich, und darauf ſaß eine hohe ſchwarze Geſtalt. Das war die Greet. Zwei andere weiße Geſtalten folgten ihr zu Fuß. Die Mädchen liefen eilig ins Feld, da ſauste das Pferd weiter den Wall entlang, aber die weißen Geſtalten verfolgten ſie. Die Mädchen waren in großer Noth. Die kleinſte fiel

und fieng an zu beten, die andern kamen dazu. Als nun die Eltern die Kleine nach Hause holten, konnte sie kein Wort reden, als: »Das Pferd! das weiße Pferd!« Noch mehrere Tage redete sie nur, und als der Vater diese Geschichte erzählte, ward ihr wieder ganz angst und sie hielt die Hände vors Gesicht, war auch auf keine Weise zu bewegen, etwas davon zu erzählen.

Durch Gust. Arndt.

CDLX.

Die schwarze Dorte.

Der Ritter Heinrich Ramin nahm einst eine verfolgte Frau aus Ungarn in seinen Schutz und erbaute ihr das Schloß zu Mehlbek zu einer sichern Wohnung. Man nannte sie nun die wilde Dorte, denn stets ließ sie sich auf dem Thurm des Schlosses sehen in einem schlangigen weißen Gewande, so oft ein Glück oder Unglück bevorstand. Sie hat sich da lange Jahre auf dem Thurm aufgehalten und war recht der Schutzgeist des Schlosses und seiner Bewohner; als aber ihr Beschützer Heinrich Ramin starb, zeigte sie sich nur in schwarzen Kleidern und darum nennt man sie seit der Zeit stets die schwarze Dorte.

Einst faßten die Bauern des Guts heimlich den Beschluß, den Gutsherrn gefangen zu nehmen und sich seiner Herrschaft zu entledigen. Ob ihr Wohlstand sie übermüthig gemacht, oder der Hunger durch Härte sie erbittert hatte, weiß man nicht; genug, sie stürmten alle bewaffnet aufs Schloß, und dachten den Herrn zu fangen, aber sie fanden nur das leere Haus, der Herr, gewarnt, war eben vorher abgereist. Nun fielen die Bauern über das Schloß her und wollten es zerstören; vergebens warnte und ermahnte sie ein alter Bauer, davon abzulassen und ruhig nach Hause zu gehn; sie hörten nicht auf ihn und begannen ihr Werk. Wüthend tobten sie durch das ganze Schloß; als es aber gegen Abend kam und sie in den großen Saal eindrangen, trat ihnen drohend und mit zorniger Gebärde die schwarze Dorte entgegen. Voller Schrecken wichen sie zurück und flohen; aber der Fluch der schwarzen Frau folgte ihnen. Noch in derselben Nacht stand das ganze Dorf in Flammen; da liefen die Bauern eilig nach dem nahen Teiche, um Wasser zum Löschen zu holen, aber keiner kehrte zurück, denn alle wurden mit Frau und Kind in Frösche verwandelt, und wo bisher das Dorf gewesen war, steht von dieser Zeit an der Teich mitten in einer großen grünen Wiese. Die große schöne Eiche, die unter dem Namen des Pfannkuchenbaums in der ganzen Gegend bekannt ist (und sie erhielt diesen Namen, weil die Arbeiter unter ihr gewöhnlich ihr Frühstück verzehren), hat vormals auch zu dem untergegangenen Dorfe gehört. Darunter saß damals in tiefer Trauer der alte Bauer, der die andern

gewarnt hatte und hindern wollte; er allein und seine Tochter waren verschont geblieben, aber Hab und Gut waren nun verloren. Da setzte sich ein wunderschönes Vöglein über ihnen auf einen Zweig und sang mit heller Stimme:

Kumm, Vatter, kumm geswinde!
Hier buten weit de Winde.
Swart Doortje hett my häer bestellt,
Ik sall dy gäwen väles Gelt,
Du schast en nees Huus dy maken,
Swart Doortje gift dy schöne Saken
Wo ik dy't wisen do,
Do, Vatter, kiek man to!

Da stand der Alte auf und folgte dem Vogel, der langsam vor ihm hin flog und bald an dem Orte sich niederließ, wo jetzt das Dorf Nebbek steht. Sogleich verschwand der Vogel; aber unter einem Baume lag ein schwerer Geldsack, darauf stand geschrieben: Meinem treuen Helfer in der Noth. Da fieng der Alte an und ließ ein neues Haus bauen, und bald folgten mehr Leute seinem Beispiele, in der Hoffnung, daß auch ihnen solches Glück zu Theil werde. Allein die schwarze Dorte hat nur einmal ein solches Wunder gethan.

Jetzt ist das alte Schloß und der Thurm, den die Dorte bewohnte, längst abgebrochen, aber die Leute versichern, daß man noch oft, sobald etwas Wichtiges bevorsteht, sie Nachts in einem mit vier schwarzen Pferden bespannten Wagen umherfahren sieht.

Nach einer schriftlichen Mittheilung.

CDLXI.

Die Spinnerin.

An dem Orte, wo der Kirche gegenüber früher das Stellauer Schloß gestanden hat, sieht man zu gewissen Zeiten in stillen Nächten eine schöne Frau in strahlendem Gewande mit langem goldgelbem Haar, die mit dem größten Fleiße stets auf einer goldenen Spindel spinnt. Viele Leute haben sie da gesehen und beobachtet, und zugleich versichern manche, daß früher und auch in den letzten Jahren an demselben Orte oft die prachtvollsten Häuser, Gebäude und Anlagen zu sehen waren, und daß zu gleicher Zeit ein Summen und Brausen sich vernehmen ließ, ähnlich wie in einer großen Handelsstadt; was das aber alles zu bedeuten hat, weiß noch niemand zu sagen. Die Eisenbahn von Altona nach Kiel geht jetzt nicht ganz weit davon vorbei.

(Auf dem Hügel, der Trelbreggel heißt, am Wege von Raepsted nach Höist, sieht man Nachts auch eine Spinnfrau sitzen.)

Herr Ketelsen auf Breitenburg (und cand. min. Meßtorff in Raepsted).

CLXII.

De gode Kriſchan.

Es war einmal eine traurige Zeit für Blankeneſe. Kein Fiſch gieng ins Netz mehr, keiner biß mehr an die Angel, das Korn auf dem Felde verdorrte und war taub, die Obſtbäume ſtanden leer, Kühe und Schafe trockneten auf, die Pferde wurden lahm, es herrſchte der bitterſte Mangel. Und je weiter es in dem Jahre gegen den Herbſt kam, je ärger ward es. Eine Scheune und ein Stall nach dem andern brannten ab, ſo wie Korn und Vieh eingebracht waren. Selbſt die kleinen Kinder wurden Nachts von dem Bette der Eltern aus den Wiegen weggeſtohlen, obgleich man Thüren und Fenſtern wohl verwahrt hatte und ſie nachher auch noch immer feſt verſchloſſen fand. Was die Urſache dieſes Unglücks ſei, wußte niemand zu ſagen, niemand wußte auch Rath. Der Ort war dem äußerſten Elend nahe. Da entdeckte endlich durch Zufall ein Hirtenburſche wie es damit ſei. Er war gegen Abend vor Müdigkeit am Abhange des hohen Süllbergs eingeſchlafen. Erſt um Mitternacht erwachte er und wollte eben ſchnell nach dem Dorfe zurückkehren, als er zu ſeinem Schrecken den Berg ſich von einander thun und ein altes häßliches Weib aus der Spalte hervorkommen ſah. Eine Weile ſtand ſie noch auf der Spitze des Berges ſtill und ſah ſich nach allen Seiten um, dann ſtieg ſie hinab und gieng dem Dorfe zu mit den Worten: „Nun, ich will hin und will allen Kühen und Pferden die Schwänze abſchneiden. Das ſoll morgen einen hübſchen Spectakel geben.“ Der Hirtenjunge hatte ſich aus Furcht hinter einen Buſch verkrochen und platt auf den Bauch niedergelegt, um nicht von der Hexe geſehen zu werden. Kaum aber war ſie fort, eilte er dem Strande zu, machte ein Boot los und fuhr auf die Elbe hinaus; denn ins Dorf wagte er ſich nicht, weil er der Hexe leicht begegnet wäre. Am Morgen aber ruderte er wieder zurück, weckte die Leute und erzählte, was er gehört hatte. Da ſah man nun in den Ställen nach und kein Pferd und keine Kuh war verſchont geblieben; ſpäter fand man die abgeſchnittenen Schwänze unten am Ufer liegen.

Nun dachten die Blankeneſer darauf, wie am beſten dem Unheil abzuhelfen ſei. Die heilige Chriſtnacht ward zur Ausführung des Planes auserſehen. An der Stelle des Berges, wo der Hirtenjunge das Weib hatte herauskommen ſehen, ward ein großer Holzſtoß errichtet und viel Stroh zuſammengetragen. Am Abend verſammelte ſich das ganze Dorf, alt und jung, am Fuße des Berges, mit dem Paſtor aus Nienſteden an der Spitze; der gute Chriſtian, wie der Hirtenjunge hieß, ſtand allein in der Nähe des Scheiterhaufen mit einer brennenden Lunte in der Hand. Als nun die Uhr zwölf ſchlug, ſo fieng es in dem Holzſtoß an zu raſſeln, mehrere Stücke fielen

auseinander und in einem Augenblick stand die Hexe vor ihm. Sogleich steckte der Bursche die Lunte in das Stroh und in demselben Augenblicke stimmten die Leute unten am Berge einen Gesang an und kamen immer näher herzu. Der Scheiterhaufen stand bald in hellen Flammen; darum konnte die Hexe nicht zurück in den Berg, gegen den Pastor und den Gesang konnte sie auch nicht ankommen, und dem guten Christian konnte sie nichts anhaben, weil er erst eben vorher das Abendmahl genommen hatte und reines Herzens war. Die Blankeneser kamen unterdeß immer näher und näher in einem Kreise auf sie zu und drängten sie so endlich in die Flamme; da mußte sie elendiglich verbrennen. Die Stelle, wo dies geschehen ist, blieb bis auf diesen Tag kahl und öde und kein Halm wächst darauf; aber die Geschichte vom goden Krischan ist noch in Blankenese und der ganzen Umgegend wohl bekannt; denn er war es, der das Dorf von der Plage befreite und es seitdem wieder zu seinem alten Wohlstand kommen konnte.

Auf dem Sülberg, dem höchsten Berge in der ganzen Gegend, stand in alten Zeiten ein Schloß, und der ganze Berg war mit Wald bewachsen. Jetzt ist das Schloß in den Berg verwünscht; aber einmal im Jahre, in jeder Mainacht, thut sich der Eingang dazu auf.

Sagenbibliothek. Hamburg bei Renk. Bd. I. Heft VIII. No. 10. — Mündlich.

CDLXIII.

Die Prinzessin im Nobiskruger Holze.

Jedermann, der einmal von Kiel nach Rendsburg gefahren ist, kennt den Nobiskrug, das letzte Wirthshaus vor der Festung. Da liegen zwei Gehölze dicht bei einander, eine Wiese trennt sie. Hier stand vor alten Zeiten ein großes Schloß, man will noch Spuren finden. Es versank endlich und sitzt jetzt unten im Grunde. In gewissen Nächten aber steigt daraus die Prinzessin hervor, angethan mit einem grünen Jagdkleide, ein großes Bund Schlüssel an der Seite. Sie wandelt dann über die Koppeln bis zu dem wilden Apfelbaum, der neben der Landstraße steht: in den setzt sie sich und klagt, weint und jammert. Manche haben sie da gesehen, aber niemand weiß, was ihr fehlt. Der Apfelbaum ist oft umgehauen, doch immer schlägt die Wurzel schnell wieder aus und jeden Sommer steht er voll Blüthe, aber niemals trug er noch Früchte.

Man meint, die Prinzessin habe schon mehrere Male Leute mit in ihr Schloß genommen; sie sind niemals wieder gekommen; daher warnt man in Rendsburg gerne jeden, der zum Nobiskrug hinaus

spaziert, er möge auf seiner Hut sein, die Prinzessin möchte ihn einschließen.

Mündlich.

CDLXIV.

Die Frau auf der Thyrenburg.

An der Westseite des Dannewerker Sees, oberhalb des Wiesengrundes, der Loseck genannt wird, findet man in einem kleinen schönen Buchenwalde den mit einem trockenen Graben umgebenen Burgplatz der sogenannten Thyrenburg. Ringsumher ist alles dürre braune Heide, aber im Sommer steht der schattige Burgplatz voll blühender Vergißmeinnicht. Hier hat man oft in der Dämmerung des Spätsommers eine hohe Frau auf einem goldenen Stuhle sitzen sehen, wie sie ihr langes Haar mit goldenem Kamme kämmt; wenn sie es in Flechten gelegt, so verschwindet sie. In der Johannisnacht sieht man sie jedesmal, besonders gegen Morgen, da sitzen, umgeben von vielen Menschen. Wer dann zu ihr kommt, den zieht sie mit in ihr unterirdisches Reich hinab. Daher warnen Mütter ihre Kinder, in der Zeit nicht dahin zu gehen.

Weil man weiß, daß die Prinzessin viele Schätze besitzt, so haben einmal drei Leute am Johannisabend angefangen da nachzugraben, sie wurden aber beständig so mit Ruthen über das Gesicht geschlagen, daß sie bald gezwungen waren umzukehren. Das folgende Jahr faßten sie neuen Muth; aber es gieng noch schlimmer. Denn nun wurden sie nicht mit Ruthen gestrichen, sondern die hohen Waldbäume fiengen an zu wanken und zu schwanken und drohten über sie zusammenzufallen.

Es ist in alten Zeiten geschehen, daß die verwünschte Prinzessin da unten eine große Hochzeit gehalten hat. Dazu braute sie so viel Bier, daß alles Wasser aus ihrem Burggraben aufgebraucht ward und er seitdem trocken ist. Davon aber hat sie noch eine große Menge Bier in großen Fässern übrig behalten, und es lebt ein Bauer in Dannewerk, von dem man sagt, daß er alle Jahr zur Roggenernte sein Bier sich von ihr holt. Er muß dann am Johannismorgen zur Stelle sein, wenn sie vor der Burg sitzt und sich sonnt; dann bekommt er so viel, als er haben will und gibt ihr nichts dafür, als ein kleines weißes Lamm.

Siebenter Bericht der Gesellsch. für Alterthümer S. 9. und nach mehreren Mittheilungen, besonders Arndts.

CDLXV.

Die Duborg.

In alten Zeiten stand oberhalb Flensburg ein Schloß, das hieß die Duborg. Nun hauste da einmal ein gottloser Ritter, der

versündigte sich an dem Heiligsten. Da that sich die Erde auf und das Schloß versank mit allem, was darin war, und an die Stelle trat ein tiefer, unergründlicher Teich, der sogenannte blaue Damm. Von dem Schlosse ist nur ein kleines Stück Mauerwerk nachgeblieben. Aber in jeder Neujahrsnacht, sobald es von St. Marien zwölf schlägt, steht es in seiner ganzen alten Herrlichkeit wieder da. Dann erheben sich die Könige und Herren, die einst in dem Schlosse gewohnt haben, aus dem blauen Damm und ziehen mit ihrem ganzen Gefolge in langem Zuge um das Schloß herum und endlich zum Thore hinein. Sobald aber der letzte ins Thor gekommen ist, schlägt es eins und Alles muß wieder versinken. Man will auch oft den großen schwarzen Pudel mit glühenden Augen, der in den Stadtgräben umherstürmt, und der der verwünschte Bürgermeister Peter Tymmermann sein soll, hinter dem Zuge gesehen haben.

Es sind viele Schätze mit dem Schlosse versunken. Aber sie werden von zwölf weißen Jungfrauen gehütet; daher ist alles Graben vergebens. Diese zwölf Jungfrauen stehen auch in der Neujahrsnacht, gehüllt in ihre langen Schleier, dreimal um den Platz des ehemaligen Schlosses herumgehen, dann aber verschwinden.

Man erzählt, daß einmal drei Soldaten standen und Wache hielten, aber da der eine in die Stadt ging, geschah es, daß eine hohe weiße Frauengestalt zu dem andern kam, ihn anredete und sagte: „Ich bin ein unseliger Geist, der nun schon viele hundert Jahre umhergewandelt ist, aber niemals werde ich Ruhe im Grabe finden!“ Dann vertraute sie ihm, daß unter dem Mauerstück ein großer Schatz verborgen sei, den nur drei Menschen in der ganzen Welt heben könnten, er aber wäre einer von diesen. Der Mann, der nun sein Glück gemacht sah, gelobte in Allem ihren Befehlen nachzukommen; da befahl sie ihm, in der nächsten Mitternacht wieder zur Stelle zu sein. Unterdessen war der andere Soldat aus der Stadt zurückgekommen und traf seinen Kameraden noch in dem Gespräch mit der weißen Frau. Doch verschwieg er das, was er gehört und gesehen hatte, er fand sich aber am nächsten Abend bei Zeiten ein und hielt sich in einem Gebüsch in der Nähe verborgen. Als der Soldat nun mit Spaten und Hacke kam, stellte sich auch die weiße Frau ein, aber sobald sie merkte, daß sie belauscht würden, setzte sie die Arbeit aus auf den nächsten Abend. Der andre Soldat, der nun vergebens auf der Lauer gestanden hatte, begab sich nach Hause und ward plötzlich krank; er glaubte, daß es sein Tod sein würde. Da rief er seinen Kameraden zu sich, offenbarte ihm, daß er alles wüßte, und ermahnte ihn dabei, sich nicht mit solchem Spuk abzugeben, sondern lieber bei dem Prediger Rath zu suchen, der ein kluger Mann war. Diese Ermahnung nahm der Soldat zu Herzen und entdeckte die Sache dem Prediger, der ihm jedoch befahl, ganz so zu thun, wie die Frau es wollte, nur daß sie selbst zuerst Hand ans Werk legen müsse. Zur festgesetzten Zeit fand sich der Soldat

am rechten Orte ein. Nachdem das Gespenst ihm die Stelle gezeigt hatte und die Arbeit vor sich gehen sollte, sagte sie zu ihm, daß wenn der Schatz gehoben sei, da solle die eine Hälfte ihm gehören, aber die andere solle er zu gleichen Theilen an die Kirche und die Armen geben. Da fuhr ein böser Geist in den Soldaten und seine Habsucht erwachte, so daß er ausrief: „Wie! soll ich denn nicht das Ganze haben?“ Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als das Gespenst mit einem gar kläglichen Tone in einer blauen Flamme dahinfuhr und verschwand. Der Mann ward krank und starb am dritten Tage darnach. Nun ward diese Geschichte weit und breit im Lande bekannt und es war da ein armer Student, der meinte, hier könne er sein Glück machen. Er ging daher um Mitternacht an den Ort, traf auch die weiße, umgehende Frau und sagte ihr, was er wollte. Aber sie antwortete, daß er nicht einer von den dreien wäre, die allein sie erretten könnten, und daß die Mauer noch lange so fest stehen würde, daß keine Menschenhand sie niederzubrechen im Stande sein würde; doch sagte sie ihm zu, daß einst zum Dank für seinen guten Willen er solle belohnt werden. Und es wird erzählt, daß, als derselbe Student einmal später da vorbeiging und mitleidig sich der Klage der unglücklichen Frau erinnerte, er mit der Nase auf eine eine große Menge Geld fiel, das ihm aber schnell wieder auf die Beine brachte. Aber die Mauer steht unbeweglich, und so oft man versucht hat, sie niederzubrechen, so wächst jedesmal in der Nacht das Abgebrochene wieder nach.

Vgl. Nr. 173. Das Schloß ward 1719 abgebrochen. Vierter Bericht der Gesellsch. für vaterl. Alterthümer 1839. S. 31. Herr Land. Arndt. — Herr Jansen in Tondern. — Thiele 1. 25*. Von dem Schlosse sollen lange unterirdische Gänge unter einem großen Theil der Stadt hingehen, bis zum Kloster, der jetzigen gelehrten Schule. Die Gänge sind jetzt verschüttet, aber vor einigen Jahren fand man menschliche Gebeine darin, die längs den Wänden in Ketten hiengen. Die sollen von Mönchen herrühren, die hier zur Strafe eines langsamen Hungertodes starben.

CDXLVI.

Die Prinzessinnen im Tönninger Schloß.

1.

Als Tönningen einmal von Feinden belagert war, haben die drei Töchter des Generals, der das alte Schloß bewohnte und die Stadt verteidigte, ein Gelübde gethan, und sich in den Keller verwünscht. Das Schloß ist nun längst abgetragen; aber die Keller sind noch da und von der Wasserseite sichtbar. Darin werden die verzauberten Prinzessinnen von einem großen Höllenhunde mit feurigen

Augen bewacht. Ein Matrose faßte einmal den Entschluß, sie zu befreien. Er gieng zu einem Priester, ließ sich das Abendmahl geben und über die ganze Sache genau unterrichten. Dann begab er sich, ausgerüstet mit einem guten Spruch, auf den Weg und kam bald an ein großes eisernes Thor, das sogleich aufsprang, sobald er nur seinen Spruch gesagt hatte. Als er nun hineintrat, saßen die drei weißen Jungfern da und laßen und zerpflückten Blumen und Kränze, in der Ecke aber lag der Höllenhund. Der Matrose sah, wie schön sie waren; da faßte er Muth und fragte, wie er sie erlösen könne. Die Jüngste antwortete, daß er das Schwert, das an der Wand hange, nehmen und damit dem Hunde den Kopf abschlagen müsse. Der Matrose nahm das Schwert herunter und erhob es schon zum Hiebe, da sah er seinen alten Vater vor ihm knien, und er hätte ihn unfehlbar getroffen. Voller Entsetzen aber warf er das Schwert weg und stürzte zur Thür hinaus, die mit ungeheurem Krachen zufiel. Er selbst aber starb nach drei Tagen.

Mündlich.

2.

In Lönningen stand früher ein herrliches Schloß; als aber die Stadt durch Sternbock geschleift ward, wurde das Schloß zerstört. Seitdem zeigen sich alle sieben Jahre an der Stelle des frühern Schloßes (an des Landschreibers Stelle) drei Jungfrauen, das sind drei verwünschte Prinzessinnen. Wenn diese entzaubert sind, so steigt augenblicklich das Schloß wieder empor in seiner alten Herrlichkeit. Einer hat es einmal versucht, sie zu erlösen. Es stand noch vor nicht gar langer Zeit an der Nordseite des Schloßplatzes ein großer Baum, dessen Stamm sich eben über der Erde in zwei starke auseinandergehende Wurzeln theilte. Unter diesen Wurzeln gieng ein gemauerter Gang in die Erde. Da stieg nun der, der die Prinzessinnen erlösen wollte, hinein und kam an eine eiserne Thür; davor lag ein Kalb, und er tötete es, wie es zur Entzauberung nöthig war. Dann kam er an eine zweite Thür, davor lag ein anderes Thier; auch dies tötete er, wie es vorgeschrieben war. Da kam er an eine dritte Thür, davor standen seine eignen verstorbenen Eltern, die konnte er nicht töten und er mußte umkehren. So sind die drei Prinzessinnen also noch nicht entzaubert, und das Schloß ist auch noch nicht wieder auferstanden.

Durch Storm. — Das Schloß ward 1735 abgebrochen.

CDLXVII.

Der schwarze Hahn.

Zwischen Krockau und Fiefbergen in der Probstei liegt der Sommerhof, jetzt ein Buschblick von ziemlichem Umfange, wo die

Krockauer Bauern jährlich schönen starken Busch zum Brennen hauen. Hier stand früher ein altes Schloß, wovon man noch sehr deutlich Spuren sieht, obgleich dichtes verworrenes Gebüsch und Dorngestrüpp alles überwuchert hat. Es ist dieses Schloß aber auch bezaubert und wird gewis nicht sobald erlöst werden; denn es kann nur durch einen schwarzen Hahn, der hinkend geboren wird, geschehen.

Durch Herrn Rethwisch auf Oevelgönne.

CDLXVIII.

Die gelbe Blume.

König Abels Schloß in Schleswig, wo der Verrath an seinem Bruder Erich geschah, ist spurlos verschwunden. Doch findet man auf dem Möwenberg noch unter dem Grase alte Kellermauern: hier liegen seine Schätze. Man hat da Nachts Lichter und Flämmchen erblickt und Schatzgräber haben da oft ihr Glück versucht. Aber Niemand ist doch noch zu den großen Schätzen gekommen.

Einmal aber in einer Nacht gieng ein Mann an der Schlei herauf und wie er aufblickte, sah er auf dem Möwenberg ein helles Leuchten. Neugierig und erstaunt über das Wunder, folgte er dem Scheine; er merkte endlich gar nicht, daß er über das Wasser gieng und es unter seinen Füßen wie Eis hielt, bis das Leuchten immer heller und heller ward und er am Ende vor einem nie gesehenen großen Schlosse stand. In dem Schloßhof aber sah er eine wunderbare gelbe Blume, die vor allem leuchtete und den Glanz verbreitete. Er brach sie ab und gieng damit näher zum Schlosse, erst gieng er rund herum, dann trat er ein; in dem Schlosse aber fand er alle Thüren verschlossen; sobald er aber die Blume dran hielt, sprangen sie auf. Er gieng so durch alle Gemächer, eines war immer herrlicher als das andre. In dem letzten fand er endlich ein prächtiges Mahl angerichtet und nachdem er sich niedergesetzt und nach Herzenslust gegessen und getrunken hatte, stand er auf und wollte wieder gehen. Da rief ihm eine Stimme zu: Vergiß das Beste nicht! Er sah sich um und erblickte Niemand; unter all den Kostbarkeiten aber, die auf dem Tische standen, däuchte ihn nichts schöner als ein großer silberner Becher von gar künstlicher Arbeit. Da rief es zum zweiten Male: Vergiß das Beste nicht! Aber er langte nach dem Becher und wollte fortgehen; da rief es zum dritten Male: Vergiß das Beste nicht! Er sah sich noch einmal im Saale um, aber da er nichts schöneres fand, behielt er den Becher und gieng damit über das Wasser nach der Stadt zu. Als er nun auf dem Lande sich umwandte, war das Schloß und alle Herrlichkeit verschwunden und nie hat er es wieder gesehen. Erst nach hundert Jahren blüht in einer Nacht die gelbe Blume wieder und ein Glücklicher kann das Schloß erreichen und es öffnen. Den Becher aber behielt der Mann und der ist nach-

der in die Silberkammer auf Gottorp gekommen, wo alte Leute ihn noch gesehen haben. Die Sachen sind jetzt alle nach Kopenhagen gebracht worden.

Durch Herrn Pinzken. — Man sagt auch so: Wenn ein keuscher Jüngling und ein braver Ehemann zusammen durch den unterirdischen Gang gehen, der von Graf Mettkes Haus nach dem ehemaligen Schloß auf dem Möwenberge führt, und alles vollbringen, was ihnen dort aufgetragen wird, so soll König Abels Schloß in aller seiner Pracht wieder erstehen.

CDLXIX.

Die Schätze im Margretenwall.

In Kurburg leben noch viele alte Leute, die davon zu erzählen wissen, daß in dem sogenannten krummen Wall, einem Theil des Dammwerks, sich alle sieben Jahre eine silberne Tafel wohl besetzt mit allem Geschirr habe sehen lassen; sie steigt herauf, aber ehe die Leute dahin gelangen, ist sie schon wieder verschwunden.

Der Kuhhirte vom Klein-Dammwerk weidete an einem Morgen seine Kühe in der Nähe des alten Walles. Da sah er, daß dieser sich auseinander that, so daß man hinein gehen konnte. An den Wänden zu beiden Seiten hiengen viele goldene und silberne Kostbarkeiten, ganz besonders aber eine erstaunliche Menge Dreikörner. Der Kuhhirte bekam Lust, eins davon zu holen; als er aber hineintrat, saß da ein großer feuriger Mann auf einem eisernen glühenden Stuhl. Da entsetzte sich der Hirte, lief und sah, wie der Wall hinter ihm wieder zusammenklappte. Weil er sich aber die Stelle genau gemerkt hatte, gieng er später mit Andern dahin, um nachzugraben. Da gukte wieder der Mann mit seinem Kopfe hervor, mit Augen darin so groß wie ein Schillingstopf. Seit der Zeit ließ man das Nachgraben sein, aber die Stelle ist noch zu sehen, wo man es damals versucht hat.

Durch Cand. Arndt und Adv. Heiberg in Schleswig.

CDLXX.

Die goldnen Wiegen.

An gar vielen Orten unseres Landes wissen die Leute davon zu erzählen, wo eine goldne Wiege verborgen liegt. Am Oldenburger Wall auf der Puttloser Heide, in einem kleinen Gebüsch, dicht bei Friederikenhof, sagen sie, liegt außer einer goldnen Wiege auch noch ein goldnes Kleid, fünftausend Thaler an Werth, und andere Kostbarkeiten. Da geht auch eine verwünschte Prinzessin umher. Bei Tönningstede, im Kirchspiel Leezen bei Segeberg, steckt eine goldne Wiege in einem Hügel. Man hat sie schon einmal herausgegraben und

verſucht, ſie ins Dorf zu bringen. Aber gleich ſtanden die Pferde ſtill und der Wagen war nicht von der Stelle zu bringen. Als man aber darauf die Wiege wieder abhob, hat ſie ſich ſelbſt ſogleich an ihren alten Ort begeben und ihre alte Stätte wieder eingenommen.

Auf der Feldmark des Dorfes Bohnert, am ſüdlichen Ufer der Schlei, hat eine Königsburg gelegen. Da hat man zu Zeiten auf dem Burgplatz eine goldne Wiege geſehen. Einem Dienſtjungen in Miſſunde träumte einmal, daß er in Bohnert diene und Abends hingienge, die Pferde zu holen, die goldne Wiege zu ſehen bekomme. Er kam ſpäter wirklich bei dem Bauern in Bohnert in Dienſt, dem die Ländereien, worauf die Königsburg liegt, zugehörten. Eines Abends gieng er mit dieſem aus, um die Pferde zu holen. Der Bauer befahl ihm, unten an der Schlei entlang zu gehen, und die Pferde weiter hinauf zu treiben. Als der Junge nun an den Burgplatz kam, erblickte er zu ſeiner Verwunderung in der Mitte deſſelben die goldene Wiege, ſo blank und glänzend, daß es ihn blendete. Wäre er nun ſtillſchweigend darauf zugegangen und hätte ſein Meſſer darauf geworfen, wäre ſie ſein geweſen. Aber er lief zu ſeinem Herrn zurück und erzählte ihm, was er geſehen habe, und als ſie nun wieder auf den Burgplatz kamen, war die Wiege verſchwunden.

Mündlich und durch Herrn Premierl. Timm in Plön. Vgl. No. 277.

CDLXXI.

Ein Vogel weiſet den Schatz.

In einem Hauſe zu Embüren bei Rendsburg ſtand eines Tages ein junges Mädchen, die Tochter des Hauſes, auf der Hausdiele. Da kam ein wunderlieblicher Vogel und ſetzte ſich auf die halbgeöffnete Hausthür. Es ſchien dem Mädchen, daß der ſchöne Vogel nicht recht fliegen könnte; da wollte ſie ihn haſchen. Aber der Vogel flatterte immer vor ihr her und kroch zuletzt unter die Wurzeln eines hohlen Baums. Nun dachte das Mädchen den Vogel zu haben, griff hinein, aber ſtatt des Vogels bekam ſie eine Schachtel in die Hand mit einer zwei Ellen langen ſilbernen Kette. Dies iſt vor ungefähr zweihundert Jahren geſchehen und man bewahrt in dem Hauſe noch bis auf den heutigen Tag die Kette als ein Familienerbſtück ſorgſam auf.

Durch Herrn J. Vollert in Embüren.

CDLXXII.

Der Goldkeller im Laböer Berge.

An einem Oſtermorgen, als eben die Frühlingsſonne freundlich ſchien, gieng eine Frau aus Laböe mit ihrem Kinde auf dem Arm

hinaus ins Freie, und wie sie so wandelt und endlich an den Wunderberg kommt, findet sie diesen offen stehen. Ein heller Schein leuchtete ihr entgegen und als sie hineintrat, fand sie da Haufen Goldes und Silbers liegen. Da setzte sie ihr Kind auf einen großen Tisch, der in der Mitte stand, und gab ihm die drei rothen Aepfel zum Spielen, die darauf lagen; sie selber füllte ihre Schürze schnell mit Gold und eilte dann hinaus. Sogleich aber merkte sie, daß sie in der Hast ihr Kind vergessen habe. Umsonst klagt und weint sie nun und geht wohl hundertmal um den Berg herum; der Eingang war nirgend mehr zu finden. Gern hätte sie all ihr Gold und Silber drum gegeben, wenn sie ihr Kind wieder gehabt. — Als aber wieder die Zeit der Ostern kam und es um die Kirchzeit war, gieng die Frau wieder zum Berge und worauf sie das ganze Jahr gehofft hatte, war erfüllt. Der Berg stand offen, und wieder funkelten die Schätze. Sie aber sah sich nicht nach ihnen um, sondern eilte hinein und fand ihr Kind noch auf dem Tische sitzen, wie sie es gelassen hatte, mit den Aepfeln munter spielend. Lächelnd streckte es seine Arme der Mutter entgegen; sie ergriff es rasch und eilte hinaus: aber kaum traf der erste Sonnenstrahl das Kind, so verschied es in ihren Armen.

Gardthausen Eidora 1823, S. 169.

CDLXXIII.

Die Schatzquelle.

Eine Viertelstunde westlich von der Stadt Hadersleben liegt ein waldbewachsener Hügel, Böghoved, der Buchenhügel, genannt. Hier hat Herzog Hans gewohnt, ehe er das Schloß an der Ostseite der Stadt erbaute, wovon man noch die Trümmer sieht. Als nun eines Morgens eine Bäuerin Butter nach der Stadt tragen wollte, sah sie oben auf dem Hügel etwas so gewaltig im Glanz der Morgensonne flimmern. Sie kletterte hinauf und wollte doch sehen, was es sei. Da quollen Goldstücke aus dem Boden hervor, als wenn ein Maulwurf sie herauswürfe; sie glänzten ihr recht entgegen, aber ein kleiner schwarzer Hund lag darauf und bewachte sie. Doch die Frau blieb unverzagt und wuste, wie sie sich zu verhalten habe; sie band ihre Schürze los, breitete sie auf dem Boden aus und legte das Hündchen säuberlich darauf; dann scharrte sie einen guten Theil von den Goldstücken in ihren Rock, doch nach Verhältnis der Menge, die da war, bescheiden, nahm dann das Hündchen wieder eben so säuberlich und legte es an seinen Ort. Darauf, als sie nun gehen wollte, sprach das Hündchen: „Wer dich das gelehrt hat, der hat dir keinen Schlag auf den Mund gegeben!“ Die Frau aber gieng ungefährdet von dannen. Man hat später von der Goldquelle nichts mehr gehört, sie scheint versiegt zu sein.

Schriftliche Mittheilung

CDLXXIV.

Der Schlangenkönig.

Einſt fanden Mädchen auf dem Felde einen Knäuel von vierzehn oder funfzehn Schlangen, die alle durcheinander ziſchten; eine aber trug eine goldene Krone. Da band ein Mädchen ihre weiße Schürze ab und legte ſie neben den Knäuel auf den Boden. Alsbald kam die größte von den Schlangen, welche der Schlangenkönig war, und legte ſeine Krone auf die Schürze; die war von lauterm Golde mit vielen grünen Edelſteinen. Nun ſprang das Mädchen ſchnell hinzu und raffte die Krone an ſich. Als das aber der Schlangenkönig ſah, ſchrie er ſo entſetzlich, daß das Mädchen davon ganz taub ward. Die Krone verkaufte ſie hernach für vieles Geld.

Aus Niebüll bei Schleswig durch Gand. Arndt.

CDLXXV.

Die Schlange in der Duborg.

In den Ruinen der alten Duborg bei Flensburg lebt eine blauliche Schlange, die trägt eine kleine Krone von dem feinſten Golde auf ihrem Kopfe. Sie zeigt ſich nur einmal am Tage in der Mittagsſtunde, aber auch nur auf einen Augenblick. Wer ſie aber fangen oder ihr die Krone rauben kann, der iſt glücklich. Der König bezahlt ihm ſogleich zwanzigtauſend Thaler Courant dafür; denn wer ſie trägt, der iſt unſterblich.

Herr Fries.

CDLXXVI.

Schnaken in Gold verwandelt.

Ein Bauer in Wittorf bei Neumünſter, Namens Wittorf, der Aeltervater des noch jetzt da lebenden Hufners, gieng eines Mittags nach ſeiner hinter der Burg gelegenen Koppel, um ſein Füllen einzufangen und nach Hauſe zu treiben. Als er nun durchs Holz gieng und den ſogenannten Schloßberg erreichte, bemerkte er einen ſeltſam gekleideten Mann, der mit einem großen Stock in einem Haufen Schnaken rührte. Der Bauer erſchrak und wollte umkehren, aber der Mann redete ihm zu näher zu kommen, doch ſollte er ſich ganz ruhig verhalten; dann werde ihm ein großes Glück widerfahren. Er füllte nun dem Bauer die großen Seitentaſchen des Rocks mit ſeinen Schnaken und hieß ihn darauf ruhig nach Hauſe gehen. Der Bauer wagte nicht, ſich zu widerſetzen, obwohl ihm unheimlich ward, und er gieng mit den Schnaken fort. Kaum aber war er eine Strecke

gegangen, so bemerkte er, daß es ihm in den Taschen immer schwerer und schwerer ward, je näher er dem Dorfe kam; nur mit Mühe konnte er sich zuletzt fortschleppen. Keuchend erreichte er sein Haus; aber wie erstaunt war er, als er nun statt der Schlangen große Haufen des allerschönsten blanken Silbergeldes aus den Taschen schüttete! Dies Geld, versichern die Nachkommen des Bauern, hat den Grund zu ihrem jetzigen Wohlstande gelegt.

Mündlich.

CDLXXVII.

Kohlen in Gold verwandelt.

1.

En Buer uet Geltorp weer enmael in Kochelsdörp to Besöek by syne Süster. Nu harr he so väel drunken unn dat weer all so düester, dat se em nich weg gaen laten wull; he wull awer doch to Hues na syne junge Fru: „Laet den Düwel man kamen," sä he. He weer noch nich wot kamen, da bemött em en brannige Sæg, de löpt ümmer achter em an unn he mütt sik mit äer herümslaen; telezt wart he doch mit äer farrig. Da kumt awer en swarte Hunt, de will em byten, unn he mütt sik oek mit den herümslaen, bet he an de Bäek kumt, de æwer den Weg löpt; da mütt de Hunt torügg blywen. As de Buer nu da æwer dat Steg gaen will, so steit da en grote swarte Rys. De seggt to em: „Ga du föran!" He seggt: „Nä, ga du föran!" De Swarte bleef staen unn wull nich nagäwen. Telezt sä de Buer: „In drre Düwels Namen, so sast du seen, wat ik do!" Da sprüng he flink æwer dat Steg hinæwer unn de anner kunn em nich nakamen. Nu löep de Buer den Styg herup an den Hüttener Barg; da stünn de hele Barg in Füer. He dach, da kanstu dyn Pyp by anstäken. He raek mit synen Stok de Kalen heruet, wenn he se awers anfaten unn up de Pyp leggen wull, weren se uetgaen. He steek de all in syn Dasch un sä: „Wer weet, wo to den Düwel syn Füer goet is!" Syn Pyp awers kreeg he nich to brennen. As he nu to Hues keem, sä syn Fru: „Wo büst du so lang wäsen?" He sä: „Ik heff my mit Deerter unn Minschen herümslaen." Se trök em de Stäweln uet, unn as se syne Büchsen rein maken wull, höer se wat klingeln, unn as se to seeg, weren dat luder Goltstücken; da weren de Kalen to Golt worren, so väel he mit namen harr, unn davan würren de beiden jungen Lüed so ryk, dat se sik en groten Hoff köpen kunnen.

2.

In Owschlag is en Buerstäd', de het kene annere Lasten to drägen, as dat se de Breef uetdragen mütt, de de Hardesvaegt schickt.

Eenmal keem da oek en Breef, da is kener to Hues as de Jungheern. De trök oek glyk äer Scho unn Strümp uet unn löep weg. As se nu in dat Osterbyholt keem, see se vör sik en Füer, da seet en Käerl daby unn rack Kalen heruet. „Goden Abent!“ sä se. Kene Antwoert. „Goden Abent!“ sä se noch mael. Kene Antwoert. Do sä se noch mael: „Goden Abent!“ unn treed' heran. Da sä he: „Hol dyn Schörteldoek up!“ Dat dä se oek unn he smeet äer drer Schüffeln vull Kalen herin. Nu dach se, de glönigen Kalen sullen straks dörch de Schört brennen; dat gescheeg awer nich. „Wunnerboer is dat doch,“ sä se unn steek de Schört mit de Kalen ünner den Busch. As se den Breef nu wegbröcht harr, neem se de Schört mit unn legg se in äre Laed', unn da se de den annern Dag werrer 'ruet nimmt, legen da luder Goltstücken in. Dafær hett se sik en Hoff koft twischen Eckernföer unn Kiel.

Aus Niekrug bei Schleswig durch Cand. Arndt. — Einige haben auch den Butterberg bei Esperehm voll glühender Kohlen gesehen; aber gewöhnlich ward ihr Pferd scheu oder sonst ein Hindernis trat ein, sonst hätten sie davon mitgenommen; denn die Kohlen werden zu Gold.

3.

Da est mael en Buer, de op de ander Syt van Föhrden by dat Heikenholt feschen wull. Da seeg he op den Barg, wo fröher en Borg staen hett, en Füer; he geit dahen um syn Pyp antostäken, dat weer des Nachs. He legg no en lütten Kæl in syn Pyp unn geit damet loos. Dat wull aber ni brenn onn so geit he weller t'rügg om Füer to holn. As he da weller hen kummt, ligg da en groten Hunt, de wyst em de Täen. Da segg de Buer: „Wenn du dat ni hemm wullt, so laet ek dat wäen!“ De Buer nemmt no de Pyp onn steek se in de Tasch unn geit weg. Den andern Morgen est en Dukaten in de Pyp; de Dübel hett in de Nacht syn Gelt uetdeckt hatt.

Durch Herrn Schull. Lohse in Stellau. — Auf dem Zarnekauer Sandfelde sah ein Pferdejunge am Silligmoor in der Nacht ein Feuer brennen. Er will seine Pfeife anzünden; es brennt nicht. Am andern Morgen liegt ein Fünfschillingstück unter dem Deckel.

CDLXXVIII.

Der Maulwurf.

Ein Edelmann ließ sich von einem Schlachter das ganze Jahr hindurch Fleisch liefern. Als nun das Jahr um war und der Schlachter seine Rechnung brachte, wog ihm der Edelmann alle Knochen wieder zu und sagte: „Ich habe nur Fleisch verlangt, und keine Knochen; du must dir nun für soviel Pfund abziehen lassen.“ Das

wollte der Schlachter natürlich nicht gelten laſſen und verklagte den Edelmann, konnte aber gegen ihn kein Recht bekommen. Das folgende Jahr über ließ ſich der Edelmann von einem andern Schlachter ſein Fleiſch liefern und machte es am Ende ebenſo, wie mit dem erſten. Zuletzt hatte er alle Schlachter der ganzen Gegend auf dieſelbe Weiſe angeführt. Da haben die armen betrogenen Leute den Edelmann endlich unter die Erde zu einem Thier verwünſcht, das ſich nur Fleiſch ohne Knochen ſuchen muß. Das iſt nemlich der Maulwurf, der ja nur Regenwürmer frißt.

Durch Dr. Alander in Plön.

CDLXXIX.

Der Hagebuttenſtrauch.

Als Gott den Teufel vom Himmel auf die Erde hinabgeſtürzt hatte, gefiel es ihm hier unten ſchlecht. Um wieder hinauf zu kommen, ſchuf er einen Strauch mit Dornen, der ſollte die Leiter ſein. Gott errieth ſeine Abſicht und um ſie ihm zu vernichten, richtete er den Strauch ſo ein, daß er nicht in die Höhe wuchs, ſondern ſich nach der Seite umwandte. Da ward der Teufel ärgerlich und macht, daß die Dornen, die ihm als Sproſſen hätten dienen ſollen und darum grade aus ſtanden, ſich niederwärts kehrten. So entſtand der Hagebuttenſtrauch. Aber andre ſagen, daß Judas ſich an einem ſolchen Strauch erhenkt habe und daß ſeit dieſer Zeit die Dornen ſich niederwärts gewandt hätten. In Angeln und ſonſt nennt man die Hagebutten darum gewöhnlich Judasbeeren.

Durch Herrn Marquardſen in Schleswig.

CDLXXX.

Der Donner.

Wenn es donnert, ſo ſagt man auf Sylt, der liebe Gott fährt ſeine Kieſen, die Feuerung nemlich, die auf den friesiſchen Inſeln aus Miſt bereitet wird. In Ditmarſchen ſagt man: die Engel kegeln und werfen mit großen Steinen. Iſt es ein ſtarkes Gewitter, ſo heißt es: Nu faert de Olde all wedder da bawen unn haut mit ſrn Er anne Räd. Denn aus den Funken, die dann herausfliegen, entſteht der Blitz. Aber nur gottloſe Jungen ſagen das. Ein Bauer hat einmal ſeinen Knecht ſogleich aus dem Dienſt gejagt, als er bei einem Gewitter ſagte: De leive Herrgott ſmitt mit den Brotknuſt. Man meint auch ſonſt, daß der liebe Gott beim Gewitter erzürnt ſey und mit Steinen um ſich würfe. Findet man einen ſolchen Donnerſtein, ſo hebe man ihn ſorgfältig auf: denn in dem Hauſe, wo ſich ein ſolcher Stein befindet, richtet der Donner nie Schaden an.

Mündlich.

CDLXXXI.

Sonnenuntergang.

Hinter Büſum, ſagt man in Ditmarſchen, iſt die Welt mit Brettern zugenagelt. Da ſitzt am äußerſten Ende ein großer Riese, der hat die Sonne an einem Tau und windet ſie jeden Morgen in die Höhe und jeden Abend herunter.

Man ſagt aber auch, daß die Büſumer ſelbſt in ihrem Kirchthurm ſitzen und die Sonne am Tau haben; ſie bewahren ſie darin die Nacht über auf und müſſen ſie des Morgens wieder in die Höhe laſſen. Man ſagt auch ſo: Wenn ſie des Abends in ihre Nähe kommt, ſo binden die unartigen Straßenjungen des Orts ihre Taſchenmeſſer an Bindfaden und werfen damit in die Sonne hinein, und zucken ſie dann herunter. Andere aber behaupten, daß es in der Nähe von Hamburg ein Dorf gibt mit ſo gottloſen Leuten, die das ſelbe beim Monde thun; auch ſie ziehen ihn auf und nieder, ſchneiden ihn oft zurecht und von ihren Meſſern hat er die großen Löcher und ſchwarzen Flecke.

Mündlich.

CDLXXXII.

Die Sterne.

Der liebe Gott gebraucht die alten Jungfern nach ihrem Tode zu einem wunderlichen Geſchäft. Sobald nemlich die Sonne am weſtlichen Himmelsrand (bi wäſter Öken) untergegangen iſt, ſo müſſen die alten Jungfern aus den abgenutzten alten Sonnen die Sterne zuſchneiden; die verſtorbenen alten Junggeſellen aber müſſen dieſe während der Nacht im Oſten allezeit hinaufblaſen, indem ſie beſtändig an einer Leiter auf- und abſteigen.

Durch Herrn Schull. Hanſen auf Sylt.

CDLXXXIII.

Der Mann im Mond.

In der Zeit, als noch das Wünſchen half, ſtahl einmal ein Mann am Weihnachtsabend Kohl aus dem Garten ſeines Nachbars. Eben wollte er mit der vollen Hucke davon gehen, da wurden die Leute ſeiner gewahr und verwünſchten ihn in den Mond. Da iſt es ganz deutlich bei Vollmond zu ſehen, wie er in Ewigkeit die Kohlhucke tragen muß. An jedem Weihnachtsabend ſoll er ſich einmal umkehren. Andre ſagen, daß er Weidenzweige geſtohlen habe und ſie nun in Ewigkeit tragen müſſe.

Auf Silt erzählt man, er sei ein Schalkdieb gewesen, der mit einem Kohlbüschel fremde Schafe an sich gelockt habe, bis er zur ewigen Warnung für Andre in den Mond versetzt worden sei, wo er noch immer seinen Kohlbüschel in der Hand hält.

Die Nordumer aber sagen:

Der Mann im Monde ist ein Riese, der steht zur Zeit der Fluth gebückt, weil er dann Wasser schöpft und auf die Erde gießt und dadurch die Fluth hervorbringt. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und ruht von seiner Arbeit aus, und dann kann sich das Wasser wieder verlaufen.

Aus Ditmarschen; vgl. Claudius Werke I, 92. Hamburg 1841. — Durch Herrn Schull. Hansen.

CDLXXXIV.

Hans Dümkt.

Von dem Karlswagen, dem Gestirn, das man auch den großen Bären nennt, sagt man, daß es der Wagen sei, auf dem Elias, unser Herr Christus und andre Heilige gen Himmel gefahren sind. Der ganz kleine Stern über dem mittelsten in der Deichsel ist aber der Fuhrmann, Hans Dümkt. Der war nemlich Knecht bei dem lieben Gott und hatte es gut in seinem Dienst; aber nach und nach fieng er an, seine Arbeit immer schlechter zu versehen. Der liebe Gott warnte ihn und verwies es ihm oft; Hans Dümkt aber kehrte sich nicht daran. Namentlich verfah er es immer im Heckerlingschneiden, alles was er lieferte, war nicht zu gebrauchen und viel zu lang geschnitten. Darüber ward der liebe Gott endlich so böse, daß er ihn auf die Deichsel des Himmelwagens setzte, wo er jeden Abend zu sehen ist, zur Warnung für alle Knechte, die den Heckerling zu lang schneiden.

Mündlich aus der Gegend von Schönwalde. vgl. Grimms Mythol. S. 688. — Der Orion soll, nach einer Mittheilung des Herrn Schull. Hansen auf Silt, den Riesen Goliath bedeuten; Gürtel und Schwert nannte man in alten Zeiten Merirok und Peripik; nach ihrer Stellung richtete man die Zeit des Bettgehens. Über Merirok S. Mythol. a. a. O.

CDLXXXV.

Der wilde Jäger in Sundewitt.

In der südöstlichen Ecke vom Stendruper Holz steht ein langer Stein grade aufrecht, als Feldscheide der drei Dörfer Düppel, Nübel und Stendrup. Ein Jäger ritt einst in wildem Jagdeifer darauf los, daß beide, Mann und Roß, den Hals brachen. Seit der Zeit jagt er mit seinen drei Hunden noch zu verschiedenen Zeiten im Holze, viele Leute haben ihn gesehen und gehört.

Das Heck iſt in zwei Theile getheilt. An den beiden Hecken davor muſten einſt zwei Knaben Wache halten, damit das Vieh, das in der einen Hälfte weidete, ſich nicht in die andere verliefe, wenn etwa aus Unvorſichtigkeit ein Heck offen ſtehen bliebe. Da gieng nun der eine Knabe einmal hin, um auf der andern Seite nachzuſehen: der andre Knabe legte ſich nieder und ſchlief ein, dem Heck ſo nahe, daß es nicht geöffnet werden konnte, ohne daß er geweckt würde. Als der erſte Knabe nun wieder zurück kam, hörte er zu wiederholten Malen rufen: „Hallo! hallo! hallo! hop, hop, hop!“ Da merkte er, daß der wilde Jäger unterwegs ſei. Er kam noch eben früh genug, um ſeinen Kameraden bei Seite zu ſchleppen und das Heck zu öffnen. Dann ſtürzte der Jäger in voller Fahrt mit ſeinen drei Hunden, die alle feurige Augen und Zungen hatten, an ihm vorbei: der Knabe hatte das ſchon früher geſehen und fürchtete ſich darum nicht, der andere aber war noch nicht recht wach. Man ſagt, daß der Jäger noch zuweilen dieſen Weg macht und jedes Mal dahin reitet, wo er den Hals gebrochen. Da iſt die Jagd dann zu Ende.

Aus Sundewitt. — Bei Nonnier, nicht weit von Apen, ſind auf der Feldmark Sönderhoved Spuren einer Burg. Ein ehemaliger Beſitzer hat im Grabe keine Ruhe, ſondern zieht als Jäger mit Jagdgeſchrei durch die Lüfte. Schröder, Topographie von Schleswig u. d. W.

CDLXXXVI.

König Waldemar.

Nicht weit von Bau ſtand vor Zeiten das alte Jagdſchloß Waldemarstoft, das der König Waldemar im Sommer und Herbſt bewohnte, um ſeinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachzugehen. Einmal ritt der König früh Morgens mit vielen Jägern und Hunden in den Wald. Die Jagd ward gut, aber je größer die Beute war, deſto ſtärker ward in ihm die Luſt. Der Tag vergieng, die Sonne neigte ſich und noch immer ließ er nicht ab. Als endlich tiefe Nacht eintrat und die Jagd eingeſtellt werden muſte, rief der König aus: „O, wenn ich doch ewig jagen könnte!“ Da erſcholl eine Stimme aus der Luft: „Dein Wunſch ſei dir gewährt, König Waldemar, von Stund an wirſt du ewig jagen.“ Bald darauf ſtarb der König, und von ſeinem Todestage an reitet er in jeder Nacht auf einem ſchneeweißen Pferde, umgeben von ſeinen Jägern und ſeinen Hunden, durch die Luft im wilden Jagen dahin. In den Johannisnächten iſt er allein hörbar, doch hört man ihn im Flensburger Stadtgraben auch an Herbſttagen ziehen. Dann tönt die Luft von Hörnerklang und Hundegebell, von Pfeifen und Rufen wieder, als ob eine ganze Jagd im Anzuge wäre. Man ſagt dann: „Da zieht König Wellmer!“

Das alte Jagdſchloß iſt jetzt in ein Wirthshaus verwandelt, aber ein Zimmer befindet ſich noch in dem Zuſtande, wie der König es

bewohnt hat. Die Wände sind mit alten Bildern bedeckt; in der einen Ecke steht ein Himmelbett, darüber eine noch ziemlich wohlerhaltene dunkelrothe Sammetdecke mit goldenen Franzen gebreitet ist. Auch findet man da eine alte Orgel, die der König selbst gespielt haben soll. In diesem Zimmer ist einst nach ihm geschossen worden. Der Mörder schoß durch die Thür, verfehlte aber sein Ziel und traf die Wand, wo des Königs Brustbild hieng. Auf dem Bilde sieht man noch das Loch, das die Kugel machte, ehe sie in die Wand fuhr, und in der Wand ist sie selbst noch sichtbar.

Durch Herrn Jansen in Tondern und Herrn Pastor Dr. Jensen in Gelting. — Waldemarstoft hieß früher Oldemorestoft, worüber Jonas Hoyer Bericht von etlichen Freiautern S. 20 (in Claus Henr. Mollers Beiträgen zur Geschichte der Stadt Flensburg 1767. 4.) und Schröder Topographie von Schleswig u. d. W. nachzusehen sind.

CDLXXXVII.

König Abels Jagd.

I.

Nachdem König Abel, der Mörder seines Bruders Erich, von den Friesen am Milderdamm erschlagen war, ward seine Leiche nach Schleswig gebracht und dort im Dome zu St. Peter beigesetzt. Aber gleich in der nächsten Nacht erhub sich ein solcher Lärmen mit Gekrach und Gekurrsch in der Kirche, daß es den erschreckten Stiftsherrn nicht möglich war, ihre Psalmen und die gebräuchlichen nächtlichen Gebete abzusingen und herzusagen, indem eine gräuliche Erscheinung sie störte und ängstigte. Als das sich nun so mehrere Male wiederholte und es der verwittweten Königin hinterbracht war, ward beschlossen, den Leichnam des Königs herauszunehmen, ihn zur Kirche hinauszuschaffen und an einem andern Orte zu begraben. Die Leiche ward nun in einen Sumpf des Pöterwaldes, der nahe bei Gottorp liegt, eingesenkt, nachdem ein Pfahl durch den Sarg geschlagen war.*) Dieser Ort wird bis auf den heutigen Tag gezeigt und heißt allgemein das Königsgrab. Von jenem Tage an, versichern die Alten, hätten die Erscheinungen und Gespenster und das Lärmen in der Kirche aufgehört. Aber an dem Orte, wo der König jetzt begraben ist, und den nahegelegenen läßt sich seit der Zeit, früher und noch in unsern Tagen, ein entsetzliches Getöse hören. Das wissen alle Leute, denn oft sind welche, die Nachts des Weges kamen, erschreckt und dadurch in Todesängsten gebracht. Glaubwürdige Männer berichten und versichern, daß gar oft dort die Stimme eines Jägers und sein Hornblasen vernommen werde, und zwar so deutlich, daß mancher sagen würde, es jage da jemand, und das ist oft von den Wachen auf Gottorp

*) Vgl. No. 216.

bei Nacht beobachtet worden. Aber auch, daß Abel selbst in unsern Tagen sich gezeigt habe und gesehen sei, sagen die Leute allgemein: er ist im Gesicht und am ganzen Körper kohlschwarz, er reitet auf einem kleinen Pferde und wird begleitet von den drei Jagdhunden, die man oft in feuriger Gestalt glühen gesehen hat.

Broder Boisen Chronic. Slesv. bei Menken SS. III, 597. Daraus Cypraeus Annales episcopor. Slesvic. p. 266 sq., aus dem die übrigen schöpften, die Thiele Danm. Folkes. I, S. 121 anführt. Bei Thiele ist noch eine mit No. 211 stimmende Sage angehängt. — Das Volksbuch 1841, S. 81, theilt die Sage mit, wie die »gebildeten« Schleswiger sie zu erzählen pflegen. Da soll Abel um den Dom herumziehen, um den Mövenberg, bis nach Missunde zur Stätte des Brudermordes. Da soll er sogar, nach einer Mittheilung, im blutigen Sande kratzen u. s. w. Das ist alles poetische Ausschmückung: die lebendige Volkssage kannte schon im vorigen Jahrhundert den Abel nicht mehr als Brudermörder. S. die fg. No.

2.

Es wird erzählt, daß König Abel all sein Lebtage ein großer Jäger gewesen, also daß er, da er endlich zum Sterben kam, sich statt der ewigen Seligkeit wünschte, ewig jagen zu können. Und das ist ihm gewährt worden. Früher jagte er nun auf der Erde und da belästigte er alle Menschen, die er antraf, und that ihnen Leides an. Da aber grub man seinen Leichnam aus, der im Thiergarten bei Schleswig liegt, und wandte ihn um, und stieß einen Pfahl hindurch. Seit der Zeit jagt er nicht mehr auf der Erde, sondern man hört nur seine Stimme, wie er immer Hurra! Hurra! ruft. Aber seine Hunde laufen noch auf der Erde, haben brennende Augen und speien Dampf und Feuer aus. Man hört ihn oft auf dem Schubyer und Husbyer Felde jagen, und viele haben mit ihm zu thun gehabt.

Einst kam ein Bauer aus Schuby heimgefahren vom Markte, der hatte wohl ein wenig zu viel getrunken. Da hörte er das Hurrarufen, das Peitschenknallen und das Schnauben und Prusten der feurigen Rosse und Hunde. Er rief den König Abel an, und auf vieles Bitten erlaubte ihm dieser, an der Jagd Theil zu nehmen. Da muste er nun mit der wilden Schaar, man gab ihm Pulver und Flinte und er schoß Hasen genug. Als die Jagd aber gegen Morgen beendet war, bat er König Abel um ein Stück Wild mit nach Hause zu nehmen, und der warf ihm auch eine schwere Last auf den Wagen, indem er sagte: „Da hast du einen Braten, viel zu gut für einen Bauer.“ Als der Bauer nun nach Hause kam, fragte seine Frau, wo er so lange gewesen sei. Da erzählte er, wie er mit König Abel auf der Jagd gewesen sei und habe auch ein Paar Hasen oder eine Hirschkeule mit gebracht. Da sah die Frau nach, aber was fand sie? Es war keine Hirschkeule, sondern die Keule von einem Pferdeaas.

Es gibt viele Leute, die den König Abel gehört und mit ihm gesprochen haben, aber sehen läßt er sich nicht mehr. Der, der dies erzählte, hatte einen Vaterbruder, der, als er noch jung war, einmal selbst dem König Abel seine Hunde hat halten und mit ihm laufen müssen.

Aus der Nähe von Schleswig durch Gand. Arndt nach der Erzählung eines Bauern, der weder von Erich, noch sonst was weiter von König Abel wußte. Damit stimmt Grauer Abr. in Jondern Erklärung des Götzendienstes-Horn. Jondern 1737. S. 32: König Abel hatte einmal gewünscht, in Ewigkeit jagen zu können. Einmal im Jahre, besonders im Schleswiger Holze, wird er mit seinen Jagdhunden und Hörnern in der Luft gehört, mit großem Jagdgeschrei. Seine Statue, in Stein ausgehauen, mit Hunden umgeben, ist bis auf diese Stunde im Schloßgarten zu sehen. — Unter Mommsens Papieren finde ich, daß eine ungedruckte poetische Bearbeitung der Sage von C. Schumacher ähnlich anknüpft: Abel ist leidenschaftlicher Jäger. Er will im Pöler Walde jagen. Da erscheint ihm der Herr des Waldes, bald Bär, bald Jäger, und verbietet es ihm; nur der König dürfe hier jagen. Da rufts von allen Aexten: Heil dem König Abel! Darauf erschlug er seinen Bruder, den König Erich u. s. w. — Eine gleich apocryphische Nachricht lautet: Im Gehölz von Schuby, ganz nahe bei Schleswig, begegnet den Landleuten mitunter der Waldgott, der die Waldgöttin verfolgt. Wenn das nicht der Wild, der Wohljäger, der die Waldfrauen verfolgt, s. unten, sein soll, so weiß ich nicht.

CDLXXXVIII.

Künnig Abel syne Hunde.

As myne Groetmoder äer Groetmoder noch en junge Deern weer, erzählte ein Bauer aus dem Dorf Dannewerk, da tomael weer hier noch æwerall väel Woelt by Dennewerk berüm; oek harren de Buern äer Vee jümmer in dat Holt to Weide. Nu weer de Deern mael henschickt, se sul na de Köe seen. As se nu ünner de Böem keem, da höert se mit eenmael en furchtbores Ramentern in de Luft. Da keem Künnig Abel dahäer mit syne Jagd. Tein Hunde harr he by sik, ganze witte, de harrn fürige Tungen uet den Hals hangen. Da dach de Deern: „Ach, nu büst du hier so ganz alleen, wo sall dy dat wol gaen!“ Se harr en witt Schörteldoek üm, dat büm se af unn wikkel sik dat üm ären Kopp unn sett sik dael by enen groten Boem to wenen. Künning Abel keem nu heran unn möek da en gräsiges Ramentern bi äer herüm; toleß güng he wyder, van de Hunde keem awer de ene to äer heran unn sprüng äer in den Schoet; da legg he sik dael. As nu de Spectakel uet weer, se neem se den Hunt mit na Dennewerk; da sünt noch wekke van dit

Slag Hunde. Künnig Abel hett awers ſot de Irt man nägen Hunde.

Durch Gand. Arndt.

CDLXXXIX.

Der Pferdeſchinken.

Da weer mael en arme Buerknecht, unn en Magd de weer ſine Fru. De Mann de weer ſo ſümig (fleißig) unn ſo arbeitſam, de Fru awers weer ſo fuel, dat ſe den ganzen Dag to Bett liggen wull. Se plegg to ſeggen: „Wen uns Herrgott leef hett, den gift hei't int Liggen.“ Den Mann verdrütt dat, dat ſe nich upſtaen will, wol de ſe awers ſo leef hett, ſo will de doch niks ſeggen. Da ſind de mael Morgens frö en affchimmert Päert, da nimt de en Lendeſtück van, unn drigt dat ganz ſacht herin unn legt dat up de Lad' vöer Bett. As de Fru nu upwackt, ſo denkt ſe: „Nu hett uns leef Herrgott nu doch wat int Slapen gäwen.“ Da ſteit ſe up, legt dat Fleeſch in en Servjett unn ſlütt dat in de Lad'; ſe dacht dat weer en ſchönen Braden. As äer Mann to Hues keem, ſä' ſe em dat, uns Herrgott harr äer wat ſchickt. „He hett de wol en ſchönen Braden ſchickt,“ ſä de Mann. Da ſlütt de Fru de Lad' up unn as ſe de Servjett van enanner ſteit, ſo is dat luder blankes Gelt. „Süeſt du,“ ſä ſe, „wo uns Herrgott de Lüd' wat int Liggen ſchickt, de he leef hett?“ Da ſüet de Knecht grad' na de Dær unn ſüet wo de Deuwel int Starteleck lickt, unn lacht. Maeſt lëpt de Knecht hen we dat affchimert Päert lägen harr, da weer allens weg. Syt de Irt weren ſe ryk noeg, de Fru leeg den ganzen Dag to Bett, de Deuwel weer awers ſo arg up ſe unn leet ſe kene Ro, ſo lang ſe läwen.

Aus Aurborg bei Schleswig durch Gand. Arndt.

CDXC.

Der Sack mit Hafer.

Auf den Hesterberg bei Schleswig bringen die Bauern aus Mielberg jedes Mal, wenn ein gewiſſes Stück Land mit Hafer beſaet wird, einen Sack mit dieſem Korn und laſſen ihn da ſtehen. Nachts kommt dann jemand und braucht den Hafer für ſein Pferd.

Aus Fahrdorf, Wolde und Aurborg bei Schleswig durch Gand. Arndt.

CDXCI.

Der wilde Jäger und die Holzdiebe.

In Fockbek lebte vor ein paar hundert Jahren ein gottloſer Bauer, Namens Holterf. Einmal brannte ſein Haus nieder, da

gieng er mit seinem Tagelöhner jeden Abend nach dem Gehege Osterhamm und sägte einen Baum nieder. Dann muste der Knecht mit einem Wagen und vier Pferden nachkommen und so ward in jeder Nacht ein Baum gestohlen. Einmal waren sie bei ganz heiterem und stillem Wetter im Mondschein auch bei ihrem Geschäfte und hatten sich schon etwas verspätet. Da entstand mit einem Male ein fürchterlicher Lärm, der Mond verdunkelte sich, der Wind fieng an zu brausen und im Nu fällt ein Reiter auf einem weißen Pferde, das nur drei Beine hatte, begleitet von einer Menge Hunde, bei ihnen herab und fragte mit rauher Stimme: „Was macht ihr hier? die Nacht ist mein und der Tag ist euer.“ Augenblicklich fiel der Tagelöhner vor Schreck zu Boden; nur Holterf behielt die Besinnung und antwortete: „Zieh du nur weiter; wir haben hier wohl alle Platz genug.“ Darauf erhub sich der wilde Jäger unter einem eben so fürchterlichen Lärm als wie er angekommen war, mit seinen Hunden wieder in die Luft. Die Diebe hatten aber doch einen solchen Schreck davon gehabt, daß sie sogleich ihre Sägen nahmen und nach Hause giengen. Sie haben seit der Zeit kein Holz wieder gestohlen, aber Holterf hat doch wegen eines falschen Eides nach seinem Tode umgehen müssen.

Aus dem Amte Rendsburg. — Man erzählt von Holterfs Bannung in ein Moor eine ähnliche Geschichte, wie No. 319

CDXCIII.

Der Freischütz.

Es war einmal ein Bauernsohn, ein wilder Bursche, der ließ sich zu keiner Arbeit bringen, weder durch Bitten noch durch Drohungen, und den ganzen ausgeschlagenen Tag muste er auf dem Felde herumstreichen. Seine Eltern verzogen ihn etwas und hielten ihn zu nichts ernstlich an. Als er daher erwachsen war, lief er heimlich davon und ergab sich der Jägerei, um ganz seiner Lust zu leben. Er verheiratete sich endlich, erhielt ein kleines Gewese mitten in einem Walde in Besitz, ein Bischen Land war auch dabei, und davon, besonders aber durch seine Jägerei, ernährte er die Seinigen. Es gieng ihnen nur kümmerlich und oft hatten sie nicht das liebe Brot im Hause, denn die Jagd gibt nur einen unsichern Verdienst, ihr Land aber bestellten sie nachlässig. Einmal war er nun früh Morgens auch auf die Jagd gegangen und Abends hatte er noch nichts geschossen. Mismüthig und verstimmt begab er sich wieder auf den Weg nach Hause; da erblickte er, wie er einmal aufsah, in einiger Entfernung vor ihm einen Fremden, der auch auf der Jagd gewesen sein muste, denn er trug Büchse und Jagdtasche. Der Jäger verdoppelte seine Schritte, um ihn einzuholen; aber es war sonderbar, so sehr er auch eilen mochte, so blieb der Fremde doch

immer gleich weit von ihm entfernt, obgleich er ganz ſeinen ruhigen Gang behielt. Der Jäger legte endlich den Zeigefinger in den Mund und pfiff nach Jägerart: der helle ſchrillende Ton drang weithin durch die Nacht, ein paar Raben wurden aus den alten Bäumen, die in der Nähe ſtanden, aufgeſchreckt und erfüllten mit unheimlichem Gekrächze die Luft, aber der Fremde ſchien nichts gehört zu haben, ſondern gieng ohne ſich umzuſehen weiter. Als er aber einen Kreuzweg erreichte, ſtand er mit einem Male ſtille und wandte ſich um gegen den Jäger. Er war ein hübſcher junger Mann und grüßte freundlich. Der Jäger erwiderte den Gruß und bemerkte ſogleich, wie des Fremden Jagdtaſche überaus wohlgefüllt war. Seine erſte Frage war natürlich, wie er zu all dem Reichthum käme, da ihm ſelber keine Mühe und Geſchicklichkeit in letzter Zeit etwas gefruchtet hätten. Der Fremde antwortete, daß er ſich im Beſitze eines großen Geheimniſſes befinde, das mache aber, daß ſein Viſier niemals triege und ſeine Kugel nie fehle. Darauf that er, als wollte er gleich abbiegen, aber der Jäger ward nur noch begieriger, hielt ihn zurück und bat ihn um Mittheilung des Geheimniſſes, er wollte es ihm auch ſo danken, wie er nur immer könnte. Der Fremde ſprach: „Ich verlange weiter keinen Dank von dir, als die Erfüllung einer Bedingung. Wenn du mir nemlich mit einem Eide verſprechen willſt, mein Geheimnis keinem dritten zu verrathen, ſo will ich es dir wohl anvertrauen. Das iſt die einzige, aber nothwendige Bedingung.“ Der Jäger war gleich bereit, den Eid zu leiſten. In dem Augenblicke, als er nun die Hand erhub, kamen die Raben vom Walde herüber und umflogen laut krächzend erſt in weiten, dann in immer engern Kreiſen die beiden Männer, während der Fremde dem Jäger das Geheimnis anvertraute; als die beiden von einander Abſchied nahmen, verloren ſich die Vögel nach verſchiedenen Richtungen hin.

Seit dem Abend war der Jäger wie verwandelt. Tagelang blieb er wider ſeine frühere Gewohnheit im Hauſe, er gieng ſtumm und in ſich gekehrt umher und wich allen Fragen ſeiner Frau aus. Die aber ließ nicht nach in ihn zu dringen und endlich in einer ſchwachen Stunde brachte ſie ihn dahin, daß er ihr die ganze Sache verrieth. Da meinte ſie, er könnte es doch einmal damit verſuchen, vielleicht hülfe es ihnen mit einem Male aus aller Noth, er ſollte ſich nur nicht ſo lange bedenken, denn die Sünde könnte doch nicht ſo groß ſein und was dann ihre Reden weiter waren, genug, ſie ſprach ihm ſo lange was vor, daß er ſich entſchloß, das Mittel, das ihm der Fremde angerathen, zu verſuchen. Will man nemlich einen Freiſchuß erhalten, ſo muß man einmal ſein Gewehr mit einer Oblate laden, die vom Altar aus der Kirche entwendet iſt; und das hatte der Fremde dem Jäger auch gerathen. Am nächſten Sonntag gieng alſo der Jäger zur Kirche und that als wenn er ſich das Abendmahl reichen ließe, aber er nahm die Oblate mit nach Hauſe. Dann nahm

er ſeine Büchſe von der Wand, nahm zugleich ein weiſses Tuch mit und gieng in den Wald hinaus auf einen freien Platz, um alles ſo auszuführen, wie ihm vorgeſchrieben war. Die Sonne ſtand im Mittag, er breitete das weiſse Tuch auf dem Boden aus, ſtellte ſich mit den Füßen darauf und lud ſeine Büchſe, ſtatt des Bleis aber gebrauchte er die Oblate. Dann richtete er den Lauf gegen die Sonne und ſchoſs los. Augenblicklich fuhr eine ſchwarze Wolke auf und bedeckte den Himmel, Donner und Blitze brachen los, und es war in einem Nu ein Unwetter da, als wolle die Welt untergehn. Der Jäger wollte ſich nach Hauſe flüchten, er bückte ſich, um noch das weiſse Tuch aufzunehmen, da war die Stelle ſeiner Fußſtapfen mit friſchem Blute gezeichnet; in Todesangſt rannte er davon. Als er aber ſein Haus erreichte, da ſtand das in hellen Flammen und Weib und Kinder ſtürzten ihm jammernd entgegen. Zu gleicher Zeit ſtand der Fremde von neulich wieder vor ihm, der kein andrer geweſen war, als der Teufel ſelber, und zeigte ihm an, daſs er von nun an ewig jagen müſſe, ſein Weib und ſeine Kinder aber ſollten ihn als Hunde begleiten. Seit dieſer Zeit webt er nun den Tag über bei den alten Bäumen im Walde bei den beiden Raben, Nachts aber zieht er ſauſend unter vielem Geräuſch durch die Luft, begleitet von ſeinen Hunden. Das nennen die Leute jetzt die wilde Jagd. Wenn man ihn ziehen hört und das Rufen und Bellen nachmacht, ſo wirft er mit Knochen herunter. Er muſs aber dieſe Strafe dulden bis an den jüngſten Tag und kann nicht eher Ruhe finden.

Mündlich aus Marne in Ditmarſchen. — Das Stück iſt vielleicht vom Harze eingewandert, weil es wenigſtens von einem dorther eingewanderten, jetzt verſtorbenen Weber oft erzählt ward. Doch iſt die Sage vom Freiſchützen ſehr verbreitet, auch im Harz bekannt (bei Harrys Sagen Niederſachſ. II. S. 22), wie ſie hier bei uns z. B. auch von einem glückſtadtiſchen Jäger erzählt wird. S. unten. Den wilden Jäger kennt man in Ditmarſchen und die Verknüpfung beider Sagen kann alſo auch leicht da geſchehen ſein; jener Erzähler hatte während ſeines Aufenthalts in unſerm Lande auch eine Menge einheimiſcher Geſchichten eingeſammelt, die er gerne nebſt ſeinen übrigen Erfahrungen auszukramen pflegte.

CDXCIII.

Herr von Wittorf.

Nicht weit von Neumünſter ſieht man die Spuren einer Burg, die einſt von den Herren von Wittorf bewohnt war. Der Letzte aus dieſem Geſchlechte war ein arger Unhold, der die Menſchen plagte und die Nonnen im Kloſter zu Neumünſter ſchändete. Seit ſeinem Tode wandelt er nun ſchon ſeit vielen hundert Jahren in jeder Nacht als Leuchtermann zwiſchen ſeiner Burg und dem Flecken

Neumünſter. Er geht am häufigſten auf einem Fußſteige, der zu einer Furt in der Schwale führt, einher und verwehret allen, die ihm begegnen, den Weg, daß ſie bis an die Hüften durchs Waſſer waten müſſen. In der heiligen Dreikönigszeit aber fährt er in einem vierſpännigen Wagen, unter lautem Hörnerſchall, zum Umſchlag nach Kiel. Der Wärter am Schlagbaum im Weſten von Neumünſter kann dieſen nicht ſo ſchnell öffnen, ſo iſt der Zug ſchon hindurch und er hört das Horn bei der Kieler Brücke im Oſten des Fleckens.

Schriftlich und A. Staatsbürgerl. Magaz. Bd. 4. S. 614.

CDXCIV.

Wau, wau!

Vor hundert Jahren gieng ein Mann aus Bornhövede mit einem andern Nachts zwiſchen zwölf und ein über Feld. Da hörten ſie erſt in weiter Ferne, dann immer näher und näher viele Hunde bellen; der wilde Jäger kam endlich auf ſie zu. Da war der eine ſo übermüthig und machte das Gebell der Hunde nach und rief beſtändig: Wau, wau! Der andere aber war ſo klug zu ſchweigen und unter das Dach eines Hauſes zu flüchten. Da ließ ſich der wilde Jäger augenblicklich aus der Luft hernieder und ſetzte dem andern einen Pferdeſchinken vor, indem er ihm befahl, den Hunden dieſen verzehren zu helfen, denn weil er mit den Hunden gebellt habe, müſſe er auch mit ihnen ſpeiſen.

Durch Dr. Klauber in Plön und mündlich aus der Rendsburger Gegend.

CDXCV.

Der alte Au.

In der Probſtei weiß Jung und Alt viel von dem alten Jäger Au, Aug oder Auf zu erzählen. Zwar treibt er in unſern Tagen ſein Spiel nicht mehr ſo vor ſichtlichen Augen, aber man weiß noch viele Stellen und Häuſer zu bezeichnen, wo er mit ſeinem wilden Gefolge in alten Zeiten am häufigſten hauste und die Leute in Angſt und Schrecken ſetzte. So iſt in Fiefbergen ein Haus, da war es früher gar nichts Ungewöhnliches, wenn er es mehrere Male in der Woche ganz durchjagte. Gewöhnlich kam er durch die Hinterthür und wenn er dann, was jedoch nicht immer geſchah, auch die Wohnſtube und die übrigen Gelegenheiten des Hauſes durchzogen hatte, ſo tobte er durch die Seitenthür wieder hinaus und davon. Er hatte beſtändig viele Hunde, gewöhnlich ganz kleine, bei ſich, auf deren Schwanz ein Licht brannte. Viele alte Leute erzählen davon und verſichern, daß der alte Jäger ihnen nichts gethan, wenn ſie ſich

ganz ruhig verhielten und allenfalls den Segen, das Vaterunſer oder ein anderes Gebet geſprochen hätten.

Einer alten Frau aus Brodersdorf, die noch nicht lange tot iſt, iſt der alte Aug einmal Nachts zwiſchen Lutterbek und und Brodersdorf mit ſeiner ganzen Jagd begegnet. Nichts als Lichter und Lichter brannten bei ihr herum und dabei lärmte, ſchrie, ſchoß und heulte es, daß ihr Hören und Sehen verging. Denn ſie gerieth gerade mitten ins Gedränge. Das hat die alte Frau häufig erzählt und ſie log nicht.

Durch Herrn Rethwiſch auf Ovelgönne.

CDXCVI.

Der wilde Jäger eingefangen.

In Gniſſau weten alle Lüde väel vun den wilden Jäger to vertellen. He neem ſynen Weg ümmer dörch een unn dat fülvige Hues to Neerden int Dörp. Sobalt he in de Neeg vun dat Hues keem, ſo weer dat Gehuel unn Gejiffel van ſyn Hunden ümmer luſer unn luſer, unn höer teletz ganz up, et fung awer an de annere Ort girks darup werrer an. Da hebbt eenmael weike den Spaes maekt unn hebbt de Dær toſchottet, dörch de de wille Jäger werrer aftotrecken plegg; ſe maken eek de annere to, as he eerſt int Hues weer. So barren ſe de wille Jagd inſungen. Den annern Morgen awer, as de Lüde eenmael naſegen, da funnen ſe op de Däel niks, as en grote Mengde ganz lütte ſyne Hundenkætel.

Durch Dr. Klander in Plön.

CDXCVII.

Das geſegnete Brot.

Ein Bauer in Gadendorf bei Panker hatte ſpät Abends noch draußen etwas zu thun. Er ließ die Thür offen. Da kam ihm der wilde Jäger durch die große Thür ins Haus geritten und nahm ein Brot vom Brotſchragen herab. Darauf ritt er zur Seitenthür des Hauſes wieder hinaus, und als er dort den Bauern traf, ſagte er zu ihm: „Weil ich dies Brot hier bekommen habe, ſo ſolls in deinem Hauſe nimmer daran fehlen.“ Der wilde Jäger hielt Wort und es iſt wirklich in dem Hauſe des Bauern nie Mangel geweſen.

Mündlich.

CDXCVIII.

Der wilde Jäger auf der Putloſer Heide.

Auf unſern Heiden, in Dickichten und Gebüſchen iſt es oft nicht geheuer. Da haust der wilde Jäger, der ein wilder Geſelle iſt, ob-

wohl er Niemand was zu Leide thut. Er trägt einen grauen Rock, hat den Kopf unterm Arm, und reitet auf einem kleinen dreibeinigen weißen Pferde, aber doch lauft es ſo geſchwind wie der Wind. Nebenher laufen kleine Dachshunde bei großer Zahl. Treffen die einen Menſchen, ſo beſchnuppern ſie ihn erſt und thun ihm dann wie alle Hunde jedem, der kein Geld bei ſich hat. Einmal gieng einer mit zwei andern über die Putloſer Heide zur Nachtzeit; jeder hatte eine Tracht Holz auf dem Rücken; da kam der wilde Jäger daher auf ſeinem Pferde und mit ſeinen Hunden. Der eine ſah ihn allein, die andern nicht; darum duckte er ſich ſchnell nieder, die andern beiden aber giengen dem Zuge nicht aus dem Wege. Da rannte er an ihnen vorbei, die Leute wurden faſt niedergeworfen und die Holzbündel wären ihnen beinahe von den Schultern geſtoßen. Darüber fiengen ſie an, ſich zu ſtreiten und zu ſchelten, und jeder meinte, der andere hätte ihn geſtoßen, der dritte aber, der ſich nieder geduckt hatte, konnte ſich kaum ſo ſchnell umſehen, ſo war der Reiter mit den Hunden im Nu vorüber, und nun ſagte er ſeinen Kameraden, was es geweſen ſei.

Mündlich.

CDIC.

Der Wohljäger.

In frühern Zeiten lebte in Eutin ein biſchöflicher Jäger, Namens Diederich Blohm. Der hatte nichts lieberes im Himmel und auf Erden, als die Jagd. Tag und Nacht blieb er außer dem Hauſe und jagte. Endlich ward er krank und ward immer elender und elender, bis der gewiſſe Tod vor Augen war. Da ließ ſeine Mutter den Prediger an ſein Bett kommen, um ihn zum Tode zu bereiten; aber der Kranke hieß ihn weggehen, und als der Prediger ihm Himmel und Hölle vorhielt, rief er ſpottend aus: „Ich will Gott gerne ſeinen Himmel laſſen, wenn er mich dafür nur ewig jagen laſſen wollte.“ Nach dieſen Worten ſtarb Diederich Blohm. Als nun die Leiche zu Grabe gebracht und der Sarg eingeſenkt ward, hörte man alſobald ein wildes Jagdgeſchrei, Peitſchenknall, Pferdegewieher und Hundegebell mit lautem Getöſe durch die Luft ziehen. Das kann man ſeit der Zeit bis auf dieſen Tag noch oft an Abenden in der Gegend hören. Wenn man es daherbrauſen hört, ſo ſagen die Leute: „Dat is de Wohljäger.“

Einſt jagte er des Abends über das Dorf Meinsdorf hin. Da hörte ihn ein Mann und ſtimmte mit in das Jagdgeſchrei ein. Sogleich kehrte der Wohljäger um und warf ſeinem Jagdgenoſſen einen Pferdeſchinken in die Hausthüre mit den Worten: „Heſt du mit jaegt, ſchaſt du ok mit fräten.“

Im Jahre 1740 hieng an einem Pfeiler der Stadtkirche zu Eutin noch eine Tafel; darauf war die Inſchrift zu leſen: „Bittet Gott vor Diederich Blohm.“

Durch Herrn Schull. Kirchmann in Eutin.

D.

Der Wode.

Den Wode haben viele Leute in den Zwölften und namentlich am Weihnachtsabend ziehen ſehen. Er reitet ein großes weißes Roß, ein Jäger zu Fuß und vier und zwanzig wilde Hunde folgen ihm. Wo er durchzieht, da ſtürzen die Zäune krachend zuſammen und der Weg ebnet ſich ihm; gegen Morgen richten ſie ſich aber wieder auf. Einige behaupten, daß ſein Pferd nur drei Beine habe. Er reitet ſtets gewiſſe Wege an den Thüren der Häuſer vorbei und ſo ſchnell, daß ſeine Hunde ihm nicht immer folgen können; man hört ſie keuchen und heulen. Bisweilen iſt einer von ihnen liegen geblieben. So fand man einmal einen von ihnen in einem Hauſe in Wulfsdorf, einen andern in Fuhlenhagen auf dem Feuerheerde, wo er liegen blieb, beſtändig heulend und ſchnaufend, bis in der folgenden Weihnachtsnacht der Wode ihn wieder mitnahm. Man darf in der Weihnachtsnacht keine Wäſche draußen laſſen, denn die Hunde zerreißen ſie. Man darf auch nicht backen, denn ſonſt wird eine wilde Jagd daraus. Alle müſſen ſtill zu Hauſe ſein; läßt man die Thür auf, ſo zieht der Wode hindurch und ſeine Hunde verzehren alles, was im Hauſe iſt, ſonderlich den Brotteig, wenn gebacken wird.

Einſt war der Wode auch in das Haus eines armen Bauern gerathen und die Hunde hatten alles aufgezehrt. Der Arme jammerte und fragte den Wode, was er für den Schaden bekäme, den er ihm angerichtet. Der Wode antwortete, daß er es bezahlen wolle. Bald nachher kam er mit einem toten Hunde angeſchleppt und ſagte dem Bauern, er ſolle den in den Schornſtein werfen. Als der Bauer das gethan, zerſprang der Balg und es fielen viele blanke Goldſtücke heraus.

Der Wode hat einen beſtimmten Weg, den er alle Nacht in den Zwölften reitet. Der geht rings um Krumeſſe herum über das Moor nach Beidendorf zu. Wenn er kommt, ſo müſſen die Unterirdiſchen vor ihm flüchten, denn er will ſie von der Erde vertilgen. Ein alter Bauer kam einmal ſpät von Beidendorf und wollte noch nach Krumeſſe; da ſah er, wie die Unterirdiſchen daher gelaufen kamen. Sie waren aber gar nicht bange und riefen: „Hüet kamt he uns nich krygen, he ſal uns wol gaen laten, he bet ſik hüet morgen nich weſchen.“ Als der Bauer nun etwas weiter kam, begegnete ihm der Wode, und der fragte ihn: „Wat repen ſe?“ Der Bauer antwortete: „Se ſegt, du beſt dy van morgen nich weſchen,

du laß se wol gaen laten.« Da hielt der Wode sein Pferd an, ließ es stellen, saß ab und wusch sich damit. Nun stieg er wieder auf und jagte den Unterirdischen nach. Nicht lange darauf sah ihn der Bauer zurückkommen; da hatte er sie mit ihren langen gelben Haaren zusammen gebunden und zu jeder Seite mehrere vom Pferde herabhangen. So hat er die Unterirdischen verfolgt, bis sie jetzt alle verschwunden sind. Deshalb jagt er auch nicht mehr auf der Erde, sondern eben in der Luft.

So erzählte dies ein alter achtzigjähriger Mann in Krumesse, der auch stillen und böten kann. Der Wode ist in ganz Lauenburg bekannt und überall schließt man vor ihm die Thüren in der Weihnachtszeit.

Herr Cand. Arndt. — Unterirdische haben keine gelbe Haare; es sind ohne Zweifel die Moosleute und Waldfrauen gemeint. S. Mythol. S. 881. 1231.

DI.

Grabhügel auf Silt.

Zwischen Kampen und Braderup auf Silt liegen zwei Grabhügel von ungewöhnlicher Größe; die nennt man die Prunkenbergs, weil in ihnen ein großer General und seine Gemahlin begraben liegen. Südlich von Kampen liegt der größte aller Grabhügel, der Gurt-Brönshoog. Er ist das Grabmahl eines Königs Brönn, der hier, auf einem goldenen Wagen sitzend, bestattet ist. In dem nahe daran liegenden Litj-Brönshoog ruht der Sohn desselben Königs und in dem dritten, kleinsten, dem Hündshoog, sein Lieblingshund. — In dem Ringhoog liegt ein Seeheld, Namens Ring, sammt seinem Schiffe. — So ist auch in dem Klöwenhügel, der auf der Grenze der Keitumer Geest und Marsch liegt, ein Seeheld mit einem goldenen Schiffe begraben, dessen goldene Anker in der nahen Marsch liegen. Einst gruben Leute nach dem Schiffe und die Masten kamen schon zum Vorschein; da erschien ein misgestaltetes Männchen, reitend auf einer lahmen Gans, und erschreckte die Schatzgräber. Einer fing an zu sprechen, da versank das Schiff.

Kamerers Beiträge I. 2. 130. und durch Herrn Schull. Hansen in Keitum. vgl. No. 278.

DII.

Boldershöl.

Bei Boldersleben sieht man auf einer Anhöhe noch die Spuren eines Schlosses. Da hat früher in alten Zeiten ein König, Namens Bolder, residiert und dem Orte den Namen gegeben. Er gerieth mit einem Könige Hother, der in Hadersleben wohnte, in Streit und erschlug ihn. Nun liegt noch südlich von der Kirche in

Agerskov ein kleiner Hügel, genannt Beldersböi; vor mehreren Jahren pflügte man daraus einige Knochen auf; die sollten von dem starken Balder herrühren, der hier nachher begraben ward.

Arnkiel I. 71. Rhode Hadersley-Amts Beskrivelse S. 177. vgl. Schröder Topographie von Schleew. — Bei Klipleff zeigt man einen Grabhügel Jernisbei oder Hiarnebei, wo ein König mit seiner Gemahlin soll begraben sein. (vgl. Saxo. lib. VI.) — Im Ravnshoi (Rebensberg) auf dem Schiersberg bei Quern in Angeln ist ein Held mit Roß und Rüstung und einem goldenen Schwerte begraben.

VIII.

Roland.

Bei dem Hofe Leerskov bei Ostertügum, Amts Apenrade, liegt der Rolandsberg und die Rolandsquelle. Da ist eine tiefe Höle und man erzählt davon, daß, nachdem Roland eine große Schlacht verloren hatte, er in einer Karesse mit sechs Pferden davor gefahren kam und bei sich alle seine Schätze und viele silberne Sachen gehabt habe, aber da er an den Brunnen kam, sei er mit seinem Fuhrmann und seinen Leuten jählings hinein gefahren; seine Schätze liegen bis auf den heutigen Tag noch da. Denn wenn man mit einem Stein hinein wirft, so hört man ganz deutlich, wie er gegen eine große Menge Silberzeug klingt. — Nördlich vom Brunnen liegt zwischen einigen Hügeln ein tiefes Moor, Irnes Pyt genannt. Darin hat sich Rolands Wittwe voll Verzweiflung nach dem Tode ihres Mannes mit Roß und Wagen begraben.

Antiq. Annal. I. 327. Schröders Topographie v. Schlesw. II. 16.

VIV.

Holger Danske.

Bei Gaardebye im Amt Flensburg findet man Spuren eines alten Walles, der heißt der Holgerdanskesdige oder Olgersdieg, weil Holger Danske ihn gebaut hat. Der tapfere Held sitzt jetzt mit seinem ganzen Heere in einem Berge bei Mögeltondern, von wo er einst aufstehen wird, um für die Christenheit zu streiten. Denn es wird eine Zeit kommen, wo die Türken das ganze Land inne haben und unser Heer geschlagen ist; sie werden ihre Rosse in der Königsau tränken. Dann aber wird Holger Danske kommen und unter seiner Anführung werden die zwölfjährigen Knaben des Landes die Feinde völlig schlagen und das Land befreien.

Schröders Topographie von Schlesw. a. d. W. Antiq. Ann. III. 149. Dannevirke 1813 No. 18.

IV.

König Dan.

1.

Künnig Dan weer de eerſte Künnig van Dennemark unn he hett hier in Sleeswik waent. He hett fröher eek noch jümmer in den Katenner ſtaen, ik weet geer nich, dat ſe em nu da heruet laten heft. Datemael weren hier noch Heidenminſchen; de pleggen äre Doden to verbrennen, unn de Aſch kregen ſe in de Pött unn ſetten ſe by in Roſenbarge. Künnig Dan hett ſik avers wünſcht, dat man em na frnen Doet nich verbrennen ſull, ſonnern he wull ſitten up frnen künnigliken Steel, unn ſyn upſadelt Päert met annere Koſtberkeden by ſik hebben.

As he nu doet weer, da würr dat eek ſo holden. Dat Graff is mit Felſen upſettet. Da ſüht man noch de Löcker, wo de Buern de Steen ruet haelt hefft. Diſſe Roſenbarg liggt by Kuerborg dicht by den Kograben unn liggt mit enen annern Roſenbarg toſamen, darüm hetet de de Twybargen. In den annern Barg ſal en Proſinz liggen; wat dat avers is, dat kan ik nich ſeggen.

Wörtlich in Kurberg durch Cand. Arndt aufgezeichnet. Andre ſagen ſtatt der »Proſinz«, daß dort ein Präſident begraben wäre und ſeine Oden in einem grauen Topf lägen.

2.

Nahe bei Jönningen in Eiderſtede, ſagt man in Dithmarſchen, iſt ein kleiner Hügel mit einer Höle. Darin ſitzt der König Dan mit zweimalhunderttauſend Mann und alle ſchlafen. Ein Soldat war zum Tode verurtheilt. Da ſchenkte ihm unſer verſtorbener König das Leben unter der Bedingung, wenn er in dem Hügel gienge und ihm von König Dan Nachricht brächte. Der Soldat gieng in die Höle. Da ſaß der alte König da vor einem Tiſch und hatte ſein Haupt auf den Arm geſtützt und ſchlief, ſein Bart aber hieng ihm unter den Tiſch und die andern ſtanden alle um ihn herum. Als nun der Soldat eintrat, erwachte der König und fragte ihn, was er wolle. Der Soldat antwortete, daß er vom Könige hereingeſchickt ſei und Nachricht von ihm bringen ſolle. Da erwiderte König Dan, er ſolle nur dem Könige ſagen, daß er einſt an ihn dächte, wenn er in Noth wäre; dann wolle er ihm mit allen ſeinen Leuten zu Hilfe kommen und die Feinde vertreiben und ihm zur Herrſchaft über die ganze Welt verhelfen. Der König muß aber nicht zu rechter Zeit an ihn gedacht haben.

Die Leute ſagten dazumal überhaupt, als der verſtorbene König Friedrich der Sechste noch jung war, daß er der weiße Prinz ſei, von dem die alte Prophezeiung ſage, daß er wie ein Stern über das Land

aufgehen werde. „Dat mutt awer ja alltomal nich waer wäsen, oder de ole König mutt noch nich de rechte syn; denn indrapen is et noch nich“, sagte die, die mir dies erzählte.

Mündlich.

DVI.

Der verzauberte alte Kriegsmann in Tönningen.

As Tönningen noch en Festung weer, da legen da mael veer Suldaten in Gefangenschaft. Nu weer da en grote Huel up den Slotplatz, de da noch to seen is. De Kummendant wull geern wäten, wat da in weer, unn sä to de veer, wenn se em Naricht daæwer bringen kunnen, sullen se dat Läwen beholden. Se köffen sik nu en Tau, da leten se den enen an hendael. As de dael keem, weer daer en Päerstall unn an jede Syt stünn en lange Reeg van upsadelte Päer, de harren Hawer vull up in de Krippen unn achter jedes Päert leeg en Ryder up de Streu. Up dat ene End' van dat Gewölwe awer weer en grote Tafel, da seet en Officier an, de har den Kopp up den Disch stütt. Fær em up den Disch stünn en brennendes Waslicht unn dree Bäker, ene weer van Gult, ene van Sülwer, ene van Holt. Da güng' de Suldat heran unn neem den guldenen Bäker weg; he kunn dat awer nich so sacht doen, dat de Officier nich upwaekt weer. De seggt: „Is noch nich balt Dag?“ „Noch nich,“ sä de Suldat. Da maekt de Officier syne Ogen werrer to unn slöpt in.

As dat den eersten nu so goet gaen weer, steeg de twete oek hendael. He fünn dat allens äbenso da ünnen unn neem den sülwern Bäker van den Disch. De Officier waekt werrer up unn seggt: „Is noch nich balt Dag?“ „Noch nich,“ seggt de Suldat unn güng' mit den Bäker soert.

Nu wull de drürre Suldat oek hendael. De fünn da ünnen oek noch allens äbenso, unn as he niks meer weg to nämen sinnen kunn, so neem he den holten Bäker mit. De Officier waekt werrer up unn seggt: „Is noch nich balt Dag?“ „Nu glyk,“ seggt de Suldat, he keem awer oek noch goet werrer heruet. As nu de veerte da hendael kumt, so is da allens in Uproer; da sadelt de Ryder äre Päerde, as wullen se uetryden, de annern maekt äre Gewäre unn Sabels torecht unn se lopen alle dörchenanner: da würr de Soldat angst unn leet sik van syne Kammeraden werrer heruptrekken. De Lüde awer seggt, dat de olle Krygsmann unn syn Folk in dat ünnereersche Lock verzaubert sünt, unn wenn syne Tyt kumt, sall he noch mael werrer kamen unn den Kryg fören gegen den Künnig van Dennemark.

Aus Kurborg am Dannewerk durch Cand. Arndt.

DVII.

Das ſchlafende Heer.

In katholiſchen Zeiten, als noch überall im Lande Kloſter waren, führten die Mönche im Kloſter zu Mönch-Neversdorf das gottloſeſte Leben. Kein Frauenzimmer in der ganzen Gegend hatte vor ihnen Ruhe. Mit Gewalt riſſen ſie die Leute aus dem Schlafe, nahmen ſie mit und zwangen ſie dann dazu, in den Nächten ihnen einen großen unterirdiſchen Gang auszugraben und auszumauern, der bei Puttlos am Waſſer der Oſtſee ausmündet. Hierher begaben ſie ſich oft und trieben ihr ärgerliches Leben mit den Schifferfrauen. Die Mönche ſollen allzumal einen Bund mit dem Teufel gehabt haben.

Ihr Leben und ihre Unthaten kamen endlich dem Könige zu Ohren. Da ſchickte er Kriegsvolk aus, das Kloſter zu zerſtören und die Mönche alleſammt gefangen zu nehmen. Aber die Mönche brachten es mit der Kunſt dahin, daß ſie das Heer bezauberten und es in den großen unterirdiſchen Gang einzog und da in tiefen Schlaf verſank. Hier wird es nun ſchlafen, bis einſt die Türken die ganze Welt erobert haben. Da wird über unſer Land ein weißer König herrſchen, der auf einem weißen Pferde reitet. Sein Heer wird das letzte in der ganzen Chriſtenheit ſein und auch geſchlagen werden. Dann aber wird er ſein Pferd an einen Weidenbaum binden und in ſein Wunderhorn ſtoßen. Alſobald werden die Schläfer erwachen und ein Heer wird kampfgerüſtet aus dem Neversdorfer Gange hervorſteigen und die Türken ſchlagen, alſo daß nur ihrer ſieben entrinnen.

Durch Herrn Schul. Kirchmann in Eutin.

DVIII.

Die weiſe Frau in Enge.

Nahe bei dem Kirchdorf Enge im Amte Tondern hat in dem Hauſe, das Made genannt wird, vor Zeiten eine weiſe Frau gewohnt, die hat auf einer Hochzeit einmal alſo prophezeit:

Kriegsgeſchrei wird ſich erheben im Lande weit und breit; ein König mit weißem Haar wird vom Throne geſtoßen. Er wird des Landes verwieſen und mit einem weißen Stabe in der Hand daſſelbe verlaſſen.

Zu derſelben Zeit werden blaue Truppen aus der See bei der Wiedingharde ans Land ſteigen; aber unſere Leute werden ſiegen und eine große Schlacht gewinnen und ihre Herrſchaft verbreiten weit hinaus in andre Länder. Dann wird kein Krieg mehr im Lande ſein und aller Unfriede weichen, und die Menſchen werden erſt recht anfangen glücklich zu ſein.

Schriftliche Mittheilung. — Eine Erinnerung an Frau Hertje (S. N. 313) liegt wohl zum Grunde. Von dieſer weiſen Frau in

Enge wird ebenfalls das Eierſuchen erzählt und eine mit N. 70 ſtimmende Geſchichte. — Gegen Ende des 17. ſaec. ſah man im Herzogthum Schleswig blaue Männlein am Seeſtrand hin und her laufen und nahms als böſes Vorzeichen. Happel Relat. curios.

DIX.

Der Hollunder in Nortorf.

Zu Oſten der Nortorfer Kirche, wo es nach dem Kirchenſtuhl hinaufgeht, ſteht ſeit undenklichen Zeiten ein Fliederbuſch; er iſt aus der Mauer ſelbſt herausgewachſen. In der ganzen Mitte Holſteins iſt er weit und breit bekannt, denn des Landes Schickſal knüpft ſich an ihm. Einſt nemlich, wenn der Strauch ſo hoch geworden iſt, daß ein Pferd darunter angebunden werden kann, wird in der ganzen Welt Krieg ausbrechen und alle Völker werden wider einander ſtreiten. Der König aber, der am Ende alle bezwingt, wird zuletzt mit ſeinem großen Heere von Süden her auch in unſer Land kommen. Er wird ſich lagern auf dem Thienbütteler Kamp im Weſten Nortorf. Da wird auch die große Schlacht geſchehen und zwar in den Monaten September und October, wann eben der Dünger für die Roggenſaat aufs Land gefahren iſt. Zu der Zeit wird über unſer Land ein König herrſchen mit weißem Haar. Sobald nun eine rothe Kuh über eine gewiſſe Brücke geführt iſt, wird er, auf einem weißen Pferde reitend, mit ſeinem Heere von Norden daher ſtürmen in ſolcher Fahrt, daß die Leute, die auf dem Felde arbeiten, kaum Zeit haben, ſich vor ihnen hinter die Düngerhaufen nieder zu ducken. Dann wird er ſein Pferd an den Hollunder binden und die Schlacht beginnen; während derſelben wird es unter dem Baume ſtehen. Es wird ein langer und fürchterlicher Kampf ſein, alſo daß das Blut längs den Wagenſpuren auf den Feldern rinnet und die Kämpfer darin bis an die Knöchel waten. Wenn aber der weiße König mit dem andern gekämpft und ihn erſchlagen hat, wird er den größten Sieg gewinnen. Dann wird ihm die ganze Welt zufallen, und für lange Zeit überall auf Erden Friede herrſchen. Von ſeinem eignen Heere aber werden dann nur ſo wenige nachgeblieben ſein, daß jeder von einer Trommel eſſen kann und der König ſelber wird nach der Schlacht an einer Trommel ſeine Mahlzeit halten.

In den Kriegszeiten vor dreißig, vierzig Jahren war nun der Hollunderſtrauch ſo hoch geworden, daß er ans Kirchendach reichte. Da ſah man einmal Nachts in der Luft wunderbare Erſcheinungen: zwei große Heere ſtanden wider einander, viel ſchweres Geſchütz ſah man in den Wolken und Reiterhaufen rannten zuſammen; man hörte deutlich Kriegsgetümmel und Schlachtgeſchrei. Dadurch wurden die Leute ſo erſchreckt, daß ſie überall hin Beten ausſandten, um ſich Rath und Troſt zu holen. Als endlich 1813 die Feinde hier ins

Land kamen und gar nicht weit von Nortorf die Gefechte mit den Unſrigen verfielen, da meinten viele, die alte Prophezeiung ſei erfüllt, beſonders da auch der verſtorbene König einen weißen Kopf hatte. Sobald aber den Feinden die Prophezeiung zu Ohren kam, haben erſt viele von ihren Officieren den Baum in Augenſchein genommen und ihn dann abhauen laſſen, ſo daß er nun noch lange zu wachſen hat, ehe er wieder zu ſeiner alten Höhe kommt. Es kann alſo immer noch einmal etwas verfallen.

Meyer Darſtellung aus Norddeutſchland S. 308. und viele ſich ergänzende mündliche und ſchriftliche Mittheilungen. Nach Einigen ſcheint der weiße König gar nicht eigentlich Herr unſeres Landes zu ſein, ſondern nur ſein Erſcheinen, wenn unſer Herr ſchon wankt, bringt plötzlich den Sieg, ſobald er ſein Pferd anbindet. Es wird auch das Aufwachſen des Hollunders als künftig dargeſtellt. — In der Gegend des Kanals nennt man Bornhöved ſtatt Nortorf. Nördlicher nach Schleswig zu ſoll eine ähnliche Verkündigung ſich an den Roſenbuſch neben der Haddebyer Kirche knüpfen: die große Schlacht geſchieht auf der Kroppen Heide. — Dieſe überaus merkwürdige Sage iſt, wie ſie mir anfänglich mitgetheilt ward, ſchon in Jacob Grimms 2te Ausgabe der Mythologie S. VII ff. aufgenommen. Die weitere Nachforſchung führte zwar auf die Entdeckung mehrerer ähnlichen, ſ die flg. NN.; zugleich aber überzeugte ſie mich zu meinem Bedauern, daß ich das erſte Mal wohl getäuſcht ward.

IX.

Der Hollunder in Scheneſeld.

Auch in Scheneſeld ſteht ein Hollunder zu Norden an der Kirchenmauer. Doch die Scheneſelder ſelbſt kennen nur die Nortorfer Prophezeiung. Wie mir aber ein Mann aus Süderhaſtede in Dithmarſchen erzählte, ſo hängt des Landes Schickſal an dem Scheneſelder Strauch.

Es wird hier einſt bei Scheneſeld eine große Schlacht geſchehen. Die Unſrigen werden bald weichen und ſie fliehen immer weiter zurück. Wenn ſie nun bis zu dem Rothenbahn, einer einzelnen Stelle auf dem Viert bei Süderhaſtede, gekommen ſind und alles verloren ſcheint, ſo wird ein weißer König von Norden her mit ſeinem großen Heere herbeikommen, und in ſolcher Flucht und mit ſolcher Haſt, daß ſie ſich nicht die Ruhe gönnen, ſondern die Bohnen, die gerade reif auf dem Felde ſtehen, werden ſie aufziehen und aufeſſen. Dann wird die Schlacht wieder von neuem beginnen, die Feinde werden geſchlagen und fliehen zurück, und wenn der Sieg gewonnen iſt, wird der weiße König ſein Pferd an den Hollunder der Scheneſelder Kirche binden. — Einige glauben, daß die Prophezeiung ſich in der Ruſſenzeit erfüllt hat, als bei Scheneſeld viele einquartiert lagen und auf der Heide oft exerciert und gemuſtert wurde.

Mündlich.

DXI.

Der Hollunder in Süderhaſtede.

Auf dem großen ditmarſchen Heideviert nicht weit von Süderhaſtede hat man oft in der Nacht einen König auf einem grauen Schimmel umherreiten ſehen. Er ſoll oft ins Dorf gekommen ſein und bei dem Hollunderbaum, der noch vor einigen Jahren an der Kirche ſtand, ſein Gebet verrichtet haben. Man ſagt nemlich, daß er der König ſei, der Ditmarſchen die Freiheit genommen habe. In der Marſch und ſonſt in Ditmarſchen erzählt man ſo:

Es wird einſt auf dem Heideviert eine große Schlacht geliefert werden. Dann wird das eine Heer geſchlagen und immer weiter nach dem Dorfe zugetrieben. Wenn es nun ſchon ganz nahe dabei iſt und ſchon das Getöſe und das Getümmel ins Dorf dringt, ſo wird der König kommen, ſeinen grauen Schimmel an den Hollunder binden, und niederknien und inbrünſtig beten. Dann aber werden dreihundert Ditmarſchen mit Senſen, Forken und Dreſchflegeln bewaffnet hinter der Kirche hervortreten und einer in grauen Hoſen, einer blauen Weſte und weißen Hemdsermeln wird dem König auf die Schulter klopfen und ſagen, er ſolle nur gutes Muths ſein und wieder ſein Pferd beſteigen; er hätte ihnen die Freiheit genommen, ſie aber wollten ihm beiſtehen. Dann wird der König ſich erheben, die Bauern folgen ihm und halten die Feinde auf, bis die übrigen von den unſern ſich geſammelt haben; und nun wird die Schlacht von neuem beginnen, aber nach langem und blutigem Kampfe gewonnen werden; darauf wird die Zeit eines langen glücklichen Frieden folgen.

Mündlich aus der Marſch. — Die Süderhaſteder ſelbſt läugnen die Anknüpfung der Verkündigung an ihren Hollunder.

DXII.

Der Wunderbaum in Ditmarſchen.

Neben der Aubrücke bei Süderheiſtede, Kirchſp. Henſtede, wo in alten Zeiten ein Hauptvertheidigungswerk des Landes und feſte Schanzen angelegt waren, ſtand zu den Zeiten der Freiheit auf einem ſchönen, runden, mit einem Graben umgebenen Platze eine Linde, die im ganzen Lande nur der Wunderbaum genannt ward. Sie war höher als alle andern Bäume weit und breit umher, und ihre Zweige ſtanden alle kreuzweis, alſo daß Niemand ihres Gleichen gewußt; bis zur Einnahme des Landes hat ſie jedesmal gegrünt. Aber es war eine alte Verkündigung, ſobald die Freiheit verloren wäre, würde auch der Baum verderren. Und ſolches iſt eingetroffen. Einſt aber wird eine Elſter darauf niſten und fünf weiße Jungen ausbringen; dann wird der Baum wieder ausſchlagen und von neuem grün werden und das Land wird wieder zu ſeiner alten Freiheit kommen.

Neocorus I 237. (vgl. S. 562. II. 121. u. oben N. 313.) und mündlich.

Viertes Buch.

Ich möcht mich der wunderſamen Hiſtorien, ſo ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch, wie ſie mir vorkommen ſind in meinem Leben, nicht entſchlagen, um kein Geld.

Dr. Martin Luther.

I.

Ode und de Slang'.

Da weer enmael en Mann, de harr dre Döchter, unn de jüngste de nömeden se Ode. Enmael do wuld' he to Markt. Do froeg he sine Döchter, wat he se mitbringen sull. Do sa' de Öldste, se wull en golden Spinnrad, de Twete, se wull en golden Haspel hebben, Ode awer sä', se wull dat hebben, wat achter sinen Wagen häerleep, wenn he wedder keem. Do koff de Vader denn op dem Markt allens in, en golden Spinnrad för sine öldste Dochter, unn en golden Haspel för de twete, as awer de Markt uet is, unn he wedder to Hues faert, so löpt daer en Slang' achter den Wagen; do nimmt he de för de Ode mit. He smitt se achter innen Wagen unn lett se nöes (nachher) fær de Huesdær liggen. As nu Ode æwer de Däel geit, so fangt de Slang' an to spräken und röpt: „Ode, lewe Ode, schall ik man op de Däel?" „Wat," segt se, „myn Vader hett dy bet an de Huesdær mitnamen, unn du willst oek noch op de Däel?" awer damit lett se em doch in. — Als se nu na är Kamer geit, so röpt de Slang' wedder: „Ode, lewe Ode, schall ik man fær dyn Dær liggen?" „Ei wat," segt se, „myn Vader hett dy bet an de Huesdær brocht, ik heff dy op de Däel laten, und du willst noch för myn Kamerdær liggen? Doch et mag darum syn." Nu wull se in de Kamer gaen, und maekd' de Kamerdær apen, do röpt de Slang' wedder: „Och Ode, lewe Ode, schall ik man in dyn Kamer?" „Nu," seggt se, „hett myn Vader dy nicht bet an de Huesdær mitnamen, heff ik dy nicht op de Däel laten und do för der Kamerdær leggt, und nu willst du noch mit in de Kamer? Awer wenn du tofreden syn wullt, so kumm man in, ligg nu awer still." Damit so leet se de Slang' in und fangt an sik uettotrecken. Als se nu awer to Bett gaen wull, so röpt doch de Slang' wedder und segt: „Och Ode, lewe Ode, schall ik man in dyn Bett?" „Nu wart et awer to dull," segt se, „myn Vader hett dy bet an de Huesdær mitnamen, ik heff dy eerst op de Däel brocht, do för de Kamerdær, do in de Kamer liggen laten, und nu willst du gaer noch by my int Bett? Awerst bistu verfraren, arm Dink, so kumm man herin und warm' dy." Und do neem se de Slang' by sik int Bett. Als de Slang' awerst eerst by äer leeg, do verwandelt se sik mit enen Mael und word to'n færnämen Prinzen und Ode word' syn Fru.

Durch Herrn Adv. Griebel aus Heide.

11.

Vom goldenen Klingelklangel.

Ein König hatte drei Töchter. Als er nun einmal verreiſen wollte, fragte er ſie, was er ihnen denn mitbringen ſollte. Da ſagte die älteſte Tochter ein goldenes Spinnrad, die zweite wollte eine goldene Haspel haben, die jüngſte Tochter aber bat um einen goldenen Klingelklangel. Als nun der König wieder nach Hauſe wollte und das goldene Spinnrad und die goldene Haspel hatte, da ward er ſehr traurig, denn er wuſte nicht, wie er den goldenen Klingelklangel bekommen ſollte. Wie er nun ſo da ſaß und ſehr weinte, kam ein alter Mann zu ihm und fragte: „Warum weinſt du?“ „Ach,“ ſagte der König, „ich weiß nicht, wo ich den goldenen Klingelklangel bekommen kann.“ Da ſagte der alte Mann: „Die goldenen Klingelklangel ſind auf einem großen, hohen Waldbaum und ein großer Bär bewacht ſie; aber wenn du dem Bären etwas verſprichſt, ſo gibt er dir einen.“ Da gieng nun der König in den Wald und ſuchte den großen Waldbaum, und wie er ihn fand und auch den großen Bären darunter antraf, ſo bat er ihn um einen goldenen Klingelklangel. Der Bär ſagte: „Willſt du mir das geben, was mir zuerſt auf deinem Schloſſe entgegen kommt, dann ſollſt du einen goldenen Klingelklangel haben.“ Der König ſagte ihm das zu, und der Bär verſprach am andern Morgen aufs Schloß zu kommen und den goldenen Klingelklangel zu bringen. Als aber der Bär am andern Morgen kam, da begegnete ihm zuerſt die jüngſte Königstochter, die den goldenen Klingelklangel haben wollte. Der Bär wollte ſie gleich mitnehmen, aber der König ward ſehr betrübt und ſagte: „Geh nur fort, ſie ſoll gleich nachkommen!“ Nun wollte der König aber dem Bären ſeine Tochter nicht geben, ſondern er ließ ein anderes Mädchen ganz ſchmuck machen und ſchön anziehen, das war die Tochter von dem Schafhirten, und ſchickte die nach dem Bären. Als ſie bei dem Bären ankam, da ſagte der: „Geh auf den Baum!“ und als das Mädchen hinaufgeklettert war, ſo ſagte er: „Komm herunter und lauſe mich!“ Der alte Bär meinte, daß es die jüngſte Königstochter ſei. Als die Dirne ihn nun lauste, fragte er: „Was thun dein Vater und Mutter wohl, wenn ſie zu Hauſe ſind?“ „Sie hüten die Schafe und ſcheeren ſie,“ antwortete das Mädchen. Da ward der große Bär ſchrecklich böſe und ſagte: „Du biſt die rechte nicht! Sey dich auf meinen rauhen Schwanz, Hulteripulter durchs ganze Land!“ Und ſo brachte er ſie wieder hin. Dem König ward ſehr bange, aber er ſagte zum Bären: „Wart nur ein Bischen, meine Tochter ſoll gleich kommen!“ Darauf ließ er des Schweinhirten Tochter ganz ſchön anziehen und ſchmuck machen und gab ſie dem Bären mit. Als ſie nun bei dem großen Waldbaum ankamen, ſagte der Bär: „Geh auf den Baum!“ und als das Mädchen oben

war, ſagte er: „Komm herunter und lauſe mich!“ Dann fragte er wieder: „Was thun dein Vater und Mutter wohl, wenn ſie zu Hauſe ſind?“ Die Dirne dachte nicht daran und ſagte: „Sie treiben Schweine in den Stall und füttern ſie.“ Da ward der Bär wieder böſe und noch viel ärger, als das erſte Mal und ſagte: „Du biſt die rechte nicht! Setz dich auf meinen rauhen Schwanz, Hulteripulter durchs ganze Land!“ und ſo brachte er ſie wieder hin. Nun muſte aber die arme Königstochter mit. Als ſie darauf bei dem Baume angelangt waren, ſagte der Bär wieder: „Steig auf den Baum!“ und dann: „Komm herunter und lauſe mich!“ Als die Königstochter nun den Bären lauste, fragte er: „Was thun dein Vater und Mutter wohl, wenn ſie zu Hauſe ſind?“ „Sie ſitzen bei Tafel und trinken den rothen Wein,“ antwortete die Königstochter. Da ſagte der Bär: „Du biſt die rechte!“ und ſie muſte nun bei dem Bären bleiben. Als ſie aber ſchon artig lange bei ihm geweſen war, fragte der Bär ſie, ob ſie auch wohl einmal nach Hauſe wollte? „Ja,“ ſagte die Königstochter, „das thäte ich gerne einmal.“ „Komm,“ ſagte der Bär da, „denn wollen wir hin; aber ich will mich unter den Tiſch legen, wenn du am Tiſche ſitzſt, und du ſollſt mir dann deinen Teller unter den Tiſch halten, und wenn du gegeſſen haſt, muſt du mit mir tanzen und mich hart auf den Fuß treten.“ Das verſprach ihm die Königstochter. Als ſie nun bei Tiſche ſaß und den Teller darunter hielt, lachten die Leute darüber und ſagten: „Was haltſt du deinen Teller unter den Tiſch?“ und als ſie nachher mit dem Bären tanzte, da lachten ſie noch viel mehr. Aber die Königstochter tanzte doch mit ihm und trat ihn dann ſo ganz hart auf den Fuß. Und als ſie das gethan hatte, da ward der Bär mit einem Male ein ſchöner reicher Prinz und die Königstochter ward ſeine Frau.

Aus der Probſtei durch Herrn Aethwiſch.

III.

Der weiße Wolf.

Ein König verirrte ſich einmal auf der Jagd in einem großen Walde und konnte ſich gar nicht zu recht finden. Mehrere Tage war er ſchon herum gewandert, hungernd und durſtend, und er war ganz verweint in ſeiner Noth. Da kam ein klein ſchwarzes Männchen zu ihm und ſprach: „Ich will dich heimführen, wenn du verſprechen willſt, mir das zu geben, was dir zuerſt aus deinem Hauſe entgegenkommt.“ Da ſagte der König in Gedanken ja. Unterwegs aber ſprach der König: „Ich wollte, mein beſter Hund käme mir entgegen.“ Aber das Männchen antwortete: „Das wollte ich nicht;

ich wollte, es wäre deine jüngste Tochter.“ Als sie nun bei dem Schiesse ankamen, erblickte die Tochter ihren Vater durchs Fenster, denn sie hatte schon lange nach ihm ausgesehen, und nun lief sie schnell hinaus, ihren Vater zu umarmen. Als sie aber an seinem Halse hieng, da rief er ganz beklommen: „Ich wollte lieber, daß mein Hund mich empfangen hätte.“ Die Tochter hub kläglich an zu weinen und sagte: „Bin ich dir denn nicht besser, als dein Hund?“ Da weinte der Vater mit, denn es war ihm ganz gram, daß das Männchen nun seine Tochter haben sollte. Er erzählte ihr alles unter Thränen, aber sie sprach: „Habe ich dein Leben retten können, so gehe ich gerne hin.“ Nach acht Tagen, so ward bestimmt, sollte das Männchen die Braut holen.

Als die Zeit nun um war, erschien ein weißer Wolf und die Königstochter setzte sich auf seinen Rücken. Und nun giengs fort in schrecklicher Eile durch Dick und Dünn, über Hecken und Knicken, über Berg und Thal, daß sie bald ganz müde ward vom Reiten. Als sie aber fragte, ob sie noch nicht bald zur Stelle wären, antwortete der Wolf: „Schweig, sonst werfe ich dich hinunter, es ist noch weit zum gläsernen Berg!“ Und wieder lief der Wolf durch Dick und Dünn, über Hecken und Knicken, über Berg und Thal, daß sie es fast nicht länger aushalten konnte. Da fragte sie wieder: „Sind wir noch nicht bald da?“ Aber der Wolf sagte: „Sprichst du noch einmal, so werf ich dich hinunter; es ist noch weit bis zum gläsernen Berg!“ Und nun giengs noch viel toller als vorhin. Da konnte sie es am Ende gar nicht länger aushalten und fragte noch einmal: „Sind wir noch nicht bald da?“ Kaum aber hatte sie das gesagt, so stürzte sie herunter und der weiße Wolf lief davon.

Nun war sie ganz allein in der weiten Welt und wuste nicht woher noch wohin. Endlich aber gieng sie weiter und dachte, du must doch zu Leuten kommen und die kannst du fragen nach dem weißen Wolf. Bald darauf kam sie auch zu einer kleinen Hütte, da saß da eine alte Mutter, die kochte sich eine Hühnersuppe. Das Mädchen fragte sie gleich, ob sie nicht den weißen Wolf gesehen habe. „Nein,“ antwortete das Mütterchen, „den weißen Wolf hab ich nicht gesehen, da must du den Wind fragen, der fegt in alle Löcher und reist täglich zu Wasser und zu Lande; aber bleibe nur erst ein Bischen hier und iß eine Hühnersuppe zu Mittag.“ Das that die Königstochter auch. Die Alte aber sprach, als sie wieder gehen wollte: „Nimm die Knöchelchen alle mit, die werden dir noch einmal zu Gute kommen.“ Darauf wieß sie ihr den Weg nach dem Winde.

Als sie nun bei dem Wind ankam, saß der auch und kochte sich eine Hühnersuppe. „Herr Wind,“ sagte das Mädchen, „du reist ja über Wasser und Land alle Tage, hast du nicht den weißen Wolf

geſehen?“ „Nein,“ ſagte der Wind, „den weißen Wolf hab ich nicht geſehen, heute bin ich noch nicht aus geweſen, da muſt du zu der Sonne gehen und die fragen; die ſteht früh auf und weiß und ſieht alles, denn ſie kukt in alle Löcher und ſteigt über alle Berge und Bäume; aber erſt iß eine Hühnerſuppe mit mir.“ Das Mädchen ließ ſichs wieder gut ſchmecken, ſammelte alle Knöchlein, wie der Wind ihr rieth, und ließ ſich dann von ihm auf den rechten Weg nach der Sonne weiſen. Als ſie nun zur Sonne kam, hatte auch die den weißen Wolf nicht geſehen, und ſie rieth ihr, zum Monde zu gehen, denn der ſehe, wenn niemand ſehe, und wenn der ihr keinen Beſcheid ſagen könne, ſo könne es niemand; aber ehe das Mädchen fortgieng, muſte ſie auch mit der Sonne eine Hühnerſuppe eſſen und die Knöchlein mitnehmen. Als ſie nun zum Monde kam, war der auch dabei, ſich eine Hühnerſuppe zu kochen, aber vom weißen Wolf wuſte er nichts zu ſagen. Da fieng das Mädchen an zu weinen und ſprach: „Wen ſoll ich denn nun fragen?“ „Komm,“ ſagte der Mond, „iß erſt die Hühnerſuppe mit mir, und dann wollen wir weiter ſprechen.“ Als ſie nun ſaßen und aßen, ſo ſagte der Mond: „Hab ich doch mein Lebtage nicht vom weißen Wolf gehört; was es damit iſt, begreife ich nicht; aber das ſchwarze Männchen gibt dieſe Nacht Hochzeit im gläſernen Berg.“ „Ach ja, der gläſerne Berg! der gläſerne Berg! das hatte ich ganz vergeſſen, der iſt es, dahin ſoll ich,“ rief die Königstochter ganz vergnügt und bat den Mond, ſie gleich dahin zu zeigen. „Nun nun,“ ſagte der Mond, „wir haben noch Zeit, iß nur erſt die Hühnerſuppe auf und nimm alle Knöchlein mit, die werden dir noch zu Gute kommen.“ Da aß ſie ſchnell die Hühnerſuppe auf, nahm die Knöchlein, aber in der Eile vergaß ſie eins. Dann brachte der Mond ſie an den gläſernen Berg. Der aber war ſo glatt und glitzig, daß ſie nicht hinauf kommen konnte. Da nahm ſie nun ihre Knochen und baute ſich eine Leiter daraus, es fehlte aber endlich eine Sproſſe, weil ſie einen Knochen vergeſſen hatte. Da ſchnitt ſie ſich ein Gliedchen von ihrem kleinen Finger ab und nun kam ſie zur Höhe. Von da führte eine wunderſchöne Treppe abwärts in den Berg, darauf ſtieg ſie hinab und kam zum ſchwarzen Männlein. Der aber war ein hübſcher verzauberter Prinz und eine junge Frau war ihm angezaubert, mit der feierte er nun Hochzeit in aller Herrlichkeit im gläſernen Berg. Es war da ein prächtiger Saal, wo alles von Geld und Edelſteinen funkelte und der Prinz ſaß mit ſeiner Frau an der glänzenden Tafel und ſpeiſte, als die Königstochter eintrat; er aber kannte ſie nicht, aber ſie ihn wohl. Da fieng ſie an zu ſingen von einem weißen Wolf, dem hätte ihr Vater ſie verſprochen und mit Thränen hingegeben. Der Wolf, ſchnell wie ein Vogel, hätte ſie fortgebracht über Hecken und Knicken, über Berg und Thal und zuletzt ſie verlaſſen einſam und allein in der weiten Welt; nun ſei ſie überall umher-

geirrt und hätte nach dem weißen Wolf gefragt; aber niemand hätte ihr von ihm Bescheid gegeben. Als der Prinz das hörte, ward er ganz aufmerksam, horchte und sah sie an, und als sie das Lied geendet hatte, bat er sie, es noch einmal zu singen. Und als sie das gethan, da erkannte er sie, und sein Zauber war gelöst. Da verstieß er seine frühere Frau und heiratete die Königstochter; dann aber reisten sie beide zu ihrem Vater, der nun ganz vergnügt darüber ward, daß seine Tochter einen so hübschen Mann bekommen hatte, und sie lebten von nun an so recht froh und glücklich bei einander und wenn sie noch nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Aus Puttgarden auf Femern. vgl. Grimm H. M. N. 26. Kuhns Märk. Sagen. S. 282.

IV.

Siebenschön.

In einem Dorfe wohnten ein paar arme Leute in einem kleinen Häuschen, die hatten eine einzige Tochter. Das Mädchen besorgte ihnen den Hausstand, sie wusch, fegte, kochte und schaffte alles, was zu thun war; das Gärtchen vor dem Hause war immer wohl bestellt, im Hause aber war alles so blank und reinlich, daß es eine Lust anzusehen war. Es gab auch kein Mädchen in der ganzen Gegend, die geschickter im Nähen und Sticken gewesen wäre, und damit verdiente sie ihren armen Eltern das Brot; denn seine Arbeit wird immer gut bezahlt. Weil das Mädchen aber schöner war, als sieben andere zusammen, so nannten die Leute sie Siebenschön. Sie war aber so sittsam, daß wenn sie Sonntags zur Kirche gieng, was sie fleißig that, sie immer einen Schleier vor dem Gesichte trug, damit die Leute sie nicht angaffen sollten. Da sah sie nun einmal des Königs Sohn und sie war so schlank wie eine Esche, da verliebte er sich in sie und hätte herzlich gerne auch einmal ihr Gesicht gesehen, aber das konnte er nicht vor dem Schleier. Er sprach zu seinen Dienern: „Warum trägt Siebenschön immer einen Schleier, daß man ihr Gesicht nicht sehen kann?“ Die Diener antworteten: „Das thut sie, weil sie so sittsam ist.“ Da sandte der Königssohn einen Diener mit einem goldenen Fingerreif zu Siebenschön und ließ sie so sehr bitten, heute Abend bei der großen Eiche zu sein, er hätte was mit ihr zu sprechen. Siebenschön gieng hin, denn sie dachte, gewis will der Prinz bei dir ein Stück seine Arbeit bestellen. Als aber der Prinz sie nun sah, da verliebte er sich noch viel mehr und verlangte sie zur Frau. Aber Siebenschön sprach: „Du bist so reich und ich nur so arm; dein Vater wird sehr böse werden, wenn er hört, daß du mich zur Frau genommen.“ Aber der Prinz bat so viel und sagte, wie lieb er sie hätte; da sagte Siebenschön endlich: „Wenn du noch ein paar Tage warten willst, so will ich mich darauf bedenken.“ — Am andern Tage schickte der Königssohn seinen Diener

zu Siebenſchön, der brachte ihr ein paar ſilberne Schuhe und bat ſie, ſich heut Abend wieder bei der Eiche einzufinden, denn der Prinz wollte mit ihr ſprechen. Siebenſchön gieng hin und als der Prinz ſie ſah, ſo fragte er, ob ſie ſich nun ſchon beſonnen hätte. Da antwortete Siebenſchön: „Ich habe mich noch nicht bedenken können, denn meine Tauben und Hühner wollten gefüttert, der Kohl muſte geſchnitten und die Hemden ſollten genäht werden; aber was ich dir ſagte, ich bin ſo arm und du ſo reich, dein Vater aber wird böſe werden, darum kann ich nicht deine Frau werden.“ Da bat ſie aber der Prinz wieder ſo viel, daß ſie endlich ſagen muſte, daß ſie ſich ganz gewis bedenken und mit ihren Eltern ſprechen welle. Am andern Tage ſchickte er ihr durch einen Diener ein prächtiges goldenes Kleid und ließ ſie bitten, heute Abend wieder zu der Eiche zu kommen. Siebenſchön gieng Abends auch wieder hin und der Prinz fragte, wie ſie ſich denn nun beſonnen hätte. „Ach,“ ſagte Siebenſchön, „ich habe mich nicht bedenken können und meine Eltern habe ich auch noch nicht gefragt, es gab den ganzen Tag wieder ſo viel zu ſchaffen in und außer dem Hauſe, daß ich nicht dazu kommen konnte; aber was ich immer geſagt habe, dabei muß es doch bleiben, ich bin viel zu arm und du zu reich und dein Vater wird ſehr böſe werden.“ Nun ließ der Prinz aber gar nicht mit Bitten nach und ſtellte ihr vor, daß ſie endlich Königin werden ſollte, er würde ihr auch ganz gewis treu bleiben und keine andre heiraten, was da auch kommen möchte. Da Siebenſchön nun ſah, wie lieb er ſie hatte, ſo ſagte ſie endlich ja.

Von nun an trafen ſie ſich jeden Abend bei der Eiche und waren ganz glücklich, denn ſie liebten ſich wirklich ſo ſehr, doch der König ſollte es nicht wiſſen. Aber da war da eine alte garſtige Dirne, die ſagte es ihm endlich doch, daß ſein Sohn immer mit Siebenſchön jeden Abend ſpät zuſammenkäme. Da ward der König ganz grimmig und ſchickte ſeine Leute hin, Siebenſchöns Haus in Brand zu ſtecken, damit ſie darin verbrenne. Siebenſchön ſaß am Fenſter und ſtickte, als ſie aber merkte, daß das Haus brenne, ſprang ſie geſchwind hinaus und gerade hinein in einen leeren Brunnen, ihre armen Eltern aber verbrannten beide mit dem Hauſe.

Es war ihr erſt nun gewaltig gram und ſo traurig ums Herz, daß ſie Tagelang im Brunnen ſaß und weinte. Nachdem ſie aber ausgeweint, arbeitete ſie ſich allmählig hinauf und grub ſich dann mit ihren feinen Händen etwas Geld aus dem Schutt ihres verbrannten Hauſes. Dafür kaufte ſie ſich Mannskleider. Dann gieng ſie zum Könige an den Hof und bat, er möge ſie doch als Bedienter annehmen, denn ſie heiße Unglück. Dem Könige gefiel der hübſche junge Menſch und er nahm ihn zum Bedienten an; ſie war nun immer treu und fleißig, und bald mochte der alte König Unglück von allen ſeinen Bedienten am liebſten leiden und ließ ſich von keinem andern bedienen.

Der Königssohn aber, als er hörte, Siebenschöns Haus sei niedergebrannt, trauerte sehr, denn er meinte nicht anders, als daß Siebenschön auch mit verbrannt sei. Nachher aber wollte sein Vater, daß er sich eine Frau nehmen sollte: der alte König wollte seinem Sohn das Reich übergeben, aber dann muste dieser auch eine Königin haben. Also freite der Prinz zu eines andern Königs Tochter und ward mit ihr verlobt. Als nun die Hochzeit sein sollte, ward das ganze Land dazu eingeladen und als der König mit seinem Sohn hinreiste, die Braut zu holen, musten alle Bedienten mit. Das war eine traurige Reise für Unglück und es lag ihm so hart auf dem Herzen wie ein Stein. Er hielt sich immer hinten im Zuge, damit die Leute nicht seine Traurigkeit sähen, als sie aber in die Nähe des Schlosses der Braut kamen, hub er an zu singen mit klarer Stimme:

Siebenschön bin ich genannt,
Unglück ist mir wohl bekannt.

Da sagte der Prinz zu seinem Vater, neben dem er vorne an im Zuge ritt: „Wer singt doch da so schön?“ „Wer sollte es wohl anders sein,“ antwortete der Alte, „als Unglück, mein Bedienter?“ Darauf sang er zum zweiten Male:

Siebenschön bin ich genannt,
Unglück ist mir wohlbekannt.

Da fragte der Königssohn wieder: „Wer singt doch einmal da? Sollte es wirklich Unglück, dein Bedienter sein, lieber Vater?“ „Ja gewis,“ sagte der alte König, „wer anders sollte wohl so schön singen, als Unglück, mein Bedienter?“ Nun waren sie ganz nahe vor das Thor des Schlosses der Braut gekommen, da sang Unglück zum dritten Male:

Siebenschön bin ich genannt,
Unglück ist mir wohl bekannt.

Als der Prinz das nun wieder hörte, wandte er schnell sein Pferd und ritt hinten hin zu Unglück, und sah ihm einmal stark ins Gesicht; da erkannte er Siebenschön und nickte ihr ganz freundlich zu, dann aber ritt er wieder weg.

Als sie nun alle beisammen waren auf dem Schlosse der Braut und war eine große Gesellschaft da, so sagte der König, der Vater der Braut: „Wir wollen Räthsel spielen und der Bräutigam soll anfangen.“ Da fieng der Königssohn an: „Ich habe einen Schrank und vor einiger Zeit verlor ich den Schlüssel dazu; da gieng ich gleich hin und kaufte mir einen neuen; als ich aber nach Hause kam, fand ich meinen alten wieder; nun frage ich dich, Herr König, welchen Schlüssel soll ich zuerst gebrauchen, den alten oder den neuen?“ Der König antwortete sogleich: „Natürlich den alten!“ Da hatte

er ſich ſelber das Urtheil geſprochen und der Königsſohn ſagte: „So behalte du nur deine Tochter, hier iſt mein alter Schlüſſel.“ Da griff er Siebenſchön bei der Hand und führte ſie mitten unter ſie; der alte König aber, ſein Vater, rief: „Nein, das iſt ja Unglück, mein Diener!“ Doch der Königsſohn antwortete: „Lieber Vater, es iſt Siebenſchön, meine Frau!“ Da giengen Allen die Augen auf und ſie ſahen nun erſt, wie ſchön ſie war.

Aus Puttgarden auf Fehmern.

V.

Jungfer Maleen.

Es waren einmal zwei Könige, der eine hatte einen Sohn, der andere hatte eine Tochter, die hieß Jungfer Maleen. Die beiden jungen Leute hatten ſich einander ſo recht von Herzen lieb und hätten auch ſich herzlich gern geheiratet, aber Jungfer Maleens Vater wollte es nicht zugeben. Jungfer Maleen aber wollte nicht von dem Königsſohn laſſen, den ſie ſo lieb hatte, und hörte nicht auf den Befehl ihres Vaters, ſo daß dieſer darüber endlich ſo böſe ward und ſie verurtheilte, ſieben Jahre lang eingemauert in einem hohen Thurm zu ſitzen. So geſchah es denn auch. Jungfer Maleen ward mit einer Kammerfrau in den Thurm geführt und auf ſieben Jahre ward ihnen Speiſe und Trank mitgegeben; dann wurden die Eingänge des Thurms ohne Erbarmen zugemauert. Da ſaßen ſie nun in dem finſtern Gefängnis, keine Sonne und kein Mond ſchien herein, kein Laut von außen konnte zu ihnen dringen. Tag für Tag und Jahr für Jahr gieng ihnen unter Jammern und Klagen in ewiger Dunkelheit und Einſamkeit vorüber, ohne daß ſie wußten, wie weit es an der Zeit ſei. Endlich aber merkten ſie als ihr Speiſevorrath aufgezehrt war, daß die ſieben Jahre um ſein müßten. Aber niemand kam, der ſie aus dem Gefängnis befreite und keine Hand ward angelegt, den Thurm zu zerbrechen. Da trieb ſie die Noth, ſich ſelber zu helfen und zu verſuchen, ein Loch durch die dicken Mauern zu bohren. Drei Tage lang bohrten ſie unabläſſig, da drang der erſte Lichtſtrahl in ihre Finſternis. Eifrig ſetzten ſie ihre Arbeit fort, bis ſie ins Freie ſchauen konnten. Da ſah Jungfer Maleen nun ihres Vaters Reich wieder, aber ſein Schloß war zerſtört, die Städte und Dörfer waren verbrannt, die Felder weit und breit umher verheert und alles war ganz wüſte und öde; keine Menſchenſeele ließ ſich blicken. So mußten ſie ſich denn ſelber helfen. Sie vergrößerten allmählig das Loch, bis ſie hindurch kriechen konnten, dann ſchlüpfte die Kammerfrau zuerſt hinaus und Jungfer Maleen folgte ihr, es gelang ihnen, ſich auf den Boden hinab zu laſſen. Aber da fanden ſie alles ganz menſchenleer, denn die Feinde, die das Reich überfallen, hatten die Einwohner erſchlagen und den König verjagt. Die Mädchen irrten umher

und ſuchten ihn, aber wo ſollten ſie ihn finden, da niemand ihnen ſagen konnte, wo er geblieben ſei? So wanderten ſie durch des Königs Reich; Herberge und Speiſe waren nirgend zu finden: Nachts muſten ſie auf dem Felde bleiben und Tags muſten ſie ihren Hunger an einem Brenneſſelbuſch ſtillen. So groß war ihre Noth. Endlich kamen ſie in ein fremdes Land; da erboten ſie ſich zu jedem Dienſte, aber niemand wollte ſich ihrer erbarmen, und alle Leute wieſen ſie fort, bis ſie an den Hof des Reiches kamen. Da wollte man ſie freilich im erſten Augenblick auch nicht behalten, nachher aber beſannen ſie ſich, daß ſie die beiden Mädchen als Aſchenpüſter wohl in der Küche brauchen könnten.

Nun war aber gerade der Königsſohn, dem das Reich gehörte, eben derſelbe, der früher nach Jungfer Maleen gefreit und ſich mit ihr verlobt hatte. Es war ſchon eine andre Prinzeſſin an dem Hofe, die er heiraten ſollte, ſie war aber garſtig und ſo häßlich, daß ſie ſich ſcheute, ſich vor den Leuten ſehen zu laſſen, Jungfer Maleen aber war ſo ſchön wie der Tag. Als nun die Hochzeit ſein ſollte und die Prinzeſſin mit ihrem Bräutigam zur Kirche gehen ſollte, da ſchämte ſie ſich, daß ſie ſo häßlich war, und rief Jungfer Maleen herein und ſprach: „Willſt du nicht meine Kleider anziehen und für mich zur Kirche gehen?“ Jungfer Maleen wollte das nicht und ſagte nein; aber die Prinzeſſin ſprach: „Dann ſoll es dich dein Leben koſten.“ Da muſte ſie nachgeben, legte der Prinzeſſin ihre prächtigen Kleider an, hieng ihren Schmuck um und alle Leute erſtaunten, als ſie in den Saal trat, über ihre Schönheit und der Königsſohn gieng ſtolz an ihrer Seite. Denn alle meinten, es ſei die alte Prinzeſſin, und wuſten nicht, daß es Jungfer Maleen war.

Als ſie nun auf dem Wege nach der Kirche waren, ſtand da ein Brenneſſelbuſch. Da ſprach Jungfer Maleen zu ihm:

Brennetteldusch,
Brennetteldusch so kleine,
Wat steist du hier alleine?
Ik hef de Tyt geweten,
Da hef ik dy
Ungesaden,
Ungebraden eten.

Da ſprach der Königsſohn: „Was ſprichſt du da, mein Kind?“ „Nichts,“ antwortete ſie, „ich ſprach nur von Jungfer Maleen.“ Der Königsſohn wunderte ſich, daß ſie von Jungfer Maleen wüſte, aber er ſagte nichts. Als ſie nun an den Steg vor dem Kirchhof kamen, da ſprach Jungfer Maleen zu ihm:

Karkstegels, brik nich,
Dün de rechte Brut nich.

„Kind,“ ſagte wieder der Königsſohn, „was ſprichſt du da?“ Sie aber ſagte: „Nichts, ich dachte nur an Jungfer Maleen.“ Da ſprach er: „Kennſt du denn Jungfer Maleen? Die ſitzt ja im Thurm

gefangen.“ „Nein,“ antwortete ſie, „ich kenne ſie nicht, ich habe nur von ihr gehört.“ So waren ſie an die Kirchenthür gekommen. Da ſprach Jungfer Maleen zu der Kirchenthür:

Karkendar, brik nich,
Dün de rechte Brut nich.

Da fragte der Bräutigam zum dritten Male: „Was redeſt du denn da für dich?“ und ſie antwortete ihm wieder: „Ich habe nur an Jungfer Maleen gedacht.“ Da zog der Königsſohn ein köſtliches Geſchmeide hervor, ſchlang es um ihren Hals und befeſtigte es. Dann traten ſie in die Kirche und ließen ſich trauen. Als ſie nun aber wieder nach Hauſe kamen, da muſte die arme Jungfer Maleen all ihre ſchönen Kleider ausziehen und ſie alle der Prinzeſſin wieder geben, aber das Geſchmeide, das ihr der Königsſohn um den Hals gelegt hatte, das behielt ſie doch für ſich.

Als nun der Königsſohn Abends mit der Prinzeſſin zu Bette ſollte und mit ihr allein in der Kammer war, da fragte er ſie: „Mein Kind, was ſagteſt du doch auf dem Kirchwege zu dem Brenneſſelbuch?“ Da antwortete ſie: „Zu welchem Brenneſſelbuſch? Ich habe zu keinem Brenneſſelbuſch geſprochen.“ „Freilich haſt du zu ihm geſprochen,“ ſagte der Königsſohn, „und ich will wiſſen, was du geſagt haſt.“ Da kam die Prinzeſſin etwas in Noth, aber ſie half ſich und ſagte:

Mut bernet na mynne Maegt,
De my myn Gedanken draegt.

So lief ſie hinaus und fuhr Jungfer Maleen an: „Dirne, was haſt du zu dem Brenneſſelbuſch geſagt?“ Jungfer Maleen antwortete: „Ich ſagte weiter nichts, als:

Brennetteibuſch,
Brennetteibuſch ſo klene,
Wat ſteiſt du hier allene?
Ik heſ de Jvt geweten,
Da heſ ik dy
Ungeſaden,
Ungebraden eten -

Da lief die Prinzeſſin wieder in die Kammer und ſagte es ihrem Mann. Aber dem kam es ſo wunderlich vor, daß ſie hinausgelaufen war, und er fragte weiter: „Und was ſagteſt du denn zu dem Kirchenſteg?“ Die Prinzeſſin aber antwortete: „Ich hätte zum Kirchenſteg geſprochen?“ „Ja freilich,“ ſagte der Prinz, „haſt du zum Kirchenſteg geſprochen.“ Da kam die Prinzeſſin noch mehr in Noth und ſie ſagte wieder:

Mut bernet na mynne Maegt,
De my myn Gedanken draegt.

Sie eilte hinaus und fragte Jungfer Maleen: „Dirne, was haſt du zu dem Kirchenſteg geſagt?“ Jungfer Maleen antwortete: „Ich habe weiter nichts geſagt, als:

Karkſtegels, brik mich,
Bün de rechte Brut nich.

„Das ſoll dich noch das Leben koſten,“ rief da die Prinzeſſin zornig, aber ſie muſte ſchnell wieder in die Kammer und dem Königsſohn ſagen, was ſie zu dem Kirchenſteg geſprochen haben wollte. Dann fragte er ſie wieder: „Und was ſagteſt du zur Kirchenthür?“ Die Prinzeſſin wollte es wieder läugnen, aber der Prinz beſtand darauf und ſo muſte ſie wieder hinaus und Jungfer Maleen fragen. Jungfer Maleen aber antwortete wieder: „Ich ſagte weiter nichts, als:

Karkendar, brik mich,
Bün de rechte Brut nich.

Da ward die Prinzeſſin noch viel zorniger und ſchwur, daß es ihr gewislich ans Leben gehen ſollte. Als ſie es aber zu dem Prinzen in der Kammer geſagt hatte, da ſprach er: „Wenn du das geſagt haſt, ſo laß mich auch einmal das Geſchmeide ſehen, das ich dir an der Kirchenthür gegeben habe.“ „Was für ein Geſchmeide?“ fragte die Prinzeſſin, und ſie war in großer Angſt, „du haſt mir kein Geſchmeide gegeben.“ Nun ſagte der Königsſohn: „Dann biſt du auch die rechte nicht, mit der ich getraut ward; die ſollſt du mir ſogleich zur Stelle ſchaffen.“ Da muſte ſie eingeſtehen, daß ihr Aſchenpüſter ſtatt ihrer mit ihm zur Kirche gegangen ſei, die habe ihre Kleider angehabt und ſei mit ihm getraut worden, weil ſie, die Prinzeſſin, ſo häßlich ſei, daß ſie ſich vor den Leuten ſchämen müſſe. Der Königsſohn befahl ihr nun ſogleich, ihm das ſchöne Mädchen herein zu holen. Da gieng ſie hinaus als wollte ſie Jungfer Maleen rufen; aber ſie befahl den Dienern, Jungfer Maleen ſogleich umzubringen. Und die griffen ſie und ſchleppten ſie ſchon fort und wollten ihr den Kopf abhauen, da trat noch eben zur rechten Zeit der Königsſohn aus der Kammer und erkannte das Geſchmeide an ihrem Halſe und daß ſie ſeine rechtmäßig angetraute Frau wäre. Und als er ſie nun einmal recht anſah, da giengen ihm erſt die Augen auf und er ſah, daß ſie auch keine andre ſei als ſeine ehemalige Braut, die er ganz vergeſſen hatte, daß ſie Jungfer Maleen ſelber ſei, von der ſie immer auf dem Kirchwege geſprochen. Nun befahl er den Dienern, ſie in ſein Zimmer zu führen; der alten Prinzeſſin aber ließ er an ihrer Stelle den Kopf abſchlagen.

Aus Meldorf. — Auf dieſes nicht ganz lückenloſe oder doch ein ähnliches Märchen bezieht ſich wohl der Kinderreim:

Kling klang kloria,
Wer ſitt in diſſen Thoria?
Dar ſitt en Königsdochter in,
De kann ik nich to ſeen krygen.
De Muer de will nich bräken,
De Steen de will nich ſtöten.
Hänſchen mit de bunte Jack,
Kumm unn ſetz my achterna.

Oder nach Zeile 1:

Nä, Mutter, ſchaet ni', daet ni':
Steen unn Been verlaet my:
Kumt de olle bunte Rock
Unn ſact my achter an.

VI.

Goldmariken und Goldfeder.

Es war einmal ein Edelmann, der hatte eine wunderſchöne Tochter, die hieß Goldmariken. Einſt wollten ihre Eltern ausfahren und da wollte Goldmariken gerne mit, aber die Eltern wollten es nicht haben. Da blieb Goldmariken allein zu Hauſe. Nachts aber als ſie wieder nach Hauſe wollten, verirrten ſie ſich in einem großen Walde und konnten ſich gar nicht wieder zurecht finden. Endlich begegnete ihnen ein großer Pudel. „Ich will euch wohl auf den rechten Weg bringen," ſagte der Pudel, „wenn ihr mir das geben wollt, was aus eurem Hauſe euch zuerſt begegnet." Da dachten die Eltern gleich an ihr liebes Goldmariken und fürchteten, ſie möchte ihnen zuerſt entgegen kommen; aber da das Wetter immer ſchlimmer ward und ſie den Weg ganz verloren hatten, ſo willigten ſie endlich ein und verſprachen dem Pudel, was er verlangt hatte, denn ſie dachten, vielleicht kommt unſer Haushund auch zuerſt an unſern Wagen. Nun waren ſie bald zu Hauſe; aber die erſte, die an ihren Wagen kam, war richtig doch Niemand anders als Goldmariken. Da ſprach der Pudel: „Jetzt gehört ſie mir und nicht euch." Aber die Eltern baten ſo viel, er möge ſich alles andre nehmen und ihnen nur ihr liebes Goldmariken laſſen; allein dem Pudel war es grade recht, daß er Goldmariken haben ſollte; darum half kein Bitten etwas. Nur drei Tage wollte er Friſt geben, dann würde er wieder kommen und ſie abholen.

Goldmariken benutzte nun die Zeit, um von allen Verwandten und Bekannten Abſchied zu nehmen; ſie war bei all ihren Klagen ganz ruhig und zufrieden. Am letzten Abend ſagte Goldmariken zu ihrer Mutter: „Nun will ich unſerer alten Nachbarin auch noch Adjeu ſagen." „Meine Tochter," antwortete die Mutter, „was willſt du doch bei der alten Frau thun?" „Ja," ſagte Goldmariken, „ich will und muß dahin." Sie gieng alſo hin und als ſie da kam, ſagte die Alte: „Fürchte dich nicht, mein Kind! ich will dich heute Abend, wenn du dieſe Nacht bei mir ſchlafen willſt, das Wünſchen lehren, daran ſollſt du dein ganzes Leben denken, und das wird dir viel nützen." Goldmariken ward ganz froh und gieng zu ihrer Mutter, um zu ſagen, ſie wolle dieſe Nacht bei der Nachbarin ſchlafen. Da ſagte die Mutter: „Was willſt du doch bei der Alten ſchlafen?" Aber Goldmariken hörte nicht darauf, ſondern gieng des Abends doch hin.

Sie giengen nun mit einander zu Bette, und als Goldmariken am andern Morgen aufſtand, konnte ſie alles hervorzaubern, was ſie wollte. Sie dankte der Alten von Herzen, und hoffte nun durch ihre Kunſt ihre Eltern ſehen zu können, ſo oft ſie wollte.

Als ſie nun nach Hauſe kam, war der Pudel auch ſchon da, ſie abzuholen. Goldmariken nahm Abſchied von ihren bekümmerten Eltern, ſagte aber nichts davon, daß ſie das Wünſchen gelernt hätte. Als ſie aufs Feld kamen, ſprach der Pudel: „Setze dich auf meinen Rücken, ſo will ich dich wohl zur Stelle bringen.“ Goldmariken that das, und es dauerte nicht lange, ſo kamen ſie zu einem Hauſe, darin wohnten zwei Mädchen; da giengen ſie hinein, und der Pudel verwandelte ſich gleich zu einem alten Weibe, das war die Mutter von den beiden Mädchen. „Nun,“ ſprach ſie, „habe ich drei Mädchen, daran ich mich ergötzen kann. Du, Goldmariken, ſollſt es recht gut bei mir haben, wenn du nur immer gehorſam biſt.“ Goldmariken verſprach das und wenn die Alte ſagte, Goldmariken thue dies oder das, ſo konnte ſie immer leicht damit fertig werden, denn ſie wünſchte ſich nur immer alles zurecht.

Einſt gieng die Alte wieder als Pudel in den Wald; da fand ſie einen jungen hübſchen Mann, der hatte ſich verirrt und hieß Goldfeder. Der Pudel ſprach zu ihm: „Ich will dich hinausführen, wenn du mir verſprichſt, nachher zu mir zu kommen und bei mir zu bleiben.“ Goldfeder antwortete, daß er nichts dazu ſagen könne, denn er ſei eines Königs Sohn und müſſe zuvor erſt mit ſeinem Vater ſprechen. Endlich aber, da er ſich gar nicht zurecht finden konnte, muſte er doch ja ſagen und dem Pudel verſprechen, ihm zu gehören; da brachte der Pudel Goldfeder aus dem Walde an den Hof ſeines Vaters. Aber nach drei Tagen kam er wieder, um Goldfeder abzuholen. Der Vater wollte es nicht zugeben, muſte aber doch darein willigen, denn der Pudel ſprach: „Goldfeder hat es ſelber zugeſagt, und er muß Wort halten.“ Da muſte Goldfeder mit und er kam nun dahin, wo Goldmariken war. Goldmariken ſprach zu Goldfeder: „Nimm dich in Acht vor der Alten, denn das iſt keine Gute, und ſie kann mehr als Brot eſſen, morgen ſollſt du gewis Gras ummähen.“ „Ja,“ ſagte Goldfeder, „das kann ich nicht, ich weiß nicht, wie ich das machen ſoll.“ Am Abend ſagte auch die Alte zu ihm: „Goldfeder, du könnteſt eine Senſe zurecht machen, denn morgen ſollſt du Gras mähen.“ Da gieng Goldfeder zu Goldmariken und ſagte: „Ich ſoll eine Senſe zurecht machen und verſtehe es nicht.“ „O,“ ſagte ſie,“ klopfe nur ein Bischen auf die Senſe, dann wird ſie bald fertig werden.“ Das that Goldfeder und die Senſe war ſogleich zurecht. Am andern Morgen ſagte die Alte: „Goldfeder gehe hin und mähe das Gras!“ Er gieng aber erſt zu Goldmariken und fragte ſie: „Wie fange ich das an? ich verſtehe nichts davon.“ Goldmariken antwortete: „Streiche du nur die Senſe, daß es klingt, gegen die Zeit wenn dir die Alte Eſſen

bringt.“ Nun gieng Goldfeder auf die Wieſe und legte ſich erſt nieder und ſchlief; zu der Zeit aber, als ihm das Eſſen gebracht werden ſollte, ſtrich er die Senſe, daß es klang; da fiel alles Gras auf einmal um. Nun kam die Alte, und da ſie ſah, daß alles gethan war, lobte ſie ihn wegen ſeines Fleißes und verſprach ihm, daß er es gut dafür haben ſollte.

Am andern Tage ſprach die Alte wieder zu Goldfeder: „Heute, mein Sohn, geh hin und mache ein Beil ſcharf, dann ſollſt du Holz hauen!“ Er aber wuſte wieder nicht, wie er ein Beil ſcharf machen ſollte, gieng darum wieder zu Goldmariken, um ſich Raths zu holen. Dieſe ſagte: „Nimm einen Stein und ſtreich das Beil nur zwei, dreimal darauf her und hin, dann wird es wohl ſcharf ſein.“ Goldfeder ſtrich das Beil auf einem Stein zwei, dreimal her und hin und in einem Augenblick hatte er es ſcharf. Bald darauf ſagte die Alte: „Nun geh in den Wald und hau mir Holz!“ Er gieng, aber er konnte gar nichts abkriegen. Endlich kam Goldmariken und brachte ihm Frühſtück. „Ach,“ ſagte er, „du muſt mir doch wieder helfen, denn ich verſtehe das Holzhauen nicht!“ „Ja,“ ſagte ſie, „ich ſoll dir immer helfen und du hilfſt mir nie!“ „O, ſüßes Goldmariken,“ antwortete Goldfeder, „glaube mir, ich will dich auch immer lieb haben und nie verlaſſen, ſo lange nur noch ein Tropfen warmes Blut in mir iſt. Hilf mir nur auch diesmal aus der Noth!“ „Nun denn,“ ſagte ſie, „ſo kehre nur das Beil um und ſchlage an den Baum!“ Da lag in einem Augenblick alles Holz umgehauen. Mittags als die Mutter kam, wunderte ſie ſich, daß er ſo fleißig geweſen ſei, lobte ihn und verſprach ihm, daß er es auch ferner gut haben ſolle. Als Goldfeder nun Abends nach Hauſe kam, legte er ſich auf ſein Bette und dachte viel an ſeine Eltern, aber mehr noch an Goldmariken.

Am andern Morgen ſprach die Alte: „Du kannſt wohl einige Harken zurecht machen, denn heute ſollt ihr das Heu kehren und eintragen.“ „Mutter,“ ſagten die Töchter, „wie ſollen wir das Heu eintragen? das geht doch wohl nicht an.“ „Ja,“ ſagte ſie, „das ſoll geſchehen und ihr müſt es thun!“ Da gieng Goldfeder hin und nachdem Goldmariken ihm geholfen, waren die Harken fertig. Als nun die beiden Töchter mit Goldfeder hinaus auf die Wieſe giengen und auch Goldmariken kam, ſagte Goldfeder leiſe zu ihr: „Wie ſollen wir nun das Heu eintragen?“ „Nimm du nur,“ ſprach ſie, „wie ich es mache, einen Stock auf den Nacken; dann wird das Heu ſchon einkommen.“ Als nun die beiden Töchter mit ein wenig Heu voraufgiengen, ſo nahmen Goldmariken und Goldfeder ihre Stöcke auf den Nacken und alles Heu kam hinter ihnen her, und bald hatten ſie es da zuſammen, wo es liegen ſollte. Da kam die Alte und lobte Goldfeder und die Andern, daß ſie alle ſo fleißig geweſen waren.

Nun ſollte er am Tage darauf das Holz nach Hauſe tragen. Als er aber hingieng, konnte er gar wenig fortbringen und war gleich müde; da klagte er es wieder Goldmariken. Die aber ſprach: „Mache es nur ſo wie beim Heu,“ und als Goldfeder das that, war gleich alles Holz nach Hauſe. Nun ſprach die Alte: „Mache jetzt auch einige Spaten zurecht, denn morgen ſollſt du Lehm graben, und mache auch Formen zu Mauerſteinen, denn du ſollſt mir welche Lehmſteine ſtreichen.“ Goldmariken muſte ihm wieder helfen, da waren Spaten und Formen bald fertig, und als er nun Lehm graben ſollte und er nichts herausbringen konnte, kam Goldmariken und ſagte ihm, er ſollte nur tüchtig mit dem Spaten ſtoßen, dann würde Lehm genug herausfliegen. Als Goldfeder nun mit der Arbeit fertig war, da kam die älteſte der Töchter und lobte ihn gar ſehr; aber Goldmariken ſprach: „Ihr lobet mir ihn allzuviel, ich habe doch auch mitgearbeitet.“ Aber die Tochter meinte, Goldfeder verdiente noch viel mehr Lob. „Das bedeutet nichts Gutes für mich,“ ſagte Goldmariken zu Goldfeder, als jene nachher weggegangen war, „daß ſie dich ſo ſehr lobte;“ aber Goldfeder antwortete: „Ich will dir ganz gewis treu bleiben, liebes Goldmariken, ſo lange ich lebe.“ Als jetzt die Alte kam, ſagte ſie, er ſolle nun Lehmſteine ſtreichen. Goldfeder that das und als ſie trocken waren, ſollte er ſie nach Hauſe ſchaffen, aber ſie waren ihm viel zu ſchwer. Da gieng er wieder zu Goldmariken, ſich Raths zu holen. „Du biſt doch recht ein Dummerjan,“ ſagte ſie, „ich hab es dir ja ſo oft geſagt, du ſollteſt nur einen Stock auf den Nacken nehmen, dann würde alles wohl nachkommen.“ Goldfeder nahm einen Stock auf den Nacken und alle Steine folgten ihm. Nun ſprach die Alte: „Verſtehſt du auch einen Ofen zu bauen?“ „Nein,“ ſagte er, „aber ich will mir Mühe geben.“ Goldfeder machte ſich ans Werk, konnte aber weder Lehm zurecht machen, noch die Steine legen; er gieng alſo wieder zu Goldmariken, daß ſie ihn aus der Noth hülfe. „O, du verſtehſt auch nichts,“ antwortete ſie, „nimm einen Stock und ſchlage in den Lehm, dann wird er wohl was taugen und beim Mauern kannſt du ja nur ein Bischen auf einen Stein pinkern, dann wird der Ofen wohl fertig!“ Während der Arbeit kam die Alte, um nachzuſehen, und als er fragte, ob ſie zufrieden ſei, bejahete ſie es. Aber als er fertig war, kam Goldmariken zu ihm und ſprach: „Wir müſſen uns nun bald reiſefertig machen, denn ich habe die Alte ſagen hören, daß wir ihr zu klug würden und wenn der Ofen fertig ſei, wir darin ſollten gebraten werden. Aber ich ſage dir, Goldfeder, wenn dir dein Leben lieb iſt, ſo verlaſſe mich nicht, denn du allein vermagſt nichts gegen ſie. Morgen will ſie dich ruhen laſſen, um dich übermorgen zu braten, darum ſei auf deiner Hut.“ Goldfeder wurde ganz bange, es kam aber ſo wie Goldmariken geſagt hatte. „Morgen,“ ſagte die Alte zu ihm, „kannſt du ausruhen.“ Aber ganz frühe, da es eben Tag ward, ſtand Goldmariken auf und weckte Goldfeder. Sie machten

ſich ſchnell reiſefertig, und als ſie davon gehen wollten, ſpukte Goldmariken ihre Kammerthür zweimal an auf beiden Seiten und ſprach: „Wenn die Alte mich zum erſten Male ruft, dann antworteſt du, ich komme, und ruft ſie zum zweiten Male, ſo antworteſt du, ich komme gleich.“ Morgens ſchrie die Alte nun nach Goldmariken; da antwortete die Thür aus der Kammer: „Ich komme!“ Als ſie aber zum zweiten Male rief, antwortete die Thür aus der Küche: „Ich komme gleich!“ aber Niemand kam. Da ſtand die Alte endlich auf, ſah in der Kammer und in der Küche nach; da waren Goldmariken und Goldfeder fort. Nun weckte ſie ſchnell ihre beiden Töchter und ſprach: „Stehet auf, Goldfeder und Goldmariken ſind fort und ihr müſt ihnen nach! Gehe du zuerſt,“ ſprach ſie zu der jüngſten, „am Abhange vor dem blauen Berge ſteht ein Roſenbuſch mit einer verdorrten Roſe, die muſt du auf jeden Fall abpflücken und mir bringen!“ Die Tochter gieng und eilte den Flüchtlingen nach. Dieſe waren ſchon eine gute Strecke gegangen, endlich aber ſprach Goldmariken zu Goldfeder: „Tritt mir auf den linken Fuß und ſieh mir über die rechte Schulter, ob auch jemand kommt!“ Da ſprach Goldfeder: „Die jüngſte Tochter der Alten kommt uns nachgelaufen!“ Goldmariken ſagte: „So will ich mich zu einem Roſenbuſch und dich zu einer verdorrten Roſe machen, aber laß dich ja nicht abbrechen und ſtich tüchtig; denn bricht ſie dich ab, ſo ſind wir beide verloren!“ Als nun das Mädchen an den Buſch kam, wollte ſie die Roſe abpflücken, aber die ſtach ſo ſehr, daß ſie davon abſtehen muſte. Da gieng ſie wieder nach Hauſe, aber von ihrer Mutter bekam ſie viel Ausſchelte, daß ſie ſo dumm geweſen wäre. Dann ſprach die Mutter zu der älteſten Tochter: „Nun gehe du aus, und wenn du über den blauen Berg kommſt, ſo ſteht da eine weiße Kirche, darin ſteht ein Prediger auf der Kanzel, den faſſe bei der Hand an und nimm ihn mit!“ Goldmariken und Goldfeder waren unterdeß weiter gegangen, bald aber ſprach Mariken wieder: „Tritt mir auf den linken Fuß und ſieh mir über die rechte Schulter, ob uns auch Jemand nachkommt!“ „Ja,“ ſagte Goldfeder, „die älteſte Tochter kommt!“ „So will ich,“ ſprach Goldmariken, „mich in eine Kirche und dich in einen Prediger verwandeln, aber laß dich ja nicht anfaſſen, denn ſonſt ſind wir verloren!“ Nun kam die älteſte Tochter und gieng in die Kirche, aber zu der Kanzel konnte ſie nicht kommen und muſte ſo wieder zu Hauſe. Nun aber ward die Alte ſchrecklich böſe und lief gleich ſelbſt fort. Da ſprach Goldmariken wieder zu Goldfeder: „Tritt mir auf den linken Fuß und ſieh mir über meine rechte Schulter, ob uns auch Jemand nachkommt!“ „Ja,“ ſagte Goldfeder, „nun kommt die Alte ſelbſt!“ „So will ich mich zu einem Teiche, dich aber zu einer Ente machen; aber ich ſage dir, Goldfeder, laß dich nicht an die Kante locken, daß ſie dich faſſen kann, ihre goldnen Ringe aber, die ſie hinwerfen wird, dich zu fangen, die nimm, wenn du ſie ohne Gefahr kriegen kannſt!“ Nun kam

die Alte zum Teiche und lockte die Ente, die immer darauf herum ſchwamm. Sie warf ihre goldenen Ringe einen nach dem andern hinein, aber die Ente ließ ſich nicht dadurch verführen, bis die alte Hexe zuletzt keinen Ring mehr hatte; da ward ſie ſo böſe, daß ſie den Teich austrinken wollte, und da legte ſie ſich nieder und trank ſo lange bis ſie zerplatzte. Nun nahmen Goldmariken und Goldfeder ihre wahre Geſtalt wieder an und ſchwuren einander ewige Treue und daß ſie ſich nie verlaſſen wollten; von der Alten aber hatten ſie nun nichts mehr zu fürchten.

Nach langer Wanderung kamen ſie endlich in die Stadt, wo Goldfeders Vater wohnte und König war. Als ſie nun vor das Schloß kamen und Goldfeder hinein wollte, ſagte Goldmariken zu ihm: „Höre, Goldfeder, ich bitte dich nur um eins, damit du mich nicht, wenn du in deines Vaters Haus kommſt, vergißt und mich nicht hier draußen auf dem breiten Stein ſtehen läßt: hüte dich daver, daß dir jemand einen Kuß gibt; dann hats keine Noth, daß du mich ſobald vergißt.“ Goldfeder verſprach das und dachte der Warnung als er ins Haus kam und Vater und Mutter ihm entgegeneilten und ihn begrüßen wollten; er küßte ſie nicht. Als er aber in die Stube trat, da war da ſeine alte Braut, die hieß Menne; ſobald die ihn ſah, ſprang ſie voll Freuden auf, lief auf ihn zu und hatte ihn geküßt, ehe er ſichs verſah. Da war ihm in einem Augenblicke ſein Goldmariken aus dem Sinne. Das ſtand lange draußen auf dem breiten Stein und wartete, daß er ſie einholen ſollte; als aber niemand kam, da weinte ſie noch erſt lange Zeit; dann aber, als ſie ſich ausgeweint hatte, gieng ſie fort, miethete ein kleines hübſches Haus, dem Schloſſe gegenüber, und gab ſich für eine Nähterin aus. Da wohnte ſie von nun an ganz allein, nur ein paar Tauben waren ſtets zur Geſellſchaft bei ihr in der Stube, und auf dem Grasplatz hinterm Hauſe hatte ſie ein kleines Kalb gehen, das fütterte ſie tagtäglich und hatte ihre Freude daran, es groß zu ziehen. Weil ſie aber ſo geſchickt im Nähen war, ſo bekam ſie bald Arbeit vollauf; kein Mädchen, ſagte man, in der ganzen Stadt wüſte es feiner und zierlicher zu machen, als Goldmariken.

Nun hatten die jungen Herren vom Schloſſe und in der Stadt aber es auch bald herausgebracht, was Goldmariken für ein hübſches Mädchen ſei, und ſie wären gerne mit ihr genauer bekannt geworden. Aber Goldmariken kehrte ſich nicht an ſie und ſah gar nicht von der Arbeit auf, wenn ſie immer vor ihrem Fenſter auf und nieder giengen. Da waren nun drei Brüder unter den Hofleuten auf dem Schloſſe, die waren vor allen in Goldmariken verliebt. Sie baten endlich ihre Mutter um etwas feine Leinewand, Goldmariken mache ſo niedliche Arbeit, ſie wollten ſich von ihr welche Kragen nähen laſſen. Der älteſte gieng zuerſt hin, ſagte Goldmariken guten Tag und ſetzte ſich nieder und ſprach mit ihr. „Morgen Abend könnt ihr eure Kragen holen,“ ſagte Goldmariken. Als er nun am andern Abend wieder

kam, um die Kragen zu holen, da bat ſie ihn, noch ein wenig zu bleiben; und ſo blieb er auch bis Bettzeit. Da wollte er wieder fort; aber Goldmariken ſagte: „Ihr könnt auch gerne dieſe Nacht bei mir bleiben.“ Damit war der junge Mann ganz zufrieden. Als Goldmariken aber zu Bette wollte, hieß ſie ihn hingehen und die Hausthür zuſchließen, und als er das Schloß anfaßte, rief ſie:

Mann an Schloß und Schloß an Mann,
Daß ich geruhig ſchlafen kann.

Da ſaß er an der Thür feſt und muſte die ganze Nacht da ſtehen bleiben. Morgens aber als Goldmariken aufgeſtanden war, fiel es ihr ein, daß er da noch ſtehe, und ſie ſagte:

Mann vom Schloß und Schloß vom Mann,
Daß er herein komme und ſich für ruhigen Schlaf bedank.

Da kam er herein, dankte für den ruhigen Schlaf, nahm ſeine Kragen, mit denen er ſehr zufrieden war, und gieng. Zu Hauſe aber ſagte er nichts. Aber der jüngere Bruder ſprach: „Heut Abend muß ich hin.“

Abends gieng der nun zu Goldmariken und ſagte: „Ich wünſche gerne welche Kragen genäht zu haben, wie mein Bruder ſie bekommen hat.“ „Das kann auch angehen,“ ſagte Goldmariken, „ſitzt nur ein wenig nieder und verweilt euch.“ Der Abend gieng nun ſo hin, Goldmariken nähte und ſie ſprachen mit einander; aber um Bettzeit wollte er fortgehen. Da ſagte ſie auch zu ihm, daß er dieſe Nacht gerne bei ihr bleiben könnte. Als ſie aber zu Bette wollte, ſprach ſie: „Ich habe ganz vergeſſen, die Gartenthür zuzumachen; wollt ihr nicht ſo gut ſein und das für mich thun?“ „Recht gern,“ ſagte der junge Mann und lief ſchnell hin. Als er aber den Ring an der Thür angefaßt hatte, rief ſie:

Mann an Ring und Ring an Mann,
Daß ich geruhig ſchlafen kann.

Da konnte er nicht loskommen und muſte die ganze Nacht da ſtehen bleiben, bis Morgens Goldmariken aufſtand und ſagte:

Mann vom Ring und Ring vom Mann,
Daß er herein komme und ſich für ruhigen Schlaf bedank,

Dann ließ der Ring los und er kam herein und bedankte ſich für ruhigen Schlaf.

Als er nun mit ſeinen Kragen nach Hauſe kam, fragte ihn ſein älteſter Bruder gleich: „Wo haſt du dieſe Nacht geſtanden?“ „Was?“ antwortete er, „ich habe geſchlafen.“ „Das iſt nicht wahr,“ ſagte jener, „ſage mir, wo du geſtanden, ſo ſage ich dir, wo ich geſtanden habe.“ Da ſagte er: „Ich habe bei der Gartenthür geſtanden.“ „Und ich bei der Hausthür,“ ſagte der andre: nun aber

machten es die beiden unter einander ab, ihrem jüngern Bruder nichts davon zu ſagen, damit er auch angeführt werde.

Der jüngſte Bruder gieng am Abend hin. „Guten Abend, Goldmariken,“ ſprach er, „willſt du mir nicht ein paar Kragen nähen, wie meine Brüder welche bekommen haben, aber wo möglich noch hübſcher als ſie?“ „Herzlich gern,“ antwortete Goldmariken, „ſetze dich nur ein wenig nieder und warte.“ Als nun der Abend zu Ende war, bat ſie ihn auch, die Nacht bei ihr zu bleiben. Das wollte er gar gerne. Aber als Goldmariken zu Bette wollte, ſo ſprach ſie: „Ach, mein Kalb iſt noch nicht getüddert, es gebt auf dem Hofe, thu mir den Gefallen!“ „Mit Freuden,“ ſagte er und lief hinaus. Als er aber das Tau anfaßte, ſprach ſie:

Mann an Tau und Tau an Mann,
Daß ich geruhig ſchlafen kann.

Da lief das Kalb mit ihm über Stock und Block und durch Dick und Dünn, die ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen erinnerte Goldmariken ſich, daß der junge Mann noch mit dem Kalbe herumliefe, und ſagte:

Mann vom Tau und Tau vom Mann,
Daß er herein komme und ſich für ruhigen Schlaf bedank.

Nun kam er herein, dankte für ruhigen Schlaf und freute ſich ſehr über ſeine Kragen, die noch viel ſchöner waren, als die ſeiner Brüder. Als er nach Hauſe kam und ſeine Brüder ihn fragten, geſtand er aber nicht, daß er die ganze Nacht mit dem Kalbe herumgelaufen wäre.

Während dieſer Zeit war es ſo weit gekommen, daß Goldfeder mit Menne Hochzeit geben ſollte. Als nun der Wagen mit dem Brautpaar vom Schloß herunter kam und bei Goldmarikens Fenſtern vorbeifahren wollte, da wünſchte ſie, daß er ſogleich vor ihrer Thür in einen tiefen Moraſt verſinken ſollte. Der Wagen blieb ſtecken und Pferde und Menſchen konnten ihn nicht von der Stelle bringen. Da ward der alte König ſehr verdrießlich und befahl mehr Pferde vorzuſpannen und daß mehr Menſchen anfaſſen ſollten; aber es half alles nichts. Unter der Dienerſchaft, die den Bräutigam zur Kirche begleiten ſollte, waren nun auch die drei Brüder. Da ſprach der älteſte von ihnen zu dem König: „Herr König, hier in dem kleinen Hauſe wohnt ein Mädchen, die kann wünſchen, was ſie will; gewis hat ſie den Wagen hier feſtgewünſcht!“ „Woher weißt du das denn, daß ſie das kann?“ ſagte der alte König. Er antwortete: „Sie hat mich einmal an die Thür gewünſcht und da habe ich eine ganze Nacht daran ſtehen müſſen!“ „Ja,“ ſprach der zweite Bruder, „aber wenn ſie einen feſtgewünſcht hat, ſo wünſcht ſie ihn auch wieder los.“ „Und woher weißt du das?“ fragte der König. „Ich habe einmal die ganze Nacht an ihrer Gartenthür ſtehen müſſen, aber am Morgen hat ſie mich wieder frei gemacht.“ Da wollte der alte König ſchon

zu Goldmariken hineinſchicken, aber der jüngſte Bruder ſprach: „Herr König, das Mädchen hat auch ein Kalb, das hat Kräfte für zehn Pferde; laßt den Bräutigam zu ihr hineingehen und ſie bitten, es uns zu leihen; ſo wird der Wagen ſchon loskommen.“ „Ja,“ ſagte der Bräutigam, „das will ich ſchon thun,“ ſtieg aus dem Wagen und gieng zu Goldmariken, und bat ſie ganz freundlich, ihm ihr Kalb zu leihen; denn er hätte gehört, es hätte ſo viele Kräfte. „Ja,“ antwortete ſie, „das Kalb könnt ihr gerne nehmen, aber ihr müßt mir verſprechen, daß ich noch mit zur Hochzeit geladen werde und meine beiden Tauben auch.“ Der Bräutigam verſprach ihr das, und als nun das Kalb vorgeſpannt ward, zog es den Wagen ganz leicht heraus.

Als die beiden jungen Leute nun nach der Trauung nach Hauſe kamen und viele Gäſte ſich verſammelt hatten, da kam auch Goldmariken mit ihren beiden Tauben. Sie ward ganz freundlich empfangen und in den Saal geführt; ihre Tauben aber blieben immer bei ihr und ſaßen ihr auf beiden Schultern. Nun gieng es zu Tiſche und köſtliche Gerichte wurden aufgetragen, man ſetzte auch Goldmariken davon vor, aber ſie rührte keinen Biſſen an und ſaß ganz ſtumm und traurig. Da wunderten ſich die Leute darüber, daß das ſchöne Mädchen ſo traurig ſei und nichts von den Speiſen anrührete; als man ſie aber darum fragte, da antworteten die Tauben:

Täubchen, Täubchen mag nicht eſſen,
Goldfeder hat Goldmariken auf dem Stein vergeſſen.

Das hörte der Bräutigam und er befahl den Dienern, ihr noch einmal, und zwar noch köſtlichere Speiſen vorzuſetzen; aber Goldmariken rührte nichts an und die Tauben ſagten:

Täubchen, Täubchen mag nicht eſſen,
Goldfeder hat Goldmariken auf dem Stein vergeſſen.

Da ward der Bräutigam ganz nachdenklich, ſah Goldmariken einmal recht genau an und erkannte ſie. Dann ſprach er zu ſeiner Braut: „Liebe Braut, du muſt mir doch eine Frage beantworten. Ich habe einen Schrank, dazu habe ich zwei Schlüſſel, einen alten, den ich einmal verloren, nun aber wiedergefunden habe, und einen neuen, den ich mir für den alten, als er verloren war, anſchaffte. Sage mir nun, welchen ich zuerſt nehmen und gebrauchen ſoll, den alten oder den neuen?“ Da antwortete ſie: „Den alten muſt du erſt brauchen!“ „Nun,“ ſagte er, „ſo haſt du dein eigen Urtheil geſprochen, denn dies iſt mein liebes Goldmariken, mit der ich Freud und Leid bei der alten Hexe im Walde getheilt habe, die mir allezeit half und mich gerettet hat, und der ich ewige Treue geſchworen.“ Da muſte Menne von Goldfeder abſtehen und alle Leute, ihre und ſeine Eltern ſagten, daß keine es auch mehr verdient hätte, ſeine Frau zu werden, als Goldmariken. So gaben ſie denn mit einander Hochzeit und lebten viele, viele Jahre glücklich.

Aus Puttgarden auf Femern. Es ward ergänzt aus dem übereinſtimmenden ditmarſchen Märchen von Hedreetjen und Sedreetjen: H. u. S. ſind zwei Königskinder, früh für einander beſtimmt u. ſ. w. Die Hexe hat eine Schachtel, wer hineinſieht, kann alles ſehen und wünſchen; Sedreetjen ſtiehlt ſie, ſie entweichen u. ſ. w. Man vgl. Grimms Kinder- und Hausmärchen. N. 56. 113.

VII.

Vom Mann ohne Herz.

Es waren einmal ſieben Brüder, die hatten weder Vater noch Mutter mehr. Sie lebten in einem Hauſe beiſammen; alles aber muſten ſie ſelber beſorgen, waſchen, kochen, Stuben kehren und was da noch weiter zu thun war, denn ſie hatten auch keine Schweſtern. Eine ſolche Wirthſchaft verdroß ſie bald. Da ſprach einer von ihnen: „Wir ſollten ausziehen und uns jeder eine Braut holen.“ Der Rath gefiel allen Brüdern und ſie machten ſich reiſefertig; der jüngſte aber wollte zurückbleiben und das Haus hüten; ſeine ſechs Brüder verſprachen, ihm auch eine Braut mitzubringen. Die Brüder nahmen Abſchied und ihrer ſechs zogen nun luſtig und fröhlich in die Welt hinaus. Bald kamen ſie in einen großen wilden Wald, da trafen ſie, nachdem ſie lange darin herumgewandert waren, ein kleines Häuschen, vor deſſen Thür ſtand ein alter Mann. Als er die Brüder nun ſo luſtig vorüberziehen ſah, rief er ihnen zu: „Wo wollt ihr denn hin, daß ihr ſo an meinem Hauſe vorbeigeht?“ „Wir wollen uns jeder eine junge hübſche Braut holen,“ erwiderten ſie, „darum ſind wir ſo luſtig. Wir ſind allzuſammen Brüder, einen aber haben wir noch zu Hauſe gelaſſen und dem ſollen wir auch eine Braut mitbringen.“ „So wünſche ich euch viel Glück auf der Reiſe,“ antwortete der alte Mann, „aber ihr ſehet wohl ein, da ich immer ſo allein bin, daß ich auch eine Braut nöthig habe, ich rathe euch, bringt mir auch eine mit.“ Die Brüder antworteten nichts darauf, ſondern reiſten weiter und dachten, was ſollte der alte Mann wohl anders als im Scherz geredet haben? er kann ja keine Braut gebrauchen.

Bald kamen ſie in eine Stadt; da fanden ſie ſieben junge und ſchöne Schweſtern. Jeder von den Brüdern nahm ſich eine von ihnen zur Braut, aber die ſiebente jüngſte Schweſter nahmen ſie mit für ihren jüngſten Bruder.

Als ſie nun wieder in den Wald kamen, ſtand der Alte vor ſeiner Thür und ſchien auf ſie gewartet zu haben. Er rief ihnen ſchon von Weitem zu: „Nun, habt ihr mir denn auch eine Braut mitgebracht, wie ich euch geſagt habe?“ „Nein,“ antworteten die Brüder, „für dich, alter Mann, konnten wir keine finden; wir haben nur für uns Bräute mitgebracht, und die ſiebente iſt für unſern Bruder.“ „Die könnt ihr mir laſſen,“ ſagte der alte Mann, „denn

euer Verſprechen müſt ihr halten.“ Aber die Brüder weigerten ſich. Da nahm der alte Mann ein kleines weißes Stäbchen von einem Borte über der Hausthür, und als er damit die ſechs Brüder und ihre Bräute berührte, waren ſie alle in graue Steine verwandelt. Die legte er mit dem Stabe auf das Bort über der Thür, die ſiebente jüngſte Braut aber behielt der alte Mann bei ſich.

Das Mädchen muſte nun alles in ſeinem Hauſe beſorgen, was zu thun war und was eine Hausfrau für Geſchäfte hat. Sie vollbrachte das alles mit willigem Herzen; was hätte ihr auch Widerſtand geholfen? Sie hatte es auch ganz gut bei ihm, nur der einzige Gedanke plagte ſie, daß er bald ſterben könnte. Was ſollte ſie dann ſo ganz alleine anfangen in dem großen wilden Walde, und wie ſollte ſie dann ihre armen verzauberten Schweſtern und ihre Verlobten befreien? Je länger ſie bei ihm war, je ſchrecklicher ward ihr dieſer Gedanke; ſie weinte und klagte den ganzen Tag und ſchrie dem Alten immer in die Ohren: „Du biſt alt und kannſt leicht ſterben, was ſoll ich dann anfangen, wenn du tot biſt? ich werde hier ja ganz allein in dieſem großen Walde ſein.“ Da ward der alte Mann verdrießlich und ſagte: „Du brauchſt gar nicht in Angſt zu ſein, ich kann nicht ſterben, denn ich habe kein Herz, aber wenn ich ſterben ſollte, dann liegen über der Hausthür die zwölf grauen Steine und dabei ein kleiner weißer Stock; ſchlägſt du mit dieſem Stock an die Steine, ſo wirſt du deine Schweſtern und ihre Verlobten wieder lebendig haben.“ Das Mädchen gab ſich nun erſt zufrieden, dann aber fragte ſie ihn, wenn ſein Herz nicht in der Bruſt wäre, wo er es denn hätte? „Kind,“ ſagte der Alte, „ſei nicht ſo neugierig, du kannſt nicht alles wiſſen.“ Aber ſie ließ nicht nach mit Bitten und Fragen, bis er etwas unwillig ſagte: „Nun, damit du nur Ruhe hältſt, ſo ſage ich dir, mein Herz ſitzt in der Bettdecke.“

Nun pflegte der alte Mann des Morgens in den Wald zu gehen und erſt Abends wieder zu kommen; dann muſte ſeine junge Haushälterin das Eſſen für ihn bereit haben. Als er nun am Abend darnach zu Hauſe kam, da fand er ſeine Bettdecke mit allerlei ſchönen Federn und kleinen Blumen über und über beſteckt und geziert; da fragte er das Mädchen, was denn das bedeuten ſolle? „Ach Vater,“ antwortete ſie, „ich muß ja den ganzen Tag allein ſein, und kann dir nichts zu Liebe thun, ſo wollte ich doch deinem Herzen eine Freude machen, das, wie du ſagſt, in der Bettdecke ſteckt.“ „Kind,“ ſagte der Alte und lachte, „es war ja nur ein Scherz von mir, mein Herz iſt lange nicht in der Bettdecke, das iſt ganz anderswo.“ Da fieng ſie wieder an zu weinen und zu klagen: „Alſo haſt du doch ein Herz in der Bruſt und kannſt ſterben, was ſoll ich dann anfangen und wie bekomme ich die Meinigen wieder, wenn du tot biſt?“ „Was ich dir ſage, liebes Kind,“ antwortete der alte Mann, „ſterben kann ich nicht und habe gewis kein Herz in der Bruſt, aber wenn ich ſterben ſollte, was doch nicht möglich iſt, ſo liegen ja die

Steine über der Hausthür und dabei ein kleiner weißer Steck. damit kannst du ja nur, wie ich dir schon einmal sagte, an die Steine schlagen, so hast du alle die Deinen wieder!" Aber da bat und flehete sie ihn abermals so lange, wo er denn sein Herz hätte, bis er denn sagte, es sitze in der Stubenthür.

Nun schmückte sie am andern Tage die Stubenthür von oben bis unten mit bunten Federn und Blumen, und als Abends der alte Mann nach Hause kam und nach der Ursache fragte, antwortete sie ihm: „Ach Vater, ich kann dir ja den ganzen Tag nichts zu Liebe thun, so wollte ich doch deinem Herzen eine Freude machen!" Aber der alte Mann antwortete wieder: „Mein Herz sitzt lange nicht in der Stubenthür, das ist ganz anderswo." Da gieng es nun ebenso wie am vorigen Tage; sie weinte, jammerte und sprach: „Vater, du hast doch ein Herz und kannst doch sterben, du willst mich nur täuschen!" Da antwortete der alte Mann: „Sterben kann ich nicht, aber weil du es durchaus wissen willst, wo mein Herz ist, will ich es dir sagen, damit du dich endlich beruhigst. Weit, weit von hier, in einer ganz unbekannten, einsamen Gegend liegt eine große Kirche, die Kirche ist mit dicken eisernen Thüren wohl verwahrt, um die Kirche fließt ein großer tiefer Burggraben, in der Kirche fliegt ein Vogel, in dem Vogel ist mein Herz, und so lange dieser Vogel lebt, lebe ich auch. Von selbst stirbt er nicht und niemand kann ihn fangen; daher kann ich nicht sterben und du kannst ohne Sorge sein."

Unterdeß hatte der jüngste Bruder zu Hause gewartet und gewartet; aber da seine Brüder gar nicht wieder kamen, vermuthete er, ein Unfall möchte ihnen begegnet sein. Daher machte er sich endlich selbst auf den Weg, um sie aufzusuchen. Nun war er schon einige Tage gegangen, da kam er auch in den Wald, in den auch seine Brüder gekommen waren, und gelangte zu dem Hause des alten Mannes. Er traf ihn nicht zu Hause, aber das junge Mädchen, seine Braut, empfieng ihn. Er erzählte ihr, daß er sechs Brüder gehabt, die seien ausgezogen, sich Bräute zu holen, aber ihnen müsse ein Unglück zugestoßen sein, weil sie noch immer nicht zurückgekommen wären. Darum sei er selber ausgereist, um sie aufzusuchen. Da erkannte das Mädchen in ihm ihren Bräutigam und sagte ihm, wer sie sei und was aus seinen Brüdern und ihren Bräuten geworden sei. Beide wurden sehr froh, daß sie sich gefunden hätten; sie setzte ihm Essen auf, und nachdem er sich erquickt, sprach er: „Nun sage mir, liebe Braut, wie errette ich meine Brüder?" Da erzählte sie ihm vom alten Manne, der sein Herz nicht in der Brust, sondern in einer weit entfernten Kirche habe; „die Kirche," sprach sie, „liegt in einer einsamen wüsten Gegend, sie ist wohl verwahrt mit dicken eisernen Thüren, um die Kirche fließt ein großer tiefer Burggraben, in der Kirche aber fliegt ein Vogel, der hat das Herz des alten Mannes." „Ich will doch versuchen," sagte der Bräutigam, „ob ich des Vogels nicht habhaft werden kann: freilich

iſt der Weg mir unbekannt und weit und die Kuche iſt wohl verwahrt, aber mit Gottes Hilfe wird es mir gelingen." „Ja, das thu nur," ſagte das Mädchen," ſuche den Vogel; denn ſo lange der Vogel lebt, können deine Brüder nicht wieder frei werden; für dieſe Nacht aber muſt du dich unter dem Bettgeſtell verſtecken, damit der Alte dich nicht merkt; morgen kannſt du weiter reiſen." Das that er denn auch und kroch unter das Bett, ſobald der alte Mann nach Hauſe kam; aber am andern Morgen, als er wieder ausgegangen, holte die Braut den Bräutigam aus dem Verſteck hervor, gab ihm einen ganzen Korb voll Lebensmittel, und nach einem zärtlichen Abſchied machte er ſich auf den Weg. Als er nun eine ganze Weile gegangen war und ihn hungerte, ſetzte er ſich nieder, ſtellte ſeinen Korb vor ſich und machte ihn auf; indem er aber Fleiſch und Brot hervor langte, ſprach er: „Wer nun Luſt hat mitzueſſen, der komme!" Alſobald kam da ein großer rother Ochſe an und ſprach: „Haſt du geſagt, wer mit dir eſſen wolle, der ſolle nur kommen, ſo wollte ich nun gerne miteſſen!" „Ja wohl, Kamerad," antwortete der junge Burſche, „das habe ich geſagt und du ſollſt dein Theil erhalten." Nun fiengen ſie an zu eſſen, und als ſie ſatt waren, ſprach der rothe Ochſe, indem er wieder gehen wollte: „Wenn du in Noth biſt und meiner Hilfe bedarfſt, ſo kannſt du deinen Wunſch nur ausſprechen, dann komme ich und helfe dir." Gleich darauf war er unter den Bäumen verſchwunden und der Burſche ſetzte ſeine Reiſe fort.

Als er nun wieder eine weite Strecke gegangen war und ihn abermals hungerte, ſo ſetzte er ſich nieder, öffnete den Korb und ſprach wie früher: „Wer nun Luſt hat mitzueſſen, der komme!" Gleich kam aus dem Gebüſche ein großes wildes Schwein und ſprach: „Du haſt geſagt, wer mit dir eſſen wollte, der ſollte nur kommen; nun wollte ich gerne miteſſen." Der Bräutigam antwortete: „Das iſt mir ganz recht, Kamerad, lange nur zu." Nachdem ſie aber gegeſſen hatten, ſo ſprach auch das wilde Schwein: „Wenn du in Noth biſt und meiner Hilfe bedarfſt, ſo ſprich den Wunſch nur aus und ich will dir helfen." Darauf verſchwand es im Walde und der Burſche ſetzte ſeine Reiſe wieder fort.

Als er nun am dritten Tage eſſen wollte und wieder ſprach: „Wer nun Luſt hat mit mir zu eſſen, der komme," da rauſchte es in den Gipfeln der Bäume und der Vogel Greif ließ ſich nieder und ſetzte ſich neben den Reiſenden, indem er ſprach: „Haſt du das geſagt, wer mit dir eſſen wolle, der ſolle nur kommen, ſo wollte ich gerne mit dir eſſen." „Recht gerne," antwortete der Bräutigam, „in Geſellſchaft ſpeiſen iſt angenehmer, als ohne Geſellſchaft, lange nur zu!" Nun fiengen ſie beide an zu eſſen. Als ſie aber ſatt waren, ſprach der Vogel Greif: „Wenn du in Noth biſt, kannſt du mich nur rufen und ich will dir beiſtehen." Darauf verſchwand er in der Luft und der Bräutigam ſetzte ſeinen Weg fort.

Es dauerte aber nun nicht lange mehr, so konnte er die Kirche schon in der Ferne sehen; er verdoppelte seine Schritte und bald war er in ihrer Nähe. Aber da war ihm der Burggraben im Wege, der war ihm zu tief, um hindurch zu waten und schwimmen konnte er auch nicht. Da fiel ihm zum Glück der rothe Ochse ein; der könnte dir jetzt helfen, dachte er, wenn er einen grünen Steig durch das Wasser tränke; wenn er doch hier wäre! Kaum hatte er das gesagt, so war der rothe Ochse da, legte sich in die Knie und trank so lange, bis ein grüner trockener Steig durchs Wasser gieng. Der junge Bursche gieng nun durch den Graben und stand vor der Kirche; doch die hatte so starke eiserne Thüren, daß er keine öffnen konnte und die Wände waren viele Fuß dick, nirgends war eine Oeffnung. Da er nun kein anderes Mittel wuste, versuchte er es, einzelne Steine aus der Mauer heraus zu brechen; mit vieler Mühe gelang es ihm, einen heraus zu bringen. Da fiel ihm ein, daß das wilde Schwein ihm helfen könne; er rief: „O wäre das wilde Schwein doch hier!“ Sogleich stürmte es daher und rannte mit solchem Ungestüm gegen die Mauer, daß augenblicklich ein groſses Loch entstand. Der junge Bursch gieng jetzt in die Kirche hinein; da sah er den Vogel darin herum fliegen. Den kannst du selbst nicht greifen, dachte er, aber wenn der Vogel Greif nur hier wäre! Kaum hatte er das gesagt, war der Vogel Greif da, aber diesem selbst kostete es viele Mühe, den kleinen Vogel zu fangen; endlich aber griff er ihn, gab ihn dem jungen Mann in die Hand und flog davon. Freudig steckte der seine Beute in seinen Korb und trat nun den Rückweg an nach dem Häuschen, wo seine Braut war.

Als er bei ihr wieder angekommen war und ihr erzählte, daß er den Vogel gefangen im Korbe habe, da freute sie sich sehr und sprach: „Nun sollst du erst schnell ein Bischen essen und dann krieche nur wieder unter die Bettstelle mit dem Vogel, daß der alte Mann dich nicht gewahr wird!“ Das geschah, und eben als er unter dem Bette lag, so kam auch schon der alte Mann nach Hause, er fühlte sich aber krank und klagte. Da fieng das Mädchen wieder an zu weinen und sprach: „Ach, nun stirbt Vater doch, das kann man ja sehen, und Vater hat doch ein Herz in der Brust!“ „Ach, Kind,“ erwiderte der Alte, „schweig doch still, ich kann nicht sterben, es geht gewis bald vorüber!“ Nun aber kniff der Bräutigam unter der Bettstelle den Vogel ein wenig. Da ward dem Alten ganz schlecht, daß er sich niedersetzte, und als der Bursche den Vogel noch fester anfaßte, fiel er ohnmächtig vom Stuhl. Da rief die Braut: „Kneif ihn jetzt nur ganz tot,“ und als der Bursche das gethan, lag auch der Alte tot auf dem Boden. Da holte das Mädchen ihren Bräutigam erst unter der Bettstelle hervor, aber dann gieng sie hin, nahm die Steine und das weiſse Stöckchen vom Borte über der Thür, klopfte damit an jeden Stein, da standen mit einem Male alle ihre Schwestern und die Brüder wieder vor ihr. „So,“ sagte

ſie, „nun wollen wir nach Hauſe reiſen und Hochzeit geben und glücklich ſein; denn der alte Mann iſt tot und wir haben nichts mehr von ihm zu fürchten.“ Und das thaten ſie denn auch. Sie reisten fröhlich mit einander fort, feierten ihre Hochzeit alle an einem Tage und lebten darnach noch viele Jahre einträchtig und glücklich mit einander.

Aus Meldorf durch Wilh. Michaelſen. — Damit ſtimmt im Ganzen völlig das däniſche Märchen bei Winther danſke Folkeeventyr I. S. 91. und das norwegiſche bei Moe und Asbiörnſen I. N. 37.

VIII.

Fru Rumpentrumpen.

En ole Fru mit äer ſmucke Dochter de waenden to medden innen Walt. Do ſchull de Dochter ins 'sMorgens en Fatt uetgeten, dat Fatt glipp' äer awers uet de Hant unn twei weer dat. Da fung' de Oelſche gewaltig an to ſchelden unn to hanteren mit äer, wat dat förn Wirtſchaft weer, niks kumm fær äer heel blowen, allens ſmeet ſe twei, dat weer ja den Düwel ſyn Wirtſchaft. De König weer do jüſt mit en groet Gefolg' op de Jagd unn höer dat Larmen. He ſä to de annern: „Still ins! wat is dat? dat geit daer ja böes häer; ik mut doch wäten, wat dat is.“ As ſe nu henkemen, ſeeg he, wat ſik daer öeg (eräugnete): de Dochter ſtumm unn ween, de Moder ſtumm unn ſchull, unn ſe wullen beid' nich mit de Spraek beruet. De Oelſche ſegt optlezt: „Myn Dochter ſchull Flaß ſpinnen unn nu ſpinnt ſe jümmers Syd' darvan; ik heff äer dat verbaden, awer ſe lett dat nich.“ Do ſeeg de König de Dochter an unn dach: „De is ſmuk noeg, de muſt du man frien, mit dat Sydeſpinnen kann ſe ja väel Geld verdenen.“ He ſä nu to de ole Fru, he wull äer Dochter to Fru hebben, awer vær de Hochtyt ſchull ſe em eerſt vun dree Punt Flaß dree Punt Syd' to Preef ſpinnen; in dree Daeg awer muß allens daen ſyn.

As de König nu 'sAbends den Flaß ſchickt, do wuſſen ſe ganz nich wat ſe anfangen ſchullen; do güng de Dochter in den Walt henin, ſe wuß ſülven nich warum, unn ſett' ſik daer op en Steen unn ween. Do full en Steern vun Himmel äer in den Schoot, unn bleef op dat Flaß beliggen. As ſe dat ſeeg, werd' ſe ganz vergnöegt unn ſegt by ſik ſülven: „Dat bedütt Glück, et wart noch allens gut gaen; nu will ik eerſt eenmael geruhig drop uetſlapen.“ Nu güng ſe na Hues unn to Bett.

De Flaß weer den annern Dag awer nicht van ſülven to Syd' worden. 'sAbends güng de Dochter wedder in den Walt, ſett ſik op en Steen unn ween unn dach, wo ſchall dy dat noch gaen? Do ſeeg ſe eenmael op unn innen Maenſchyn fær äer ſeeg ſe en groten

ſmucken Klewerveer ſtaen. Se plükd' em af unn dach: „Dat bedütt wedder Glük, du kannſt noch eenmael gerubig uetſlapen.“

Nu keem awer de drütte Dag, da ſchull dat Gaern fardig ſyn, den annern ſchull ſe't aſtäwern: de Flaß werd' awer nicht van ſik ſülven to Srd'. 'sAbends güng ſe wedder in den Walt, ſett ſik op den Steen unn ween. Do keem daer en lüttjen witten Vagel by äer an unn floeg jümmer fær äer hen, unn ſe güng em achterna jümmers wyder in den Walt henin. Do kemen ſe optlezt an en lütt Hues, da floeg de Vagel herin unn ſe ſtött de Dær apen; do ſeten daer dree ole Heren unn ſpunnen; de ene hatr ſo'n groten breden Foet, de anner ſo'n groten breden Duem unn de drütte ſo'n lange brede Lipp. Do ſä' ſe to de olen Heren: „Jk wull ju noch bäden, dat ji my de dree Punt Flaß to dree Punt Srd' ſpinnt,“ ſe verteld' ſe do allens, wo äer Meder den König wat forlagen hatr mit dat Srdeſpinnen, unn dat ſe em nu dree Punt to Proef ſpinnen ſchull, unn morgen ſchull ſe ſe aſtawern; kunn ſe dat nich, werd' de König ſe gewis wedder verſtöten. Do ſäen de olen Heren: „Wo wüllt dy noch helpen; elkeen (jede von ihnen) kunn fær äer en Punt ſpinnen; ſe ſchull uk in äer Läwent keen Srd' wedder ſpinnen, wenn ſe alle dree Daeg', dat de Hochtyt fyert werd', ſe alle dree date bäden wull; denn ſchull ſe alle dree Daeg 'sMorgens na den Kalkhof gaen unn op den groten Grauſteen ſik dreemael h'rumdreien unn ropen:

Breetfoet, Breetduem, Breetlipp,
Kaemt unn fyert Hochtyt;

awer wenn ſe eenmael darin feilmaken bäd' unn een vergeet, ſo ſchull de den eerſten Prinzen hebben.“ De lüttje Bruet werd' ganz vergnöegt. Se verſproek de olen Heren allens, de maken in den Ogenblik fær äer de Srd' torecht, unn as ſe de dree Punt nu na den König opt Slot brech', do weer de gewaltig tofräden damit unn ſä', nu wullen ſe balt Hochtyt maken; ſo'n frue blanke Srd' vun Flaß ſpunnen hatr be ſyn Daeg nich ſeen.

As nu de Hochtyt ſyn ſchull, ſchikd' de König ſyn Bruet en grote Kutſch', ſe opt Slot to halen, awer do ſe antrocken warden ſchull, fleek ſe ſik eerſt ganz lyſen weg na den Kalkhof, ſtell ſik op den Grauſteen unn reep dreemael:

Breetfoet, Breetduem, Breetlipp,
Kaemt unn fyert Hochtyt;

dabp drei ſe ſik dreemael h'rum, unn güng denn wedder äben ſo lyſen opt Slot unn leet ſik antreen. Do werd' ſe ſchöner, als all unn Daeg noch keen Königin wäſen weer.

Nu weren all de Gäſt' verſammelt. Do keem daer en el' Kutſch anfaren, de helt fór dat Slot ſtill unn en ole Fru keem daer herut ſtrgen. De hatr ſo'n groten breden Foet. Se ſä, ſe weer uk mit

inladen unn will mit to Hochtyt; de Lüd' wussen ganz nich wo de ol' Fru häer keem. De König fraegt syn Bruet, of se dat ol' Minsch kenn. „Ja," segt de Bruet, „dat is myn Fru Meddern (Mutterschwester)." Nu nödigt se äer herin in den Saal to de annern Gäst' unn laet äer alle Eer tokamen. De König güng en häten herum unn optlezt kummt he ut wedder to de ole Fru; do freeg he äer, wevun se denn den groten breden Foet harr? Se sä: „Dat kumt vun all myn tippen, tippen Sydespinnen." Do sa' de König to syn Bruet: „Denn schast du doch nich gaer to säel Syde spinnen, dat du nich ut so'n groten breden Foet krigst."

Den annern Dag stünd' dat nau, dat de lütt' Bruet na'n Karkhof keem; de König leet äer ganz nich uet de Ogen. Optlezt steek se sik doch by Syt, stellt sik op den Graustеen, dreit sik dreemael herum unn röpt dreemael daby:

Breetfoet, Breetduem, Breetlipp,
Kaemt unn fyert Hochtyt.

Se kumt ut dütmael noch glüklich damit to End'. Als nu all de Gäst' versammelt sünt, so kumt da wedder en Kutsch' anfaren, do keem de Breetduemsch heruet. De König fraegt syn Bruet, wat denn dat för oelt Minsch weer. Se sä: „Dat is ut myn Fru Meddern." Nöest (nachher) fraegt de König de ole Fru, wevun se denn den groten breden Duem härr. Se sä: „Dat kumt vun all myn tippen, tippen Sydespinnen." Do sä de König to syn Bruet: „Denn schast du ut doch gewis nich to säel Syde spinnen, dat du nich so'n dicken breden Duem krigst."

De junge Königin weer ganz vergnögt unn dach, dat geit guet; den annern Morgen harr se't meist vergäten na den Karkhof to gaen. Se steek sik awer doch noch wedder van de Bruetjumfern weg, stell' sik op den Graustеen, drei sik dreemael h'rum unn schull dreemael repen:

Breetfoet, Breetduem, Breetlipp,
Kaemt unn fyert Hochtyt;

awer do vergeet se in de Hast dat drütte Mael Breetfoet; in Sprung' weer se wedder in't Slot unn läew' herrlich unn in Freuden. As nu Breetlipp keem, unn all de Lüd' sik awer äer verwunnern, unn de König freeg, do sä de Königin wedder: „Dat is myn Fru Meddern." Do sä de König, dat dat ja recht en Unglük weer, dat all äer Fru Meddern so ungestalt weren; he freeg de Fru, wevun se de brede Lipp krägen harr? Se antweerd' em: „Dat kumt vun all myn tippen, tippen Sydespinnen." Do verschrek sik de König unn sä: „Dat is ja en ewig sen tippen, tippen Sydespinnen, myn Königin schall in äer Läwent nich wedder Syde spinnen, wenn se so'n brede Lipp davan krigt."

Nu weer de lütj' Königin ſur vunt Sydeſpinnen unn ſe läew' mit ären König ganz glüklich; as awer de Irt um weer unn da en lütten Prinz ankeem, de weeren ſe eerſt recht vergnöegt, unn de König wuß ganz nich, wat he allens för Freud' doen ſchull. Twe, dree Fruens muſſen alltyt by dat Kint ſyn unn mit Syd' unn Sammet werd' et todekt. Abers den drütten Dag, as de Königin gerade den lütten Prinzen by ſik harr, ſo klopt daer dreemael wat ſo ganz ſpökelhaftig an de Dar. „Herein! Herein!“ röpt de Königin. Ja trul, herein! ſe harr de ol' Bretſeetſch man lewer buten laten ſchullt. De keem nu herin unn wull den lütten Prinzen afhalen. De Königin verſchrek ſik, unn fangt an to wenen unn to böden, dat ſe äer den lütten Prinzen doch leet, ſe wull eek ſünſt äer gäben, wat ſe man hebben wull. Allens umſünſt; bet eptlezt de ole Her ſegt: „Ik will dy wat ſeggen; wenn du um dree Daeg weeſt, woſolken as ik heet, denn ſchaſt du em behalen; anners näem ik em mit.“

Nu ſeet de Königin jümmers to wenen, denn ſe kunn de Her ären Namen nich to wäten kregen; all äer Kamerfruens unn Jümfern kunnen äer nich helpen unn de König dörf dat all nich wäten. 'sAbends ſör den drütten Dag ſeet de Königin noch ümmer ganz truig dat häer, unn dach, wo ſchall't my morgen gaen? Do höert ſe, dat de lütt' Kobarderjung' inne Kak wat vum en ole Her vertell', de jümmer vun de Königin ſungen harr. Se reep den Kobarderjung' herin unn freeg em; he wull't eerſt nich ſeggen, tenöeſt vertelld' he äer, he harr de Kö in den Walt hört unn do harr he ep en lütje frye Stad' en ole Her funden, de harr jümmers mit en kunten Stek in de Hant um en Füer rumdanzt unn harr ſungen:

Gottlof! Gottlof!
Dat myn Fru Königin ni weet,
Dat ik Fru Rumpentrumpen heet.

Do ſteeg de Königin ſör Freuden beide Handen teſamen unn ſä: „Nu weet ik't!“ Den Kobarderjung' awers mak' ſe to ären eerſten Kamerdener unn kreeg en reden Steertrok an.

Den annern Dag klopp dat wedder dreemael ganz ſpökelhaftig anne Dar: „Herein!“ reep de Königin unn de ole Her mit den breden Feet keem herin hinken mit ären Stek. De Königin leet ſik niks marken, ſe ſeet ganz ſtill unn truig daer um ſegt niks. Do ſegt de Bretſeetſch: „Nu kannſtu dreemael raden, unn raedſt du denn nich, ſo näem ik dyn Prinzen mit.“ Eerſt ſä de Königin: „Heet ſe villicht Koſeetſch?“ „Nä,“ ſegt de ole Her, „ſo heet ik nich.“ „Heet ſe, heet ſe denn villicht Komedderſch?“ „Nä, ſo heet ik eek nich;“ ſegt de Her. De Königin werd' ümmer truiger unn bedröefter, unn ſo freeg ſe denn ganz ſuſen: „Heet ſe, — heet ſe denn — hei, ohei wat ſchall ik nu raden? — „Gau to (ſchnell weiter)!“ ſegt de Her unn ſact den Prinzen an, „gau to!“ — „Heet

ſe, heet ſe denn Fru Rumpentrumpen?“ „Dat het der verfluchte Kehrderjung' ſegt!“ — ſchreeg de ol' Hex unn weg weer ſe.

Aus Brunsbüttel in Ditmarſchen. Einzelnes ward aufgenommen aus dem ſonſt auch hier ſehr bekannten Märchen von den drei Spinnfrauen, bei Grimm H. M. R. 14. Das Märchen wird gewöhnlich von dem Geſinde erzählt, um die Dienſtjungen zu erſchrecken. Dazu dient auch N. 418. — In Grimms H. M. N. 55. ſteht der Zwerg Rumpelſtilzchen an der Stelle unſerer Frau Rumpentrumpen. Man vergl. oben N. 418.

IX.

De dre Süſtern.

En ole Fru harr dre Döchter, de weren alle wunnerſchön, awerſt alle dre harrn den grawen Fäler, dat ſe keen Woert recht ſpräken kunnen unn muſſen allens ſtamein. Se weren awerſt ſo ſmuk unn ſo kemen ſe in'n ganzen Landen in Beroep unn et kemen väle Frers. Awerſt de weren de Moder all ni guet noeg unn kregen all de Schüſſel.* Optlezt meld' ſik en jungen ſteenryken Mann unn ſa' dat he wul Luſt harr, een vun äer Döchter to Fru to nämen; he wull bald mael henkamen unn ſeen, welke em am beſten gefallen däd'. Do ſa' de Moder to äre Döchter: „Höert ji wul, wenn nu de Frer kumt, ſo mart ji all ganz ſtill ſen, ji mart ju an niks keren, as an ju Spinnræd' unn jo nich keen Woert ſeggen!“ „Ja, lewe Moder,“ ſa'en de dre Döchter, „dat wüllen wo eek doen, darop kanſtu dy verlaten!“

As de Frer nu keem unn ſonen Beſöek maekd', de ſeten de dre Döchter unn ſpunnen unn ſa'en niks. De Moder awer maekd' dat Woert unn ſtreek äer Döchter gewaltig heruet unn ſa', int ganze Dörp kunn keen gegen äer Döchter an int Spinnen. Do awerſt brikt de een de Draet, unn ſe röpt: „De Daet de bikt!“ Do ſä de anner: „Lütt em an!“ awer de drütt de ſa': „Moder ſa', wy ſchullin ni päken, päek all der!“ Do ſeeg de Frer wo dat Laken ſcharen weer, neem ſonen Hoet unn keem ni wedder, unn wenn de dre Süſtern nich uttſpunnen hebt, ſo ſpinnt ſe noch.

Aus Meldorf und durch Dr. Schröder aus der Krempermarſch.

X.

Die dümmſte Frau.

Es war einmal ein Schlachter, der machte Bankerott. Da ſagte er zu ſeiner Frau: „Nun will ich graben und auf Tagelohn

* Ditmarſche Redensart für den Korb bekommen. vgl. Reuter. I.

arbeiten." Als er aber ein paar Tage gegraben hatte, da waren ihm seine Hände wund, und er sprach zu seiner Frau: „Ich muß nur wieder schlachten." Er gieng also aufs Land sich ein Kalb zu kaufen, und als er in ein Dorf kam, fragte er, ob sie nicht ein Kalb zu verkaufen hätten? „Nein," sagten die Leute, „wir haben nichts; aber hier nahebei wohnt ein Müller, der hat fünf Ochsen." Da sagte der Schlachter: „Die kann ich auch brauchen" und gieng nach der Mühle.

Als er nun nach der Mühle kam, war der Müller nicht zu Hause. Der aber hatte, als er ausgieng, zu seiner Frau gesagt: „Wenn da jemand kommen sollte und wollte auf die Ochsen handeln, so kannst du sie nur für fünfzig Thaler das Stück losschlagen; für weniger aber sind sie nicht feil." Nun kam der Schlachter; er fragte die Frau, ob sie nicht die Ochsen verkaufen wollte? „Ja," sagte sie, „für fünfzig Thaler das Stück, für weniger aber nicht." Der Schlachter wars zufrieden und wollte so viel geben; „aber," sagte er, „ich habe jetzt nicht so viel baar Geld bei mir; wenn ich alle fünf auf einmal nehme, so können wirs ja so akmachen, daß ich zwei gleich mitnehme und dafür die drei übrigen ihr so lange zum Pfande lasse, bis ich komme und das volle Kaufgeld bringe." Die Frau sagte, daß ers machen könnte, wies ihm eben paßte und war froh, einen so schnellen und vortheilhaften Handel abgeschlossen zu haben.

Als nun ihr Mann nach Hause kam, fragte er sie gleich: „Na, hast du die Ochsen verkauft?" „Jawohl," sagte die Frau, „alle fünf auf einmal an einen Schlachter aus der Stadt, das Stück für fünfzig Thaler und um keinen Schilling weniger." „Das ist ein guter Handel," dachte der Mann, aß erst ein wenig und nachdem er gegessen, verlangte er das Geld zu sehen. Da antwortete die Frau: „Das Geld habe ich noch nicht bekommen, der Schlachter aber wird es in vierzehn Tagen bringen, wenn er die drei letzten Ochsen abholt; die hat er so lange zum Pfand hier gelassen, zwei hat er gleich mitgenommen." „Nun," sagte der Mann, „da ist doch auf Gottes weiter Welt keine dummeres Frauenzimmer, als du bist," und er ward ärgerlich genug; „ich will noch vierzehn Tage warten, aber kommt binnen der Zeit der Schlachter nicht, so reise ich weg und komme in meinem Leben nicht wieder, wenn ich nicht eine dummere finde, als du bist." Der Müller wartete nun noch vierzehn Tage; aber wer nicht kam, das war der Schlachter; der Müller reiste also fort.

Er war nun schon ziemlich lange gereist, und nirgend in der Welt hatte er noch eine dummere Frau gefunden, als die, welche er zu Hause gelassen. Endlich aber kam er bei einem Schlosse an, wo eine verwittwete Gräfin wohnte; da sprang der Müller immer hoch auf und gaffte in den Himmel. Die Gräfin ward ihn vom Fenster aus gewahr und schickte gleich ihre Kammerjungfer hinunter ihn zu fragen, was er doch da verhätte oder was ihm fehle. Der Müller sagte: „Wir haben eben im Himmel einen Tanz gehalten, da kam ich der

Luke zu nahe und bin herunter gefallen; nun kann ich gar nicht den rechten Sprung wieder kriegen, um hinauf zu kommen. Ich muß nur weiter gehn und suchen, ob ich nicht anderswo die rechte Fährte wieder finde." Er that nun, als wenn er fortgienge und dabei sah er noch immer an den Himmel. Aber die Kammerjungfer hatte der Gräfin kaum die Nachricht von dem Müller gebracht, so kam diese selber ihm nachgelaufen und fragte, wenn er aus dem Himmel gefallen sei, ob er denn auch ihren verstorbenen Mann kennte. „Ach ja," sagte der Müller, „den kenne ich ganz gut, ich habe noch eben mit ihm getanzt." „Wenn das ist, lieber Mann," sagte die Gräfin, „so kann er mir auch wohl sagen, ob mein seliger Herr noch seine großen Stiefeln trägt mit den goldenen Sporen, und seinen grünen Rock?" Da antwortete der Müller: „Gnädige Frau, der gnädige Herr hat neulich die goldenen Sporen aus Noth verkaufen müssen, die Stiefel hat er noch, aber sie sind schon ganz entzwei, den grünen Rock trägt er auch noch, aber da guckt der Ellenbogen schon heraus." „Gott sei mir gnädig," rief die Gräfin, „das ist ja eine Schande, wie schlecht es ihm da geht. Höre er, er könnte mir einen großen Gefallen thun, wenn er für den seligen Herrn etwas Zeug zu einem neuen Rock mitnehmen wollte. Mein Sohn trägt gerade noch eben solche. Ich will ihm dann auch noch vierhundert Dukaten mitgeben und ein Bischen Gutes zu essen und trinken." Der Müller sagte, daß er das alles herzlich gern besorgen wolle, und die Gräfin gab ihm nun alles mit auf den Weg. „Das wäre doch eine, wie ich sie suchte," sagte er und gieng fort.

Bald darauf aber kam der Junker zu Hause und fand seine Mutter ganz traurig und in großer Betrübnis. Er fragte sie nach der Ursache. „Ach," sagte die Gräfin, „da war hier eben ein Mann aus dem Himmelreich, der hat mir so schlechte Nachricht vom seligen Papa gebracht; der hat seine goldenen Sporen schon aus Noth verkauft, seine Stiefel sind entzwei und sein Rock ist zerrissen; ich habe nun dem Mann etwas Zeug und vierhundert Dukaten mitgegeben; es thut mir wirklich so herzlich leid um den seligen Papa." Der Sohn sah gleich, wie es damit wäre, ließ schnell seinen Schimmel sattlen und jagte dem Müller nach.

Es dauerte nicht lange, so merkte der Müller, daß einer hinter ihm drein käme. Verstecken konnte er sich nirgend; aber da begegnete ihm eine alte Frau. Die fragte er, was er ihr geben sollte, wenn sie ruhig eine Zeit lang, ohne ein Wort zu sprechen, unter seinem Mantel auf der Erde sitzen wollte. Die Frau verlangte fünf Thaler, aber der Müller gab ihr zehn, wenn sie nur genau das thun wollte, was er verlange. Das versprach sie und kroch unter den Mantel. Nach einem Augenblick so war der Junker auf dem Pferde bei ihnen und fragte den Müller, ob er auch einen Mann habe eilig vorüber laufen sehen. Da sagte der Müller: „Ja, vor einer Viertelstunde gieng hier einer rasch vorüber und zuweilen lief er sogar. Er nahm

den Weg da queer übers Meer, aber wenn ihr nur auf meinen Bienenkorb hier ſehen und die Bienen mir hüten wolltet, ſo lange bis der ausgeflogene ganze Schwarm drinnen iſt, ſo wollte ich den Mann euch bald wieder einbringen." Der Junker verſprach ihm noch ein gutes Trinkgeld obendrein, ſtieg ab und wollte die Bienen hüten; der Müller aber ſaß ſchnell auf und jagte mit dem Schimmel davon. Da ſah der Junker bald, daß es kein Bienenkorb, ſondern eine alte Frau wäre, und nun gieng er nach Hauſe ohne den Schimmel. Und als ihn ſeine Frau Mutter fragte, ob er denn den Mann gefunden, ſo ſagte er: „Ja, ich habe ihn bald gefunden und habe ihm auch noch den Schimmel mitgegeben, damit er eher hinkömmt." Der Müller aber reiste wieder zu ſeiner Frau. Und als er bei ihr ankam, mit dem Schimmel und mit den vierhundert Dukaten und mit dem Zeug zu einem neuen grünen Rock und mit all dem guten Eſſen und Trinken, das er dem ſeligen Herrn nach dem Himmel hatte mitnehmen ſollen, da ſagte er zu ihr: „Nun will ich bei dir bleiben denn ich habe doch eine dummere gefunden, als du biſt, und habe ſogar noch mehr verdient, als alle fünf Ochſen werth ſind."

Nach zwei Mittheilungen aus dem Kirchſp. Weſtenſee und der Herrſchaft Breitenburg. Letztere weicht hauptſächlich darin ab, daß der vom Himmel gefallene die Nachricht bringt, der gnädige Herr müſſe vor der Hölle Holz ſpalten. Beide Relationen ſind unvollſtändig gegenüber dem entſprechenden norwegiſchen Märchen bei Moe und Asbiörnſen. N. 10.

XI.

Das blaue Band.

Es war einmal ein Mann, der war ſehr arm und krank dazu. Als er nun fühlte, daß er ſterben ſollte, rief er ſeine Frau an ſein Bett und ſprach zu ihr: „Liebe Frau, ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht; nun würde ich ruhig und ohne Sorge ſterben, wenn ich nur wüſte, daß es dir und unſerm Hans nach meinem Tode gut gienge. Ich kann euch nichts hinterlaſſen, was euch vor Noth ſchützen könnte; aber wenn ich geſtorben bin, ſo geh du mit unſerm Sohn zu meinem Bruder, der jenſeits des großen Waldes in einem Dorfe wohnt. Das iſt ein wohlhabender Mann und er iſt immer brüderlich gegen mich geſinnt geweſen; der wird für euch ſorgen." Darauf ſtarb der Mann; und als er begraben war, begab die Frau ſich mit ihrem Sohn auf den Weg zu dem Bruder, wie ihr verſtorbener Mann ihr befohlen hatte. Aber die Mutter haßte den Sohn und war ihm feind auf alle Weiſe; Hans aber war ein guter Junge und ſchon ziemlich erwachſen. Als ſie nun eine gute Strecke gegangen waren, lag da ein blaues Band am Wege. Hans bückte ſich und wollte es aufnehmen, aber die Mutter ſprach: „Laß doch das alte

Band liegen; was willſt du damit?“ Hans aber dachte: „Wer weiß, wozu es gut iſt! Es wäre doch wirklich Schade, wenn das ſchmucke Band hier liegen bliebe,“ nahm es alſo mit und band es heimlich, damit ſeine Mutter es nicht gewahr würde, unter ſeiner Jacke um den Arm. Da ward er nun ſo ſtark, daß niemand, ſo lange er das Band trug, ihm etwas anhaben konnte und alle ihn fürchten muſten.

Nun giengen ſie weiter und kamen in den großen Wald, und nachdem ſie lange darin herumgewandert waren, gelangten ſie an eine Höle. Da ſtand da ein gedeckter Tiſch, beſetzt mit herrlichen Speiſen in ſilbernen Schüſſeln. Hans ſprach: „Da kommen wir juſt zur rechten Zeit, mich hungerte ſchon lange; ich will mich erſt einmal hier ſatt eſſen, das Eſſen ſcheint gut zu ſein.“ Nun ſetzten ſie ſich nieder und aßen und tranken nach Herzensluſt. Als ſie eben gegeſſen hatten, kam der große Rieſe, dem die Höle gehörte, nach Hauſe; er war aber ganz freundlich und ſprach: „Das iſt recht, daß ihr ſchon angelangt und nicht erſt auf mich gewartet habt; wenns euch hier gefällt, ſo könnt ihr gerne für immer bei mir in der Höle bleiben,“ und zu der Frau ſagte er, daß ſie ſeine Frau werden könnte. Sie ſagten beide ja dazu und nun lebten ſie ganz vergnügt eine Zeit lang bei dem Rieſen in der Höle.

Der Rieſe gewann Hans von Tage zu Tage lieber; aber ſeine Mutter haßte ihn noch immer, und als ſie merkte, wie ſtark er geworden wäre, ward ſie noch grimmiger und ſprach eines Tages zu dem Rieſen: „Siehſt du wohl, wie ſtark Hans iſt? Er kann doch für uns gefährlich werden, je älter er wird und je mehr er an Kräften zunimmt. Dann kann es leicht ſoweit kommen, daß er uns erſchlägt, damit er die Höle allein hat, oder er uns auch hinaus jagt. Es wäre beſſer und klug von dir, wenn du dich bei Zeiten vorſäheſt und bei Gelegenheit ihn über die Seite ſchafftеſt.“ Aber der Rieſe antwortete: „Sprich mir doch nicht ſo etwas vor! Hans iſt ein guter Junge und wird uns nichts zu leide thun; ich werde ihm kein Haar krümmen, es würde mir übel anſtehn.“

Als die Frau nun ſah, daß der Rieſe nicht dazu zu bewegen war, legte ſie ſich den andern Tag aufs Bett und ſtellte ſich krank. Dann rief ſie ihren Sohn und ſprach: „Lieber Hans, ich bin ſo krank, daß ich gewis ſterben werde. Aber ein Mittel gibt es noch, das mich retten kann. Mir hat geträumt, daß wenn ich von der Milch der Löwin, die hier nicht weit von uns ihre Höle hat, einen Trunk erhalten könnte, ich gewis geneſen würde. Wenn du mich lieb haſt, ſo könnteſt du mir helfen; du biſt ja ſo ſtark und fürchteſt dich nicht, du könnteſt hingehen und mir etwas Milch holen.“ „Ja wohl, liebe Mutter,“ antwortete Hans, „das will ich gerne thun, wenn ich nur weiß, daß es dir helfen wird,“ nahm alſo einen Napf und gieng in die Höle der Löwin. Die lag da mit ihren Jungen und ſäugte ſie. Hans aber legte die Jungen bei Seite und

fieng an zu melken; das litt die Löwin ganz ruhig. Da aber kam der alte Löwe mit Gebrüll in die Höle und fiel Hans von hinten an. Aber schnell wandte Hans sich um, nahm den Hals des Löwen unter den Arm und drückte ihn so fest an sich, daß er jämmerlich zu winseln anfieng und ganz zahm ward. Da ließ Hans ihn los. Der Löwe legte sich in die Ecke und Hans melk weiter, bis die Schale voll war. Als er nun die Höle verließ, sprang die Löwin hinter ihm her mit ihren Jungen und bald folgte auch der alte Löwe ihnen. So kam er zu seiner Mutter und brachte ihr die Milch; sie erschrak sich aber so vor den Löwen, daß sie rief: „Hans bringe doch die wilden Thiere hinaus, sonst sterbe ich noch vor Angst.“ Da giengen die Thiere von selbst still hinaus, aber legten sich vor die Thür, und wenn Hans hinaus kam, so sprangen sie auf ihn zu und freuten sich.

Da nun dieser Anschlag der bösen Mutter so mislungen war, sprach sie wieder zu dem Riesen: „Wärest du gleich meinem Rathe gefolgt, so hätten wir nun nichts mehr zu fürchten; jezt aber stehts noch schlimmer als vorher, und da er nun die Thiere hat, werden wir so leicht ihm nichts anhaben können.“ Der Riese antwortete: „Ich weiß auch nicht, warum wir ihm etwas thun wollten. Hans ist ja gut und die Thiere sind zahm; ich möchte nicht Hand an ihn legen.“ Aber die Mutter sagte: „Es könnte ihm doch leicht in den Sinn kommen, uns zur Höle hinauszujagen oder gar tot zu schlagen, um selber darin Herr zu sein; ich kann nicht glücklich sein, so lange ich das fürchten muß.“

Nach einiger Zeit legte die Frau sich aufs Bett und sagte wieder, sie sei krank. Sie rief ihren Sohn zu sich und sprach: „Ich habe wieder einen Traum gehabt, daß wenn ich ein paar von den Äpfeln essen könnte, die in dem Garten der drei Riesen wachsen, ich wieder gesund werden würde; sonst fühle ich, muß ich sterben.“ Hans sagte: „Liebe Mutter, weil dir so große Noth drum ist, so will ich wohl zu den Riesen gehen und dir ein paar Äpfel holen.“ Er nahm nun einen Sack und machte sich sogleich auf den Weg und die Löwen sprangen alle hinter ihm drein; die böse Mutter aber dachte, daß er diesmal ganz gewis nicht wieder kommen würde. Hans gieng gerades Wegs in den Garten und pflückte seinen Sack voll Äpfel; und als er das gethan, aß er selber auch einige; aber darnach verfiel er sogleich in einen tiefen Schlaf und sank unter dem Baume nieder. Das kam allein von den Äpfeln, die diese Kraft hatten. Wären nun nicht die treuen Löwen bei ihm gewesen, so wäre es wohl um ihn geschehen. Denn sogleich stürmte ein großer Riese durch den Garten daher und rief: „Wer hat hier unsere Äpfel gestohlen?“ Hans schlief noch und antwortete nicht. Als ihn aber der Riese sah, lief er zornig auf ihn zu und wollte ihm den Rest geben, aber da sprangen die Löwen auf, fielen den Riesen an und in kurzer Zeit hatten sie ihn zerrissen. Nun kam gleich der zweite Riese und rief auch: „Wer hat hier unsere Äpfel gestohlen?“ und

da er auf Hans los wollte, sprangen die Löwen auch auf ihn ein und zerrissen ihn. Darnach kam der dritte Riese und rief: „Wer stiehlt hier unsre Äpfel?“ Hans schlief noch immer, aber die Löwen packten auch diesen Riesen und machten auch ihn tot. Nun schlug Hans die Augen auf und gieng im Garten umher. Da kam er bald in die Nähe des Schlosses, wo die Riesen gewohnt hatten, und nun hörte er wie aus einer tiefen Kellerkammer eine klägliche Stimme hervorkam. Hans stieg hinab; da fand er da eine wunderschöne Prinzessin, die hatten die Riesen ihrem Vater geraubt und hier eingesperrt und mit dicken eisernen Ketten angeschlossen. Hans aber faßte kaum die Ketten an, so sprangen sie entzwei und er führte die schöne Prinzessin hinauf in die prächtigsten Zimmer des Schlosses. Da sollte sie sich erquicken und so lange warten, bis er wieder käme. Sie aber bat ihn, sie zu begleiten an ihres Vaters Hof. Aber Hans sagte: „Wir können es hier erst noch aushalten; jetzt muß ich hin und meiner Mutter die Äpfel bringen; denn die ist sterbenskrank.“ Hans ließ also die Prinzessin auf dem Schlosse, nahm seinen Sack mit den Äpfeln und gieng nach der Höle zurück zu seiner Mutter. Als die ihn kommen sah, wollte sie sich fast tot wundern, daß ihm nichts geschehen sei und er die Äpfel brächte; sie fragte gleich, wie er doch alles habe durchmachen können. „Ja, liebe Mutter,“ sagte er, „seit ich das blaue Band trage, das ich nicht mitnehmen sollte, seit der Zeit bin ich so stark, daß niemand mir was anhaben kann; diesmal haben meine Löwen alle die Riesen tot gemacht. Nun aber sollt ihr mit mir kommen und diese alte Höle verlassen. Wir wollen jetzt auf dem Schlosse in Herrlichkeit und Freuden leben; ich habe da auch eine wunderschöne Prinzessin gefunden, die soll noch bei uns bleiben.“ Die Mutter und der Riese zogen nun mit Hans auf das Schloß; aber als sie alle die Herrlichkeit gewahr wurden und sahen wie schön die Prinzessin war, da gönnten sie Hans sein Glück noch weniger als früher. Die Mutter lauerte nur immer auf eine Gelegenheit, Hans beizukommen. Denn nun wußte sie ja, woher er seine Kraft hatte. Als daher eines Tages Hans in seinem Zimmer auf dem Bette lag, sich zu ruhen, und sein Band hieng auf einem Nagel an der Wand über ihm, so schlich sie sich leise herein und stach ihm, ehe er erwachte, beide Augen aus, dann nahm sie ihm das Band, und da Hans nun blind und hülflos war, stieß sie ihn zum Schlosse hinaus und sagte, von nun an wolle sie allein darin Herr sein. Der arme Hans wäre bald verschmachtet, wenn nicht die treuen Löwen die Prinzessin zu ihm geführt hätten. Die zog nun mit ihm fort und führte ihn; denn sie wollte ihres Vaters Reich aufsuchen und hoffte da Heilung für ihren Retter zu finden. Aber der Weg war weit und lange irrten sie umher. Endlich aber kamen sie in die Nähe der Stadt, wo der Vater der Prinzessin wohnte. Da sah die Prinzessin einen blinden Hasen vor ihnen über den Weg laufen und wie er an einen Bach kam, der vorüber floß, tauchte

er dreimal unter und lief ſehend wieder fort. Da führte ſie Hans an das Waſſer und wie er ſich dreimal untertauchte, konnte auch er ſehen wie vorher. Nun giengen ſie voller Freuden in die Stadt, und als der alte König erfuhr, daß Hans ſeine Tochter befreit hätte, wollte er keinen andern Schwiegerſohn haben als ihn und die Prinzeſſin nahm auch keinen lieber zum Mann, als gerade Hans. Als aber ſeine Mutter das erfuhr, daß Hans ſein Geſicht wieder bekommen und die Prinzeſſin geheiratet hätte, ward ſie vor Aerger plötzlich krank, und diesmal wars Ernſt und ſie mußte daran. Bald darauf ſtarb auch der Rieſe. Als man nun unter ihrem Kopfkiſſen nachſah, fand man da das blaue Band wieder und Hans trug es von nun an ſein Leben lang und legte es niemals ab. Er folgte ſpäter ſeinem Schwiegervater in der Regierung und war als König weit und breit von allen Feinden ſehr gefürchtet, als ein rechter Schutz ſeines Landes.

Aus Marne. Das Märchen iſt leider lückenhaft.

XII.

Der ſtarke Franz.

Ein Bauer hatte zwei Söhne, der älteſte hieß Chriſtian und der jüngſte hieß Franz. Franz war aber viel größer, als ſein älterer Bruder und ſtärker als ſein Vater und Bruder zuſammen, obgleich er viel jünger war. An einem Tage ſprach der Vater zu ſeinen Söhnen: „Kommt, wir wollen in den Wald und etwas Brennholz holen.“ Sie giengen hin, konnten aber kein rechtes Brennholz finden. Da faßte Franz den größten Baum beim Stamme an und riß ihn mit der Wurzel heraus und nahm ihn auf die Schulter. So machte er es noch mit ſieben oder acht von ſolchen Bäumen und ſprach zu ſeinem Vater: „Wir wollen uns doch eine Tracht Brennholz mit nach Hauſe nehmen und nicht umſonſt gehen.“ Er trug darauf die Bäume alle mit einander nach Hauſe. Aber der Vater ſprach: „Du verſchändeſt uns noch das ganze Holz, ein ander Mal ſollſt du nicht ſo viel herausreißen.“ Als ſie daher das nächſte Mal wieder in den Wald wollten, um Brennholz zu holen, ſprach Franz: „Ich muß mir nur ein anderes Holz ſuchen oder einen andern Herrn; denn mit euch will ich nicht wieder gehn.“ Darauf gieng Franz allein fort und wanderte weiter in den Wald hinein. Wie er nun da ſo umhergieng, ſo begegnete ihm ein kleiner Mann, der hieß Hermanni, und redete ihn an und fragte ihn, wenn er einen Dienſt ſuche, ob er nicht Luſt hätte, bei ihm einzutreten? „Ja,“ ſagte Franz, „warum nicht, wenn der Herr guten Lohn gibt!“ Da antwortete Hermanni: „Du erhältſt vierhundert Mark Lohn und zweihundert Mark zum Gottespfenning; du haſt dafür weiter nichts zu thun, als meinen braunen Hengſt aufzupaſſen und um etwas anderes haſt du dich nicht

zu kümmern.“ Franz war mit dem Lohn zufrieden und der Herr führte ihn auf sein Schloß, das auf einem hohen Berge lag. Da muste Franz den Hengst aufpassen; er striegelte und fütterte ihn alle Tage und versah seinen Dienst, wie es sein muste.

Als nun das Jahr um war, kam der Herr wieder zu Franz und fragte, ob er nicht Lust hätte, wieder ein Jahr bei ihm zu bleiben? „Ja,“ sagte Franz, „aber ich möchte gerne mehr Lohn haben.“ Da sprach der Herr: „Ich will dir dies Jahr achthundert Mark Lohn geben und vierhundert Mark zum Gottespfenning; du hast dafür weiter nichts zu thun, als meinen Hengst aufzupassen, um was anderes darfst du dich nicht bekümmern.“ Franz entschloß sich gleich, noch ein Jahr bei Hermanni auf dem Schlesse zu bleiben, aber er bat um die Erlaubnis, doch einmal seinen Vater und Bruder besuchen zu dürfen. Der Herr antwortete: „Das kann auch gerne angehen; aber es ist nur keiner da, der während deiner Abwesenheit den Hengst aufwartete.“ Da sagte Franz: „Wenn weiter nichts im Wege ist, als das, so kann ich gehen, denn in einem Tage mache ich die Reise und bin am Abend wieder hier.“ Nun gieng Franz bald einmal zu seinem Vater und seinem Bruder, und die freuten sich sehr, daß sie ihn einmal wieder sähen, den sie so lange vermißt hatten. Der Vater fragte ihn, wo er denn so lange gewesen sei. Aber Franz antwortete: „Das kann ich euch nicht sagen.“ Und als Franz Abends wieder nach dem Schlesse wollte, bat sein Bruder Christian ihn begleiten zu dürfen und wollte mit. Aber Franz sprach: „Wo ich hingehe, dahin kannst du mir nicht folgen.“ er gieng nun allein wieder nach dem Schlesse seines Herrn. Da kam dieser am andern Morgen zu ihm und sprach: „Franz, siehst du da zu Norden im Schlesse eine Thür? Die must du ja nicht aufmachen, sonst würd es dir schlecht gehen; bist du mir aber gehorsam, sollst du es auch ferner gut bei mir haben.“ Franz versprach das seinem Herrn, versah treulich seinen Dienst und das Jahr vergieng ihm so schnell, daß es ihn däuchte, es wären nur wenige Tage gewesen.

Als das Jahr vorüber war, kam der Herr Hermanni wieder zu Franz und fragte ihn, ob er wohl wieder bei ihm bleiben wollte. Franz antwortete, daß es schon zufrieden wäre, wenn er nur etwas mehr Lohn bekäme. Da sprach der Herr: „Ich will dir für dies dritte Jahr sechszehnhundert Mark Lohn geben und achthundert Mark zum Gottespfenning, du weist, wie du deinen Dienst zu versehen hast.“ Franz diente nun bei dem Herrn auch noch das dritte Jahr. Als es aber beinahe um war, war der Herr verreist. Da dachte Franz: „Du könntest doch einmal die Norderthür des Schlosses öffnen, um zu erfahren, was da zu sehen ist. Das kann doch nicht so viel schaden und der Herr merkts nicht; der ist ja nicht zu Hause.“ Franz gieng also zu der Thür und öffnete sie ohne sich lange zu

bedenken. Da befand er ſich mit einmal in einem wunderſchönen Garten voll ganz wunderbarer Blumen; denn alle Sträuche, die er ſah, die waren von Demant, Geld und Silber. Da pflückte Franz von jedem Strauche ſich ein Sträußchen ab, wickelte ſie in ſein Taſchentuch und ſteckte ſie zu ſich. Dann gieng er wieder aus dem Garten; als er nun aber in den Stall kam, konnte der Hengſt zu ſeiner Verwunderung ſprechen und fieng an zu reden: „Franz, was haſt du gethan! Sattle mich nur gleich und ſchwing dich auf; die Flucht allein kann uns retten, wir ſind ſonſt beide des Todes.“ Schnell that Franz wie der Hengſt ihm befohlen hatte, ſattelte ihn und ſchwang ſich drauf und in fliegender Eile jagte er davon.

Als ſie nun ſchon viele Meilen weit gekommen waren, ſprach der Hengſt zu Franz: „Sieh dich einmal um, mich dünkt, es kommt was hinter uns drein!“ Franz ſah ſich um und ſprach: „Ja, der Herr hat uns ſchon beinahe eingeholt.“ „So wirf deine Reitpeitſche hinter dich,“ ſprach der Hengſt, und wie Franz das gethan hatte, war hinter ihnen ein großer hoher dichter Baum, daß der Herr lange arbeiten muſte, ehe er hindurchkam. Unterdeß waren Franz und der Hengſt weit voraus gekommen. Endlich aber ſprach der Hengſt wieder zu Franz: „Sieh dich einmal um, mich dünkt, es iſt was hinter uns.“ Franz ſah ſich um und rief: „Ja, der Herr iſt uns gleich auf den Ferſen.“ „So wirf deinen Mantelſack hinter dich,“ ſprach der Hengſt, und als Franz das gethan, ſtand ein großes Gebirge hinter ihnen, viele tauſend Fuß hoch. Da hatte der Herr erſt lange zu klettern, ehe er hinüber kam, aber er holte die Flüchtlinge am Ende doch wieder ein. Da ſprach der Hengſt zu Franz: „Sieh einmal hinter dich, mich dünkt es kommt wieder was.“ „Ja,“ rief er, „der Herr iſt uns wieder ganz nahe.“ „So wirf die Pferdedecke von dir,“ ſagte der Hengſt; da entſtand zwiſchen ihnen und dem Herrn Hermanni ein großes Waſſer; da konnte er nicht hinüber kommen und nicht durchwaten, und darum legte er ſich nieder und wollte es austrinken. Aber es war eine ſolche Menge Waſſer da, daß er davon mitten von einander barſt und ſtarb. Nun ritt Franz noch eine Strecke weiter und kam bald zu einem anmuthigen, grünen Holze. Da ließ er ſeinen Hengſt graſen, legte ſich ſelber in den Schatten und verzehrte ſeine Koſt, ſoviel er mitgenommen hatte, und nachdem er ſeine Mahlzeit gehalten, ſchlief er ermüdet von der beſchwerlichen Reiſe ein.

Als Franz die Augen wieder aufſchlug, ſtand da ein Tiſch vor ihm und auf dem Tiſche lag ein Schwert. Da ſprach der Hengſt: „Jetzt hau mir mit dem Schwerte den Kopf ab!“ „Das wäre ja der größte Undank, den ich an dir begehen könnte,“ antwortete Franz; „du haſt mir ſo viel Gutes erwieſen und ich ſollte dir dafür das Leben nehmen?“ „Thue es nur,“ ſprach der Hengſt, „es wird dein Glück ſein und meines.“ Weil der Hengſt nun ſo viel bat, nahm Franz zuletzt das Schwert und hieb ihm den Kopf ab; da ſtand

mit einem Male eine schöne Dame vor ihm und sprach: „Fürchte dich nicht, lieber Franz! Ich bin eine Prinzessin von Rußland und war von dem bösen Hermanni entführt und in einen Hengst verzaubert. Nun hast du mich erlöst und vorher hast du mich immer so gut bedient; dafür werde ich dir allezeit dankbar und hilfreich sein. Darum hast du hier einen kleinen Stock; damit schlage, sobald du in Noth bist, nur an diesen hohlen Baum; dann werde ich dir aus jeder Verlegenheit helfen.“ Franz nahm das Stöckchen zu sich, dankte der Prinzessin und nahm von ihr Abschied; dann begab er sich zu Fuß auf den Weg und kam bald in eine Königsstadt. Da, dachte er, müßte er bleiben und er erkundigte sich, ob nicht etwa ein Gärtner einen Burschen brauchen könnte. Die Leute wiesen ihn zu einem Gärtner, der seinen Garten neben dem Schlosse des Königs hatte. Franz fragte, ob er ihn nicht als Lehrling annehmen wollte; dem Gärtner gefiel der Junge, sie wurden sich einig und Franz trat bei ihm in Dienst.

Nun wies der Gärtner ihm verschiedene Arbeiten an, aber Franz verstand nichts davon und machte alles schlecht. An einem Tage sollte er aus einem Beete, worauf Wurzeln gesäet waren, das Unkraut ausgäten. Der Gärtner sagte: „Das Kraut mit den krausen Blättern mußt du stehn lassen; denn das sind die Wurzeln; alles andere aber ist Unkraut, das rause aus.“ Franz zog nun ein Kraut mit krausen Blättern auf, aber er fand keine Wurzeln daran; da dachte er, es sind keine Wurzeln, und zog die Wurzeln nebst dem Unkraut auf. Als nun der Herr kam und sah, daß das ganze Beet verwüstet war, ward er sehr ärgerlich und sagte: „Geschiehts noch einmal, so jage ich dich aus dem Dienst.“ Er wies ihn darauf an, daß er Kartoffeln hacken sollte und zeigte ihm so und so und lehrte ihn wie es machen müsse, daß die Knollen nicht beschädigt würden und die Pflanzen alle in der Reihe stünden, mit den Rillen dazwischen. Als aber der Herr fortgegangen und Franz allein fortarbeitete, so hackte er alles zu einem ebenen Felde. Nun ward der Herr noch verdrüßlicher und drohte: „Geschiehts noch einmal, so jage ich dich ganz gewiß aus dem Dienst.“

Da schickte der Gärtner Franz einmal in den Garten und sagte ihm, er solle nachsehen wie der Weißkohl stünde. Franz kam in den Garten und der Kohl stand gut. Aber er würde doch noch besser aussehen, dachte Franz, wenn er wie die Sträuche im Garten des Herrn Hermanni wäre. Er langte in die Tasche und zog die Zweige hervor, die er damals abgebrochen, und bestrich damit den Weißkohl her und hin, daß er wie lauter Demanten und Gold und Silber funkelte. Das sah die königliche Prinzessin vom Fenster des Schlosses aus und sandte sogleich zum Gärtner und ließ ihm sagen, daß er ihr einiges Gemüse aufs Schloß schicke, aber sein Lehrbursch sollte es bringen. Der Gärtner that darauf junge Erbsen und Wurzeln in einen Korb und Franz gieng damit nach dem Schlosse.

„Guten Tag, Mädchen!“ rief er, als er eintrat; „Danke,“ war ihre Antwort; „Hier bringe ich dir Gemüse, Erbsen und junge Wurzeln.“ „Gut,“ sagte sie, „komm ein wenig herein, setz dich und iß ein wenig.“ „Das könnte ich auch wohl thun,“ sagte Franz, gieng zur Stube hinein, setzte sich an den Tisch, der mit Wein und schönen Speisen wohl besetzt war, und aß und trank, als wenn er in drei Tagen nichts gekriegt hätte. Die Prinzessin freute sich an ihm, als er aber satt war, sagte sie, was sie ihm für das Gemüse schuldig sei. „Hundert Thaler,“ sagte Franz. Die Prinzessin gab ihm das Geld, soviel er verlangt hatte; als er aber nach Hause kam und sein Herr ihn fragte, wie viel er bekommen habe, warf Franz die hundert Thaler auf den Tisch. Da rief der Herr: „Junge, da hast du viel zu viel genommen.“ „Nein,“ sagte Franz, „die Prinzessin hat sie mir gegeben.“

Nach einigen Tagen schickte die Prinzessin vom Schlosse zu dem Gärtner und bestellte abermals Gemüse, aber der Lehrjunge sollte es bringen. Da packte der Herr wieder junge Erbsen und Wurzeln in den Korb für Franz und schickte ihn hinauf. „Guten Tag, Mädchen,“ sagte er wieder, als er ins Haus trat. „Schönen Dank,“ antwortete die Prinzessin. „Hier bringe ich dir wieder Erbsen und Wurzeln.“ „Gut,“ sagte sie und nöthigte ihn herein wie das vorige Mal, bewirthete ihn aufs beste und Franz aß und trank, und trank ziemlich viel Wein, daß er zuletzt auf dem Stuhl einschlief. Da nahm die Prinzessin ihm heimlich die Sträuße von Demanten, Geld und Silber aus der Tasche, als er aber aufwachte, forderte er zweihundert Thaler für das Gemüse. Die Prinzessin gab sie ihm und Hans gieng vergnügt nach Hause. Aber sogleich als er in den Garten kam, langte er in die Tasche, da waren seine Sträuße weg. Er suchte und suchte, konnte sie aber nirgends finden, er ward ganz verdrüßlich und unzufrieden. Sein Herr merkte das und fragte, was ihm fehle und was er verloren. Aber Franz antwortete: „Das kann und will ich ihm nicht sagen.“

Nach einigen Tagen ließ die Prinzessin wieder Gemüse nach dem Schloß bestellen, und Franz muste damit hin. Als er eintrat, sprach er verdrüßlich: „Hier bringe ich euch das Gemüse.“ Die Prinzessin bat ihn nun, er möchte doch herein kommen und wieder ein wenig essen; aber Franz wollte nicht. Da fragte sie ihn, was ihm denn fehle? er wäre ja so mürrisch. „Was sollte mir wohl fehlen?“ sagte Franz, „meine Sträuße sind weg.“ Da antwortete ihm die Prinzessin: „Wenn es nur weiter nichts ist, so sei nur zufrieden; denn die Sträuße habe ich. Als du neulich hier warst, habe ich sie dir aus der Tasche genommen und nun will ich sie dir unter der Bedingung wieder geben, daß du mit mir zu meinem Vater gehst und uns einmal recht deine Kunst zeigst.“ Dazu war Franz gleich bereit; die Prinzessin führte ihn zu ihrem Vater, dem König, und sagte: „Hier bringe ich dir den größten Kunstmaler in ganz Europa.“

„Das will was ſagen,“ ſagte der alte König, „denn laß ihn einmal ſeine Kunſt zeigen.“ Franz nahm nun ſeine Sträuße und bemalte den Tiſch des Königs über und über mit einer Farbe, als wenn es lauter Demanten, Geld und Silber wäre. Der König erſtaunte ſich, beſchenkte Franz reichlich und wollte ihn nach Hauſe ſchicken. Allein die königliche Prinzeſſin ſtellte ihrem Vater vor, daß ſie den jungen Menſchen noch heiraten möchte. Das wollte aber der König nicht; allein die Prinzeſſin ſagte, wenn ſie Franz nicht haben ſollte, denn wollte ſie gar keinen Mann haben. Da muſte der alte König einwilligen; Franz ward gebeht und gefragt, er ſagte nicht nein und die Verlobung ward gefeiert. Da aber ſprach der König zu Franz: „Mein Sohn, jetzt muſt du zuſehn, daß du ein Schloß bekömmſt; wie wirſt du dazu Anſtalt machen? du kannſt doch nicht eher Hochzeit machen.“ Franz antwortete: „Ich verlange weiter nichts von euch, als den großen Heideviert, vierhundert Morgen groß.“ „Den ſollſt du haben,“ ſprach der König, „aber was weiter?“ „Dafür laßt mich ſorgen, lieber Vater,“ ſagte Franz.

Am andern Morgen ritt nun Franz in aller Frühe nach dem Holze zu dem hohlen Baum, den ihm die verzauberte Prinzeſſin angewieſen hatte. Da ſchlug er mit dem Stecke, den ſie ihm gegeben, daran, und ſogleich war ſie bei ihm und fragte, was er wolle. „Ich ſoll mir ein Schloß bauen,“ ſagte Franz, „aber mir fehlt das Geld dazu.“ Da gab die Prinzeſſin ihm einen kleinen Beutel mit Geld und ſagte: „Lange nur hinein und gib aus, er wird nie leer werden.“ Franz ritt darauf wieder zum König und ſprach: „Jetzt habe ich Geld, nun wollen wir bauen.“ Aber der alte König antwortete: „Mein guter Sohn, das ſchlägt nicht viel an, um ein Schloß zu bauen; dazu gehören andere Summen.“ Franz aber ſagte: „Ich glaube, daß es ausreicht, und daß in dieſem Beutel mehr Geld iſt, als in eurer ganzen Schatzkammer.“ Nun ließ der König das Geld zählen und Franz ſein Geldbeutel ward gar nicht leer; je länger ſie zählten, je mehr war darin. Da muſte der König geſtehen, daß ſein Schwiegerſohn reicher wäre als er, und nun gieng der Bau des Schloſſes vor ſich und es ward ein Gebäude, ſchöner und prachtiger, als irgend eins in der Welt.

Als das Schloß nun fertig war, lud Franz ſeinen Schwiegervater und ſeine Braut zu ſich und zeigte ihnen alles. Sie waren ganz erſtaunt über all die Pracht und den Glanz, aber der alte König ſprach: „Es iſt hier alles wohl herrlich und prächtig genug; aber mein Sohn, mir iſt bange, daß wir bald von Krieg bedrängt werden. Eher kann doch aus der Hochzeit nichts werden.“ Der alte König ward ganz bekümmert und traurig; ſeine Ahnung trog ihn nicht, denn nach wenigen Tagen ließen mächtige Feinde den Krieg anſagen. Aber Franz war guten Muths und ſprach: „Wir haben uns nicht zu fürchten, wenn wir auch ungerüſtet ſind und nicht ſo zahlreich wie unſere Feinde; laßt mich nur ſorgen, lieber Vater, ich

will schon fertig werden." Er ritt darauf wieder in das Holz, klopfte an den hohlen Baum und da die Prinzessin von Rußland sogleich erschien, sprach er: „Nun bin ich wieder in Noth, unser Land ist mit Krieg überzogen, zu klein ist die Zahl unserer Leute gegen die Feinde; ich bitte dich, wenn du kannst, so hilf mir auch jetzt." Da gab die Prinzessin ihm ein Schwert und sprach: „Wenn du damit an einen Baum schlägst, so werden die Soldaten schaarweise herausmarschieren, so viele, als du nur brauchst."

Als Franz nun wieder zum König kam, hatte der die ganze Mannschaft des Landes aufbieten lassen, und waren da Alte und Junge, Arme und Reiche, Krüppel und Gesunde, Verheiratete und Unverheiratete und lagen alle zum Abmarsch bereit. Aber Franz fragte: „Was sollen all die Leute?" Der König antwortete: „Ich meine, wir haben noch lange nicht genug." Franz aber sagte: „Wir haben schon viel zu viel, lieber Vater, laßt nur alle die, denen Frau und Kinder nachgeweint haben, nach Hause gehen, und auch die Armen und die Alten und die Krüppel wollen wir hier lassen." Der König wollte das nicht zugeben, aber Franz sagte: „Weder können noch mögen diese kämpfen; laßt mich nur sorgen, wir wollen schon dem Feinde über werden."

Nun brach das Heer auf, und nachdem sie eine Zeit lang marschiert hatten, begegneten ihnen die Feinde. Deren waren so viele, daß man, so weit das Auge reichte, nichts als Soldaten und Soldaten sehen konnte. Das ganze Feld blitzte und funkelte von Waffen und die Luft erscholl von kriegerischer Musik. „Nun," sagte Franz, „wird es Zeit, daß wir auch Anstalt machen und mehr Soldaten holen." „Wo sollen die wohl herkommen?" fragte der König. Franz antwortete: „Geht nur ein wenig bei Seite, lieber Vater; sie sollen gleich aufmarschieren. Wie viel gebrauchen wir wohl?" Der König meinte, daß er scherze, und wollte es nicht glauben. Aber Franz rief: „Geht nur bei Seite, damit meine Soldaten euch nicht unter die Füße nehmen," und nun schlug er mit dem Schwerte an eine Eiche und sogleich kamen die Regimenter herausmarschiert, erst sechs Regiment zu Fuß, dann acht Regiment zu Pferde, dann zehn Regiment mit schweren Geschützen. Nun gieng die Schlacht an; aber als die Feinde nicht gleich weichen wollten; schlug Franz nur wieder an den Baum; da kamen noch zwölf Regimenter heraus. Da wollte der Feind die Flucht nehmen, aber er ward von Franz seinen Soldaten bis auf den letzten Mann vernichtet. Nun hatte der alte König nichts mehr dawider, daß die Hochzeit gefeiert ward, sondern er freute sich vielmehr, einen solchen Schwiegersohn an Franz zu bekommen. Da ward nun die Hochzeit angerichtet und mit großer Pracht und Herrlichkeit begangen, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben die jungen Leute noch heute; soviel kann man sagen, daß sie allezeit glücklich waren und die Prinzessin nicht mit Franz betrogen war.

Aus Kreſtede in Dithmarſchen. Es wird das Märchen mit dem Wickenberg zwiſchen dem Dorf und Quickborn und anderen Localitäten ziemlich unſicher in Verbindung gebracht. Ihm entſpricht das unvollſtändigere däniſche Märchen bei Winther Grundtv. S. 31 und das norwegiſche bei Moe und Asbiörnſen. N. 11. Unvollſtändiger auch bei Grimm K. M. N. 136.

XIII.

Vom Bauerſohn, der König ward.

En Buer ſeet up ſynen Hof, he weer en rike unn anſehnliker Mann unn hatt dree Sœns, de all dree grote unn düchtige Jungens weren. As de nu to Jeren kemen, ſä de olle Buer: „Nu will ik gy nich länger by mi hebben, gaet nu ut in de Welt unn ſeet te, wo gy afblivt; de van gy ſal na mynn Afſtœwen den Hof hebben, de mi de beſte Fru int Hues bringt.“ Nu güngen de twe öldſten hen in dat neegſte Dörp unn beſtren ſik mit de ſmuckſten unn wackerſten Buerdeerns, de in dat Dörp weren unn damit kemen ſe wedder to Hues to ären Vatter. Awerſt de jüngſte Buerſœn, de Hans heet unn den ſe teſnakt (zugeredet) harrn, dat he alleen ſynen Weg maken ſull, de trök nu wyt weg dorch grote Weelde. As dat awerſt Nacht warren ſull, keem he för en Hues, da ſtünn en olle Her in de Dœr unn de käek' he, wat he nich de Nacht by ären ſlapen kunn. Da ſä de olle Her: „Ja, unn wenn du mynn olle Witt (mein altes weißes Pferd) federn wult, ſo väel, dat ären dat Veder bet an den Buck geit,* unn wenn du my den Kachelaven bitt maken wult, ſo bitt, dat ik da grad' noch up ſitten kann, ſo faſt du ſe lang' by mi blywen as du fülven wult.“ Da ſä Hans nich nä to unn güng' mit de olle Her na dat Hues herin, federde olle Witt, de up de Dœl anbunnen ſtünn, dat ären dat Feder bet an den Buck güng unn bett (beitzte) den Kachelaven ſo bitt, dat ſe da grad' up ſitten kunn; dunna kreeg he wat to äten unn to drinken unn wüer up den Barn (Boden) wyſt to ſlapen. He leggt ſik dael unn ſlöpt gerubig in unn denkt, hier by de Diſch is dat ganz goet, hier mutt ik eerſt man en Jrt lank blywen.

Nu weren up den Barn dree Finſter. Morgens as de Sünn upgüng, waek Hans up; da ſprüngen de dree Finſter apen unn in dat eerſte Finſter keem en lütte bunte Vagel unn ſüng:

Ik weet mael wat, wat du nich weeſt.
-Wat weeſt du denn?-
Ik weet enen Künnig ryk;
De Künnig hett en groten Soert (Brunnen),
He hett keen Water in ſynen Hoff.
-Wo is dat denn to finden?-

* Daß ſie bis an den Bauch in Futter, Heu und Stroh, ſtand.

Da sä de lütte Vagel: „In den Soet da liggt dree Kisten mit rodes Golt in versenkt; wenn ener nu so klock is unn trekt de Kisten heruet, so hett de Künnig dat klorste Water.“ Da keem in dat twete Finster en anner lütte Vagel unn süng:

Ik weet mael wat, wat du nich weest.
»Wat weest du denn?«
Ik weet enen Künnig ryk,
De hett een lütt Bömsken leef;
De Boem dat is en Pappelboem,
De Boem de will nich wassen.
»Wo is dat denn to maken?«

Da sä dat lütte Vægelken: „Ener mütt den Pappelboem uetryten; da wart he finden in de Eer' ünner de Boem twee grote Ebdelsteen, dato en gulden Boek. De mütt he wegnämen, darna ward de Pappelboem wassen.“ Nu keem oek in dat drürre Finster en lütte Vagel flagen unn süng:

Ik weet mael wat, wat du nich weest.
»Wat weest du denn?«
Ik weet enen Künnig ryk,
De Künnig hett en Dochter leef,
De Dochter is de schönste Fru,
Blint is se nu
Unn kann nich seen.

„Wo kann äer denn helpen warrn?“ segt Hans. Da sä de lütte Vagel: „Ener mütt äer dat eerste Blatt gäwen, dat uet den Pappelboem uetbrikt, den de Künnig hett, unn he mütt äer in de Ogen seen den helen Dag unn de hele Nacht; denn ward de Künnigsdochter werrer gesunt warrn.“

As nu de Vagels wegflagen weren, stünn Hans up unn güng' hendael to de olle Her unn böd' äer goden Morgen. „Goden Morgen,“ sä se, „hest du niks dröemt?“ „Ja,“ sä he, „da hebbt dree Vagels by my west, de vertellen my van en Künnig, de harr en Soet unn keen Water up synen Hoff, unn he harr en Pappelboem, awers de Pappelboem wull nich wassen, unn he harr en Dochter, awer de Dochter de weer blint unn kunn nich seen.“ Da leet de olle Her em straks de oel' Witt sadeln unn tümen unn sett em darup unn sä: „Nu ryd' loes unn do allens, so as dy heten is.“

De oel Witt güng nu mit em dörch den Woelt jümmer lyk uet, bet he keem in den Künnig synen Hoff; da leet he sik annämen as en Kækenjung'. As da nu tokackt warrn sull, sä de Kæksch to em: „Spann nu dyn oel Witt förn Waterwagen unn hael uus Water.“ Da müß he wyt weg fören dat Water to halen. So däd' he oek den tweten unn den drürren Dag. As he da awer werrer keem, sä he to de Kæksch: „Worüm mütt ik doch dat Water

ſo wrde Wäge däer halen? unn hier hett de Künnig den ſchönſten Soet in ſinen Hoff." De Kakſch ſä, dat de Soet wol in vörrige Irden dat allerklerſte Water in alle Lande hatt harr, he harr nu awer keen Water meer. Da ſä Hans: „Da wüß ik wol Raet för."

Dat würr nu den Künnig anſegt, dat de lütt Kakenjung' för ſinen Soet Raet wüß. He leet den Kakenjung' för ſik kamen unn ſeeg em, wat he den Soet rein maken unn da klores Water in ſchaffen kunn? wenn he dat to Stande bringen wul, ſul he em de angenämſte van alle Minſchen ſin. Hans ſä den Künnig dat to, dat he dat wol doen wul, wenn de Künnig verſpräken wul, em allens to gäwen, wat he ut den Soet herutnök. Dat verſpröök em de Künnig unn lach. Hans awer ſteeg nu in den Soet dael unn nök da dree ſware Kiſten herut, da weer da dat klerſte reinſte Water in den Soet. De Kiſten weren awer vul luder rodes Gult, unn Hans weer nu de allerrykſte Mann by den Künnig unn würr ſinen Kammerherr.

Nu güng de Künnig alle Dage in ſinen Gorden ſpatzeren, da harr he en Pappelboem, den harr he ſo leef; da ſee he alle Dage na. Awer de Pappelboem wul nich waſſen unn ſett keen Blader an, unn dat weer doch all Summerdag. Da awer würr de Künnig ganz bedröfft. Eenmael güng Hans nu mit em in ſinen Gorden ſpatzeren; as ſe by den Pappelboem kemen, ſtünn de Künnig daby ſtill unn ween. Da ſä Hans: „Herr Künnig, ik will em den Boem noch waſſen maken, wenn he my allens gäwen will, wat ik by den Boem in de Eer' finn." Da ſä de Künnig: „Ja, du ſalſt allens hebben unn du ſalſt my fördan de leefſte up Gerden ſin." Nu reet Hans den Boem ut de Eer' unn da legen richtig mang de Wörtein twee grote Edelſteen unn dat gulden Boek. Hans ſett den Boem werrer in unn de füng' an to driwen, dat et en Luſt an toſeen weer. De Steene awer ſteek he in ſine Daſch unn van Stund an würr he ſo kleck unn ſo wiſe as noch nümmer keen Minſch up Gerden wäſen is, unn he kunn nu al de geheime Geſchrift läſen, de in dat gulden Boek ſtünn. De Künnig kreeg nu ock bald Kundſchaft van ſinen kloren Verſtand unn ſine grote Wysheet; da nök he em to ſinen vörnämſten Raetgäwer unn ſä em all ſine Heimlichkeet.

Up enen Dag da vertell em de Künnig nu ock ſine gröttſte Noet, dat he man ene Dochter harr, de weer em ſo leef as ſin egen Läwen, awer nu all ſo väle Jeer blint, unn harr alle Meiſter äre Kunſt daby umſünſt ſin müſt. Da ſä Hans: „Herr Künnig, il getrue my wol, ſe em werrer geſunt to maken, wenn he my tweerlei verlöven wul: eerſtlik, dat ik van den ſchönen Pappelboem de beſten Blader afplücken kann, de teerſt uetbräken, unn tom tweten, dat il veer unn twintig Stunden mit ſin Dochter alleen ſin kann." Da ſä de Künnig up: „Dat gäwe ik to mit Freuden." Hans brock

nu de erſten Uetſchüß van den Pappelboem uet, damit güng' he to de Prinzeſſin unn ſlöt de Dær achter ſik af. Nu leg he de Blader van den ſchönen Boem äer up de beden Ogen, da däed' ſe äre Ogen up. Darna ſee he äer ſo lang' in de Ogen, bet ſe ſyne Ogenſteren blinken ſeen kun, unn darna ſo lang' bet ſe ſyn Geſicht ſeen kunn, unn darna werrer ſo lang', bet ſe em ſülwen ſeen kunn, unn daerna allens wat ſe ſüſt noch ſeen wul. Unn em wul nu bedünken, dat he noch nümmer ſo ſchön ene Fru ſeen harr, unn de Künnigsdochter weer nu eek ganz verleevt in em.

As de Künnigsdochter nu werrer ſeen kun, ſä de Künnig, dat ſe nu eek en Mann hebben ſul. Denn de Künnig harr keinen Sæn unn he wul hebben, dat ſyn Dochtermann dat ganze Rik na ſynen Doet to ſtüern hebben ſul. So ſä nu ſyne Dochter, dat ſe keinen annern Mann hebben wul, as den, de ſe geſunt maekt harr. Da leet de Künnig grote Hochtyt amichten unn Hans de Prinzeſſin antruen. Unn nich lang' daerna bleef de olle Künnig doet unn Hans weer nu Künnig. Da ſä he: „Nu ward dat Tyt, dat ik werrer to mynen Vatter kaem.“ He leet nu ſyne Fru vöruetreiſen unn leet by ſynen Vatter ſeggen, he ſul en groet Gaſtmael torichten laten, de Künnig ſülven wüer bald nakamen. As de Vuer unn ſyne beiden eldſten Sæns dat hören, leten ſe de Fru Künnigin wol bewœrten unn noch en grotes unn herrlikes Gaſtmael torichten. Hans awer reiſ' allene na. He keem werrer to de olle Her in den groten Weelt, de bäed' he, dat ſe ſik up en olle Schueſkaer ſetten ſul, unn ſo föer he ſe hen na ſynen Vader ſynen Hoff. As he nu by ſynen Vader ankeem mit de olle Her up de Kaer, da ſä he, dat weer ſyn Fru; da weer da en groet Gelächter œwer em, unn ſyne Bröder dachen, ſe harrn doch batere Fruen to Hues bröcht unn de Vuerhoff weer nu äer. Hans ſtell ſik an as en Narr unn harr ſe alle för Narren. As ſe nu to Diſch gaen ſullen, ſett he ſik by de Künnigin dael; da ſä ſyn Vatter to em: „Ga du annerswägen hen ſitten, du dummdryſtige Jung'!“ unn ſlöeg na em mit den Rækenſteef. Da awer ſlöeg Hans ſynen Arm üm de Künnigin ären Hals unn ſe ſä nu: „Sul de nich by de Künnigin ſitten, de äer rechte Herr unn Egemael is?“ Da kunnen de annern wol ſeen, dat Hans de Künnig ſyn müß, unn weren ganz vergnöegt, ſyn Vatter awer ſä, dat he em nu den Hoff eek toſpräken müß, denn he harr de ſchönſte unn beſte Fru int Hues bröcht. Da ſä Hans: „Dat is eek wol recht, awer wyten ik nu Künnig bin, wil ik den Hoff myne Bröder ſchenken.“

Aus Kuhberg am Dannewerk durch Cand. Arndt. S. Grimms H. M. N. 29.

XIV.

Der faule Hans.

Es war einmal ein Junge, der hieß Hans; der war ſo faul, daß wenn ihm eine Fliege auf der Naſe ſaß, er die Hand nicht rühren mochte, um ſie wegzujagen, und hätte er auch zehn Thaler damit verdienen können. Einmal ſollte er ſeiner Mutter Waſſer holen; da aber war ihm der Weg zu weit und der Eimer war ihm all zu ſchwer, um ihn ſo weit zu tragen. Da ſagte ſeine Mutter: „So nimm die Schiebkarre und fahr ihn hin.“ Hans nahm eine Schiebkarre und fuhr mit dem Eimer zum Brunnen. Als er nun bei des Königs Schloß vorüber kam, ſtand da die Prinzeſſin am offenen Fenſter und ſchaute auf die Straße, und ſie ſah auch den faulen Hans mit dem Eimer auf der Schiebkarre. Da muſte ſie gewaltig lachen und lachte ſo laut, daß Hans und alle Leute unten es hörten. Hans ward ärgerlich und dachte, könnte ich dir doch einmal was wünſchen!

Als er nun zum Brunnen kam, ſo lief da ein kleines allerliebſtes Goldfiſchchen heraus; Hans wollte es mit nach Hauſe nehmen. Aber das Goldfiſchchen hub an zu ſprechen und bat ſo viel, er möchte es doch wieder laufen laſſen, er könnte ſich auch dafür wünſchen, was er wollte. „So wünſche ich, daß die Prinzeſſin noch vor Abend einen kleinen Jungen kriegt,“ ſagte Hans, und ließ den Goldfiſch wieder laufen. Als nun der Abend kam, ſo hatte die Prinzeſſin auf dem Schloſſe einen kleinen Jungen und niemand wuſte, wer der Vater wäre. Da wollte aber der König doch, daß ſeine Tochter den Mann bekäme, der der rechte Vater ſei. Darum ließ er überall in ſeinem Reiche ein Gebot ausgehen, daß alle Männer aus dem ganzen Lande ſich an ſeinem Hofe verſammelten. Und als nun der beſtimmte Tag kam, gab die Prinzeſſin ihrem kleinen Jungen einen goldenen Apfel in die Hand und ſtellte ihn mitten in den großen Saal, und der ſollte ſein Vater und ihr Gemahl ſein, wem von den Männern er den goldenen Apfel geben würde. Nun kamen zuerſt all die Fürſten und die Herzöge und die Grafen herein, darauf auch alle Edelleute und alle andern Herrn des Landes, aber das Büblein blieb unbeweglich und reichte keinem den Apfel. Darauf kamen nun die Miniſter und alle Diener und Beamte des Königs von den Höchſten bis auf die Nachtwächter; aber das Büblein rührte ſich nicht. Darauf muſten auch die geiſtlichen Herren und die Kaufleute und die Bauern und die Handwerker und die Tagelöhner, die Dienſtknechte und alle bis auf den Schinder herein in den Saal und giengen an dem Jungen vorüber; aber der rührte ſich nicht. Als ſie aber alle vorübergegangen waren und der König glaubte nicht anders, als daß alle Männer aus ſeinem Lande da geweſen wären, ſo kam noch Hans in den Saal geſtolpert, den hatte ſeine Mutter mit Gewalt hineingetrieben

müſſen; aber kaum ſah ihn das Büblein, ſo lief es auf ihn zu und reichte ihm den goldenen Apfel. Da ließ der König eine große Hochzeit anrichten und Hans muſte die Prinzeſſin heiraten, und ſie hatte zum letzten Mal über ihren eignen Mann gelacht.

Durch Storm aus Huſum.

XV.

Das Märchen vom Kupferberg, Silberberg und Goldberg.

Da weer mael en König; de König harr en Dochter unn de Dochter ſchull en Mann hebben. Do leet de König dörch ſin ganz Land bekannt maken, dat wenn daer een weer, de dree Daeg ſin nägen Haſen höden kunn unn nöeſten uk dree Daeg mitten Papen * fechten wull, de ſchull ſin Dochter hebben; kunn he dat awer nich, ſchull em de Hant afhaut unn he lebendig in Öel kaekt warrn. Nu weer da uk en Buer de harr dree Sœns unn de jüngſt' heet Dummhans, wol he ſo dumm weer. As de Sœns dat nu hören, wat da de König harr bekannt maken laten, de ſä de Öldſt to ſonen Vader: „Vader, laet my man hen, ik will den König dree Daeg de Haſen höden unn dree Daeg mit den Papen fechten unn de Prinzeſſin to Fru hebben.“ De Vader wull dat ganz nich hebben unn ſä nä; awer de Jung' leet ganz ni na to räden, unn de Vader muß opletzt ja ſeggen unn em Verlöef gäwen. De kriegt he denn en Aſchpankoken unn en Buttel mit Water mit op de Reiſ' unn güng foert. As he nu en Enden gaen harr, kummt em en olen Mann in de Möet (begegnet ihm) unn dat weer de lewe Gott. De fraegt em, warum he ſo trurig is unn wo he hen will. Do will de Jung' em niks ſeggen, unn ſä, he kunn em doch ni helpen. De Jung' güng wyder, kummt by den König an unn meldt ſik: „Guden Dag, Herr König;“ „guten Tag, mein Sohn, willſt du mir meine Haſen hüten?“ fraegt em de König. „Ja,“ ſä he. Do werden de Haſen uetlaten unn weren in den Ogenblick uet enanner ſtaben, as wenn de Wint ſe wegweit harr. Do werd' em eerſt de Hant afhaut unn he denn lebendig in Öel kaekt.

Nu will de twete Sœn to Wäg'. Awer de Vader wull dat ganz nich tegäwen, wol ſonen öldſten Sœn dat ſo gaen weer. De Jung' leet awer nich eer Rau (Ruhe), bet de Ole em Verlöef gift; do kriegt he uk en Aſchpankoken unn en Buttel Water mit. As he nu en Enden henkumt, bemött em de ole Mann wedder unn froeg, wat he ſo trurig weer unn wo he hen will. De Jung' will em uk

* So ward erzählt und der Erzähler benannte, daß es Drake (Drache) heiße.

niks ſeggen, he kunn em doch niks helpen. He kummt nu bo den König an: „Guden Dag, Herr König,“ ſä he. De König fraegt em: „Guten Tag, mein Sohn, willſt du auch die Haſen hüten?“ „Ja, dat wull ik noch,“ antwoert he em; as do awer de Haſen uetlaten worden, weren ſe uk in den Ogenblick weg unn dat gung em äbenſo as ſonen Broder: em word' eerſt de Hant afhaut, unn darop word' he lebendig in Oel kaekt.

Nu wull Dummhans uk hin. Awer de Vader ſä, dat he ja de Leyte weer vun ſyn Bröder, he kunn em nich miſſen, he ſchull to Hues blewen; wo de Kloken nich dörchkamen weren, da ſchull he ſyn Daeg nich dörchkamen. Dummhans awer wull ſik nich holen laten unn güng loes; he kriegt uk en Aſchpankoken unn en Buttel Water mit. As em nu op den Weg de ole Mann bemött unn em fraeg, wat he ſo trurig weer, do antwoert he em unn ſä: „Myn beiden Bröder hebbt den König all (ſchon) de Haſen höden wullt, de ſünt awer all beid' unglücklich wäſen; un will ik uk hen, ik weet dat awers ganz nich antefangen.“ Do ſä de ole Mann: „Wenn du my mael ſatt äten unn drinken laten wullt, ſo will ik bo en Raet gäwen.“ Do ſegt Hans: „Wenn du myn Koſt man magſt, ſo kumm häer;“ unn he gift den olen Mann vun den Aſchpankoken to äten unn uet den Buttel Water to drinken. As de ole Mann nu ſatt is, do gift he Hans en lüttjen witten Stock; wenn he daer op enen Enden op fleut, ſo ſünt de Haſen wyt weg, fleut he awers op den annern, ſünt ſe all neeg bo. Unn he ſegt em uk noch: „Wenn du nu mit de Haſen unnerwägens büſt, ſo kumſt du op enen Barg, unn wenn du da büſt, ſo kumt de Rof', den de Barg höert, beruet unn fraegt: „Jung', wat wullt du hier op monen Barg?“ Denn muſtu antwoerten: „Gott, ik weer güſtern op ſonen Broder ſonen Barg unn de hett my niks ſeggt;“ unn denn ſegt de Rof': „Ja denn kumm häer unn ſee my en bäten op den Kopp to.“ Denn muſtu doen wat he ſeggt; wenn awer de Rof' inſlöpt, ſo muſtu em mit den lütten Stock in de Düm' (die Tinne, die Schläfe) ſlagen, ſo is de Rof' doet. Denn muſtu em allens afnämen. Unn ſo ſchall bo dat jeden Dag gaen.“ Hans bedankt ſik nu bo den olen Mann unn güng ſonen Weg.

Nu keem he bo den König an: „Dag, Herr König.“ „Guten Tag, mein Sohn, willſt du mir auch die Haſen hüten?“ „Ja wul, Herr König, dat wull ik noch,“ ſä Hans. De Haſen worren uetlaten; do fleut he op den enen Enden vun ſyn lütten Stock, do weren de Haſen awer alle Bargen. Do fleut he op den annern Enden, do weren ſe alle nägen neeg bo em. He dreef nu mit ſe loes unn hött ſe, unn keem balt op en hogen Barg. As he da nu op is, ſo kummt de Rof' beruet unn ſegt: „Jung', wat wullt du hier op monen Barg?“ „Gott,“ ſegt Hans, „ik weer güſtern op ſyn Broder ſonen Barg unn de hett my niks ſeggt.“ Do ſä de Rof': „Ja denn kumm häer unn ſee my en bäten op den Kopp

to.“ Nu läe' (legte) de Rof' ſik dael mitten Kopp in Hans ſyn Schoet, unn Hans ſeeg em den en Bäten na; he ſlöpt aweers bald in. Do neem Hans ſynen lütten witten Stock unn ſloeg em damit in de Dünn'; do weer de Rof' doet. Nu viſenteer' he em allerwägens de Taſchen, unn funn' da en groten koppern Slætel in; de Slætel paß' ganz akkeraet to den Barg. Hans ſloet den Barg damit op unn güng herin. Do hung' da annen Wæn en groet koppern Swäert unn unner dat Swäert hung en Buttel, da ſtunn op ſchräwen:

Wer aus dieſer Flaſche trinkt,
Der kann mich ſchwingen wie der Wind.

Hans drunk nu eenmael uet den Buttel; do is em dat Swäert noch ſo ſtyf as en Broetmeß; he drinkt tom tweten Mael, do kunn he't all en lütt Bäten rögen (bewegen); awer as he tom drütten Mael drunk, do kunn he't ſwingen wie der Wind. Nu wull Hans ſik dat allens en bäten in den Barg beſeen, do gung he in de Stuev, do leeg da en Fru int Bett unn ſleep mit en lütt Kint innen Arm. De haut Hans glyks den Kopp af. Nu keem Hans in den Stall; do ſtunn da en ſadelt Päert mit en koppern Sadel unnen koppern Toem unn en Hunt mit en koppern Halsband weer daby. He gift de beiden nu eerſt wat to fräten unn fodert ſe; nöes ſtutt he den Barg achter ſik to unn drift mit de Haſen naen König. Dat weer de eerſte Dag.

As he nu 'sAbends werrer na Hues keem, freu' de ol' Vader ſik æwer de Maten, dat em dat ſo guet gaen weer. Den annern Morgen kreeg Hans wedder ſyn Aſchpankoken unn ſyn Buttel Water mit unn gung loes. Do bemött em de ole Mann wedder unn froeg, wo em dat gaen weer. „Och ganz ſchön,“ ſä Hans unn vertell em allens, unn geef em wedder vun den Aſchpankoken af to äten unn uet den Buttel Water to drinken. Do ſä de ole Mann, dat he dat vun Daeg (heute) man äbenſo maken ſchull, unn wenn he op den tweten Barg keem, keem da wedder en Rof' heruet unn ſa': „Jung', wat wullt du hier op mynen Barg?“ Denn muſtu ſeggen: „Gott, ik weer güſtern op ſyn Broder ſynen Barg unn de hett my niks ſeggt.“ Denn ſegt de Rof': „Denn kumm häer unn ſet my en Bäten op den Kopp na.“ So muſtu em doet ſlagen unn em allens afnämen.“ Hans gung nu wedder toen König: „Dag, Herr König!“ „Guten Tag mein Sohn, willſt du mir wieder die Haſen hüten?“ „Ja wul, Herr König,“ ſegt he. Do worren de Haſen uetlaten: Hans ſleut op den enen Enden, do weren de Haſen æwer alle Bargen; Hans ſleut op den annern, do weren ſe all neeg by em. Nu keem he den Dag op den tweten Barg; do kummt da de Rof' heruet: „Jung', wat wullt du op mynen Barg?“ „Gott,“ ſegt Hans, „güſtern weer ik op ſynen Broder ſynen Barg unn de hett my niks ſeggt.“ „Ja denn kumm häer unn ſet my en Bäten op

den Kopp na," ſä de Rof'. As nu de Rof' mit den Kopp in Hans ſinen Schoet leeg unn inſleep, ſloeg he em mit den Stock in de Dünn', do weer de Rof' doet. Nu ſöch' he em in de Taſchen na unn funn en groten ſülvern Slætel, de paß uk to den Barg. Hans ſloet den Barg op unn gung herin, do hangt da annen Bæn en groet ſülvern Swäert unn darunner en Buttel, darop ſtunn ſchräwen:

Wer aus dieſer Flaſche trinkt,
Der kann mich ſchwingen wie der Wind.

Hans drunk eenmael, do weer dat Swäert ſo ſtof aſſen Broetmeß; he drunk tom tweten Mael, do kunn he't en lütt' Baten rögen; he drunk tom drütten Mael, do kunn he't ſwingen wie de Wind. Hans gung nu in de Stuev, do leeg da en Fru int Bett unn harr twe Kinner in den Arm unn ſlöpt: Hans haut ſe den Kopp af. Nu kummt he in den Stall: ſo ſteit da en Päert mitten ſülvern Sadel unn en ſülvern Teem unn en Hunt mit en ſülvern Halsband liggt daby. Do gift he ſe eerſt wat to fräten, ſlutt den Barg to unn drift na Hues. He geit awer noch eerſt in den Kopperbarg fær unn fodert da uk ſon Päert mit den koppern Sadel unn den Hunt mit dat koppern Halsband unn bringt denn den König ſon Haſen wedder ben. As he 'sAbends nu na Hues kummt, ward ſon Vader noch väel vergnögter unn læft em, dat he ſo'n kloken Jungen is. Dat weer de twete Dag.

Den drütten Dag kreeg he wedder ſon Aſchpankoken unn ſon Buttel mit Water mit. De ole Mann bemött em wedder unn Hans vertelt em allens. He gift em vun den Aſchpankoken af unn uet den Buttel Water to drinken, da ſegt de ole Mann, dat he op den drütten Barg en Roſen finden ſchall, denn he uk doet ſlagen mutt. Hans gung nu tom König unn de Haſen worren uetlaten, he hött ſe den Dag wedder unn keem nu op den drütten Barg. Da kummt de Rof' beruet unn ſä: „Jung', wat wullt du op minen Barg?" „Gott," ſä Hans, „ik weer güſtern op ſon Broder ſinen Barg unn de hett my niks ſegat." Do ſä de Rof': „Ja denn kumm häer unn ſee my en Baten op den Kopp te." De muß Hans em op den Kopp teſeen unn as de Rof' inſleep, ſloeg he em mit ſinen Stock doet. Do funn he in den Roſen ſon Taſch en groten golden Slætel to den Barg. Hans ſloet den Barg apen unn funn da en golden Swäert mit en Buttel darunner, darop ſchräwen ſtunn:

Wer aus dieſer Flaſche trinkt,
Der kann mich ſchwingen wie der Wind.

Da drunk Hans nu dreemael uet, dat eerſte Mael weer em dat Swäert noch ſtof as en Brotmeß, dat twete Mael kunn he't en lütt Baten rögen, dat drütte Mael kunn he't ſwingen wie de Wind. Nu

gung he in de Stuev, da ſteep da en Fru mit dree Kinner; de hau Hans den Kopp af. In den Stall ſtumm en opſadelt Päert, dat harr en gelden Sadel unn en gelden Toem unn de Hunt harr en gelden Halsband. Do gift he ſe wat to fräten unn ſtütt den Barg to; nöeſt geit he eerſt noch in den Sülverbarg, de uk in den Kopperbarg fær unn fodert da ſyn Päer' unn ſyn Hunnen; denn driſt he to den König. As de em nu mit de Hafen ankamen ſüht, ſegt he: „Ja, mein Sohn, jetzt biſt du hiermit fertig, aber du muſt nun auch noch drei Tage mit dem Papen fechten. Jeden Tag muſt du mir eine Zunge bringen und die Zunge muß immer ganz genau paſſen.“ Dat weer nu de drütte Dag.

Den annern Morgen hael Hans ſik nu uet den Kopperbarg dat Päert mit den koppern Sadel unn den koppern Toem, unn den Hunt mit dat koppern Halsband; dat koppern Swäert harr he an de Sot hangen. Damit ree' he loes unn nu keem de Paep mit dree Köpp op em to. Hans trok ſyn Swäert unn in enen Slag harr he alle Köpp herunner. Do ſöch' he ſik den rechten Kopp uet unn ſnee' de Tung uet unn broch ſe na den König.

Den tweten Dag gung Hans wedder hen unn neem ſik uet den Sülverbarg dat Päert mit dat ſülvern Geſchirr unn den Hunt mit dat ſülvern Halsband; an ſyn ene Hant harr he dat Päert unn den Hunt uet den Kopperbarg unn op beide Syden harr he een Swäert. As em nu de Paep bemött, ſo hett he ſüß Köpp. Do haut em Hans eerſt mit dat koppern Swäert dree af in enen Slag, unn darop mit dat ſülvern Swäert de annern dree Köpp. Denn ſüht he wedder to, dat he de rechte Tung' krigt, de paſſen deit, unn ſchnitt ſe uet unn bringt ſe na den König.

Den drütten Dag geit he na den Goldbarg. Do ſett he ſik op dat Päert mit den gelden Sadel unn den gelden Toem unn nimmt den Hunt mit dat gelden Halsband mit ſik; to beiden Syden awer hett he de annern Päer' gaen uet den Sülverbarg unn Kopperbarg, unn alle dree Swäerter harr he ſik umbunden. Do keem de Paep unn harr nägen Köpp. Nu nimmt Hans eerſt dat koppern Swäert unn haut em dree herdael, unn denn nimmt he dat ſülvern Swäert unn haut de annern dree af, unn opletzt nimmt he dat gelden Swäert unn haut de letzten dree weg. Do freg he wedder to, dat he den richtigen Kopp kreeg unn de Tung paſ'; unn denn ree' he tom König unn meldt em, dat de Paep nu doet weer, unn hier weer de letzte Tung. Do word' de König ganz vergnöegt unn Hans muß mit ſyn Dochter Hochtot gäwen.

Unn dat weer en Feſt!
Weerſt du da oek mit weſt!
Da kreeg ik en lütte Mues,
Da reed' ik op na Hues,
Da trok ik ſe in den Stall
Nu is myn Verteilen all

Aus Meldorf — Man erzählt auch die Geſchichte vom Dummhans mit ſeinen verſchiedenen Pferden in Verbindung mit dem bekannten Märchen vom Ritt auf den Glasberg um eine ſchöne Königstochter. Hans gibt ſich nie zu erkennen, bis ſpäter die Prinzeſſin mit einem andern Hochzeit geben will. Da dient er als Küchenjunge am Hofe; bei der Tafel begießt er abſichtlich die Prinzeſſin, der König will ihn beſtrafen laſſen, da ſchlägt Dummhans ſeine ſchlechten Kleider zurück und erſcheint in ſeiner goldenen Rüſtung. Man vgl. Grimm K.-M. N. 165. (Vom Schiff zu Waſſer und zu Lande gibts hier ein beſonderes Märchen.) Bechſtein Märchenb. S. 128.

XIV.

Hans mit de yſern Stang'.

En erl Künnig, de harr mael dre ſchöne Döchter, de harren jeder en gulden Kleneb, mit grote Kunſt maekt; de elſte harr en gulden Sünn, de twet en gulden Steeren, de drürre en gulden Maen. De dre Künnigdöchter gingen alle Mirdag in ären Roſengorden mit are Kleneden umm gingen da ſpatzeeren. Da kemen eenmael dre Roſen umm nemen de dre Künnigsdöchter mit ſik weg, umm föerden ſe in ären Barg'. As de Künnig ſe nu to Diſch ropen leet, da weren ſe in den ganzen Gerden nich to finden; do würr de Künnig ger ſo bedröevt, dat he nich wüß, wo ſyne Döchter weren; umm he leet dörch dat ganze Land uetropen, wer em ſyne Döchter mit äre gulden Kleneden werrerbringen kunn, de ſull ſyn Dochtermann warrn, umm ſull dat halve Künnigrik hebben umm na ſynen Doet dat hele; de elle Künnig harr ſyne Döchter ger to leew. *

Nu weer da en Jung', de weer ſo ſtark as en Ryſ' umm wüß beten de ſtarke Hans umm harr en yſern Stang' toen Spatzeerſteck. Hans mitte yſern Stang' de höer eek dgervan, wat de Künnig harr bekannt maken laten, da löep he ſyne Öllern weg. Nu keem he in en groten Woelt, da reiſ' he väle Dage in; toletzt dröpt he daer en Mann, de weer daby Steen to klöwen (zu ſpalten). Den birt he üm Geſellſchaft umm fraeg em: „Wo heeſt du?“ „Steenklöwer bün ik; wo ik heet, dat weet ik nich,“ weer de Antwoert. „Wiſtu mit my gaen?“ fraeg' Hans mit de yſern Stang'; da ſä de Steenklöwer mitten friſchen Moet ja. Nu gingen de beiden wyder mit enanner, ümmer wyder in den Woelt henin. Da künnen ſe den tweten Dag

* Das ditmarſche Märchen ſagt: Die Königstöchter waren noch nie in einem Walde geweſen. Endlich nach langem Bitten erhielten ſie von ihrem Vater Erlaubnis dahin zu gehen. Da erſchien ein verwünſchter Biet und leitete ſie in einen Berg; denn ſie liefen immer hinter ihm her, weil ſie ſo ein Thier noch nie geſehen hatten.

enen Mann bo't Bretſagen; Hans mitte yſern Stang' fraeg' em: „Wo heeſt du?“ „Bretſager bün ik; wo ik heet, dat weet ik nich.“ „Wiſtu mit uns gaen?“ De Bretſager beſinnt ſik nich lang' umm ſegt ja mit enen friſchen Moet. As de dre nu wreder innen Woelt benin kemen, da ſünnen ſe den drürren Dag enen Mann by't Holtklöwen. Hans mitte yſern Stang' fraeg' em: „Wo heeſt du?“ Da antwoert he up: „Holtklöwer bün ik; wo ik heet, dat weet ik nich.“ „Wiſtu mit uns gaen?“ Da ſä de Holtklöwer eek mit enen friſchen Moet ja umm ſe nemen em eek mit. *

Nu trekken de veer noch lange dörch wilde Woelde umm ſünnen kene Hüſer umm lebindige Minſchen. As dat nu Abent worren weer, umm ſe nich wüſſen, wo ſe de Nacht blewen ſuln, ſo ſteeg Hans mit de yſern Stang' up den höegſten Boem, da ſee he en grotes Füer. He ſmeet ſonen Hoet up dat Füer to, daerna ſünnen de annern den Weg, umm ſe kemen da bald noeg to en grotes Hues. Da weer awer rund üm dat Hues en grote Graben mit Füer; da kunnen ſe nich dörchkamen. Se gingen nu üm den Graben, da ſünnen ſe en yſern Brügg, de ſöer' da awer in dat Hues. Se gingen nu in dat Hues, da weer da in de Dönſchenſtuev (der Wohnſtube) eek en grot Füer, awerſt kene lebindige Seel; umm dat weer doch allens ſo inricht, as waenden daer welke. Hans mitte yſerne Stang' umm ſyne Kameraden leggen ſik dael umm ſlöpen daer de Nacht, den annern Morgen awer lotten ſe (loesten ſie), wer in dat Hues bloben ſul un Äten kaken. Da dröp dat Lot den Steenklöwer; de annern güngen in den Woelt umm ſchöten Haſen. As de nu weg weren umm de Steenklöwer weer darbo umm kaek' Äten, ſo keem daer en Muſche Rothbart an för de Dær, de harr en langen ſlaffen Bart, de güng em bet up de Been. He ſä to den Steenklöwer: „Wat mackſt du da?“ De Steenklöwer antwoert em: „Ik kaek Äten.“ „Ik will eek wat to äten hebben, gif häer,“ ſä dat Unmeerſch; da leet de Steenklöwer em in umm greef em Reebraden. Awers dat Deert ſmeet em allens in de Aſch, wat he tokaekt harr, umm ſtülp den Katel int Füer üm. Da wul de Steenklöwer em ſlaen; awers he keem da awer by weg, dat Deert neem en Füerholt umm ſloeg em umm leet em halv doet liggen. As de annern nu to Hues kemen, weer dat Äten all anbrennt umm vull Aſch. Se frogen: „Wo beſtu toricht?“ De Steenklöwer leet ſik awers niks marken umm neem de Uetſchell ruhig hen.

Den tweten Dag ſul nu de Bretſager to Hues blewen umm Äten kaken. Da keem Muſche Rothbart werrer för de Dær umm ſä: „Wat mackſt du da?“ „Ik kaek Äten,“ ſä de Bretſager. „Ik will eek wat hebben, gif häer.“ „Wenn du äten wiſt, faſt du eerſt my Holt klöwen.“ Dat dä' de Muſche Rothbart eek. As de Bretſager

* Nach einer andern Verſion ziehen ein Jäger, Schneider und Schuſter aus; nach der ditmarſchen ein Schneider, ein Schuſter und ein Lohgerber.

em nu in leet, da güng dat werrer so as den vörrigen Dag; dat Deert smeet allens herüm, stülp den Kätel int Füer unn slöeg den Bretsager halv doet. De sweeg awers oek still da to, as de annern inkemen.

Den drürren Dag hött de Holtklöwer in unn kaek to. Da keem Musche Rothbart werrer: „Wat maekst du da?“ „Ik kaek Äten.“ „Laet my in, ik will oek wat hebben.“ De Holtklöwer sä: „Wistu äten, sast du my eerst Water drägen.“ Dat Unnereersch hael dat Water, as de Holtklöwer awers em in leet, smeet dat Deert werrer allens herüm, stülp den Kätel int Füer unn slöeg den Holtklöwer meist doet.

Nu keem de Reeg an Hans mit de ysern Stang'; de müß den den veerten Dag to Hues blywen. As de annern weg weren to Hasen scheten, keem Musche Rothbart unn keek (kukte) dörch'n Splitt in de Dönschenstuev: „Wat maekst du da?“ „Ik kaek Äten,“ segt Hans. „Ik will oek wat hebben, gif häer.“ „Glyk,“ antwoer' em Hans, maek' de Dær apen unn slöeg mit de ysern Stang' na em unn klöw em den langen Bart fast. Da slöeg he dat Deert so lang', bet he sik den langen Bart uetreet unn wegloep. As de annern nu to Hues kemen, fünnen se dat Äten nich anbrennt: „Wo geit dat to? hett Musche Rothbart nich hier west?“ „He hett wol hier west, ik heff em awer goet todeckt,“ segt Hans, „he kümmt nich werrer.“ Da wys' he äer den langen Bart, den dat Deert em harr laten müst. Nu vertellen de annern oek allens, wat da mit se vörgaen weer. *

As se nu äten daen harren, da fünnen se de Bloetsporen, wo dat Unnereersch weglopen weer. Da folgen se up na unn kemen up en hogen Barg, da güng en grote Huel herin. Nu harr Hans syn Jagenett mit sik, da möek he sik Stricke van loes unn de annern müssen em da an dael laten in de Huel. As he ünnen keem, da weer dat da stickendüster. Da fünn he toletzt en Heister van Vagel mit väle bunte Ferrern, den fraeg' he, wat he de dre Künnigsdöchter nich seen harr. De Vagel sprikt to em: „Wenn du de dre Damen söchst, de kann ik dy wol wysen. Wenn de Klok twolf is, Mirdags, da sastu hier dörch all de Stuven gaen, da kumstu toletzt an en groten Sael, da liggen de dre Damen unn slapen de dre Rysen innen Arm. Wenn du nu an de Dær kumst, so finst du da en grotes ysernes Schwäert; dat kanstu nich bæren, so en grote Helt du dy oek dünken magst. Wenn du dat gode Wapenstück awers bruken wist, so mustu uet den Kumm (der Schale) drinken, de daby steit, eenmael,

* In dem ditmarschen Märchen prügelt der kleine den Lohgerber und den Schuster durch, weil sie ihm nichts zu essen geben. Der Schneider reicht ihm etwas; als der Unterirdische aber sich dabei setzt und ißt, stülpt der Schneider eine Tonne über ihn. Da verräth er, wo die Prinzessinnen sind.

tweemael, dreemael, umm denn ſee te, wat du doen kanſt.“ Hans dä' as em heten weer. Mirdaegs Klok tweif güng he dörch alle Stuven, da keem he an den groten Sael, da hüng dat grote yſerne Schwäert da fær. He kumm awers dat Schwäert nich bæren; da drünk he uet den Kumm tom erſten Mael, da kumm he dat Schwäert al en lütt bäten rögen; he drünk tom tweten Mael, da kumm he dat Schwäert all upbæren, he harr da awerſt noch keen Macht in. He drünk tom drüeren Mael, da kumm he dat Schwäert upbæren umm ſwingen umm in de Luft ſnwten umm kumm damit ſpalen as mit en Ferrer. Nu möek he de Dær ganz ſachte up, da legen de dre Rysen umm ſlöpen umm harren de dre Künnigsdöchter in Arm. Hans mit de yſern Stang' güng hen umm ſlöeg den erſten den Kopp af, umm denn den tweten, umm tolezt den drüeren, umm eer de dre Königsdöchter noch upwaekt, harr he ſe ock alle dre de Tungen uten Hals ſnäden. Nu waken de dre Künnigsdöchter up: da würren ſe awer de Maten fro umm danken em dafær, dat he ſe van de Rysen erlöest harr, umm de ölſte geef em äer Klenod, de guldene Sünn, de twete geef em den guldenen Steren umm de drüere den guldenen Maen. *

Nu güng de ſtarke Hans mit de dre Künnigsdöchter weerer an dat depe Lok umm wullen ſik uptrekken laten. As he awers by den Heiſter forby keem, ſä de Vagel: „Nimm dy in Acht, dat du nicht de letzte warſt.“ Awers de ölſte van de dre Künnigsdöchter nick' em ganz fründlich to umm ſette ſik aen Ümſtände glyk in den Korv umm leet ſik uptrekken. Daerna keem de twete; de beed' em ganz fründlich de Hant umm leet ſik ock uptrekken. Nu weer de jüngſte alleen awrig umm dat weer de ſchöenſte. Da beed' ſe em ſo väel, dat he dat nich awert Hart bringen kumm, umm he leet ſe eerſt in den Korv ſtygen umm uptrekken. As nu de Steenklower, de Bretſager umm de Holtklöwer de dre ſchönen Prinzeſſinnen ant Licht harren, dat ſe ſe ſeen kunnen, ſäen ſe: „Wy wöllt fülven de dre ſchönen Damens hebben; laet den Hans mit de yſerne Stang' blywen wo he is.“ Se leten nu den Korv wol werrer dael umm leten den Hans inſtygen, as ſe em awerſt by na herup harrn, leten ſe den Strick los, dat he dael füll; naeſt tröcken ſe mit de dre Künnigsdöchter hen to ären Vatter den Künnig. **

* Ganz abweichend die andre Verſion: Hans findet im erſten Zimmer eine Dame mit einer goldenen Krone, die ſitzt und weint und fragt ihn, ob er ſie erlöſen wolle. „Ich weiß noch nicht,“ antwortet er. Ebenſo im zweiten Zimmer. Die Dame hat ein goldenes Spinnrad. Im dritten Zimmer findet er die ſchönſte mit einer goldenen Haspel. Da ſagt er auf ihre Frage ja und findet im Fenſter eine Flöte. Wie er darauf pfeift (woran die Dame ihn hindern will, weil es ihr verboten ſei), ſo ankt Muſche Rothbart durch die Thür, flieht aber ſogleich, als er Hans gewahr wird. — vgl. das unten angeführte Märchen bei Grimm.

** Nach der zweiten Verſion des Märchens berauben die drei die Königstöchter ihrer goldenen und ſeidenen Kleider und laſſen ſie dann laufen.

De ſtarke Hans mit de yſerne Stang' leeg nu in Düſtern in de deepe Huel unn wüß nich wat he anfangen ſul. Da keem werrer de bunte Heiſter van Vagel, den klaegt he ſyne Noet. „Jk heff dy ſegt," ſä de, „du ſulſt dy in Acht nämen, dat du nich de letzte würſt, nu heſt du dat ſo geet. Awers da is wol noch Raet för, nimm du dat Schwäert, dat du funnen heſt, ſtäck dat dörch de Rysen ären Hart unn denn ga in den Gorden unn ſla, ſtäck unn ſnyd na de Haſen, de da loept, unn wenn du bunnert heſt, ſo kumm werrer." Hans däed' as em ſegt weer. He güng in den Sael, wo de beden Rysen legen, ſteek dat Schwäert dorch ären Hart unn güng denn in den Gorden. Unn dat weer ſo wunderbeer mit dat Schwäert, dat he kenen Slag doen kunn, ane dat en Haes doet bläwen weer.* Nu keem he mit de Haſen terügg an den Schacht, de weer grad' bunnert Klafter deep. Da mütt he alle ſyne Haſen up den Vagel tegaen unn tolezt ſtiat he ſülven mit up; da fangt de Vagel an uptoſwäben unn by jeden Klafter ſmit he enen Haſen dael, ſüſt kann he nich upkamen. As ſe nu awers an den letzten Klafter kaemt, ſo hett Hans mit de yſern Stang' ſik vertellt unn hett man nägen unn nägentig Haſen brächt; da kann de Vagel nich upkamen. Da awers gript he üm unn ritt den Hans mit de yſern Stang' en Stück uet de Lend' unn ſmitt dat dael; da kaemt ſe beruet. Nu leeg Hans da unn weer en Kræpel worren unn müß ſyn Laben lang humpeln gaen.** Tolezt makt he ſik doch up unn güng dörch den Woelt up de Künnigsberg to. As he nu in de Neeg keem, da weer da grote Freud unn Herrlichkeet, dat de Steenklöwer unn de Vretſager unn de Heitklöwer den Künnig ſyne dre Döchter werren brächt harren, unn ſe ſullen ſe fryen, wenn de dre Künnigsdöchter erſt are Kleenodien werrer harren, de guldene Sünn, den guldenen Steren unn den guldenen Maen. Dat weer awer ſo makt, dat dat ganz unmaegelig weer, dat de dre Künnigsdöchter ſik befryen künnen, wenn ſe äre Kleenodien nich harren. Da leet de König uetſenden to alle Guldſmäde in alle Lande, da weer awer keen een, de dat ünnernämen wul, de Smuckſaken werrer to maken; ſo groet weer dat Kunſtſtück daby weſen. De Künnigsdöchter werren ganz bedröeft da æwer.

Hans mit de yſern Stang' den keem dat nu ock to Ören. Do geit he hen to den beſten Goldſmit unn gift ſik an as en Goldſmidsgeſell, he kunn ock de kunſtrike Arbeit doen, de de Künnig hebben wul; da weer awer väel Kunſtſtück by unn dato müß he ſyne Stuev beſunners hebben. De Meſter worr ganz fro da æwer, neem Hans an as Geſell, gift em en apartige Stuev unn ſchickt na de Prinzeſſin de Arbeit to verlangen. Hans harr ja de guldene Sünn unn bruck

* Nach andern ſchießt der Jäger die Haſen.

** Nach der zweiten Verſion verirrt er ſich jetzt und kommt zu einem Waldmenſchen, wo er ſich lange aufhält. — Nach dem ditmarſchen Mährchen trägt der Unterirdiſche den Schneider wieder hinauf.

nich lang' to arbeiden. Den eerſten Dag würr de guldene Sümm to Hove bröcht, da ſäen de dre Prinzeſſinnen, de weer goet, aben as ſe fröer weſt weer. Den tweten Dag würr de guldene Steren to Hove bröcht; da ſäen de dre Prinzeſſinnen, dat de eek goet weer, aben ſo as fröer. Den drürren Dag keem de guldene Maen. As de Prinzeſſinnen ſeen, dat de eek ſo goet weer, leten ſe den Meſter fragen, wat he doch förn kunſtryken Geſellen harr. De Meſter ſä, dat dat en fremden weer. Da ſchicken ſe werrer hen, de Geſell ſul mael to Hove kamen, ſe wullen den kunſtryken Mann eek geren ſülven ſeen. Da ſä Hans: „Gaen do ik nich, de Künnig mütt mi ſülven enen Wagen ſchicken.“ De Künnig ſchick glyk enen Wagen umm wul Hans halen laten. Hans legg eerſt ſyn yſern Stang' up den Wagen, da weer de Stang' ſo ſwäer, dat de Wagen mirren van enanner klöw' unn to beiden Syden de halve Wagen henfüll. Da ſäen de dre Königsdöchter: „Dat mütt Hans mit de yſerne Stang' wäſen umm keen anner.“ Se güngen nu ſülven hen, de König güng eek mit, umm ſe fragen em up wekke Oert he de kunſtryke Arbeid ſo ſchön harr maken kunnt, dat altens werrer ſo werren weer, as dat olde. „Seer licht,“ ſä Hans, „wil dat dat olde eek is; denn ik bün Hans mit de yſern Stang',“ umm nu vertell he den König de ganze Geſchicht umm tom Woerteken wyſ' he de dre Nyſentungen ſör. Da ſä de König: „Denn ſallſt du myn Dochtermann warren; nu legg my, wat ik mit den Steenklöwer, den Vrieſager umm den Holtklöwer anfangen ſall.“ Hans ſä, de ſullen ſmetwägen ungeſtraeft ſyn, de König awer leet ſe doch enen Kopp körter maken. Darna geef he den ſtarken Hans ſyne jüngſte Dochter in de Ee umm da würr en grote Hochtyt foert, umm da weer ik eek mit ben umm kreeg enen mitten Rackenſteev, dat ik hier up den Laenſtoel ſtöeg, da bün ik ſitten blawen.

Aus Aurborg am Dannewerk durch Cand. Arndt. Das Märchen hat merkwürdige Abweichungen von dem weſtphäliſchen bei Grimm K.-M. N. 91. Die Anmerkung dazu (Bd. III. S. 166.) geben noch andre Verſionen vom Rhein, aus dem Hannöverſchen, der Hanauiſchen Gegend u. ſ. w. In die Reihe dieſer Märchen gehört auch noch bei Grimm K.-M. N. 166. und das lauſitziſche in Haupts Zeitſchr. für deutſch. Alterth. III. 358. Hier entſpricht der Bergmann mit dem Hammer unſerm ſtarken Hans mit der eiſernen Stange.

XVII.

Dummhans unn de grote Ryſ'.

Vor vele Jere weer in enen groten endloſen Woelt en grote Ryſ', de weer ſo ungeſlacht unn harr en Hart vun Steen. Den Ryſen höer dat Holt to. Wenn nu Winterdags de armen Lüde kemen umm wullen ſik en Bäten Spreck ſammeln, ſo keem he glyk an unn ſä, he würr ſe as en Steen kört umm kleen rywen, wenn ſe

nich maken dat ſe foertkemen. Nu waen da eck en Buer in de Neeg, dat weer en ſtarken Mann unn he harr eck ire Sans, de weren noch ſtarker; darup verleet he ſik. He harr awers noch enen dürren Sæn, van den ſpröek he ſyn Daeg nich greet; dat güng to Hues ümmer Dummhans hier unn Dummhans daer, de weer eck doch to gor niks to gebruken! Nu weer dat mael en harden Winter unn de Fürung wür all. Da güng de Buer in groter Neet na den Rysen ſynen Woelt unn wul ſik Spreck ſeken. Da keem ſtraks de grote Käerl an unn fraeg': „Wat wullt du klene Eerdworm hier?" „Ik wul my en Bäten Spreck ſeken," ſä de Buer. Da ſä de Rys' up: „Faetſt du enen Splitter an, ſo ryw' ik dy as en Steen kört unn kleen." Da würr de Buer bang' unn leep weg; ſo beeſtig harr he ſik em nich dacht.

As de Vader nu na Hues keem, ganz witt vör Schreck, da wul de öldſte Sæn dat mael verſeken, wo ſik mit den Rysen ſpraken leet. Dat güng em awer nich bäter as den Vader, he würr eck bang' unn leep weg. Da güng de twete Sæn hen, de kreeg noch weniger wat. Se weren alle bang' vör dat kört unn kleenrywen. Da ſä Dummhans: „Wenn ay nich wöllt, ſo will ik hen." Da ſaen ſyn beiden Bröder: „Wenn du kloek weerſt, güngſt du to Bett by de Kalwer, da dyn Lager is." Hans awer wull hin na den Rysen unn ſä: „Wo ay nich dörchkaemt, do ik dat villicht." Da wullen de Bröder em enen uetwiſchen, awer de Vader ſä: „Laet em, dat legt he ſo in ſyn Dummheit!"

Hans güng weg unn as he nu en Enden henkummt, ſo fünn he da annen Weg en Löwinkenneſt (Lerchenneſt) unn de Löwink ſeet up de Eier. Hans neem den Löwink ganz lyſen up, ſteek em in de Daſch: „Wer weet wo dat goet för is!" ſegt he. Nu güng he werrer en aerdige Streck, da ſinnt he da en Stück Kees, in Papier bedreit. He nimmt dat up unn ſteek dat in de Daſch: „Wer weet wo dat goet för is!" ſegt he unn güng wyder. Da fünn he da en elle Kohnet liggen: „Wer weet wo dat goet för is!" ſegt he unn bindt ſik de Kohnet vör, dat ſe em bet an de Kneen güng. Nu keem he in den Woelt. Da bemött em de grote Rys', de ſegt: „Wat wullt du klene Eerdworm hier?" „Hef ik dy all fraegt, du grote Rys'?" „Du büſt en dryſte Jung', ik will my en Dracht Füerholt halen," ſegt de Rys'. „Dat will ik eck," ſegt Hans. „Höer mael," antwoert em da de Rys', „du Klene, nu will ik dy en Kunſt vortellen; wenn du my dat nich na doen kanſt, ſo will ik dy as enen Steen kört unn kleen ryven: Ik ryt den groten Boem dael up de Eer', ſee to wat du dat na doen kanſt." Tohant faet de Rys' den Boem an den Telgen (Zweigen) unn böeg em dael an de Eer'. Da faet Dummhans by den Telgen an, de Rys' leet los, de Boem ſpräept up, unn Hans ſpringt awer de Telgen hen. Darup fraeg' he: „Kanſtu dat eck, du grote Rys', unn awer de Telgen ſpringen?" dat kunn de nich. „Nu wöllt wy noch en Wett anſtaen," ſä de Rys',

„nu wöllt wy mael ſeen, wer tom högſten ſmyten kann.“ Da neem de Rof' en groten Steen, den ſmeet he ſo hoog, man kunn em ſo äben noch ſeen; awerſt naeſt füll de Steen werrer dael. Nu full Dummhans ſmyten. Da nimmt he ſonen Löwink uet de Daſch unn ſmitt den in de Luft; de Löwink ſteeg ſo hoog, dat he gor nich meer to ſeen is. „Süeſt du, du grote Rof',“ ſegt Hans, „ik heff den Steen in de Luft faſt ſmäten, he kumt goer nich werrer dael.“ Da weer de grote Rof' all werrer to kort kamen. „Nu,“ ſegt de grote Rof', „wöllt wy ſeen, wer tom beſten kurpen kann;“ he neem en Steen van de Eer' up unn kneep em to luder Mael. Da full Hans da eek by. Hans lang' in de Daſch unn kreeg ſen Stück Kees beruet, dat knippt he ſo, dat dat Water beruet löpt. Da is he den Rofen all werrer awer. Da ſegt de Rof': „Ik kann dy bruken, du ſatſt by my blowen unn kannſt myn Knecht warren, nu kumm mit na myn Quarteer.“ Unn damit ritt he noch eerſt ſik en groten Boem to Füerholt uet de Eer' unn ſegt to Hans, up welken Enden he anfaten wull. Hans ſa: „By de Telgen;“ da nimmt de Rof' den Boem up de Nack' unn geit föran unn Hans ſett ſik in de Telgen unn leet ſik to Huus drägen. As ſe nu in de Huel kaemt, wo de Rof' warn, ſo is da en olle Fru, de hett en ganz Päert to Füer. Denn de Rofen pleagen in de olten Tyden niks to äten as Päerfleeſch; datomael weren hier van de lütten wilden Päerde innen Landen, de grepen ſe mit een Hant unn verſpyſen ſe tom Froſtück. Nu legt de Rof' den Boem byt Füer unn gift Hans en grote Stang' inne Hant, dat weer en ganzen Eſchenboem, damit ſull he dat Füer ſtaken, bet dat Äten goer weer. Hans kunn awers de Stang' nich hanteren, da würr de Rof' en Päten verdreetlich. As dat nu ant Äten güng, ſegt he: „Nu wöllt wy noch en Stückſchen preberen, nu wöllt wy ſeen, wer tom meiſten äten kann; denn faſt du dat Läwen behollen.“ Da eet Hans ſik eerſt ſatt, naeſt awer full he allens wat he äten full, achter ſyn Kobuet. De grote Rof' ſegt: „Büſtu noch nich bald ſatt, du kleine Eerdworm? ik grote Rof' kann nich meer äten.“ Da nimmt Hans dat Meß unn ſegt: „Ik will nu eerſt van ſären werrer anfangen, ſee du grote Rof' to, wat du deiſt,“ unn ſo ſnitt he ſik de Kobuet up, dat all dat Äten beruet löpt, unn da füng' he van friſchen werrer an. Da denkt de grote Rof', dat kannſt du eek doen, unn ſnitt ſik dat Lyf up unn is doet. So denkt de olle Rofenmeder: „Wat fangſt du nu mit den lütten Eerdworm an?“ Se wyſt em in en Bettſtatt h'rin, da ſall he liggen, unn wenn he ſlöpt, will ſe em mit de Eks hauen, dat ſe em man lees wart. As Dummhans in de Nach dat nu mark', legg he da en ſwarten Pott hen, wo ſyn Kopp wäſen weer, unn kroep ſülven unnert Bett hen. De Rofenmeder kumt unn fleit mit de Eks upt Bett, dat dat kracht: „De Bägenpann (Hirnſchale) is entwei, Gottlof, dat he doet is!“ ſegt ſe. Nu güng ſe eek ſo Bett. Da ſtümm Hans werrer up unn ſöch' all de Schariwen

van den Putt uten Bett, naeſt legg he ſik ganz ſacht werrer daci. Morgens ſtigt he up umm ſegt goden Morgen to aer. De Rosenmoder verwunner ſik umm meent dat ſe em doet ſlagen hett, ſe fraegt em: „Hett he ock goet ſlapen æwer Nacht?“ „Ja,“ ſegt he, „heel goet (ganz gut), man güſtern Awent as ik aben to Bett weer, ſteek mi en Floh in den Kopp.“ Nu wull de olle Rosenmoder niks meer mit em to doen hebben umm geev em Gelt noeg, dat he man werrer wegreiſen ſull to ſine Öllern, ſe kunnen ſo väel Spreck ſik halen as ſe wullen. Nu güng Hans to Hues umm vertell wo dat em gaen weer, umm ſä to ſine Bröder: „Nu kænt gy hengaen umm Spreck halen, ſo väel as gy wöllt;“ van de Tyt af an weer he nich meer de Dummbaus.

Aus Kuhberg durch Gaud. Arndt; doch ward die erſte Hälfte des Märchens nach einer ditmarſchen Relation hinzugefügt. Aus Jemein, aus Ahrensburg, aus Ditmarſchen wurden mehrere Varianten bekannt. Statt des Pferdebratens wird ſonſt ein Keſſel mit Grütze genannt, die Rieſenmutter fehlt, oft iſt auch als Fortſetzung ein Ritt auf den Glasberg angefügt. vgl. Grimm A. M. R. 20.

XVIII.

Die alte Kittelkittelkarre.

Brüderchen und Schweſterchen giengen in den Wald Beeren zu ſuchen. Da ward es aber ein ſchlimmes Wetter, es fieng an zu donnern und zu blitzen, der Regen floß in Strömen und bald ward es Nacht; da verirrten ſich die Kinder und kamen immer weiter in den Wald hinein. Als das Wetter ſich endlich gelegt hatte, und es ſchon ganz dunkel war, da ſtieg das Brüderchen auf einen Baum und ſchaute um ſich, ob nicht ein Lichtlein zu erſpähen wäre. Da ſprach das Brüderchen zum Schweſterchen: „Ja ich ſeh dort ein Lichtlein, da wollen wir drauf zugehn,“ ſtieg ſchnell vom Baume herunter und ſie kamen an ein kleines Häuschen, das noch mitten im Walde lag. Da klopften ſie leiſe an und eine Stimme rief von innen: „Wer iſt da?“ Die Kinder antworteten: „Ach, wir ſind es, Brüderchen und Schweſterchen, und ſind beide durchnaß von dem ſchlimmen Wetter und bitten um ein Unterkommen für die Nacht.“ Da kam ein altes Mütterchen an die Thür und ſprach: „Kinderchen, machet nur, daß ihr fortkommt, ich kann euch nicht behalten, denn mein Mann iſt ein Menſchenfreſſer und wenn er zu Hauſe kommt und euch findet, ſeid ihr gleich des Todes.“ Aber die Kinder baten ſo viel, daß das Mütterchen ſie doch endlich herein ließ und ein wenig beim Feuer Platz nehmen hieß, um ihre Kleider zu trocknen, gab ihnen auch ein Bischen Brot und Salz und einen Trunk Waſſer zur Erquickung; „aber behalten kann ich euch nicht,“

ſagte ſie, „in einer Stunde muß mein Mann kommen und der wird euch freſſen.“ Als nun die Stunde beinahe um war und die Kinder ſich erquickt und gewärmt hatten, ſprach die Frau: „Nun machet, daß ihr fortkommt.“ Da fiengen die Kinder an zu weinen und ſprachen: „Wo ſollen wir denn die Nacht bleiben? draußen iſt es dunkel und wir können nicht mehr den Weg nach Hauſe finden.“ Sie ließen gar nicht nach mit Bitten. Da ſprach die Alte: „Wenn ihrs denn wagen wollt, hier zu bleiben, ſo will ich euch in dem hohlen Baum hinter unſerm Hauſe verſtecken und euch morgen auch den rechten Weg zeigen; aber wenn er euch findet, will ich keine Schuld haben.“ Nun führte ſie die beiden in den hohlen Baum und bald darauf kam der Menſchenfreſſer nach Hauſe und fieng gleich an zu ſchnubbern und brummen: „Noro, noro, hier iſt Menſchenfleiſch!“ „Ach was,“ ſagte die Alte, „ich habe eben ein Kalb geſchlachtet, komm her und iß dich ſatt.“ Der Menſchenfreſſer gab ſich erſt zufrieden und aß das Kalb auf, das die Frau ihm vorſetzte; aber als er damit fertig war, fieng er gleich wieder an zu ſchnubbern und zu brummen: „Noro, noro, hier iſt Menſchenfleiſch!“ und ſuchte die ganze Stube durch, unter der Bettſtelle, im Uhrgehäuſe, aber nirgends fand er etwas, aber immer rief er: „Noro, noro, hier iſt Menſchenfleiſch!“ Die Frau ſprach: „Was willſt du ſuchen? hier iſt nichts, du ſollteſt dich ſchlafen legen.“ Der Menſchenfreſſer aber hörte nicht darauf und ſuchte noch das ganze Haus durch und als er das gethan, öffnete er auch die Hinterthür und wollte in den Garten; da ſagte die Frau: „Bleib doch hier, ich habe draußen nur den Kalbskopf hangen und die Kalbsfüße und das friſche Fell; da iſt nichts für dich.“ Aber der Menſchenfreſſer gieng in den Garten und „noro, noro, hier iſt Menſchenfleiſch,“ rief er, da fand er Brüderchen und Schweſterchen im hohlen Baume. Nun waren ſie in großer Noth und der Rieſe ſprach: „Ich wuſte wohl, daß es noch für mich einen Braten gäbe; nun will ich euch in den Keller ſperren und morgen will ich euch aufhengen, ohne daß Blut fließt und dann will ich euch aufreſſen.“ Die Kinderchen weinten ſehr, aber der Rieſe ſperrte ſie in den Keller. Da muſten ſie die Nacht ſitzen und thaten kein Auge zu vor lauter Angſt und Trübſal.

Am Morgen kam der Rieſe und holte ſie heraus. Da hatte er ſchon zwei Schlingen unter dem Hahnbelz gemacht, darin ſollten ſie aufgehengt werden, ohne daß Blut floß. Das Schweſterchen ſtieg zuerſt auf die Bodenleiter hinauf; wie es aber an die Schlinge kam, that es, als wenn es den Kopf nicht hineinkriegen könnt und zog immer mit den Händen die Schlinge zu und ſprach: „Ich weiß es nicht zu machen, lieber Menſchenfreſſer: ſteig doch einmal herauf und zeig es uns.“ Da ſtieg der Menſchenfreſſer hinauf, hielt die Schlinge auseinander und legte den Kopf hinein und ſprach: „So müſt ihrs machen!“ Als nun der Menſchenfreſſer den Kopf

in der Schlinge hatte, da zog das Brüderchen unten die Leiter weg und der Menſchenfreſſer hieng unter dem Hahnenbalken. „So, Menſchenfreſſer, da kannſt du hangen bleiben,“ ſagten die Kinder und wollten fortgehen. Aber da fieng er an ſie ſehr zu bitten, ſie ſollten ihn da doch nicht hangen laſſen und ihn wieder los machen, er wollte ihnen auch nichts zu Leide thun und beſchwur ſie hoch und theuer; da ſprachen die Kinder: „Und was gibſt du uns denn, wenn wir dich los machen?“ Sprach der Menſchenfreſſer:

Myn ole Kittelkittelkaer
Mit twe Bück daerfær,
Unn faben Sack Gelt achterhäer.

Da machten die Kinder ihn los und der Menſchenfreſſer gab ihnen ſeine Kittelkittelkarre mit zwei Böcken davor und ſieben Sack Geld hinterher. Die Kinder ſetzten ſich nun darauf und fuhren davon und die Böcke liefen ſo ſchnell, daß ſie bald eine weite Strecke gekommen waren. Nun trafen ſie einen Mann, der war auf ſeinem Lande beim Kartoffelaufkriegen. Da gaben ſie ihm eine große Hand voll Geld und ſprachen: „Wenn daer een kummt unn fraegt na ſon ol' Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfær unn faben Sack Gelt achterhäer, ſo heſtu niks ſeen.“ Der Mann verſprach ihnen, daß er ſie nicht verrathen würde. Nun kamen ſie weiter, und da trafen ſie einen Mann, der war auf ſeinem Lande bei Wurzelaufkriegen; dem gaben ſie zwei große Hände voll Geld und ſprachen: „Wenn daer een kummt unn dy fraegt na ſon Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfær unn faben Sack Gelt achterhäer, ſo heſt du niks ſeen.“ „Nä,“ ſagte der Mann, „ik will ju nich verraden.“ Nun kamen ſie weiter, und da fanden ſie einen Mann, der war in ſeinem Garten beim Apfelabkriegen; dem gaben ſie drei große Hände voll Geld und ſagten zu ihm: „Wenn daer een kummt unn dy fraegt na ſon ol' Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfær unn faben Sack Gelt achterhäer, ſo heſtu niks ſeen.“ Auch dieſer Mann verſprach ihnen, daß er nichts ſagen wollte, wohin ſie gegangen.

Nun hatte es dem Rieſen aber gleich leid gethan, als die Kinder fort waren, daß er ihnen ſeine Karre mit den Böcken und den ſieben Sack Geld gegeben hätte. Da kam er ihnen nachgelaufen und wollte ſeine Karre wieder holen. Wie er nun zu dem Mann kam, der die Kartoffeln aufkriegte, ſo fragte er ihn: „Heſt du ock ſeen myn ol' Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfær unn faben Sack Gelt achterhäer?“ Antwortet ihm der Mann: „Düt Jaer ſtaet de Kartüffeln noch billig noeg.“ Da ward der Rieſe ſchrecklich böſe und lief eilig weiter. Als er nun zu dem Wurzelaufkrieger kam, ſo fragte er auch den: „Heſt du ock ſeen en ol' Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfær unn faben Sack Gelt achterhäer?“ Antwortete ihm auch der Mann: „De Wurteln ſtaet düt Jaer noch billig noeg.“ Nun ward der

Rieſe noch viel zorniger und ſtürmte fort, ſo ſchnell er laufen konnte, und ſo kam er bei dem Manne an, der die Äpfel in ſeinem Garten abkriegte, und fragte ihn: „Heſt du ock ſeen mien Kittelkittelkar mit twe Bück deervör un ſöben Sack Gelt achterhär?“ Da erſchrak ſich der Mann ſo vor dem Rieſen, daß er geſtand, wo die Kinder hingefahren wären. Nun eilte der Rieſe ihnen nach und bald hörten ſie es hinter ihnen pruſten und ſchnauben. Da ſprach Brüderchen zum Schweſterchen: „Sieh dich mal um, gewis iſt der Rieſe hinter uns.“ Das Schweſterchen ſah ſich um und rief: „Ja der Rieſe iſt hinter uns und uns ſchon ganz nahe.“ Da waren ſie eben auf einen Berg hinauf gefahren und es war ſchon Abend; da fuhren ſie noch den Berg hinunter und ſchnell in eine Höle hinein: „So,“ ſagte Brüderchen, „hier wollen wir die Nacht bleiben und morgen weiter fahren, und der Rieſe ſoll uns nicht finden.“

Nun kam der Rieſe auch auf den Berg und ſah ſich allerwärts noch einmal um und konnte nirgends die Kinder mit der Karre und den Böcken ſehen. Da ſtieg er noch den Berg hinunter, legte ſich nieder und dachte, morgen wirſt du ſie ſchon einholen, du haſt heute einen weiten Weg gemacht, und darauf ſchlief er ein. Aber nun hatte er ſich gerade auf die Höle gelegt, worin die Kinder mit den Böcken waren, ſo daß ſein Leib ganz den Eingang bedeckte. Da wuſten ſie's nicht anders anzufangen, als daß ſie den Rieſen, indem er ſchlief, heimlich und ohne daß ers merkte, tot machten. Aber nun konnten ſie den toten Rieſen nicht von der Stelle wälzen und die Kinder kamen in groſe Noth und litten Hunger und Durſt, und die Böcke auch, und ſie wuſten gar nicht, wie ſie wieder aus der Höle kommen ſollten. Da aber entſtand in der Nacht ein groß Geſchrei und Flügelſchlagen wie von einem Raubvogel, und ſie merkten, daß der Vogel von dem Rieſen freſſe. Da wurden ſie ruhig und warteten bis zu der nächſten Nacht. Da kam der Vogel wieder, machte ein groß Geſchrei und ſchlug mit den Flügeln und fraß von dem Rieſen, alſo daß am andern Morgen ſchon der Tag durchſchimmerte. Nun kam der Vogel auch noch in der dritten Nacht wieder und hackte das Loch noch gröſer, und hätte er das nicht gethan, ſo wären Brüderchen und Schweſterchen nimmer heraus gekommen und wären vor Hunger in der Höle geſtorben, und die Böcke auch. Nun aber ward das Loch ſo groß, daß ſie hindurch konnten, und darum fuhren ſie nach Hauſe mit der alten Karre mit den zwei Böcken davor und den ſieben Sack Geld hinterher, und ihr könnt euch denken, was Vater und Mutter ſich gefreut haben, als ſie endlich ihre lieben Kinderchen wieder hatten.

Aus Marne.

XIX.

Peter und Lene.

Zwei Kinder, Peter und Lene, giengen einmal in den Wald nach Beeren und Blumen; sie giengen und pflückten und kamen immer weiter in den Wald hinein, ohne daß sie es gewahr wurden. Da ward dem Lenchen endlich so angst, daß sie sich wohl verirrt hätten, und es war auch wirklich so. Je mehr sie nun nach der rechten Straße suchten, je weiter kamen sie von ihr ab und je tiefer geriethen sie in den Wald. Peter erblickte zuletzt ein Lichtchen; darauf giengen sie zu und kamen zu einem ganz kleinen Hause, das war das Pfannkuchenhaus, das war mit Pfannkuchen gedeckt und die Wände waren von frischen Mettwürsten aufgesetzt. Da lief Peter eilig darauf zu, denn er war hungrig, und langte sich einen Pfannkuchen herunter, aber der Pfannkuchen war so heiß, als wäre er eben aus der Pfanne gekommen, da mußte er ihn fallen lassen. Aber Lenchen nahm nun auch einen, kehrte ihn ein paar Mal zwischen den Händen hin und her, und als er sich nun abgekühlt hatte, aßen sie ihn auf. Also thaten sie sich gütlich an den Pfannkuchen und auch an den Mettwürsten. Als sie aber kaum mit dem Essen fertig waren, so brach da Donner und Blitz über ihnen los, ein Blitz fuhr in das Haus und mit einem Male war es in ein scheusliches finsteres Loch verwandelt und Peter und Lene steckten darin. Sie weinten und schrien, aber all ihr Weinen und Schreien half nichts, sie mußten in dem finstern Loche sitzen bleiben. Vor Müdigkeit und Trübsal schliefen sie endlich ein. Als sie nun am andern Morgen erwachten, so fanden sie da etwas neben ihnen stehen, sie merkten gleich, daß es ein Korb wäre, und als Peter ihn aufmachte, war da der schönste Braten und Wein und Gemüse und Früchte, kurz die allerherrlichsten Speisen waren darin. Daran erquickten sich die Kinder und trösteten sich allmählig über ihre traurige Gefangenschaft. Denn wenn sie auch gar gerne aus dem Loche befreit gewesen wären, so fanden sie doch jeden Morgen einen solchen Korb vor ihnen stehen, immer mit den schönsten Speisen angefüllt. Das dauerte nun so ein paar Wochen. Da an einem Morgen kam wieder ein fürchterliches Gewitter, und als die Kinder von einem grausamen Donnerschlag erwachten, stand eine alte abscheuliche Hexe vor ihnen und glotzte sie mit ihren großen Augen, die wie Kohlen brannten, an und sprach: „Nun habt ihr genug gegessen, nun will ich euch schlachten und auffressen.“ Sie führte die Kinder nun hinauf in eine Küche und Lenchen sollte den Backofen glühend machen und Peter sollte Wasser tragen. Aber Peter wollte das nicht und wehrte sich; da aber rührte die Alte ihn an und er mußte stehen wie eine Bildsäule; er hatte keine Macht gegen sie und mußte thun, was sie wollte. Als nun der Ofen glühte und das Wasser kochte, da kam die Alte wieder, faßte Lenchen beim

Arm und wollte sie in den Ofen schieben. Aber in dem Augenblicke erschien über ihnen eine Jungfrau, schön wie der Tag, in einem blauen Kleide, auf einem silbernen, von zwölf Tauben gezogenen Wagen; in der Hand hielt sie einen Becher mit Wasser, den reichte sie Peter und sprach zu ihm: „Lösche die Glut des Ofens.“ Peter nahm den Becher, und wie er ihn in den Ofen schüttete, erlosch die Glut augenblicklich. Darauf sprach die Jungfrau zu der bösen Alten: „Wie konntest du dich unterfangen das Wasser zu misbrauchen, das mir unterthan?“ und als sie die Alte mit ihrem Stabe berührte, fiel die tot zur Erde. Nun hob sie die Kinder zu sich in den Wagen, nahm den Zauberstab der Hexe zu sich und fuhr davon, und die Tauben zogen sie. Unterwegs aber erzählte die Jungfrau den Kindern: „Mir ist das Wasser unterthan, der alten Hexe aber gehörte das Feuer; weil sie aber mein Element gebrauchen wollte, um euch hineinzuwerfen und dann auch aufzuessen, was ich nicht zugeben wollte, so hatte ich Macht über sie; wir sind jetzt von der alten Hexe befreit und das Wasser ist mir von nun an auch unterthan.“ Darauf brachte sie Peter und Lenchen wieder zu ihren Eltern, die ihre Kinder längst für tot gehalten und betrauert hatten; sie beschenkte alle reichlich mit vielen schönen und kostbaren Sachen und die Leute wurden reich bis zum Ueberfluß. Peter und Lenchen lebten lange Zeit glücklich, aber jedes Jahr besuchten sie einmal ihre Wohlthäterin, die schöne Jungfrau.

Mündlich aus Marne. Das gewöhnliche Märchen vom Pfannkuchenhaus, wo die Hexe, wie in N. 6, die Kinder verfolgt, ist außerdem ganz bekannt.

XX.

Herr Nägenkopp.

Da war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Als die Tochter groß war und war eine schmucke starke Dirne, sagte sie: „Nun will ich aus dem Hause und dienen bei anderen Leuten.“ Sie gieng fort und suchte einen Dienst. Sie gieng weite Wege, da kam sie endlich vor einen Berg und der Berg stand offen. Da gieng sie hinein, und wie sie drinnen war, war da alles von Gold, und wie sie sich ein Bischen weiter umsah, fand sie da eine alte Großmutter sitzen, die fragte sie, ob sie sie wohl in Dienst nehmen wollte. Antwortete die alte Großmutter: „Mein Herr Nägenkopp ist noch nicht gekommen, es dauert nicht lange mehr, so kommt er, kriech hier nur unter dies Faß.“ Das Mädchen kroch hinunter und versteckte sich, aber nicht lange darnach so kam der Herr Nägenkopp in die Höle und sprach: „Ich rieche Menschenfleisch; mag es sein, wo es will, ich finde es gleich.“ Er suchte ein wenig

herum und fand sie gleich; da sprach Herr Nägenkopp: „Das ist gut, daß du gekommen bist; so ein schmuckes Mädchen habe ich mir lange gewünscht, du sollst hier bei mir in der Höle bleiben und mir dienen.“ Also hatte das Mädchen einen Dienst gefunden bei der alten Großmutter und dem Herrn Nägenkopp und mußte bei ihnen bleiben in der Höle und den Hausstand besorgen. Da träumte es ihrem ältesten Bruder in einer Nacht gar schwer, daß es seiner Schwester gar nicht gut gienge. Er sprach: „Ich will ihr nach und ihr helfen, wenn ich kann.“ Sprach der Vater: „Wie willst du sie finden?“ Der Bruder antwortete: „Laß mich nur gehen, ich will sie schon finden,“ verließ das Haus, gieng weite Wege und kam vor den Berg, der offen stand. Da gieng er hinein und fand alles von Gold, wie ihn aber seine Schwester sah, sprach sie: „Wo kommst du her? Hier wird dir das nicht gut gehen, lieber Bruder, mein Herr Nägenkopp kommt gleich nach Hause, und wenn er dich findet, so bist du verloren; kriech hier schnell unter dies Faß.“ Der Bruder versteckte sich, aber als Herr Nagenkopp nach Hause kam, sagte er: „Ich rieche Menschenfleisch; mag es sein, wo es will, ich finde es gleich,“ und er fand den Bruder bald unter dem Faß. Da sprach er: „Du bist wohl hungrig geworden, komm her und iß,“ und setzte ihm Menschenfleisch und Menschenblut vor. Aber der junge Mensch rührte nichts an und ließ alles stehen; da sagte Herr Nägenkopp: „Wenn du nicht essen und trinken willst, geh hin und kratze meiner alten Großmutter hinter dem Kachelofen ein wenig den Rücken.“ Da gieng er hin und wollte ihr den Rücken kratzen, aber die alte Großmutter gab ihm einen Stoß und er fiel in ein finsteres Gewölbe hinab. Da mußte er nun sitzen und hungern. Da träumte es dem zweiten Bruder, daß sein Bruder und seine Schwester in großer Not wären. Er sprach: „Ich muß hin und sie suchen und will ihnen beistehen.“ Sein Vater aber sagte: „Wo willst du sie wohl finden? bleib zu Hause, es möchte dir gehen wie ihnen.“ Der Sohn aber antwortete: „Ich finde sie schon,“ und begab sich auf den Weg und kam an den Berg. Da gieng er auch hinein, und wie ihn seine Schwester sah, sprach sie: „Ach, wer kommst du doch hierher? Hier wird dir das schlimm gehn, verstecke dich nur unter das Faß; denn es ist an der Zeit, daß Herr Nägenkopp nach Hause kommt.“ Kaum hatte der Bruder sich versteckt, so kam auch Herr Nägenkopp und rief: „Ich rieche hier Menschenfleisch, es mag das sein, wo es will, ich finde es gleich,“ und er fand auch den Bruder gleich unter der Tonne; da fragte er ihn: „Du bist wohl hungrig geworden?“ und setzte ihm Menschenfleisch und Menschenblut vor. Aber der ließ auch alles stehen und rührte nichts an. Da sprach Herr Nägenkopp: „Wenn du nicht essen und trinken magst, so geh hin und kratze meiner Großmutter hinter dem Kachelofen ein wenig den Rücken.“ Als er nun aber hingieng und der alten Großmutter den Rücken kratzen wollte, da stieß sie ihn auch

in das finstere Gewölbe hinab, und da saßen nun beide Brüder zusammen darin und starben fast vor Hunger.

Nun war da noch der dritte Bruder beim Hause, der war der jüngste, aber der stärkste von allen und hieß Tellerteufel. Der hatte einen großen Hund, der hieß Muckerpell und war ein Hund über alle Hunde und klug wie ein Mensch. Tellerteufel sprach zu seinem Vater: „Ich will hin und meine Brüder und unsere Schwester suchen, mir hat geträumt, daß es ihnen schlecht geht.“ Antwortete der Vater: „Ja, aber wo willst du sie finden?“ Sprach Tellerteufel: „Ich finde sie wohl.“ Der Vater wollte ihn gar nicht weglassen, weil er der letzte war, aber zuletzt mußte er doch ja dazu sagen: „Was willst du aber mitnehmen? So allein wird es dir nicht gut gehn.“ Tellerteufel sagte: „Ich will meinen Hund Muckerpell mitnehmen und weiter nichts,“ da ging er aus dem Hause, rief Muckerpell zu sich und Muckerpell lief hinter ihm her. Er kam nun auch zu dem Berge, der offen stand, und wie er hinein trat, sprach seine Schwester zu ihm: „Wie kommst du hier her? Hier wird dir das ebenso gehen, wie deinen Brüdern. Kriech hier nur unters Faß, es ist an der Zeit, daß Herr Nägenkopp kommt.“ Tellerteufel aber sprach: „Ich will nicht unter das Faß kriechen, laß deinen Herrn Nägenkopp nur kommen,“ damit setzte er sich mutig an den Tisch und Muckerpell lag bei ihm. Nun kam Herr Nägenkopp zu Hause, und wie er Tellerteufel da sitzen sah, fragte er ihn: „Bist du auch hungrig geworden von der Reise?“ und setzte ihm wieder Menschenfleisch und Menschenblut hin. Sprach Tellerteufel: „Das ist nichts für mich, Muckerpell friß du es auf,“ und Muckerpell sprang auf und verzehrte alles. Da sagte Herr Nägenkopp zu Tellerteufel: „Wenn du nicht essen und trinken magst, so geh nun hin und kratze meiner alten Großmutter den Rücken hinterm Kachelofen.“ Tellerteufel sprach: „Muckerpell, du hast gefressen und gesoffen, geh nun auch hin und kratze der alten Großmutter den Rücken hinterm Kachelofen.“ Der Hund ging hin, sprang zu und riß der alten Großmutter in einem Ruff den Rücken weg, da war sie tot. Tellerteufel sprach nun zu Muckerpell: „Muckerpell, du hast gefressen und gesoffen, du hast der alten Großmutter den Rücken gekratzt hinterm Kachelofen, geh nun hin und fechte auch mit Herr Nägenkopp.“ Da sprang der Hund zu und riß dem Herrn Nägenkopp in einem Ruff acht Köpfe ab. Tellerteufel sprach zu seinem Hund: „Muckerpell, nun halt auf,“ da hielt der Hund auf und Tellerteufel sprach zu Herr Nägenkopp: „Nun hast du ebenso gut nur einen Kopf mehr als ich,“ dann rief er wieder seinem Hund und sagte: „Muckerpell!“ da riß der Hund dem Herrn Nägenkopp auch noch den letzten Kopf herunter. Nun sprach Tellerteufel zu Muckerpell: „Muckerpell, du hast gefressen und gesoffen, du hast der alten Großmutter den Rücken gekratzt hinter dem Kachelofen, du hast mit Herr Nägenkopp gefochten, nun suche mir auch meine Brüder.“ Da ging Muckerpell hin und

suchte, und es dauerte keine Viertelstunde, da hatte er die beiden Brüder aus dem Gewölbe herausgebracht, aber sie waren ganz elend und verhungert. Da sprach Zellerteufel zu seiner Schwester: „Hast du hier gar nichts anderes zu essen, als Menschenfleisch und Menschenblut?“ Die Schwester antwortete: „Ja, wir haben hier kein Menschenfleisch und Menschenblut gegessen, das haben nur alle die gekriegt, die hierher kamen.“ Zellerteufel sprach zu seiner Schwester: „Denn bringe nur was anderes her,“ und die Schwester holte nun Essen, das waren die schönsten Speisen, und wie die Brüder etwas davon genossen hatten, so kamen sie bald wieder zu sich. Darauf sprach Zellerteufel zu seinem Hund: „Muckerpelz, du hast gefressen und gesoffen, du hast der alten Großmutter den Rücken gekratzt hinter dem Kachelofen, du hast mit Herr Nägenkopp gefochten, du hast mir meine Brüder gesucht, nun hilf mir auch aus diesem Berg.“ und den andern Mittag, als der Berg wieder offen gieng, da brachte der Hund sie alle hinaus. Da sprach Zellerteufel zu seiner Schwester und zu seinen Brüdern: „Nun geht hin nach Hause, ich will hier bleiben, und sagt zu unserm Vater, er soll nur so viele Wagen bestellen, als er kriegen kann, denn der Berg ist von purem Gold.“ Und da giengen sie nach Hause, sagten das zu ihrem Vater und ihr Vater bestellte so viele Wagen, als er nur bekommen konnte, und sie fuhren Tag und Nacht das Geld von dem Berge nach Hause, denn ihnen gehörte der Berg und sie hatten ihn erlöst; da sind sie denn auf solche Weise die Reichsten in der ganzen Welt geworden, was wahrhaftig auch nicht zu verwundern war.

Aus Wien durch Dr. Klauder. — Dies wohl nicht lückenlose Märchen ist doch in mancher Hinsicht merkwürdig; augenscheinlich ist eine Vermengung der Vorstellungen von menschenfressenden, tückischen Waldmenschen und schatzhütender Zwerge vorgegangen, die zugleich für Frauenräuber gelten. In Angeln erzählt man „eine fabelhafte Geschichte“ von drei Hunden Jolm, Köbber, Jernknäcker. Erster Bericht der Gesellsch. für Alterth. S. 12.

XXI.

Minroth.

Ein Mann hatte einen Sohn, der sprach zu seinem Vater, er wollte in die Welt gehn und sich irgendwo einen Dienst suchen, um sein Glück zu machen. Der Vater gab ihm Erlaubnis und der Junge gieng fort. Nun kam er bald in einen großen Wald, und nachdem er lange darin gewandert, so setzte er sich einmal nieder unter einen großen Baum, um sich auszuruhen und sein Frühstück zu verzehren. Wie er nun so da saß, kamen da drei Leute auf ihn zu, die hatten zusammen nur ein Auge, und wer von ihnen das eine Auge trug, der mußte für die beiden andern sehen und sie führen. Da erschrak sich der Junge so vor ihnen, daß er schnell auf den

Baum kletterte. Aber die drei kamen heran und setzten sich unter den Baum, wo der Junge gesessen hatte. Da sprach einer zu dem andern: „Was russelt da immer so in dem Baum?“ Der zweite sprach: „Ich höre da auch immer was, wir sollten einmal zusehen, was da eben im Baume ist.“ Da stieg der, der das Auge hatte, zuerst in den Baum, sah sich um und sprach: „Ich sehe nichts.“ Da stieg auch der zweite hinauf und der erste reichte ihm das Auge hin, und er sah sich um und sagte: „Ich sehe auch nichts.“ Nun kam auch noch der dritte herauf, wie aber der eine ihm das Auge hinlangen wollte, griff es ihm der Junge aus der Hand weg, da konnten sie nicht mehr sehen. Nun fingen sie an ihn zu bitten, und der eine sprach: „Wenn du uns unser Auge wiedergibst, so will ich dich ein Gebet lehren, wenn du das hersagst, so kann dir niemand eine Bitte abschlagen.“ Und der andre sagte: „Ich will dir ein Schiff geben, das segelt zu Wasser und zu Lande, und wenn du es aus der Tasche nimmst und dich hineinsetzt, kannst du dich allerwärts damit hinwünschen.“ Und der dritte sprach: „Ich will dir einen Stock geben, wen du damit anrührst, der muß sogleich sterben. Und das sollst du alles sogleich haben, wenn du uns unser Auge wiedergeben willst.“ Da sagte der Junge mit Freuden ja, gab ihnen das Auge wieder und die drei Leute gaben ihm die drei Kunststücke: der eine lehrte ihn das Gebet, daß niemand ihm eine Bitte weigern konnte, der andre gab ihm das Schiff, das zu Wasser und zu Lande segelte, und der dritte gab ihm den Stock, der jeden tötete, den er nur damit anrührte.

Nun gieng der Junge weiter und kam an des Königs Hof an. Da gieng er zu dem Koch in die Küche und bat ihn, er möchte ihn als Küchenjunge annehmen. Der Koch sagte nein, sie hätten schon einen Küchenjungen; da sagte er nun sein Gebet her und sie nahmen ihn gleich in Dienst.

Nun war da ein alter Riese, der hatte zwei große Söhne. Da kam eines Tages der älteste Riesensohn zum Könige und sprach, er solle ihm seine Tochter zur Frau geben, sonst werde er ihm sein ganzes Königreich spolieren. Der König versammelte alle seine Minister und fragte sie, was nun zu thun sei und ob nicht einer da wäre, der es mit dem Riesen aufnehmen wollte. Da war da einer, der hieß Nimreth, der sagte, er wollte wohl mit dem Riesen kämpfen, wenn der König ihm seine Tochter zur Frau gebe. Das sagte ihm der König zu und Nimreth machte sich zum Kampfe fertig. Als aber der Küchenjunge davon hörte, bat er seinen Koch, ob er nicht einmal dahin sollte, er wollte sich gerne alles mit ansehen. Da sagte der Koch: „Du bist da wohl hin, du hast uns aber Bescheid zu bringen, wie es abläuft.“ Da sagte der Küchenjunge ja, nahm sein Schiff aus der Tasche und segelte über Wasser und Land grade zu, bis er zu dem Riesen kam. Da fragte ihn der Riese: „Bist du es, der die Königstochter erlösen will?“ „Ja,“ sagte der Junge. Da

lief der Riese auf ihn zu und wollte ihn totschlagen, aber der Junge sprang bei Seite und schlug mit seinem Stock nach dem Riesen, da fiel der sogleich nieder und war tot. Nun ging er hin, nahm sein Messer aus der Tasche und schnitt dem Riesen die Zunge aus und setzte sich dann wieder in sein Schiff und fuhr nach Hause und sagte, daß er nichts gesehen hätte. Als nun aber Rinreth bei dem Riesen ankam und ihn tot da liegen fand, schlug er ihm den Kopf ab und nahm den mit in seiner Kutsche nach dem König und sagte, er hätte den Riesen totgeschlagen, und der König solle ihm nun seine Tochter geben. Da kam aber gleich der andre Riesensohn an und sagte zum König, sie hätten ihm seinen Bruder totgeschlagen, nun sollte er ihm seine Tochter geben und das halbe Königreich dazu, sonst würde er es ganz spolieren. Da dachte Rinreth, er hatte den einen Kopf ja schon, er würde den andern auch wohl kriegen, sagte darum zum König, er sollte nur ganz ruhig sein, er wollte auch schon mit diesem Riesen fertig werden, wenn er ihm nur seine Tochter und das halbe Königreich versprochen hätte. Das sagte der König ihm mit Freuden zu. Da bat der Küchenjunge seinen Koch, ob er nun wieder einmal dahin sollte, um sich alles mit anzusehen. Der Koch sagte: „Nein, du bist ja vom ersten Mal keinen Bescheid gebracht.“ Da sprach der Küchenjunge sein Gebet und gleich gab ihm der Koch Erlaubnis. Draußen vorm Schloß langte er dann sein Schiff aus der Tasche, setzte sich hinein und fuhr über Wasser und Land zu dem Riesen hinüber. Da sagte der Riese zu ihm: „Bist du es, der die Königstochter und das halbe Königreich erlösen will?“ „Ja,“ antwortete der Küchenjunge. „Nun, so sollst du hier auf der Stelle sterben,“ rief der Riese und schlug zu mit seiner Stange; aber der Junge sprang bei Seite und berührte ihn mit seinem Stock, da fiel er nieder und war tot. Der Junge nahm nun sein Messer aus der Tasche und schnitt ihm die Zunge aus dem Halse, und als er zu Hause kam, sagte er wieder zu dem Koch, er hätte nichts davon gesehen noch gehört, das sei schon alles vorbei gewesen. Da wollte Rinreth auch hin und mit dem Riesen kämpfen, aber er fand ihn wieder tot da liegen; da hieb er ihm den Kopf ab und nahm den in seiner Kutsche mit nach Hause und sagte, er hätte es getan und der König solle ihm nun seine Tochter geben und das halbe Königreich dazu. Da aber kam der alte Riese und sprach, seine beiden Söhne wären tot, der König müsse ihm seine Tochter geben und das ganze Königreich dazu, sonst werde er es ihm ganz spolieren. Rinreth dachte und sagte zum König: „Ich bin schon mit zwei Riesen fertig geworden; Herr König, laßt mich nur hin, wenn ihr mir nachher eure Tochter und euer Königreich geben wollt.“ Das versprach ihm der König auch in seiner Not. Da bat der Küchenjunge seinen Koch wieder; aber der sagte: „Nein, du bist nicht hin, du hast uns von beiden Malen keinen Bescheid gebracht.“ Da sagte der Junge sein Gebet und der Koch sprach: „Ja, denn kannst du diesmal

noch gehn, aber bringst du keinen Bescheid, kommst du nicht wieder weg." Als der Junge nun draußen kam, setzte er sich wieder in sein Schiff und fuhr zu Lande und zu Wasser nach dem Riesen gerade zu. Da sprach der Riese zu ihm: „Bist du das, der meine beiden Söhne todtgeschlagen hat und die Prinzessin und das ganze Königreich erlösen will?" „Ja," sagte der Junge. „Denn sollst du nun auch keinen mehr todtmachen," sprach der Riese. Da antwortete der Junge: „Das wollen wir sehen, wir wollen uns erst noch darum streiten." Der Riese wollte nun zuschlagen, aber der Junge sprang bei Seite und schlug den Riesen mit seinem Stock todt, und darauf nahm er sein Messer heraus und schnitt ihm die Zunge aus dem Hals, zu Hause aber sagte er wieder, er hätte nichts gesehn und nichts gehört. Als Nimroth aber dahin kam, schlug er wieder dem Riesen den Kopf ab und brachte ihn vor den König und sprach, nun hätte er alle drei Riesen todtgeschlagen, darum sollte der König ihm auch gleich seine Tochter geben und das ganze Königreich dazu. Da ward der alte König ganz traurig und nachdenklich und sprach: „Laß uns doch erst einmal die Köpfe ein wenig genauer besehen," und als der König und seine Minister die Köpfe nun besahen, da fanden sie, daß in allen die Zungen fehlten. Sprach der König: „Das ist doch sonderbar, daß die Zunge fehlt, ein jeder Mensch hat doch wohl eine Zunge, wo sind denn diese geblieben?" Nimroth antwortete: „Die Riesen hatten keine Zungen." Da sagten die Minister zu dem König, sie hätten gehört, daß da ein Junge bei seinem Koch wäre, der sei jedes Mal hin gewesen, um zuzusehn; er sollte den Jungen doch einmal rufen lassen. Da schickte der König in die Küche hinunter und der Koch sprach zu dem Jungen: „Wir müssen dich doch erst ein Bischen anders anziehn, du sollst vor den König kommen." Nun zog der Koch ihn erst ein Bischen anders an; aber die drei Riesenzungen steckte der Junge in die Tasche und ging dann vor den König. Da fragte ihn der König: „Hast du nichts davon gesehen, daß die drei Riesen todtgemacht wurden?" „Ja," antwortete er, „das sah ich mit meinen eignen Augen." „Hat Nimroth ihnen denn die Köpfe abgeschlagen?" „Ja, das hat er gethan, aber todtgeschlagen hat er die Riesen nicht." „Wer hat das denn gethan?" „Das habe ich und kein anderer gethan," sagte der Junge. Da wollte Nimroth auf ihn los und wollte ihm das Leben nehmen, aber der Junge warf die Zungen auf den Tisch und sprach: „Da ist der Beweis; seht zu, ob die Zungen nicht passen," und die Zungen paßten alle. Da sagten alle Minister, daß er die Riesen müßte erschlagen haben und der König sprach, daß er sein Tochtermann werden und sein ganzes Königreich haben sollte, den Nimroth aber sollten sie an den Galgen hengen. Und so geschah es auch und darauf gabs eine fröhliche Hochzeit, und der Küchenjunge heirathete die Königstochter und ward König, und

Saben Jaer unn enen Dag
Heeln se dat Bruetgelag:

Da kreeg ik een paar glasern Scho,
Da danz ik op na Hues hento;
Da stött ik an en Steen:
Kling! säen myn Scho unn gingen vun een.

Aus Plön durch Dr. Klander. — Nach einem ditmarschen Märchen versprach ein König dem seine Tochter, der ein Schiff, das zu Lande und zu Wasser segele, ihm bringe. Dummhans zieht nach seinen drei Brüdern aus, deren Reise natürlich vergeblich war; ihm begegnet auch ein alter Mann mit einem langen Bart und einem weißen Stock in der Hand (unn dat weer de lewe Gott, wird, wie oben S. 432, hinzugesetzt) und gibt ihm für einen Aschpfannkuchen das Schiff. Darauf folgt das Märchen von den sechs (oder drei) Dienern. — In einem andern ditmarschen Märchen erscheint ein einäugiger Riese, der den Bauern um sein Korn bestiehlt; Dummhans, der dritte Sohn, wacht in einer Nacht und versteckt sich im Tonnenmaaß. Als der Riese kommt, das Korn sich einzumessen, springt Dummhans ihm auf die Schulter und reißt ihm das Auge aus. Da verspricht der Riese ihm für das Auge seinen Beistand. Dummhans gibt es ihm wieder, dafür aber rüstet der Riese dreimal, jedesmal mit einem schönern Pferde und einer schönern Rüstung ihn aus, und Hans reitet jedesmal den Glasberg hinauf, gibt sich endlich zu erkennen und heiratet die Prinzessin.

XXII.

Die drei gelernten Königssöhne.

Ein König hatte drei Söhne und die sollten auch was lernen. Da gab der Vater dem ältesten Sohn hundert Thaler in die Tasche und sprach: „Nun geh hin und versuche dein Glück.“ Der Prinz begab sich auf die Reise, da begegnete ihm eine alte Hexe und fragte: „Söhnchen, wo willst du hin?“ „Ich will in die Welt und was ordentliches lernen,“ war seine Antwort. Sprach die Hexe: „So kannst du mit mir kommen, ich will dich schon etwas lehren, willst du mir ein Jahr dienen.“ Gieng also der Prinz mit ihr, diente ihr ein Jahr lang, musste arbeiten wie ein Pferd und als das Jahr um war, fragte er: „Ich meinte, sie wollte mich was lehren?“ Sprach die alte Hexe: „Ich will dir nun ein Sprüchlein geben, das hilft dir aus jeder Noth; wenn du sprichst: „Wir Brüder alle drei,“ so wird dich nichts anfechten.“ Das ist ein gutes Sprüchlein, dachte der Prinz, bedankte sich bei der Hexe und reiste vergnügt nach Hause.

Als der König nun hörte, was sein Sohn für ein wackeres Sprüchlein gelernt, so gab er auch seinem zweiten Sohn hundert Thaler in die Ficke und sprach: „Nun geh und versuche auch dein Glück.“ Der Sohn gieng und begegnete der alten Hexe. „Söhnchen, wo willst du hin?“ fragte sie. Antwortete er: „Ich will in

die Welt und was ordentliches lernen.“ Da nahm die alte Hexe ihn wieder mit, er diente ihr ein Jahr, muſte arbeiten wie ein Pferd und als das Jahr um war, fragte er: „Ich meinte, daß ich was rechts lernen ſollte?“ Sprach die alte Hexe: „Ich will dir auch ein Sprüchlein geben, das dir aus jeder Noth hilft; du kannſt nur immer ſagen: „Um ein Bischen Käs,“ ſo geſchieht dir nichts.“ Nun reiste der Sohn vergnügt nach Hauſe und ſagte, was er für ein Sprüchlein bekommen. Da ſchickte der König auch ſeinen dritten Sohn aus und gab ihm hundert Thaler in die Taſche; und als die alte Hexe ihm begegnete und fragte: „Söhnchen, wo willſt du hin?“ ſo antwortete er: „Ich wollte in die Welt und was ordentliches lernen.“ Da nahm die alte Hexe ihn auch mit, er muſte arbeiten wie ein Pferd ein Jahr lang, und als das Jahr um war, fragte er: „Ich meinte, ich ſollte was rechtes lernen?“ Da gab die alte Hexe auch ihm ein Sprüchlein und rieth, wenn er in Noth wäre, ſo ſollte er nur immer ſagen: „Und das iſt recht und billig.“

Nun blieb aber der jüngſte Bruder zu lange aus, da begaben ſich die beiden andern Brüder auf den Weg und wollten ihn ſuchen. Als ſie ihn aber gefunden hatten, da ſagten ſie, ſie wären nun alle drei ſo klug, ſie müſten ſich doch jetzt noch ein Bischen mehr in der Welt umſehen; begaben ſich alſo auf die Wanderſchaft und kamen bald in einen Wald. Da fanden ſie an einem Baume einen Mann hangen, der hatte ſich erhenkt und war tot. Die Brüder blieben ſtehen und ſahen ihn noch an, als der König des Landes, der gerade auf der Jagd war, mit ſeinem Gefolge geritten kam und wie er den Toten da hangen ſah und die Brüder ſtanden darunter, ſo fragte er: „Wer hat das gethan?“ Da kamen die drei in große Noth und wuſten ſich nicht zu helfen; aber dem älteſten fiel ſein Sprüchlein bei und er antwortete: „Wir Brüder alle drei.“ Fragte der König weiter: „Und warum habt ihr das gethan?“ Da fiel dem zweiten ſein Sprüchlein ein und er ſprach: „Um ein Bischen Käs.“ „Schwere Noth,“ ſagte der König, „ſo müſt ihr ja alle drei aufgehengt werden.“ Da ſprach der dritte in der Noth: „Und das iſt recht und billig.“ „Allerdings iſt das nicht mehr als recht und billig,“ ſagte der König und die Brüder alle drei ließ er ſogleich an den Baum hengen, um ein Bischen Käs, wie es recht und billig war.

Aus Heide durch Advokat Griebel. — Eine Parodie von N. 105. vgl. Grimms K. M. N. 120. mit der Anm. Grimm deutſche Sagen N. 210. Kuhn märk. Sag. N. 242.

XXIII.

Vater Strohwiſch.

Es war mal eine alte Frau, die hatte keinen Mann, hätte aber gerne einen gehabt. Da ſagte ſie: „Das erſte Band Stroh, das

vom Boden fällt, soll mein Mann sein;“ bald fiel ein Bund Stroh vom Boden, da hatte sie einen Mann. Die Frau hatte viele Wolle. Da sagte sie zu ihrem Mann: „Mann, du sollst mit Wolle zu Markt.“ Sprach der Mann: „Was soll ich denn dafür nehmen?“ „Was der Markt gibt,“ sagte die Frau. Vater Strohwisch gieng auf den Markt, mit der Wolle in seinem Sack. Kamen da drei Brüder zu ihm und fragten: „Vater, was hat er da in seinem Sack?“ „Wolle hab ich drin.“ „Was will er dafür haben?“ „Was der Markt gibt.“ „Der Markt gibt drei Tracht Prügel.“ Vater Strohwisch sagte: „Wenn ich denn nicht mehr für meine Wolle bekommen kann, so muß ich ja zufrieden sein,“ da gab ihm jeder der drei Brüder eine Tracht Prügel. Vater Strohwisch kam nach Hause; sprach seine Frau: „Was hast du für die Wolle bekommen?“ „Drei Tracht Prügel habe ich dafür bekommen.“ „Mann, da haben sie dich angeführt!“ „Thut nichts, kann sie wieder anführen.“ Vater Strohwisch gieng zu Holze, griff sich einen Wolf, und gieng mit dem Wolf zu Markt. Kamen die drei Brüder wieder und fragten: „Vater, was hat er da?“ „Hab' da einen schönen großen Bock, er hat sich nur die Hörner abgestoßen.“ „Was will er dafür haben?“ „Für meinen Bock muß ich zehn Thaler haben.“ Gaben ihm die Brüder zehn Thaler, denn sie fanden es gar nicht unbillig, nur stritten sie sich, wer ihn zuerst zu seinen Schafen setzen sollte. Vater Strohwisch sagte: „Der Älteste muß ihn zuerst haben.“ Also nahm ihn zuerst der Älteste und ließ ihn Abends zu seinen Schafen, aber am Morgen waren alle seine Schafe tot. Da setzte ihn der zweite Abends zu den seinen, aber dem giengs ebenso, und dem dritten Bruder giengs auch nicht anders. Da wurden die Brüder schrecklich böse und beschlossen, Vater Strohwisch totzuschlagen, weil er sie so betrogen hatte. Vater Strohwisch bekam aber früh genug Wind davon, was sie im Sinne hätten. Da zog er sein bestes Pferd aus dem Stall, band es auf der Diele an, steckte ein Zwölfschillingsstück hinten ein und breitete schöne Bettücher darunter aus. Morgens kamen die drei Brüder und sahen das Pferd auf den Bettüchern stehen und Vater Strohwisch im Mist scharren; da fragten sie: „Vater, was sucht er da?“ „Ich sammle mir mein Zwölfschillingsstück heraus, jeden Morgen hat mein Pferd eins hinter sich.“ Sprachen die Brüder: „Das Pferd steht uns an; wie viel solls kosten?“ „Unter hundert Thaler kann ichs nicht lassen,“ sagte Vater Strohwisch. Da kauften die Brüder ihm das Pferd sogleich ab. Und der älteste nahm es zuerst mit nach Hause und deckte ihm schöne Bettücher unter, und morgens lief er voller Freude hin, um das Geld zu holen, aber da fand er nichts als Mist und sein Bettzeug war verdorben. Er sprach zu seinen Brüdern: „Vater Strohwisch hat uns wieder betrogen,“ aber die Brüder antworteten: „Du hast kein Glück, laß uns es nur versuchen,“ nahmen also das Pferd, erst der zweite, dann auch der dritte, und jeder breitete das Bettzeug

unter und dachte, das Pferd sollte ihm Geld bringen, aber das Pferd brachte kein Geld, sondern beschmutzte nur das Bettzeug. Da wurden die Brüder noch grimmiger und sagten: „Nun wollen wir ihn ganz gewis totschlagen," nahmen Dreschflegel und Heugabeln in die Hand und giengen nach dem Hause, wo Vater Strohwisch wohnte. Der hatte aber sein Schwein geschlachtet und war beim Wurststopfen. Als er nun die Brüder kommen sah, hieng er seiner Frau eine frische Blutwurst um den Hals und verabredete alles schnell mit ihr: und als die Brüder eintraten, rief er ihr zu: „Link, setze Stühle her und bringe Pfeifen herein, meine Kaufleute sind da." Das wollte die Frau nicht. Aber Vater Strohwisch sprang mit seinem Messer hinzu und sagte: „Ich schneide dir den Hals ab, wenn du nicht gehorsam bist," und schnitt ihr die Wurst entzwei, daß das Blut herausströmte. Da fiel die Frau um, als wenn sie tot wäre, aber Vater Strohwisch nahm eine kleine Pfeife aus der Tasche und pfiff darauf dreimal ganz stark, da stand die Frau wieder auf, setzte Stühle hin und holte Pfeifen. Fragten die Brüder: „Vater, wie machst du das?" Vater Strohwisch antwortete: „Ich habe da eine kleine Pfeife, wenn meine Frau nicht hören will, reiße ich ihr die Kehle aus; pfeife ich aber auf meiner Flöte, so wird sie wieder lebendig und thut alles, was ich will." „Die Pfeife mußt du uns verkaufen," sagten die Brüder, „unsere Frauen thun selten, was wir ihnen sagen; was soll die Pfeife kosten?" „Hundert Thaler müßt ihr mir geben," und die gaben ihm die Brüder gern. Als der älteste nun nach Hause kam, wollte er es gleich damit versuchen. „Hole mir den Stiefelknecht," sagte er zu seiner Frau. „Du hast ihn dir all deine Tage selbst geholt, warum soll ich es jetzt thun?" sagte die Frau. Da sprang er sogleich auf und riß ihr die Kehle aus, und darauf fieng er an zu pfeifen und pfiff die ganze Nacht hindurch, aber da war kein Leben wieder in die Frau hineinzubringen. Darauf versuchte es auch der zweite und dann auch der dritte und schnitten ihren Frauen die Kehlen durch, aber ins Leben pfeifen konnten sie sie beide nicht. Da giengen die Brüder zum dritten Mal zu Vater Strohwisch und wollten ihn nun ganz gewis totschlagen. Als sie ins Haus kamen, sagten sie zu der Frau: „Wo hast du deinen Mann?" „Der hat sich aufgehengt!" „Wo denn?" „Draußen im Garten." Da liefen die Brüder in den Garten hinaus und dachten, Vater Strohwisch wollte sie wieder anführen, aber da sahen sie da ein Bund Stroh in einem Baum hangen mit Zeug angethan und schrecklich zappeln. Da erschraken sie sich und liefen, daß sie fort kamen und sollen seit der Zeit noch wieder kommen.

Durch Herrn Schull. Pabst in Wrede.

XXIV.

Die reichen Bauern.

In einem Dorfe wohnten viele reiche und große Bauern, und da war nur ein einziger Armer unter ihnen, der hatte ein ganz kleines kümmerliches Gewese und darauf lebte er mit seiner alten Großmutter. Die reichen Bauern trieben gerne ihren Spott mit ihm und hatten ihn oft zum Besten, sie nannten ihn ihren Dummhans im Dorf, aber er war doch klüger als sie alle zusammen. Dummhans hatte nun eine schwarze Kuh, die war wild, sprang oft über und lief in seines Nachbarn Korn und trat viel darin nieder. Eines Tages sprach der Nachbar: „Werde ichs noch einmal wieder gewahr, so schieße ich dir die Kuh tot.“ Aber die Kuh war nicht zu halten. Nächstes Tags war sie wieder im Korn, da lief der Bauer hin und schoß sie tot. Dummhans aber mußte sich das gefallen lassen. Er zog ihr die Haut ab und brachte die zu Markt, und als er sie verkauft hatte, gieng er ins Wirthshaus und saß da bis in die Nacht und ließ sichs wohl sein. Der aber, der die Haut gekauft hatte, das war ein Dieb. Der hieng sich die Haut um, so daß ihm die Hörner vor dem Kopf standen, und gieng in der Nacht zu dem Wirth, der allezeit mit doppelter Kreide anschrieb und seine Gäste betrog und so ein reicher Mann geworden war; der Dieb sprach zu ihm: „Gib mir gleich dein Geld oder ich drehe dir den Hals um, denn du siehst wohl, wer ich bin.“ Der Wirth erschrak vor der fürchterlichen schwarzen Gestalt mit den Hörnern, meinte es sei der Teufel und gab alles heraus, was er hatte. Als aber der Dieb fort war, da besann er sich doch, machte Lärm und ließ nachsetzen. Der Dieb lief, so schnell er konnte, davon, aber das viele Geld machte ihm das Laufen beschwerlich. Da holte er den Bauern ein, von dem er die Haut gekauft hatte und der nun nach Hause gieng. Er sprach zu ihm: „Wenn du mir eine Zeit lang mein Geld tragen und mich nicht verrathen willst, so sollst du die Hälfte abhaben.“ Da nahm ihm Dummhans das Geld ab und der Dieb lief weiter. Bald kamen die Leute, die ihm nachsetzten, und fragten Hans, ob er auch einen Dieb gesehen. „Nein,“ sagte der, „einen Dieb hab ich nicht gesehen, aber der Teufel sauste eben hier vorbei und sagte, er würde allen den Hals umdrehen, die ihm nachkämen.“ Da dachten die Leute, daß es besser wäre, wenn sie umkehrten. Dummhans aber gieng ruhig mit seinem Gelde nach Hause. Am andern Morgen kam der Dieb und sie wollten theilen. Da schickte Dummhans zu seinem Nachbar und ließ ihn bitten um ein Kannenmaaß, er wollte nur sein Geld darin ausmessen. Der Nachbar fieng an zu lachen und sagte: „Dummhans will wohl Kartoffeln ausmessen,“ doch gab er ihm das Kannenmaaß. Aber als Dummhans es wieder schickte und der Bauer nun nachsah und in den Fugen noch ein paar Vierschillingsstücke

entdeckte, da lief er zu den andern Bauern und erzählte ihnen, Dummhans sei mit einem Male so reich geworden, daß er sein Geld mit Kannen messen müsse. Und sie kamen nun alle zu Dummhans und fragten ihn, wie er bei dem Gelde käme. Dummhans antwortete so und so, sein Nachbar hätte ihm ja die Kuh totgeschossen, da hätte er die Haut verkauft und habe so viel dabei verdient. Da wollten alle Bauern auch einen solchen Handel machen, schlugen alle ihre Kühe und Ochsen tot und brachten die Häute zu Markt und forderten für jede Haut wenigstens hundert Thaler. Aber sie kennten nicht mehr als den gewöhnlichen Preis bekommen und die Kaufleute meinten, sie wollten sie zum Narren haben, und gaben ihnen noch Prügel in den Kauf. Da kamen die Bauern voller Zorn über Dummhans nach Hause und beredeten sich, daß sie ihn in der Nacht umbringen wollten. Dummhans aber merkte, daß sie so etwas gegen ihn verhätten. Darum legte er Abends seine alte Großmutter vorne ins Bett, aber er legte sich selbst hinten hin. Da kamen nun Nachts die Bauern ins Haus mit Äxten und Knitteln, und schlugen die alte Großmutter tot, meinten aber, sie hätten Dummhans den Rest gegeben. Dummhans stand des Morgens früh auf, lud Äpfel auf den Wagen, aber seine alte Großmutter nahm er auch mit und setzte sie auf den Stuhl, als wenn sie noch lebte; so fuhr er zu Markt und ließ den Wagen mit den Äpfeln auf dem Markte stehen, er selbst aber gieng in ein Wirthshaus, legte sich aus dem Fenster und paßte auf. Bald kamen ein paar Juden und fragten: „Mutter, was sollen die Äpfel kosten?“ Die alte Großmutter aber saß ganz steif und sagte nichts, die Juden fragten noch einmal und zum dritten Mal, da ward der eine verdrießlich und stieß sie mit seinem Stock an und rief: „He, Mutter!“ Sie aber fiel vornüber und vom Wagen hinunter; da kam Dummhans aus dem Wirthshaus gelaufen und schrie, die Juden hätten ihm seine Großmutter totgeschlagen, das sollte ihnen noch eine Stunde schlimm gehn, er wollte hin und sie verklagen. Da kamen die Juden so in Angst und Noth, daß sie Dummhans viel Geld boten, wenn er nur schweigen wollte. Damit war Dummhans zufrieden und die Juden gaben ihm an zweihundert Thaler; und darauf begrub er seine alte Großmutter und fuhr nach Hause.

Als die Bauern nun sahen, daß ihr Dummhans noch lebte, da verwunderten sie sich und fragten ihn: „Haben wir dich nicht totgeschlagen?“ Antwortete Dummhans: „Was solltet ihr wohl! Ihr habt meine alte Großmutter totgeschlagen und da habe ich einen guten Zug mit gethan. Ich habe sie zu Markt gebracht und habe zweihundert Thaler dafür gekriegt.“ Nun verwunderten sich die Bauern noch mehr und beschlossen, weil noch viele alte Weiber im Dorfe waren, so wollten sie alle totschlagen und dann zu Markt bringen und verkaufen. Als sie aber mit den alten Frauen zu Markt kamen und die Leute fragten: „Was habt ihr da zu verkaufen?“

und die Bauern antworteten: „Tote Großmütter!“ Da gieng es wie ein Lauffeuer durch den Ort, die Bauern hätten ihre Großmütter totgeschlagen, und der Vogt bekam es zu wissen und wollte die Bauern festsetzen. Da mußten sie schweres Geld geben, daß sie nur wieder loskamen und mußten machen, daß sie wieder nach Hause kamen. Nun aber waren die Bauern so böse auf Dummhans, daß sie beschlossen, ihn gleich aus der Welt zu schaffen, und wollten ihn versaufen. Sobald sie nach Hause kamen, ergriffen sie ihn, steckten ihn in eine Tonne und fuhren mit ihm los bis an einen Teich. Da setzten sie die Tonne nieder, giengen erst noch einmal ins Wirthshaus und nahmen sich einen. Aber Hans saß immer in der Tonne und rief: „Ich soll die Königstochter haben und will nicht! Ich soll die Königstochter haben und will nicht!“ Der Schafhirte trieb da mit seiner Heerde vorüber und hörte Hans rufen. Da sagte er: „Wenn du nicht willst, so will ich es gern; kann ich nicht die Königstochter kriegen?“ „Ja,“ sagte Hans, „das kannst du; aber dann mußt du mich heraus lassen und hier in die Tonne kriechen.“ Da kriegte der Schafhirte ihn heraus und stieg selber hinein, und als die Bauern kamen, schrie er: „Laßt mich hinaus, ich will ja die Königstochter haben.“ Aber die Bauern hörten nicht darauf und warfen ihn mit der Tonne in den Fischteich. „So,“ sagten sie, „nun sind wir ihn los,“ und giengen ins Dorf zurück; Abends aber trieb Hans seine Heerde herein; da verwunderten sie sich und fragten: „Hans, wo kommst du her und wie kamst du zu den Schafen?“ Hans antwortete: „Ihr habt mich in den Teich geworfen, da hab ich mir die Schafe herausgeholt; der Teich ist unten ganz voll davon.“ Das wollten die Bauern nicht glauben, aber am andern Tage giengen sie alle mit Hans an den Teich, da spiegelten sich die kleinen Wolken darin, die man Lämmlein nennt. Da sagte Hans: „Seht ihr wohl, daß ich Recht habe?“ Da wollten die Bauern sich auch Schafe holen, jeder eine Heerde, Hans sein reicher Nachbar aber sagte: „Ich will zuerst in den Teich,“ und sprang hinein. Gleich gieng ihm das Wasser über den Kopf, aber er kam noch einmal wieder in die Höhe und rief: „Blubbeleblub! Blubbeleblub!“ „Was sagt er?“ fragten die Bauern. „Er sagt,“ antwortete Hans, „er hat schon einen schönen Bock beim Kopf, ihr sollt ihm helfen.“ Da sprangen alle Bauern in der Hast hinter ihm drein und ertranken wie Ratzen. Und so war nun das ganze Dorf ausgestorben und Hans war der einzige Erbe, und von der Zeit an war er ein reicher Mann, denn ihm gehörte das ganze Dorf und er lebte all seine Tage herrlich und in Freuden, und wenn er noch nicht ausgelebt hat, so lebt er noch heute.

* Aus Ditmarschen nach verschiedenen, wenig unter sich abweichenden Relationen aus Heide, Meldorf und Marne. Es werden häufig nur die einzelnen Stücke erzählt. Eine Erzählung aus Meede im Kirchsp. Westensee setzt an die Stelle von Dummhans den

Bauer Siwitt: Einmal fährt er mit Holz zur Stadt, da fliegen zwei Kibitze über ihn hin; da meint der Bauer, seine Ochsen vor dem Wagen spotteten über seinen Namen; er nimmt einen Scheit Holz, wirft sie tot und verkauft die Häute. Dann folgen mit geringen Abweichungen, nur zerrütteter, die Abenteuer der mitgetheilten Erzählung. In Ditmarschen setzt man oft auch an die Stelle der Bauern drei Juden, die Hans feind sind und von ihm überlistet werden. Ein Märchen beginnt: Hans hat eine alte Großmutter und ein Pferd. Das Pferd stirbt. Er bringt es zu Markt und stellt es auf, als wenn es lebte, er streicht ihm den Bauch, ein paar Zwölfschillingsstücke, die er vorher hineingesteckt, fallen heraus. Da kommen die Juden u. s. w. Es folgt auf diese List der Betrug mit der Flöte. S. die vorige N. Dann der Schluß des letzten Märchens. — Dies und das vorige Stück geben nun zusammen vollständig den Inhalt des latein. Einochs aus dem 11. Jahrhundert wieder (Grimm lat. Ged. S. 351), vollständiger also, als die Märchen vom Bürle, vom Bauer Rutschki, vom Bauer Kibitz bei Grimm K.-M. N. 61. Anm. S. 111.

XXV.

Dree to Bett.

Da weer mael innen Dörp en ole ryke Fru, de harr väel Gelt unn Guet, unn se weer daby in Beroep, dat se allens wuß unn dat äer niks verhalen blywen kunn. So kloek weer se. Nu weren da awers dre junge Lüd' int Dörp, de wullen dat nich fær vull glöben. Do maken se dat unner sik af, dat se den neegsten Abent by äer luren wullen, unn wullen sik dat mael mit äer versöken. De ole Fru de harr sik nu angewent, 'sAbends wenn se by't Spinnen dat eerste Mael hohjaen' (gähnte), so sä se: „Dat weer Een to Bett:" unn hohjaen' se denn tom tweten Mael, so sä se: „Dat weren Twee to Bett;" dat drütte Mael awer sett se dat Spinnrad by Syt unn sä: „Dat weren Dree, nu kaem ik," unn güng to Bett.

'sAbends do kemen nu de dre jungen Lüd' unn de eerste gung ant Finster unn keek in, do seet de Oelsche achtern Awen (Ofen), de Lamp stunn oppen Disch, unn se spunn. Do fung se an to hohjanen unn sä: „Oha! dat weer Een." De, de fært Finster stunn, meen, se harr em meent unn wuß wat se all dre wullen. Do leep he, wat he kunn, dat he foert keem, unn vertell de annern, wo em dat gaen weer. Nu gung de twete hen unn keek int Finster, do seet de Oelsche noch by äer Spinnrad unn spunn. Do hohjaen se tom tweten Mael unn sä: „Oha! dat weren Twee!" Do verschroek sik de ant Finster oek unn maek dat he weg keem. De Drütte sä: „Jü sünt man all beid' dumme Jungens, laet my man ins (einmal) hen." As he nu ant Finster keem, do hohjaen' de Oelsche tom drütten Mael unn sä: „Dat weren Dree," unn stött dat Spinnrad vun sik, stunn

XXIX.

Warum de Swyn ümmer inne Grunt wrœten.

En ole Her umm twe meje Meidjes (ſchmucke Mädchen) kreegen en Koek (einen Kuchen) to Füer. As de Koek halv gaer is, geit de Koek weg. As he nu en Enden kweem, do kweem em en Haes to möet (entgegen). De ſä de Haes: „Koek, w'näem wullt der hen, Koek?“ De ſä de Koek: „Jk ſün (ich bin) ämen twe meje Meidjes unn en eel Her entlepen, ik entleep dy, Haes Wippſteert, eek wul.“ De fangt de Haes eek an to lepen, fallt um unn blivt doet. Unn de Koek gung woder.

As de Koek nu wedder en Enden henkweem, do kweem em de Feß to möet. De ſä de Feß: „Koek, wenäem wullt der hen, Koek?“ De ſä de Koek: „A, ik ſün ämen twe meje Meidjes unn en eel Her unn en Haes Wippſteert entlepen, ik entleep dy, Feß Dickſteert, eek wul.“ De fangt de Feß an to lepen, fallt um unn blivt doet. Unn de Koek gung woder.

As de Koek nu wedder en Enden henqueem, ſo queem em en Rick (Reh) to möet. De ſä dat Rick: „Koek, w'näem wullt der hen, Koek?“ De ſä de Koek: „A, ik ſün ämen twe meje Meidjes unnen eel Her, unnen Haes Wippſteert, unnen Feß Dickſteert entlepen, ik entleep dy, Rick Blirſteert, eek wul.“ De fangt dat Rick an to lepen, fallt um unn blivt doet. Unn de Koek gung woder.

As de Koek nu wedder en Enden henqueem, do kweem em en Ko to möet. De ſä de Ko: „Koek, w'näem wullt der hen, Koek?“ De ſä de Koek: „Jk ſün ämen twe meje Meidjes, unnen eel Her, unnen Haes Wippſteert, unnen Feß Dickſteert, unnen Rick Blirſteert entlepen, ik entleep dy, Ko Swippſteert, eek wul.“ De fangt de Ko an to lepen, fallt um unn blivt doet. Unn de Koek gung woder.

As de Koek nu wedder en Enden henqueem, do queem en eel Sarg (Sau) to möet. De ſä de Sarg: „Koek, w'näem wullt der hen, Koek?“ De ſä de Koek: „A, ik ſün ämen twe meje Meidjes, unnen eel Her, unnen Haes Wippſteert, unnen Feß Dickſteert, unnen Rick Blirſteert, unnen Ko Swippſteert entlepen, ik entleep dy, eel Sarg, eek wul.“ Unn as de Koek dat ſegt harr, gung de Koek na de Grunt 'rin. De fangt de eel Sarg an to wrœten (wühlen) unn wull em der heruet hebben, kunn em awers nich kregen. Unn vun diſſe Tet an wrœten de Swyn noch all inne Grunt unn wüllen de Koek heruet ſeken, hebbt em awer noch nich wedder funden.

In der Mundart der im Kronprinzenkoege bei Marne in Süderditmarſchen wohnenden Oſtfrieſen. Das Märchen iſt auch ſonſt in Ditmarſchen bekannt und eine zweite Relation aus Meldorf diente zur Ergänzung eines richtigen Reimwortes.

XXX.

Vom Hähnchen und Hühnchen.

Henk en Huank ging jens üt üp Haagen
Henk fuand en Saaltkuurn,
En Huank fuand en Maaltkuurn.

(Hähnchen und Hühnchen giengen einmal hinaus aufs Feld
Hähnchen fand ein Salzkorn,
Und Hühnchen fand ein Malzkorn.)

Dit ürt wear klaar, da waad Henk sa törstig.
Henk fraaget Huank: »Meik jens ürt fe?«
»Ja nog,« swaaret Huank, »wan man ek ön Kaar falst.«
Man Henk wear begearelk,
Jü fääl ön de Kaar en bleef stuunen üp jen Bein.

(Der Trank war fertig, da ward Hähnchen so durstig.
Hähnchen fragte Hühnchen: »Kann ich einmal einen Trunk bekommen?«
»Jawohl,« sagte Hühnchen, »wenn du nur nicht in den Bottich fällst.«
Aber Hähnchen war begehrlich,
Es fiel in den Bottich und blieb stehn auf einem Bein.)

Huank löp hen tö de Mann en buad höm:
»Mann weht ek Henk heip?
Henk es ön Kaar fäälen,
Staant man üp jen Biin.«
»Naan,« seid de Mann.

(Hühnchen lief hin zum Mann und bat ihn
»Mann, willst nicht Hühnchen helfen?
Hühnchen ist in den Bottich fallen,
Steht nur auf einem Bein.
»Nein,« sagt der Mann.)

Huank löp tö Hünd en fraaget:
»Hünd weht ek Mann bit? *
Mann well ek Henk help,
Henk es ön Kaar fäälen,
Staant man üp jen Biin.«
»Naan,« seid de Hünd.

(* Hund, willst nicht Mann beißen?)

Huank löp tö Kneppel en fraaget:
»Kneppel, weht ek Hünd slaa?

(Knüppel, willst nicht Hund schlagen?)

Hund well ek Mann bit,
Mann well ek Henk help,
Henk es ön Kaar fäälen,
Staant man üp jen Biin.-
-Naan,- seid de Kneppel.

Huank löp hen tö dit Jöld en fraaget:
-Jöld, wedt ek Kneppel brenn? *
Kneppel well ek Hünd slaa,
Hünd well ek Mann bit,
Mann well ek Henk help,
Henk es ön Kaar fäälen,
Staant man üp jen Biin.-
-Naan,- seid dit Jöld.

(* -Feuer, willst nicht Knüppel brennen?-)

Huank löp töt Weeter en fraaget:
-Weeter, wedt ek Jöld slak? *
Jöld well ek Kneppel brenn,
Kneppel well ek Hünd slaa,
Hünd well ek Mann bit,
Mann well ek Henk help,
Henk es ön Kaar fäälen,
Staant man üp jen Biin.-
-Naan,- seid dit Weeter.

(* Wasser, willst nicht Feuer löschen?)

Huank löp tö Aus en huad höm. *
-Aus, wedt ek Weeter drink?
Weeter well ek Jöld slak,
Jöld well ek Kneppel brenn,
Kneppel well ek Hünd slaa,
Hünd well ek Mann bit,
Mann well ek Henk help,
Henk es ön Kaar fäälen,
Staant man üp jen Biin.-
-Naan,- seid de Aus.

(* Hühnchen lief zum Ochsen und bat ihn.)

Huank löp hen tö de Klaaf en fraaget:
-Klaaf, wedt ek Aus binj? *
Aus well ek Weeter drink,
Weeter well ek Jöld slak,
Jöld well ek Kneppel brenn,
Kneppel well ek Hünd slaa,
Hünd well ek Mann bit,

(* Klawe, (ob. S. 11. 90.) willst nicht Ochsen binden?)

Mann well ek Henk help,
Henk es ön Kaar fäälen,
Staant man üp jen Biin.-
-Naan,- seid de Klaaf.

Huank löp tö Müß en fraaget:
-Müß, wedt ek Klaaf skear? *
Klaaf well ek Aus binj,
Aus well ek Weeter drink,
Weeter well ek Jöld slak,
Jöld well ek Kneppel brenn,
Kneppel well ek Hünd slaa,
Hünd well ek Mann bit,
Mann well ek Henk help,
Henk es ön Kaar fäälen,
Staant man üp jen Biin.-
-Naan,- seid de Müß.

(* Maus, willst nicht Klawen zernagen?)

Huank löp hen tö de Katt en huad höör:
-Katt, wedt ek Müß fang?
Müß well ek Klaaf skear,
Klaaf well ek Aus bini,
Aus well ek Weeter drink,
Weeter well ek Jöld slak,
Jöld well ek Kneppel brenn,
Kneppel well ek Hünd slaa,
Hünd well ek Mann bit,
Mann well ek Henk help,
Henk es ön Kaar fäälen,
Staant man üp jen Biin.-
-Janeg,- seid de Katt, -wank min Klauen man
wäät haa.- **

(* Hühnchen lief hin zu der Katze und bat sie:
** -Jawohl,- sagte die Katze, -wenn ich meine
Krallen nur gewetzt habe.)

Da löp Katt eeder (hinter-her) Müß,
Müß eeder Klaaf,
Klaaf eeder Aus,
Aus eeder Weeter,
Weeter eeder Jöld,
Jöld eeder Kneppel,
Kneppel eeder Hünd,
Hünd eeder Mann,
En de Mann hett nei Heiler en Hakken besketten, *
Jer hi bit Henk ap of Kaar helpen siing.

(* Und der Mann hat beina he Fersen und Hacken besch—.)

Von Silt durch Herrn Schull. Hansen in Keitum. Man vergl. das bekannte »der Herr, der schickt den Jochen aus ꝛc.«

XXXI.

Van idelu unmoglitzen Dingen.

Jk weet mi eine ſchone Maget,
De minem Herten wol behaget,
Jk neme ſe gerne to Wive,
Konde ſe mi van Haverſtro,
Konde ſe mi van Haverſtro,
Spinnen de kleinen Siden.

Schal ik di van Haverſtro :,:
Spinnen de kleinen Siden,
So ſchaltu mi van Lindekenlof :,:
Ein nie par Kleider ſchniden.

Schal ik di van Lindekenlof :,:
Ein nie par Kleider ſchniden,
So ſchaltu mi de Schere halen :,:
To middewerts ut dem Rine.

Schal ik di de Schere halen :,:
To middewerts ut dem Rine,
So ſchaltu mi eine Brugge ſchlaen :,:
Van einem kleinen Riſe.

Schal ik di eine Brugge ſchlaen :,:
Van einem kleinen Riſe,
So ſchaltu mi dat Sövenſterne :,:
To hogen Middage wiſen.

Schal ik di dat Sövenſterne :,:
To hogen Middage wiſen,
So ſchaltu mi de Glaſenberg :,:
Mit einem Perde upriden.

Schal ik di de Glaſenberg :,:
Mit einem Perde upriden,
So ſchaltu mi de Sporen ſchlaen :,:
Wol van dem gladden Jſe.

Schal ik di de Sporen ſchlaen :,:
Wol van dem gladden Jſe,
So ſchaltu ſe over dine Böte dragen :,:
Am heten Sonnenſchine.

Schal ik se over mine Vöte dragen :,:
Im heten Sonnenſchine,
So ſchaltu mi eine Schwepe drein :,:
Van Water und van Wine.

Schal ik di eine Schwepe drein :,:
Van Water und van Wine,
So ſchaltu mi de graven Stein :,:
To kleinen Peper driven.

Schal ik di de graven Stein :,:
To kleinen Peper driven,
So ſchaltu mi alle wilde Schwin :,:
In einen Kaven driven.

Schal ik di alle wilden Schwin :,:
In einen Kaven driven,
So ſchaltu mi din Moder geven :,:
Vor Jungfrow to einem Wive.

Schal ik di mine Moder geven :,:
Vor Maget to einem Wive,
So ſchaltu hengen ſeven Jar :,:
Und webber werden to Live;
De Düvel ut der hellen Grunt :,:
De kann di nicht verdriven.

Neocor. I. 180 (Hans Detleſs Mſ. Fol. 26 a.) Uhland Volkslieder I. S. 14. gibt auch die (unvollſtändigere) hochdeutſche Geſtalt des Liedes. Es ward in Ditmarſchen beim langen Tanz geſungen. — Klein, fein; Glaſenborg, der Glasberg unſerer Märchen; Schwepe, Peitſche; driven, reiben; Kaven, Roſen; Lif, Leben.

XXXII.

Noch ein Lügenmärchen.

Ik wil juw ſingen, ik wil nich legen,
Ik ſach dre braden Höner flegen,
De flogen gar ſer und ſchnelle:
De Büke hadden ſe na dem Hemmel gekert,
Den Rüggen na der Helle.

Ein Amboit und ein Mölenſtein
De ſchwimmeden beide over den Rein,
De ſchwamden alſo liſe.
Ik frat ein Pogge ein gleend Plogſchatt
To Pingſten up dem Iſe.

It wolden dre Kerls einen Haſen fangen
De quemen up Krücken und Stölten gangen,
De eine de kond nicht hören,
De ander was blind, de drüdde ſtumm,
De verde konde nichen Bot tören.

Nu wil ik juw ſingen, wo it geſchach:
De blinde allerſt den Haſen ſach
Un aver dat Feit herdraven.
De ſtumme ſprak den lamen to,
De kreg en bi den Kragen.

It ſegelden etliche up ein Kant,
Er Segel hadden ſe in den Wind gewannt,
Se ſegelden bi groten Hupen;
Se ſegelden up einen hogen Berg,
Dar moſten ſe all verſupen.

De Krevet de bede den Haſen entlopen:
De Warheit kumt bi groten Hupen
Und blift doch nicht verſchwegen:
It lag eine Kohut up den Daken,
Se was dar benup geſtegen.

Hiermit wil ik min Keit beſchluten,
Went ſchen allen Lüden bede vordreten,
Und wil uphören to legen.
In min Kantart ſint ſo grot de Flegen,
As hier to Lande de Zegen.

Hans Detleſe Mſ. Fol. 26 b. (Meccor. II. 568.) Dies Lied ward auch wohl beim langen Tanz gebraucht; ſein Geſetz iſt dem des vorigen Liedes gleich; es kann nemlich nach derſelben Melodie geſungen werden, ſobald die vierte Zeile jedes Mal wiederholt wird. — Pogge, Froſch; Stölten, Steizen; Krevet, Krebs. — Vergl. Haupt und Hoffmann altdeutſche Blätter I. 163 flg. Haupts Zeitſchr. f. d. Alterth. II. 260 flg.

XXXIII.

Hadermanns Brautfahrt.

Hott, hott, Hadermann,
Treck dyn Vader ſyn Stäwein an'
Sett dy up dat beſte Pärt,
Wiſſu hundert Daler weert.
He reed' het hier, he reed' het dar,
He reed' wul den na Franken.

Unn as he hen na Franken keem,
Da muß he syn Verwunderung seen:
Daer seet de Ko byt Füer unn spunn,
Dat Kalf leeg in de Weeg unn sung',
De Katt de wusch de Schötteln uet,
De Hunt de knäd' de Botter uet.
De Fleddermues
De säeg dat Hues,
De Schwölken mit äer spitze Schnuet,
De Schwölken drogen den Dreck heruet;
Unn achter de grote Schüen
Da döschden dree Kapüen,
Se döschden af
Goet Hawerkaff;
Da bruen se goet Beer daraf.
Dat Beer füng an to susen:
De Bruet leep uet dem Huse,
De Voß mit den langen Schwanz
De maek de Bruet den Farbanz;
De Adebaer wull up den Ban,
Dat weer de Bruet äer Süstersan;
De Höner up den Wiemen
De däden darvan beswiemen;
De Heister up den Tuen
De word dervan so duen;
De Kukuk int Nest
Versöep in den Gest,
Kalf in den Stall,
Päert in de Eck,
Haen upt Reck:
Kükereküh!

Aus Plön, Eutin, Reinfeld, Ditmarschen ꝛc. Die Ueberlieferung ist oft lückenhaft, und variiert im Einzelnen und am Schlusse. Der Anfang lautet oft so:

Ik weet en Lant,
Dat kener weet,
Dat weet ik van myn oel Margreet.
Dat schreev ik an de Planken
Unn reed damit na Franken ꝛc.

— Schwölken, Schwalben; Hawerkaff, Haferspreu; Wiemen, die Hühnerstiege; beswiemen, ohnmächtig werden; duen, betrunken; Gest, Hefe.

XXXIV.

Kettenreime.

Fromme Wünsche.

Oha!
Ik woll, dat'k den besten Vagel harr.
Vagel scholl my Heu drägen,
Heu woll'k de Ko gäwen,

XXXVIII.

Van Gold dre Roſen.

Dar ſteit ein Lindbom in jenem Dal,
Jo bawen breit und nedden ſchmal.
Van Gold dre Roſen. :,:

Darup ſitter Fruw Nachtigal:
Jo bawen breit und nedden ſchmal.
Van Gold dre Roſen. :,:

»Gott gröte di, Fruw Nachtigal hübſch und fien!
Wiltu des Lereken Bade nicht ſien?«
Van Gold dre Roſen. :,:

»Des Lereken Bade kan iker nicht ſien,
Jk ſien der ſo ein klein Waldvögelien.«
Van Gold dre Roſen. :,:

»Biſt du der ſo ein klein Waldvögelien,
Wann eer kannſt du des Lereken Bade denn ſien?«
Van Gold dre Roſen :,:

Dat flog ſik den, dat flog ſik der,
Dat flog vor ein Goldſchmiedes Dör
Van Gold dre Roſen. :,:

Do de Goldringelien was bereit,
Grot Arbeit was daraf geleit.
Van Gold dre Roſen. :,:

Se ſtreken dat Vagelien wol über den Kop,
Dat flog to Hamborg damit in de Stat
Van Gold dre Roſen. :,:

Dat flog ſik den, dat flog ſik der,
Dat flog vor ein Borgermeiſters Dör.
Van Gold dre Roſen. :,:

»Gott gröte juw, Borgermeiſter hübſche und fien!
Wor hebbe ji juw jüngſten Dochterlien?
Van Gold dre Roſen :,:

»Se ſetter in einer Kammerkien,
Van Gold ſtickt ſe der ein Hötelien.«
Van Gold dre Roſen. :,:

Dat Vagel nu was ſer behend,
Dat flog tom kleinen Fenſterwend.
Van Gold dre Roſen. :,:

»Gott gröte juw, bruns Mädelien hübſche und fien,
Dien Leefte ſchickt di ein Goldringelien.«
Van Gold dre Roſen. :,:

»Schickt mi mien Leefte ein Goldringelien,
Willkamen ſchal mi der Bade ſien.«
Van Gold dre Roſen. :,:

Wat gaf se em henwedder?
Einen Hoet mit goldne Fedder.
Van Gold dre Rosen. :,:

De Fedder hadde einen vergüldeten Twieg:
Ein schöner junger Herr kriegt wol ein Wief.
Van Gold dre Rosen. :,:

De Hoet hadde einen vergüldeten Rand:
Ein schönes Jungfreuchen kriegt wol einen Man.
Van Gold dre Rosen. :,:

Der dieses Ledeken hat erdacht,
De heft it de Levde to Eren gemacht,
Van Gold schenkt se em davor dre Rosen.

Peter Mohr zur Verfassung Ditm. S. 191. theilte zuerst dieses Lied aus der Abschrift des Hans Detlefs mit, die er besaß, die außerdem manches enthielt, was in der Originalhandschrift fehlt. Der Sprache nach war sie noch aus dem 17ten sec. In der Originalhandschrift ist unmittelbar nach den Liedern fol. 27 b. unbeschrieben. — Uhland I. 47. theilt auch das hochdeutsche Seitenstück zu unserm Liede mit.

XXXIX.

Springel edder Langedanz.

»Dat geit hier jegen den Samer,
Jegen de leve Samertiet:
De Kinderken gan spelen
An dem Dale,« dat sprak ein Wief.

»Ach Mömken, min leve Moder,
Mochte ik aldar gan,
Dare ik höre de Pipen
Und de leven Trummen schlan?«
»Och neen, min Dochter nichten dat,
Du schalt, du schalt schlapen gan.«

»Och Mömeken min, dat deit mi de Not,
Dat deit mi de Not:
Kame ik tom Aventdanze nicht,
So mot ik sterven dot.«

»Och nein, du min Dochter,
Alleine schalstu nicht gan;
So wecke du up dinen Broder,
Und lat een mit di gan.«

»Min Broder is junk, is men ein Kint,
Ik wecke een altes nicht;

Wel lever wecke ik einen andern Mann,
Den ik ſpreken ſchal.«

»O Dochter min, Got geve di grot Heil,
Got geve di grot Heil:
Nu ik di Küren nichten kann,
So ga du al darben.«

Do ſe tom Aventdanze kam,
To dem Kinderſpele kam,
Se let er Ogen herummergan,
Wer ſe den Ruter ſant.

De Rüter de was gut, de tog af ſinen Hot,
He tog af ſinen Hot,
He kuſſede ſe vor den Munt
An dem Danze, dar ſe ſtunt.

Hans Detlefs Mſ. fol. 27 a. (Necter. II. 569. Uhland I. 81.) Bemerkenswerthe Abweichungen, die vielleicht nicht bloße Emendationen ſind, enthielt die Abſchrift des Hans Detlef, die Peter Mohr beſaß. Zur Verfaſſung Ditm. S. 198 fg.

XI.

Anna Suſanna.

Anna Suſanna,
Sta up un döet Füer.
»Och nä, myn lewe Moder,
Dat Holt is ſo düer.«

Schüer my den Grapen
Un ſäg' my dat Hues,
Hüet Avent kaemt hier
Dre Junggeſellen int Hues.

Wöllt ſe nich kamen,
So wöllt wy ſe halen
Mit Päer un mit Wagen,
Mit Iſern beſlagen.

Könnt ſe nich danzen,
So wöllt wy ſe leren;
Wy wöllt ſe de Scho
In Botter umkeren.

XLI.

Kindertänze und Spiele.

1.

(Die tanzenden Kinder bilden einen Kreis und bewegen ſich ſingend in die Runde.)

Ringeldanz, Roſenkranz,
De Kätel hangt to Füre!
De Jumfern ſint ſo düre,
Geſellen ſint ſo goden Koep,
Dat ſe op de Straten loept.

Moder giſ myn Klöckſchen,
Dat hang ik an myn Röckſchen:
Jäeg ik denn de Stratendar,
Loept de Geſellen achter my här,
Ringeldanz, Roſenkranz! ꝛc.

(Zuweilen hat das Liedchen einen andern Schluß:

Moder geef my'n Klöckſchen,
Dat bunn ik an myn Röckſchen.
Unn as dat Röckſchen klaer weer,
Da ſä dat Klöckſchen: Kling!

Bei dem letzten Worte hocken alle nieder.)

2.

(Eine innerhalb des Kreiſes ſtehende Tänzerin hebt an zu ſingen, die andern reſpondieren. Am Schluſſe erwählt ſie eine, die dann ihre Stelle einnimmt.)

Morgen ſchöln wy Hawer ſchnyden
-Wer ſchal uns den binden?-
Dat ſchal Jumfer Lieſchen doen.
-Wo ſchöln wy äer finden?-
Hier un daer un allerwägen
Unner diſſen allen;
Hier deſſ ik äer all ſaet krägen:
Do my den Gefallen.

3.

(Die Kinder ſtehn in der Ringeltanzſtellung (Kette). Nach und nach kehren ſie ſich nach Aufforderung des Vortänzers, der ſich außerhalb des Kreiſes befindet, bis alle den Rücken nach innen wenden. Dann ſchließt ſich der Kreis von Neuem.)

Trekke my de Käd' ep.
-De Käd' is in de Klink.-
Wat is dat allerſchönſte?
-Dat Mädjen dat dar ſingt.-

Dat is (Lene) Junker,
De ſteit up åren Sprunker
Un dreit ſik mael herum.

(Zu demſelben Tanz gibt es ein anderes, noch mehr verſtummeltes Lied

Kringelkranz, Luiſe,
Ik ſpinn ſo ſchöne Syde,
As en Haer,
As en Haer,
Suck, ſuck na ſaben Jaer:
De Lidſte keert ſik d'rum.

Vollſtändiger würde es wohl die Bewerbung eines Kriegers bei einer ſchönen Spinnerin enthalten.)

4.

(Ein Tänzer ſteht außerhalb des Kreiſes und ſingt. Nun kommt öffnet ſich dieſer, das Kind wählt und ſingt den Schlußreim.)

Jammer, Jammer hin und her
über mich zu klagen!
Es drückt mein Herze gar zu ſehr,
Ich kann es gar nicht ſagen.

Mach auf, mach auf den Garten,
Ich kann nicht länger warten,
Ich muß ihn ſuchen an dieſem Plan
Sieh da, ſieh da! da ſteht mein Schatz.

Nun iſt alle Traurigkeit verſchwunden,
Hab ich doch mein Liebſten wiedergefunden
Meine Lieb und deine
Die küſſen ſich ja beide.

5.

(In der Mitte des Kreiſes der Tanzenden hockt Ein Kind; ein anderes, als Vortänzer, ſteht außerhalb deſſelben und hebt an:)

Wer ſitt in diſen hogen Toern?
»Daer ſitt en Königsdochter in.«
Kann ik de nich to ſeen krygen?
»Se is ſo faſt vermuret,
De Muer de will nich bräken,
De Steen de will nich ſtäken.«
Enen Steen bräk ik uet.
»Beide Ogen ſallt dy uet.«
Nä, nä,
Schaet nich, (Es ſchadet nicht)
Baet nich. (Es hilft nicht)
Steen und Been verlaet my.
Klinq, klang, kloria!
Kumm und folg my achterna.

(Bei den letzten Worten erhält eine der im Kreiſe tanzenden einen Schlag und folgt der Vortänzerin, ſie am Kleide faſſend. So wird der Tanz fortgeſetzt, bis der Kreis aufgelöst und die Königstochter befreit iſt. — Oben S. 394 iſt der Reim unvollſtändig und in ſchlechterer Geſtalt mitgetheilt; dieſer iſt aus der Gegend von Preetz.)

6.

(Die Kinder ſtellen ſich in zwei Abtheilungen hinter einander auf; die einen ſind die Freier, die andern die Mutter mit ihren Töchtern. Die Zeilen werden abwechſelnd geſungen, während die Züge gegen einander und zurückmarſchieren.)

Da kommen zwei Herren aus Küneſeld (Ninive)
Juchheiſaſa ſiladi.

»Was wollen zwei Herren aus Küneſeld?«
Juchheiſaſa ſiladi.

Sie wollen die älteſte Tochter frein.
Juchheiſaſa ſiladi.

»Und wer ſoll denn der Bräutigam ſein?«
Juchheiſaſa ſiladi.

Das ſoll der Kaiſer ſelber ſein.
Juchheiſaſa ſiladi.

(»So nehmt ſie hin mit Freuden.«)

(Auf dieſe Weiſe werden aus der zweiten Reihe alle abgerufen und ſchließen ſich der der Freier an, bis die Mutter allein nachbleibt. Dann ſingt man:)

»Was wollen ſie mit der Mutter thun?«
Juchheiſaſa ſiladi.

Sie wollen ſie in ein Kloſter ſperrn.
Juchheiſaſa ſiladi.

(Man ſchließt einen Ring, aber ſie entwiſcht nach irgend einer Seite und man ſucht ſie nun zu haſchen.) — Das Spiel iſt in Kiel, Schleswig ꝛc. zu Hauſe.

7.

(Die Mädchen ſitzen in einer Reihe einander auf dem Schooß. Eine fragt die Reihe entlang:)

Wenäem waent Mutter Marie?
»Kann nich hören op myn rechtes Ohr,
Kann nich hören op myn linkes Ohr.«

(Bei der letzten:)
Jo ſe Mutter Marie?

»Kannſt my dat nich anſeen?
Jk ſchlaep nich,
Jk waek nich,
Jk bin nich in Droem.«
Kann ik nich een van äer Kammer krygen?
»Heſt ja eerſt giſtern een krägen.«
Dat lach nich,
Dat ſchach nich,
Dat wys de lütten witten Jäen
Dat ſprung awert Heck
Un full in den Dreck.
Jk leg em op de Bank,
Do weer be as'n Jel ſo lank.
Jk leg em op de Eer',
Do wörd' be as en Scheer.
Jk leg em in de Wega,
Do wörd' be as en Flega.
Jk leg em op de Finſterbank,
Do keem de eiſche Wulf unn hael em weg.
»Harſt man en bäten Solt opſtreien ſchult.«
Jk harr niks.
»Harſt dy man ja en Bäten lenen kunnt.«
Nabers wullen my niks lenen.
»Harſt dy wat köpen kunnt.«
Jk harr keen Gelt.
»Harſt dy wat borgen kunnt.«
Se wullen my niks borgen.
»Na, denn nimm dy ſar een weg unn
ſluet achter wedder te.«

(Sie nimmt die erſte aus der Reihe auf, thut dann, als wenn ſie vor der nächſten die Thür abſchließt, und nun muß die, welche aufgenommen ward, dreimal ohne zu lachen über einen Strich ſpringen. Gelingts ihr, kommt ſie in den Himmel, lacht ſie aber, kommt ſie in die Hölle. Zuletzt, wenn alle Mitſpielenden ſo vertheilt ſind, faſſen ſich die Mutter Marie und die, welche bisher fragte, bei den Händen, die aus dem Himmel hängen ſich an jene, die aus der Hölle an dieſe, und es gilt, welche von beiden Parteien im Zerren die ſtärkſte iſt. — Statt Mutter Marie wird an einigen Orten auch Fru Roſen geſagt, und oft ſind die Worte ſehr verſtümmelt.)

8.

Wolf und Schaf.

All myn Schaep to Hues!
»Jk dörf nich.«
Wo far nich?
»Far de grote Roggenwulf.«
Wo ſitt he denn?
»Achtern Tuen.«
Wat maekt he daer?
»He flippt ſyn Jäen.«

Wat will he denn?
»All de Schaep de Kael afbiten.«
(De böſen Wülfe ſünt gefangen
Twiſchen tween yſern Stangen.)
All myn Schaep kaemt to Hues.

(Einer iſt Hirte, ein zweiter Wolf, die übrigen Schafe. Auf den letzten Ruf des Hirten müſſen dieſe den Raum bis zu ihm durchlaufen, indem der Wolf zu haſchen ſucht. Wer gefangen wird, nimmt ſeine Stelle ein. — In einigen Orten ſpielt man Fuchs oder Wolf und Gänſe, und darnach ändert ſich das Lied.

9.

Hühner und Weihe.

(Der Kükewieb (Hühnerhabicht) hat einen Holzhaufen zu errichten und thut als ſchüre er Feuer. Die übrigen Spieler, die die Hühner vorſtellen, haben einander hinten angefaßt. Der Vermann (der Hahn) fragt, der Kükewieb antwortet.)

Kükewieb, wat bētſt du? (heißeſt du?)
»Füer.«
Wat ſchal dat Füer?
»Aſch brennen.«
Wat ſchall de Aſch?
»Meſſen wetten.«
Wat ſchēlt de Meſſen?
»Haen und Hēn den Kopp afſnyden.«
Wat hebbt ſe dy to wedder daen?
»Se hebbt in myn Herrn ſyn Koern gaen.«
We lank?
»As en Band.«
We groet?
»As en Broet.«
We lütt?
»As en Dretingsſchaet vull Grütt.«
Kan'k wol dreemael üm'n Herrn ſyn Awen gaen?
»Ja wul, ſeweumael,
Wenn du em nich umſtötts.«

(Der Vermann geht mit den andern Spielern jetzt um den Holzſtapel und ſtößt ihn endlich um. Da ſucht der Kükewieb den hinterſten der Spieler zu haſchen, woran die übrigen alle ihn zu hindern ſuchen.)

10.

(Die Spielenden ſtehen in einem Halbkreis. In der Mitte ſtehen ihrer zwei, einer macht den Herrn, der andre ſtellt den Eſel vor. Jener fängt an:)

Eſel, Eſel, wo biſt du ſo lange geweſen?
»In der ſchönen Mühle.«
Was haſt du denn da gethan?
»Schöne Säcke getragen.«

Was war denn in den ſchönen Sacken?
»Schöne Bücher.«
Was ſtand in den ſchönen Büchern?
»Schöne Lieder.«
Eſel, ſing mir mal ein Liedchen vor!
»O Herr, ich weiß keins.«

(Zu den andern:)

Hol mir die lange Peitſche her!
»Was will der Herr damit?«
Den Eſel ſtreichen.

(Der Eſel läuft fort, die andern hinterher, und wer ihn haſcht und ſtreichen kann, wird an ſeiner Stelle Eſel.)

II.

(Beim Spießrutheniaufen, wenn einer vom Spiel gelaufen.)

Und warum haſt du das gethan?
Und warum thuſt du das?
Und darum ſollſt du Spießruth gan
Auf dieſer langen Gaß.

Vater, Mutter grämen ſich
Um den ungerathnen Sohn,
Und weil ſie thuen grämen ſich,
Haſt du den Lohn davon.

XLII.

Die klugen Mädchen.

En lütje Deern bin ik,
Kien Garen ſpinn ik,
Kann knütten, kann neien,
Kann Silverdraet dreien.

Als ik en lütje Deern weer,
Do ging ik mael ſpatzeern.
Alle Lüde frogen my:
»Woher du lutje Deern?«

»Na'n Meiergaern, na'n Meiergaern,
Wo all de ſmucken Blomen ſtaen.
De blauen Blomen plück ik af,
De roden laet ik ſtaen —

De Junggeſellen küß ik geern,
De Olen laet ik gaen.«

Vgl. das weſtphäl. Lied in Mones Anzeiger VI. S. 168.

XLIII.

Spinnerin.

Spinn Dochter ſpinn!
De Arver ſitt darin;
Spinnſt du nich en fynen Draet,
Geit de Arver en ander Straet;
Spinn Dochter, ſpinn,
De Arver ſitt darin.

Vgl. Wunderhorn III. 36.

XLIV.

Liebesgedanken.

Die Schenkin ſpricht:
Ik ſitt un denk,
Un tapp un ſchenk;
Wenn dat ſo keem
Dat he my neem?
Un he is en Zimmermann.

XLV.

Garbenbinden.

Ik und myn Liesbet willt Sommerfeld gaen,
Willt hacken und binden, als ander Lüd' doen.

Ander Lüd' hacket und bindet dat Koern,
Ik und myn Liesbet ſitt achter den Doern.

Achter den Doern da waßt mael ſchön Kruet,
Da bind ik myn Liesbet en Kränzelien uet.

Aus Ditmarſchen. Auch ſo parodiſch: Diſteln und Doern is dat nicht gut Krut? Da bind ik myn Liesbet en Kränzelien uet.

XLVI.

Zum Stelldichein.

Dat du myn Leerſten biſt,
Dat du wul weeſt;
Kumm by de Nacht, kumm by de Nacht,
Seag my wo du heeſt.

Kaem du um Mitternacht,
Kaem du Klock een,

Vader ſlöpt, Moder ſlöpt,
Ik ſlaep alleen.

Klopp an de Kamerdör,
Klopp an de Klink,
Vader meent, Moder meent,
Dat deit de Wint.

XLVII.

Das ſchöne grüne Haus.

Es gieng ein Matros an einen Brunn
Und ſchauet ins tiefe Thal;
Was ſah er in der Ferne?
Eine wunderſchöne Dam'.

»Guten Tag, guten Tag, ſchön Dämelein.«
»Schön Dank, du junger Matros.«
Er bot dem Mädchen zu trinken,
Zu trinken aus ſeinem Glas.

Sie nahm das Gläslein in ihre Hand
Und brachs in der Mitte entzwei:
»Sieh hier, ſieh da, du junger Matros,
Hier haſt du meine Treu.«

»Was ſoll ich mit deiner Treue thun?
Was ſoll ich denn damit thun?
Du biſt nur ein arme Dienſtmagd
Und ich bin ein junger Matros.«

»Daß ich nur ein arme Dienſtmagd bin,
Das wiſſen der Leute noch mehr:
Matroſe, ſo du mich nicht haben willſt,
Hat Gott mir ein andern beſcheert.«

Und als ſie auf halbem Wege kam,
Ihr Vater und Mutter waren tot:
Da war ſie das reichſte Mädchen
In ſieben Dörfern groß.

Und als der Matroſe das vernahm,
Gieng er zum Bootsmann hin:
»Ach Bootsmann, ich muß reiſen
Nach mein'm Feinsliebchen hin.«

Und als der Matroſe im Dorfe kam
Vor ein ſchönes grünes Haus:
»Feinsliebchen, biſt du darinnen,
So ſchaue doch einmal heraus.«

Feinsliebchen die schaute zum Fenster hinaus,
Und sah wohl in der Fern
Einen jungen Matrosen da stehen,
Sie liebte ihn gar zu gern.

»Was schilderst du hier, du Schilderknecht?
Was schilderst du in mein'm Land?
Als ich das letzte Mal bei dir war,
Verweigerst du mir die Hand.

Als ich dir meine Treue anbot,
Was sagtest du da zu mir?
Nun ich das reichste Mädchen bin,
Nun kenne ich auch nicht dich.«

»Feinsliebchen, so du mich nicht haben willst,
So geh ich gleich nach meinem Schiff,
Nach meinem weiten Hafen,
Wo ich allzeit so gerne bin.«

Sie nahm das silberne Becherlein,
Goß darein den rothen kühlen Wein:
»Sieh hier, sieh da, du junger Matros,
Du sollst mein eigen sein.«

Aus Marne. Offenbar eine Umbildung des bekannten Liedes: »Ich stand auf hohen Bergen und sah in tiefe Thal,« oder wie es hier bei uns gesungen wird: Ich stand auf hohen Bergen und sah die Seefahrt an ꝛc. — Uhland I. 216.

XLVIII.

Graf Hans von Holstein und seine Schwester Annchristine.

Es ritt ein Jägersmann über die Heid (den Rhein),
Er wollte Graf Holsteins Schwester frein.

»Meine Schwester Annchristine die kriegst du ja nicht,
Denn sie ist von Adel, das bist du ja nicht.«

»Und ist sie von Adel so hübsch und so fein,
So hat sie doch ein klein Kindelein.«

»Mein Jäger, das muß erlogen sein,
Meine Schwester Annchristine ist Jungfer fein.«

»Sollen alle meine Worte erlogen sein,
So laßt die Christine mal kommen herein.«

Da schickte Graf Hans Annchristine einen Boten,
Sie soll kommen zu Pferde und nicht zu Wagen.

Und als der Annchristine die Botschaft kam,
Sie soll gleich kommen zu Pferde heran:

»Was schickt mir mein Bruder einen so schlechten Boten?
Ich soll gleich kommen zu Pferde heran!

Sonst schickte er mir einen silbernen Wagen,
Die Pferde, die waren mit Golde beschlagen.

So lange mir her mein seiden Wickelband,
Darin ich will wickeln meinen jungen Zeisfant (? Prestand?).

Ich wickel ihn heut und gar zu gern,
Ich wickel ihn heut und nimmermehr.

Und langet mir her mein Beutelein fein,
Damit ich kann lohnen die Mägdelein mein.

Ich lohne sie heut und gar zu gern,
Ich lohne sie heut und nimmermehr.

Und langet mir her meinen weißen Rock,
Drin will ich mich schnüren, als wär ich eine Pupp.«

Annchristine wohl zu Pferde sprang,
Ihr gülden krauses Haar lang nieder hang.

Sie ritt wohl über Berg und Thal,
Ihr Bruder schon aus dem Fenster sah.

»Mein Jäger, das mußt gelogen sein,
Meine Schwester Annchristine ist Jungfer fein.«

»Sollen alle meine Worte gelogen sein,
So laßt die Annchristine auf den Tanzboden kein.«

Graf Hans der machte wohl nun einen Tanz,
Der Tanz der dauerte sieben Stunden lang.

»Mein Jäger, das mußt gelogen sein,
Meine Schwester Annchristine ist Jungfer fein.«

»Sollen alle meine Worte gelogen sein,
So laßt uns mal gucken den Schnürband fein.«

Und als sie nun den Schnürband guckten,
Die weiße Milch sprang ihr aus den Brüsten.

»Ich habe getrunken den rheinischen Wein,
Das zog mir in die Brüste hinein.«

»Und hast du getrunken den rheinischen Wein,
Das zieht doch nicht in die Brüste hinein.

Annchristine, willst du die Ruthe schmecken,
Oder soll ich dich mit dem Schwerte durchstechen?«

»Viel lieber will ich die Ruthe schmecken,
Eh' du du mich selbst mit dem Schwerte durchstechen.«

Er schlug sie so sehre, er schlug sie so lang
Bis Leber und Lunge aus dem Leibe ihr sprang.

»Halt ein, halt ein, lieber Bruder mein,
Prinz Friedrich von Engelland ist Schwager dein.«

»Ach Schwester, hättst du mir das eher gesagt,
So hätte ich dich nicht zu Tode geplagt.

Und kannst du noch bis morgen leben,
So will ich dir ganz Schweden geben.

Und kannst du leben noch einen Tag,
So will ich dich führen nach Engelland.«

»Ich kann nicht mehr leben eine halbe Stund,
Wolltst du mich auch führen nach Engelland.

Ich kann nicht mehr bis morgen leben,
Wolltst du mir auch ganz Schweden geben.« —

Es dauerte wohl bis an den dritten Tag,
Prinz Friederich von Engelland geritten kam.

»Guten Tag, guten Tag, lieber Schwager mein,
Wo hast du die Herzallerliebste mein?«

»Dein Herzallerliebste ist krank gewesen,
Und sie wird nun und nimmer genesen.«

»Sie haben mir unterwegs erzählt,
Du hättest sie selber zu Tode gequält.«

»Setz dich nieder, setz dich nieder an diesen Tisch,
Es sollen gleich kommen gebratene Fisch.«

»Gebratene Fische, die eß ich nicht gern,
Noch früher sollst du den Tod schmecken lern.

Lege dich, lege dich nur auf den Tisch,
Wir wollen dich hauen wie gebratene Fisch,

Daß jedes Stück nicht größer sei,
Als wie ein kleiner Fisch mag sein.«

Sie legten den Grafen wohl auf den Tisch,
Sie hauten ihn klein wie einen Fisch.

Tausendschöne die ward getragen zu Grabe,
Graf Hans den frechen Krähen und Raben.

Aus Marne in Ditmarschen. Leider ist das merkwürdige Lied vielfach zerrüttet und lückenhaft. Ohne Zweifel war es ursprünglich plattdeutsch, was auch Reime (Raben: Magen; Stock: Kopp) bestätigen können. Graf Hans, Graf Holstein oder König Hans, wie er in verschiedenen Relationen genannt wird,

ist wohl der zweite Oldenburger sein; er verheirathe (als Unionskönig) ganz Schweden. (Seine Schwester Margarethe war an Jakob III. von Schottland verheirathet.) Trotz dieser eigenthümlichen Anknüpfung aber ist der Hauptinhalt des Liedes doch vielleicht aus Dänemark herübergekommen. Ein altdänisches Lied (Danske Viser fra Middelalder II. S. 31. Grimms altdän. Heldenl. S. 322) meldet von der lillen Kirsten, Waldemars I. Schwester dasselbe, was hier der Landpriesterin durch Graf Hans geschieht. Der Jäger entspricht gewissermaßen der Königin Sophie, mehr noch Prinz Friedrich ihrem Bruder, Herrn Buris. Natürlich darf man an keine Uebersetzung denken; Schluß und Eingang beider Lieder sind durchaus verschieden. Vielmehr zeigt sich, daß das, was im 13. 14. 15. Jahrhundert in Dänemark von Waldemar und der kleinen Kirstin erzählt und zu Liedern verarbeitet wurde, im 16. Jahrhundert bei uns auf König Hans übertragen und glücklicher Weise auch in einem Liede gebildet ward; und nur die Sage vermittelt jene beiden Lieder. Lange nach dem 16. Jahrhundert kann unser Lied unmöglich entstanden sein. Sehr zu beachten ist freilich daneben das Lied vom Pfalzgrafen am Rhein im Wunderhorn I. 259.

XLIX.

Es kommt doch einmal an den Tag.

Ein Vater hatte drei Söhne. Als er nun sterbenskrank lag, da wollte er gerne noch einmal ein Häslein essen, und versprach demjenigen von seinen Söhnen, der ihm ein Häslein brächte, sein ganzes Erbe. Als nun der älteste in den Wald kam, begegnete ihm ein altes eisgraues Männchen, das war Sanct Petrus, und sprach: „Gib mir ein Bißchen ab von deinem Frühstück." Da sagte der Bursche nein, aß sein Frühstück auf und gieng in den Wald. Aber er konnte keinen Hasen treffen.

Als nun der zweite Sohn in den Wald kam, begegnete ihm auch das alte eisgraue Männchen und bat, er sollte ihm von seinem Frühstück abgeben. Da sagte er auch nein, aß sein Frühstück allein auf und gieng in den Wald, konnte aber keinen Hasen treffen. Als nun der jüngste Sohn in den Wald kam und das eisgraue Männchen ihm begegnete und ihn bat, da gab er ihm von seinem Frühstück ab, so viel er haben wollte. Dafür zeigte ihm das Männchen den Weg, auf welchem er einen Hasen treffen würde. Nun schoß der jüngste Bruder einen Hasen. Als aber die beiden andern Brüder sahen, daß er glücklicher gewesen war, als sie, da wurden sie neidisch, schlugen ihn todt und begruben ihn unter einem Hollunderbaum; so bekamen sie das Erbe ihres Vaters ganz allein.

Nach etlichen Jahren aber kam ein Hirte an den Ort, wo der Bruder begraben war, weidete sein Vieh und hieng sein Horn an den Hollunderbaum. Da fieng das Hörnlein von selber an zu blasen:

Tut, tut, tut,
Als mein Bruder mich begrub
Wohl unter dem Hollunderbaum,
Das Hüslein war mein,
Das Hüslein war mein,
I[illegible] gab mir St. Petrus ganz allein.

Da ging der Hirte zum Bauernvogt und zeigte ihm an. Der Bauernvogt kam und hörte auch das Heimlein blasen. Es kam die ganze Bauerschaft und alle hörten es mit an. Da ergriffen sie die Ubeltäter und gaben ihnen den verdienten Lohn.

Aus Lauenburg durch Gand. Arndt. Es wird auch so erzählt, daß der Hirte sich aus dem Hollunderbaum Flöten gemacht, die den Mord verraten hätten. Das stimmt zu dem Märchen bei Grimms K./M. N. 28.

1.

Die drei Schwestern.

Es stehn drei Sterne vom Himmel herab,
Sie stehn recht auf eines Königs Grab.
Dem Könige starben drei Töchter davon.

Die eine die starb des Abends ab,
Die andre die starb um Mitternacht,
Die dritte da der Tag anbrach.

Die eine die wand mit Rosen sich,
Die andre die wand mit Nelken sich,
Die dritte die wand mit Perlen gleich.

Sie faßten sich all drei recht an die Hand
Und gingen recht aus ihres Vaters Land,

Und kamen den schmalen Weg hinan;
Da begegnet ihnen ein weißer Mann.

»Ach Schwestern, ach Schwestern, wo wollt ihr hin?
Ihr gehet ja den schmalen Weg!« —

Und als sie vor die Himmelsthür kamen,
Da klopften sie ganz leise an.

St. Petrus sprach: »Wer mag es hier?«
»Es sind drei arme Seelen dafür.«
Levi nimmt er herein, eine stößt er zurück.

Da ging die eine wieder zurück
Und kam nun auf den breiten Weg;
Da begegnet ihr ein schwarzer Mann.

»Ach Schwester, ach Schwester, wo willst du hin?
Du gehst ja den breiten Weg!« —

Und als sie vor das Höllenthor kam,
Da klopfte sie ganz grausam an.

Der Teufel sprach: »Wer ist denn hier?«
»Es ist eine arme Seele dafür.«

Da kam ein böser Geist hervor
Und nahm sie herein ins Höllenthor,
Und setzte sie auf einen glühenden Stuhl,

Gab ihr einen glühenden Becher in die Hand,
Darnach ihr Mark und Ader zersprang.

Da fieng sie an zu schrein und sprach:
»Oweh, oweh, meiner Mutter Hand,
Die mich nicht nach der Schule zwang!

Oweh, oweh, meines Vaters Hand,
Der mich nicht nach der Kirche zwang!

Oweh, oweh, mein bunter Rock,
Der mich hier nach der Hölle lockt!

Oweh, oweh, meines Kutschers Pferd,
Das mich hier nach der Hölle fährt!«

Aus Ditmarschen und durch Herrn Schull. Rathjen in [illegible]
vgl. Wunderhorn II. 210. — Eine andere Relation aus Ditmarschen stimmt mehr mit der aus Rügen bei Erlach III. 65.

LI.

Der Wunderbrunnen.

Letj Elsk an grot Elsk
Säät bi Saad tu spannen.
Do faal grot Elsk jar Rock un Saad,
an letj Elsk sprang ünefter.
Do wäär a Saad ammer so widj
En heh fül smuck Stengsaaken.

Letj Elsk ging furder.
Hat kam tu an ehan Bagoven.

Klein Elske und groß Elske
Saßen am Brunnen zu spinnen.
Da fiel groß Elske ihr Rocken in den Brunnen,
Und klein Elske sprang nach.
Da war der Brunnen unten so weit
Und hatte viele lustige Dinge.

Klein Elske ging weiter.
Es kam zu einem offnen Backofen.

A Bagehn sad: »Magi mi ans ap,
Ik du di so fèl warm Braad,
Üsch man idj mest.«
Letj Ehiki nam bal nant an thenkat. *
Hat nam nant me turagh.

Do kam hat tu an Apelbuum,
Di hingat fol smek Frügt an sad:
»Skiddi mi man an idj,
So fèl üsch man mest;
Nem uk me, so fèl üsch wät.«
Letj Ehiki thenkat an nam man an letjan Apel.

Nü kam hat tu an Kü.
A Kü sad: »Molki mi ans,
De skäl so fèl waram Molk ha,
Üsch man drank mest.«
Hat thenkat an nam man letjat
För a äragst Thast,
Am a farder hat kam,
A hiätar det wurd.

Un a Fıranst sig hat noch fèl Sjüklags,
Diär altamal ham loki wul

Der Backofen sagte: »Leer mich mal aus,
Ich thu dir so viel warm Brot,
Als nur essen magst.«
Klein Ehike nahm bald nichts und dankte,
Es nahm nichts mit zurück.

Da kam es zu einem Apfelbaum,
Der hieng voll schöner Frucht und sprach:
»Schüttle mich nur und iß,
So viel als nur magst;
Nimm auch mit so viel als du willst.«
Klein Ehike dankte und nahm nur einen
kleinen Apfel.

Nun kam es zu einer Kuh.
Die Kuh sprach: »Melke mich einmal,
Du sollst so viel warme Milch haben,
Als du nur trinken magst.«
Es dankt und nahm nur wenig
Für den schlimmsten Durst,
Denn je weiter es kam,
Je heißer es ward.

In der Ferne sah es noch viel schönes,
Das allzumal sie locken wollte

* Gewöhnlich: Letj Ehiki sad: „Ik wal di wal tânki“ = Ich will dir's Dank! Geringer Ausdruck der Bescheidenheit.

Farder tu gungen.
Man hat thoogt: »Ik san jo rik en noch
In bruk man letjet.«
Hat kom turagh mr a Rek tu sin Soster.
Hat flekt äb ham, dat hat ütj a Wunnerkuul
Nat muar me nimman hed.
Grat Ghsli sprong sellew un Saad.

Hat kom tu a Bagoon,
Hat kom tu a Baam,
Hat kom tu a Kü.
A Bagoon sad: »Rugi mi ans ap,
Ik du di so fül warem Bruad,
Üs man itj meei.«
A Apelbuum sad: »Skoddi mi man an itj,
So fül üs man meei.«
A Kü sad: »Melki mi ans,
De skät so fül warem Melk ha,
Üs man drunk meei.«

Hat faan noch muar Smokt, diar ham lokat
An friinjalk bad:
Hat wul man al ha.
Grat Ghsli nam sanner Miät
An sanner am Thonkin tu thenken
Fan al det Gude so fül,

Weiter zu gehen.
Aber es dachte: »Ich bin ja reich genug
Und brauch nur wenig.«
Es kam zurück mit dem Rocken zu seiner Schwester.
Die fluchte auf sie, daß sie aus dem Wunderbrunnen
Nicht mehr mitgenommen hätte.
Groß Ghske sprang selbst in den See.

Es kam zu dem Backofen,
Es kam zu dem Baum,
Es kam zu der Kuh.
Der Backofen sprach: »Leer mich mal aus,
Ich tu dir so viel warm Brot,
Als du nur essen magst.«
Der Apfelbaum sprach: »Schüttle mich nur und iß,
So viel als nur magst.«
Die Kuh sprach: »Melke mich einmal,
Du sollst so viel warme Milch haben,
Als nur trinken magst.«

Es fand noch mehr Schönes, das sie lockte
Und freundlich bat;
Es wollte aber alles haben.
Groß Ghske nahm ohne an Maß
Und ohne an Danken zu denken
Von all dem Guten so viel,

Üsh det man dreah küd:
Hat füng an hidl Barn.

Man hark! Nü hiärd hat an Kreukin,
An al det Gubs sank weg.
Moddar an Sleddar
Ward a Grünj annar hir Fet.
Hat wel flügt, man sank weg
So jip del,
An kam nimmar weddar üb a Welt.

Als sie nur tragen konnte:
Sie nahm eine ganze Last.

Aber horch! Nun hört sie ein Krachen,
Und alles das Gute sank weg.
Moder und Morast
Ward der Boden unter ihren Füßen.
Es wollte fliehen, aber sank weg
So tief hinunter,
Und kam nimmer wieder auf die Welt.

Von Amrum durch Herrn C. Johannsen. Dr. Clement von Amrum theilte das Märchen in ziemlich abweichender Gestalt mit; es hat nicht durchweg die rhythmische Form: Klein Stikke kommt zum Apfelbaum, zur Kuh und zum Backofen, und nimmt so viel als sie mag. Dann kommt sie an ein hölzern Häuschen, wo ein altes Weib wohnt, das sie lausen muß; sie könne überall umhergehen, nur nicht in die siebente Kammer. Stikke laust sie. Die Alte schläft ein. Da streut sie ihr Grütze auf den Kopf und läßt die Küchlein sie aufpicken, geht in die Kammer, nimmt einen kleinen Sack voll Geld und flieht; der Apfelbaum rc. verrathen sie nicht. Groß Stikke, neidisch, springt nun hinein, hört nicht auf die Bitte des Apfelbaums rc., laust die Alte und raubt das Geld. Der Baum rc. verrathen sie. Die Alte packt sie und zerreißt sie mit glühenden Zangen. — Damit stimmt auch ein Märchen aus Femern: Eine Frau hat zwei Töchter, die eine ist ihre Stieftochter. Diese stößt sie in den Brunnen. Dann ähnlich wie oben: Rosenbusch, Apfelbaum, Backofen. Das alte Weib ist eine Menschenfresserin; sie entkommt glücklich mit ihrem Gelde und wird nicht verrathen. Darauf steigt die rechte Tochter in den Sodbrunnen, wird ertappt und die Hexe trinkt ihr das Blut aus. Nun steigt die Mutter in den Garten hinab, antwortet auch nicht auf den Gruß der Bäume rc., findet im Hause der Hexe viel Geld, aber auch ihre Tochter tot. Da will sie fliehen, aber die Hexe ergreift und verzehrt sie auch. So kann die Stieftochter nun vergnügt mit ihrem Gelde leben. — Diese beiden letzten Erzählungen kommen dem hessischen Märchen von Frau Holle, Grimms K. M. N. 24, näher; noch mehr einzelne Züge in den sieben Varianten (s. d. Anm. dazu). Eigenthümlich scheint bei uns der grausame Schluß, der ganz zum Charakter der Wasserwesen paßt. vgl. oben N. 345.

LII.

Früsische Reime von Silt.

1.

Meik böör di Werrig rid?
    »De Werrig es forböödem.«
Hekken heed dit feid?
    »Dear leeft kumt, ſkett tö weeten fo.«

2.

Rid, rid me Korf bi Sid:
Mearen kumt de Brid
Me böör road Kapler,
Me böör Waagkaapler,
Me gold Knoppen üp böör Sterf;
Jü well de hüle Wunter bluf.

3.

Sill, fill tö Kaarlönd
Me en Skep fell Roggel hen,
Wan de Roggi ripper,
Wan de Berri piiper,
Hen om Waaskaapler,
Om en Lääs Kapler.
Wan wü da de Kapler faa,
Da ſkell ik uk hekken haa.

4.

Karen en Maren jat tong om en Reep:
Karen wild en Weihmann haa, en Maren wild uk.
Karen moom en Stiin
En fmeet Maren aur Biin:
»Aha, min Biin, hud bleef de Stiin?«
De Stiin de fett in Maren höör Biin.

5.

    Sei en Mei
    Stönd op faar Dei.
    Jast bek jaar Brood,
    Jast bruud jaar Biir,
    Jast ſchlachtet jaar Stiir,
    En da feid Sei tö Mei:
»Hat es jit ſeeven Stünd tö Dei.«

6.

Dear kom en Skep bi Süder Sed
Me tröi jung Fräers ön de Floot.
»Hekken wear de föderft?«
Dit wear Peter Rothgrün.

»Hud sat hi sin Spöören?«
Fuar Hemmerk Jerkens Düür.
»Hekken kam tö Düür?«
Marike sallef
Me Kriik en Bekker ön de jen Hund,
En gulde Ringer aur de üdder Hund.
Jü nöödigt höm en sin Hingst iin,
Död de Hingst Haawer en Peter Wiin.
Troonk, troonk fuar des gud Dei!
Al de Brid en Britmaaner ef Wei
Litter Marike en Peter alliining.
Jü look höm iin tö Rest
En wild höm nimmer muad mest.

7.

Der Jüte als Freier auf Silt.

Dear kam en Mantje fan Ruuden
Me soowen pottig Juuden,
Me soowen Kulen fuar sin Plog,
Me soowen Griskin ön sin Slorg:
»Min hjäre litj Faamen, wan dü wett mi haa,
Saa skell dü alle min Griskin faa.«

8.

Ing en Dung,
De Klokken ja gung.
Hekken es doad?
Pua Modders es doat.
Hud kam hi tö Doad?
Bi Dosser Soad,
De brokket Kü jü Stat höm doat.

vgl. oben N. 110. 147.

9

Ein Räthsel.

Gleetoogi fert üp Stinkenbarig,
Stinkenbarig brean ünner:
Gleetoogi löp na de Hinger.
Wat mean dit?

— ? —

10.

Dear fert en Spook üp Üülkenbarig
En glüüret ön de Daagerraad.
De Barig brean ünner,
De Daagerraad splert:
Da flong de Spook fer de Hinger.

(Wahrscheinlich eine Formel zur Beschwörung eines Spuks. Man vergleiche unten.) — Durch Herrn Hansen auf Silt.

LIII.

Dœntjen.

Da seet en oel Uel in de Eck unn klabüster sik. Do keem se'n Lirumlarumpimpenfläger un sloeg de Uel op ären Plattfoet. „J," segt de Uel, „wat fleist du my? Kann ik hier nich sitten un klabüstern my?

Da weer mael en oel Buer un en oel Uel. De Buer de seet in de ene Eck, un de Uel seet in de ander Eck, un de Buer seeg de Uel an un de Uel seeg den Buern an.

Da weer mael en Buer, de plöeg syn Däel. Do sünn he niks as en stuefsteert Mues. Harr de Mues en länger Steert hatt, weer myn Geschicht oek länger west.

„Jung, wat maekst du daer?" Still, uns Weert, ik sang Mües. „Hest denn al welke?" Ja, uns Weert, wenn ik disse heff, wo ik up luer, unn denn noch een, denn heff ik twee.

En Jung' schull mael hen na den Hæker un Seep un Solt halen. Do sa' he ümmer fær sik hen Seep un Solt. He seeg awer nich na syn Föet un so full he æwer'n Bonenstang'. „Donnerwe'r, Thran un Theer," sä de, un bleev nu oek by Thran un Theer.

Daer weer mael en Mann, de harr dre Sæns. De ene heet Schack, de ander heet Schackschawwerak, de drütte heet Schackschawwerakschackenimmini. Nu weer daer oek en Fru, de harr dre Döchter. De ene heet Sipp, de ander heet Sippsiwwelip, de drütte heet Sippsiwwelippsippelimmini; un Schack kreeg Sipp, un Schackschawwerak kreeg Sippsiwwelipp, un Schackschawwerakschackenimmini kreeg Sippsiwwelippsippelimmini.

LIV.

Räthselmärchen.

I.

Ein Prediger gieng aus und wollte drei Arbeiter dingen, zwei sollten dreschen und einer Häckerling schneiden. Als er nun wieder nach Hause kam, sagte er vergnügt zu seiner Frau: „Morgen kann't Döschen unn Hackelsschnyden loesgaen." „Hest du denn Lüed funden?"

sagte die Frau. „Ja," antwortete er, „Ik un Du schöllt döschen un Nüms schall Hackelsschnoden."

Frage: Wie ist das zu verstehen, da der Prediger in vollem Ernst redete?

Antwort: Die beiden Drescher hießen Ik und Du und der dritte Arbeiter Nüms.

2.

Ein Mann war zum Tode verurtheilt. Da gieng seine Frau hin und bat bei dem Richter um sein Leben. Da sagten die Richter: „Wenn du uns ein Räthsel aufgibst, das wir nicht errathen können, so sollst du deinen Mann wieder haben." Nun sprach die Frau:

As ik hin güng, as ik wedder kam,
Den Lebendigen ik uet den Doden nam.
Süß de güngen de Sawten quitt,
Raet to, gy Herren, nu is't Tyt.

Da konnten die Richter es nicht errathen und musten den Mann freigeben. Frage: Kannst du das Räthsel errathen?

Antwort: Als die Frau hingieng, fand sie am Wege ein Pferdegerippe und in dem Pferdegerippe ein Vogelnest, und in dem Vogelnest sechs Junge. Die sechs Jungen nahm sie mit, und also gingen sechs den Siebenten quitt, und aus dem Toten nahm sie die Lebendigen.

So erzählt man auch: Einer Frau war ihr Hund, der Ilo hieß, gestorben. Da hatte sie sich aus seinem Fell ein paar Schuhe machen lassen. Als nun ihrem Mann das Leben abgesprochen ward, rettete sie ihn, indem sie den Richtern dies Räthsel aufgab, das sie nicht lösen konnten:

Op Ilo ga ik,
Op Ilo sta ik,
Op Ilo kumm ik herangerannt,
Ilo is my wul bekannt,
Op Ilo keer un wend' ik my.
Op Ilo heff ik Freud und Leid:
Rathet, ihr Herren, nun ist es Zeit.

LV.

Einige Räthsel.

1.

Da köem en Vagel sedderlos
Un sett sik op'n Boem blattlos.
Da köem de Jungfru wundelos
Un freet den Vagel sedderlos
Van den Boem blattlos.

Schnee.

2.

Keem Mennecke van Aken
Mit en witt Laken.
He meente, he kunde de ganze Welt bedecken,
He kunn doch nich awer de Elwe recken.

Schnee.

3.

Achter myn Vaders Kamer
Daer hangt en blanken Hamer;
Wer damit timmern kann,
Dat is en künstlichen Mann.

Eiszapfen.

4.

Daer stünn en oel Mann op een Bern,
Harr hunderdusent Swyn by sik.
Se weren all pickenswart,
Se sören all snirk, snark.

Schleddorn.

5.

Ich ging mal über drei Ellen, (?)
Soll mir Gott helfen:
Ich fand da ein klein Meisterstück,
Wie mein kleiner Finger dick.
Ich machte mir zwei Seiten Speck,
Einen Backtrog,
Einen Schweinstrog,
Ein Milchfaß.
Rath mal, was ist das?

Eichel.

6.

Höger as en Huus,
Lütter as en Muus,
Gröner as Gras,
Witter as Flaß,
Bitter as en Gall,
Un doch magen de Herrn dat all.

Wallnuß.

7.

In den Gorden stunn en Kutsch, *
Hier en Kutsch un daer en Kutsch.
In de Kutsch de weer en Dorf,
Hier en Dorf un daer en Dorf.

* Das Räthsel, im Anfang und Schluß wenig verändert, wird auch als Lied beim Ringeltanz gebraucht.

Von de Duef daer flöeg en Fedder,
  Hier en Fedder, daer en Fedder.
Uet de Fedder word' en Bett,
  Hier en Bett un daer en Bett.
In dat Bett da slöep en Knecht,
  Hier en Knecht un daer en Knecht.
Vor dat Bett da stünn en Werg,
  Hier en Werg un daer en Werg.
In de Werg da slöep en Kind,
  Hier en Kind un daer en Kind.
Nu rade, wat is dat?

Eine große Bohne.

8.

Daer sett en Jumfer up den Boom,
Harr en roden Rock an,
Harr en Steen achterin,
Rade mael, wat dat mag syn?

Apfel oder Kirsche.

9.

Kumt en Tunn von Engelland,
Sunder Boen un sunder Band,
Is tweerlei Beer in.

Ei.

10.

To Wittenberg im Dome
Da is en gäle Blome,
Un wer de gäle Blom wil ären,
De mutt ganz Wittenberg tobräken.

Ei.

11.

Ich weiß ein kleines weißes Haus,
  Hat keine Fenster und auch keine Thore,
Und will ein kleiner Wirth heraus,
  So muß er erst die Wand durchbohren.

Ei mit einem Küchlein.

12.

Daer kemm en Mann ut Egypten;
Syn Rock weer ut dusend Stücken,
Harr en knakern Angesicht,
Harr en Kamm un kemmt sik nicht.

Hahn.

13.

En Vagel in de Luft geswärmt,
Desgleyken nich up Eerden lärmt.
He is so bitig gewessen,
Un wenn he hungrig ward,
Frit he nägen un nägentig Ossen.

Wetterhahn (Blitz?).

14.

Da flügt en Vagel stark
Twischen hier un Dännemark.
Wat hett he in syn Kropp?
Twölf Last Hopp.
Wat hett he op syn Kryn?
Twölf Jumfern de sint schon.
Daby en Fatt mit Wyn,
Mutt dat nich en braven Vagel syn?

Schiff.

15.

Daer leep en lütjen Mann in roden Rock.
He sä: »Moder, waert juw Höner doch!
Fer juwe Hunt bün ik gaer nich bangen.«

Wurm.

16.

En holten Hues, en ysern Dar,
Fyf darin un fyf dafar.

Hackselladе.

17.

Gryse, gryse, grau
Steit all Nacht in Dau,
Hett keen Fleesch un Bloet,
Deit likes alle Minschen goet.

Mühle.

18.

Tweebeen seet op Dreebeen,
Do neem Veerbeen Tweebeen Eenbeen.
Do neem Tweebeen Dreebeen un smeet Veerbeen,
Dat Veerbeen Eenbeen fallen leet.

Mensch, Hüker (dreibeiniger Stuhl ohne Lehne), Hund, Knochen.

19.

Daer leep en lütj' Hündjen wul awert Feld,
He harr syn Steert so krues opkrellt.
Ik do dy't Woert wul in den Mund,
Schast doch nich raden: Wo heet de lütje Hund?

Wo.

20

Da was mael en Hunt,
Un de was bunt.
Den Hündgen syn Naem was mi ne vergäten.
Heff dreemael seggt,
Schast likes ne wäten:
Wat förn Naem harr de Hunt?

Was.

21.

De Küster unn syn Süster,
De Preester unn syn Fro
De gingen dörch de Heier
Unn sünnen en Vagelnest mit veer Eier.
Unn jeder neem een uet,
Bleef doch noch een in.

Die Schwester des Küsters war nemlich die Frau des Predigers.

22.

Keem en Deert ut Noerden,
Harr veer Oren,
Harr söß Föet,
Harr en langen Steert.
Rade, rade wat is dat?

Ein Reiter.

23.

Veer Löpers,
Veer Stöters,
En Smicksmack,
En Brotsack,
Rad' mael, wat is dat?

Wagen mit Fuhrmann und Pferden.

24.

Achtern Aven staen en paer Klawen.
Op de Klawen da steit en Tonn,
Op de Tonn daer steit en Trechter,
Ewer den Trechter da is en Licker,
Ewer den Licker da is en Rüker,
Ewer den Rüker da sint twe Kyker,
Ewer de Kykers daer steit wat Gras,
Daer lopen sette Ossen up un af.

Jung und Alt.

LVI.

Sprüche und Segen.

(Jeder Segen wird dreimal leise wiederholt und bei dem J. N. G. rc. ein Kreuz geschlagen. Mehrere der hier aus mündlicher Überlieferung mitgetheilten finden sich nach Aufzeichnungen aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert in Grimms Mythol. Anhang. CXXXVI. ffg. 1ste Ausgabe, und in Mones Anzeiger. 1833, 231. 1837, 461 ffg.)

1.

An den Marienkäfer (coccinella septempunctata).

Aus der Elbmarsch:

Maikatt,
Flügg weg,
Stüff weg,
Bring' my morgen gort Wedder med.

Aus Plön:

Marspäert (Markpäert), fleeg in Himmel!
Bring' my'n Sack voll Kringeln,
My een, dy een,
Alle lütten Engeln een.

2.

An den Schmetterling.

Kätelböter (Sommervagel) sett dy!
Näes un Mund de blött dy.

oder in Ditmarschen auch:

Schomaker (Flærlær, Bottervagel) sett dy!
Schast ock Speck un Brot hebben.

(Der Reim gehört wohl eigentlich der Libelle, dem Speckfräter oder Gadespäert (Gottespferd); man nennt auch den Marienkäfer uns Herrgott syn best Päert.)

3.

An eine Schnecke.

Slingemues,
Kruep uet dyn Hues,
Stick all dyn veer, sief Höern uet.
Wullt du's nech uetstäken,
Will ik dyn Hues tobräken.
Slingemues ꝛc.

oder: Snaek, Snaek komm heruet,
Sunst tobräk ik dy dyn Hues.

oder in Ditmarschen (wo auch der erste Spruch bekannt ist):

Tækeltuet
Kruep uet dyn Hues,
Dyn Hues hat brennt,
Dyn Kinder de schriegt (flennt?)
Dyn Fru de ligt in Wäken:
Kann'k dy nich mael spräken?
Tækeltuet ꝛc.

Vgl. Mythol. S. 658.

4.

An den Kukuk (vgl. oben S. 480)

Kukuk in Häwen
Wo lang' schal ik läwen?
Sett dy in de gröne Grastyt
Un tell myn Jaerstyt.

oder in Lauenburg:

Kukuk,
Spekbuk,
Ik bit dy:
Seg my doch,
Wo väel Joer
Läw' ik noch?

5.

Wenn die Knaben sich Weidenflöten (Wichelfleuten) machen, singen sie, den Weidenstock klopfend:

Fabian Sebastian,
Laet den Saft uet Holt gaen.

oder im östlichen Holstein:

Baß, Baß, Baß, Buribaß,
Gif my en gode Fleit (goden Brummel) af;
Ik gäv' dy een werrer af.

Vgl. Mythok. S. 1190. — Es ist ein gemeiner Glaube: »Fabian Sebastian (Jan. 20.) Let den Saft int Holt gaen.« Dann darf kein Holz mehr gefällt werden.

6.

An den Hollunder. — Arnkiel I. 179. erzählt:

Man hat den Ellhorn auch heilig gehalten, daß ein Part diesen Baum nicht dürfen unterhauen. Wo sie aber denselben unterhauen musten, haben sie vorher pflegen dieß Gebet zu thun:

Frau Ellhorn,
Gib mir was von deinem Holz;
Denn will ich dir von meinem auch was geben,
Wann es wächst im Walde.

Welches theils mit gebeugten Knien, entblößtem Haupte und gefaltenen Händen zu thun gewohnt, so ich in meinen jungen Jahren zum öftern beides gehört und gesehen. (Vgl. oben S. 378 flg.)

7.

Wenn die Kuh gezeichnet ist.

Addern (Ottern) un Schlangen
Legen in Sanden.
Un so gewann
Un so verschwann
Un so verschwann düt oek.

8.

Ist ein Pferd oder eine Kuh krank, ziehe man ihnen ein Messer durchs Maul und spreche dazu:

Dat Beest ik krank
Van öten und drinken,
Van Water und van Winde.
So verswinde
Dat, as de Dauw van dem Grase verswindet.

Staatsbürgerl. Magaz. Bd. 10. 1107.

9.

Wenn eine Kuh verfangen ist.

Dat Beest het sik versankt,
In Frötent un Supent,
In Water un Wint.
Ik will dit stillen
Mit Marien Kint.
J. N. ꝛc.

Oder hat eine Kuh sich verfangen, so spreche man dreimal leise, dabei das Thier dreimal mit der Hand über den Rücken streichend:

Kuh, Kuh, Kuh,
Du bist verfangt,
Unser Herr Christus ist gehangt.
Kuh, Kuh, Kuh,
Du bist vom Verfangen los.
Unser Herr Christus ist vom Hangen los.
J. N. ꝛc.

Ebenfalls:

Uns Herr Christus syn Hangenbloet,
Damit still ik düt Verfangenbloet.

10.

Hat ein Rind den Voß (die Bräune), so muß eine schwangere Frau ihm dreimal in den Mund blasen und sprechen:

Voß, ik rade dik,
Ungebaren jagt dik.
J. N. ꝛc.

11.

Beim Blutstillen.

Auf unserm Herrn Gott sein Haupt,
Da blühen drei Rosen,
Die erste ist seine Tugend,
Die zweite ist seine Jugend,
Die dritte ist sein Will.
Blut, steh du in der Wunde still,
Daß du weder Geschwüre
Noch Eiterbeulen gebest.
J. N. ꝛc.

oder:

Bloet sta still
Na uns Herr Christus syn Will.
Im Namen Gottes des Vaters und Sohn:
Nu steit dat Bloet schon.

oder:

Ich sage dir Blut, stehe still,
Es ist Maria ihr Will,
Es ist Maria ihr Begehr,
Seh du mir nun und immermehr.
J. N. ꝛc.

Ehe die Blutung kommt:

Blut, ich sage dir, du sollst stehen und must stehen.

Ebenso auch gegen Kopfschmerz, Herzklopfen ꝛc.

12.

Gegen den Mord (Schlagfluß).

Mord, du hest äer daelschlaen:
Unse Herr Christus segt,
Du schast wedder upstaen.

oder:

Uns Herr Christus un de Moert
De güngen tosamen dær en enge Poert.
Uns Herr Christus de gewann,
De Schlag un de Moert verschwand.

13.

Gegen das Schluckſen,

dreimal in einem Athem zu sprechen:

Schluckop,
Loep lank Buek op,
Loep lankt Redder (einen eingezäunten Weg),
Kumm nich wedder.

oder:

Schluckop un ik
Wy stegen dær en Knick,
Ik köem daerdær,
Schluckop bleef dafær.

oder:

Schluckop un ik
Gingen æwern Weg,
Schluckop füll' rin
Un ik leep weg.

oder aus Lauenburg:

Hukup,
Sluckup,
Loep lang' de Häg',
Kum nümmer to Wäg',
Hukup ga weg.
Ga vör min Nabers Dær,
Maek' en lüttes Knickschen fær,
Hukup ga weg.

14.

Gegen die Kolk (Kolik?).

Kolk, ik rade dy mit en Füerfatt uet dat Hues.
En brave Mann un en böse Wief,
Damit rade ik dy de Kolk uet dynen Lief.

J. N. ꝛc.

15.

Gegen das Fieber.

Man ſchreibt in den Schornſtein oder auf einen Zettel, den der Kranke eſſen muß:

Fieber bleib aus,
NN. iſt nicht zu Haus.

16.

Bei ſtillen Schmerzen (Rheumatismus)

Chriſtus durch den Wunden dein
Entziehen allen Unglück dein
Fünf Wunden Gottes helfen dir
Denn bin ich deine Arzenei für und für. (sic)
J. N. N.

17.

Gegen Gicht.

Guden Abend, Herr Jecht,
Ik bring em hundert nägenunnägentig Gicht.
Nümm ſe man an,
So bün ik darvan.

oder:

Man faßt eine Eiche oder den jungen Schößling einer ſchon abgeſchlagenen Eiche (Elenheſſen) an und ſpricht:

Elenheſſen, ik klag dy,
Al de ryten Gicht de plagt my.
Ik kann dar nich fer gorn,
Du kannſt damit beſtaen.
Den erſten Vogel, de ower dy flügt,
Den gif dat mit in de Flucht,
De närm dat mit in de Lucht.
J. N. N.

18.

Gegen die engliſche Krankheit.

Engeliſche Krankheit verſwinn,
Wie de Dau an de Sünn,
Wie de Kukuk vör den Sevenſtern.

19.

Gegen Flechten.

De Hechel un de Flechel
De gingen all beid ower en Stechel.
De Hechel de gewann
Un de Flechel verſwann.
J. N. N.

20.

Gegen den Warmgrund (timea).

Man holt ſtillſchweigend Waſſer und wäſcht den Kopf damit ſogleich lauwarm, ſprechend:

So ſtanden drei Mädchen wohl vor dem Brunn,
De ene de wuſch, de ander de wrung',
Darin iſ verdrunken en Katt un en Hunt,
Damit verdrew ik dy den Warmgrunt.

Vgl. Provinzialberichte 1797. S. 238.

21.

Gegen die Roſe (Hellbink).

Ik ſegg: Hellbink, Hellbink,
Du ſchaſt ni ſtäken,
Du ſchaſt ni bräken.
Hellbink, Hellbink,
Du ſchaſt ni kellen, (quälen, plagen)
Du ſchaſt ni ſchwellen.
Dat ſchaſt du ny doen,
Dat ſchaſt du ny doen.

oder:

Peter un Paul gingen awer Moer.
Wat begegen äer daer?
Hellbink, Hellbink! —
»Hellbink, wo wullt du hin?«
Na'n Dörp.
»Wat wullt du daer?«
Kellen un ſchwellen un wer doen.
»Dat ſchaſt du ny doen,
Dat befäel ik dy in Gottes Namen.«

oder:

Hilbink, ik ra' dy.
Na' ik dy nich ſeer,
So jag' ik dy noch väel meer.
J. R. ꝛc.

(Dies wird auch dreimal geſprochen, nach einer Pauſe noch dreimal, und nach einer neuen Pauſe wieder dreimal. Jedesmal wird die kranke Stelle dabei kreuzweiſe angeblaſen.)

oder:

Rode Roſ' un witte Roſ',
Dunkle Roſ' un helle Roſ',
Verſwinn,
Wie de Dau vör de Sünn.

22.

Gegen die Wolfroſe.

Petrus un Paulus
Gingen uet Kruet to ſöken;

Daer wollen ſe de Roſ mit vertern,
De Kelleroſ, de Schorlleroſ,
De Stäkeroſ, de Bräkeroſ,
De Blätterroſ;
Awer allens wollen ſe damit vertern.
J. K. G. ꝛc.

23.

Beim Gewächs.

Man legt den Finger darauf und darf nicht darauf ſehen, indem man ſpricht:

Wat ich ſeh, das wächſt,
Wat ich ſeh, das vergeht.
J. K. ꝛc.

Gegen Warzen gibt es nur ein Mittel. Man kann ſie nur im Mondſchein los werden. Man muß ſich bei zunehmendem Mond ins Freie begeben, den Mond ſtarr anblicken und mit der Hand über die die Warzen hinſtreichen, unter dieſen Worten:

Wat ich anſehe, nimmt zu,
Wat ich überſtreiche, nimmt ab.

Ähnliche Mittel wird der vor Kurzem unter großem Zulauf hier herumziehende Mondſcheinmann angewandt haben, um damit Lahme, Blinde und andere Kranke zu heilen.

24.

Gegen den Abel oder Fick (Wurm) im Finger.

Nicht zu ſchnell und zur Zeit nur einmal zu ſprechen:

De Abel un de Stoel
De gungen beid an einen Poel
De Abel de verſwunn,
De Stoel de gewunn.
J. K.

25.

Gegen Schmerz im Finger.

Ik rob' en Bäten
Mit Heiſterknaken,
Mit Kreienſöten,
Schal by de Werbag' utern Finger ſaken.

26.

Wenn man ſich den Fuß vertreten.

Ik hol' myn Fort in'n Kattengang', (wo die Katzen durchſpringen können)
So ſtill ik wat den Swirrband.

27.

Bei einem Maal auf dem Auge.

Daer ſeten dre Jünfern an den Weg.
De een de pueſt dat Sant uten Weg,
De ander de pueſt dat Lov vannen Boem,
De drüer de pueſt dat Mael von Oeg.
J. N. x.

oder:

Statt kreuzweiſe zu puſten, wird mit Stahl und Stein überkreuz Feuer geſchlagen:

Hier ſchrief ik enen Rink
Mit en ſtalern Meſſer.
De Rink is ſunt, (geſund)
Dat Hildink verſchwund.

28.

Gegen den Brand.

Brant, Brant,
Du griſt ewer Moor un Lant.
Mit myn geſegnete Hant
Rade ik düſſen Brant.
J. N. x.

oder:

Petrus und Johannes
Giengen beide wanderin.
Petrus nahm den Stab in die Hand,
Damit ſtill ik dy den Brand.

oder:

Hoch is de Hämen, (Himmel)
Koet is de Krämen, (Krebs)
Koelt is de Dobenhant,
Damit ſtill ik düſſen Brant.
J. N. x.

oder:

Hoch is de Hämen,
Koelt is de Rämen (Nebel) x.

29.

Beim Flachsſäen ſpreche man:

Flaß, ik ſtreu dy in den Sant:
Du muſt waſſen as en Arm dick
Un as en Käerl lank.

So auch beim Wurzelſäen:

Du ſchuſt waſſen as en Been dick
Un as en Arm lank.

30.

Damit die Hexen nicht über Nacht den Rahm von der Milch nehmen, ſpricht man beim Zudecken des Topfes:

Hex un her,
Un webber um de Dar!
Wat heſt du by myn Roompott verlaren?

31.

Das Feuer zu beſprechen.

Gott und Petrus gehen übers Land,
Sie ſehen brennen einen Brand.
Brand, du ſollſt nicht brennen,
Brand, du ſollſt nicht ſengen,
Brand, du ſollſt nicht hitzen,
Brand, du ſollſt nicht ſchwitzen,
Bis die liebe Mutter Gottes
Ihren andern Sohn ſollte gebären.
J. M. X.

32.

Ofen anbeten beim Pfänderſpiel.

Amen, Amen, ik bäd' dy an,
'sWinters biſt du'n goden Mann,
'sSommers ſeh ik dy nich an.

33.

Beim Regenwetter.

Rägen, Rägen ruſch'!
De König ſeert to Buſch.
Laet den Rägen awergaen,
Laet de Sünn webberkamen.
Lewe Sünn, kam' webber
Mit dyn golden Fedder,
Mit dyn golden Straten
Beſchyn uns alte maten.
(Beſchyn dat ganze Engelland,
Da hangt de Klocken an de Wand,
Wo Maria baven ſitt
Mit dat lütje Kind in Schort.
Hatt en Stutenbotterbrot,
My wat, dy wat,
Unſe lütje Marſchlatt wat;
Denn hewt wy altomael wat.)

34.

Einen Dieb zum Stehen zu bringen.

Mutter Maria reiste wohl über das Land,
Sie hat ihr liebes Kind bei der Hand.

Da kamen die Diebe und wollten ſtehlen.
Da ſprach ſie zu St. Peter: Binde!
St. Peter ſprach: Ich habe gebunden
Mit eiſernen Banden mit Gottes Handen.
Du, Dieb und Diebin, ſollſt gebunden ſein.
Wiederum ſollſt du ſtille ſtehen und nirgends hingehen.
Du ſollt ſtehen als ein Stock und ſtarr ſehen als ein Bock,
Und zählen all das Gras, das auf der Erde wachſt.
Wiederum ſollt du ſtille ſtehen und nirgends hingehen,
Sollt ſtehen als ein Stock und ſtarr ſehen als ein Bock
Und zählen die Sterne, die am Himmel ſtehen.
Wiederum ſollt du ſtille ſtehen und nirgends hingehen;
Du ſollt ſtehen als ein Stock und ſtarr ſehen als ein Bock
Und zählen den Sand, der liegt am Meeresgrund.
Wiederum ſollt du ſtille ſtehen und nirgends hingehen;
Du ſollt ſtehen als ein Stock und ſtarr ſehen als ein Bock,
Bis ich dir mit meiner Zunge Urlaub gebe.
Den Himmel gebe ich dir zu deiner Hütte,
Und die Erde zu Schuhen deiner Füße.
Amen! in des Teufels Namen.

35.

In Schleswiger Hexenprozeßacten wird erzählt, daß einmal drei Kunſtfrauen (Zauberinnen) beſchloſſen, den Müller Claus Selk von ſeiner Mühle zu treiben und darauf um Leib und Leben zu bringen. Sie holten aus St. Jürgen, der Vorſtadt, für einen Witten (alte Scheidemünze) Milch, kochten ſie unter Anrufung aller Teufel, und füllten ſie dann unter denſelben Ausrufungen mit Löffeln auf zwei heiße Steine aus, indem ſie ſprachen:

So ſoll in aller Teufel Namen
Der Müller vergehen,
Wie die Milch auf den heißen Steinen.

Und dann rief die eine:

Amen! in aller Teufel Namen.

36.

Gegen Hieb und Stich geſichert iſt der, der ein weißes Pergament mit dieſem Zeichen † A. 36. m. 9. ††† bei ſich trägt und dann, wenn der Stich geſchehen ſoll, ſagt:

Ich beſchwöre dich, Degen gut,
Daß du nicht von mir ſollt bringen Blut;
Dies zähl ich dir, Schwert, zur Buß.
In den Namen der Geiſter Gufalon, Samalecti ꝛc.

Laß Huſumſche Nachrichten I. 151.

37.

Liebesſegen.

Will eine Jungfer ihren zukünftigen Bräutigam ſehen, ſo muß ſie zur Mitternacht vor Neujahr rückwärts in der Küchenthür ſtehen und ſprechen:

Gott grüß dich Abendſtern,
Du ſcheinſt ſo hell von fern,
über Oſten, über Weſten,
über alle Kreiennesten.
Iſt einer zu mein Liebchen geboren,
Iſt einer zu mein Liebchen erkoren,
Der komm, als er geht,
Als er ſteht,
In ſein täglich Kleid.

Laß Huſumſche Nachrichten I. 151.

38.

Segen über Neuvermählte.

Neocorus I. 116. erzählt: (Wenn Braut und Bräutigam zu Bette gebracht ſind,) den wert ehn beiden togedrunken. Wenn ſe Beſcheid geben, bevet an de oldſte Schaffer, edder wol darto geheten, ſe to bewritten, dat alſo togeit. He tuet ein Schwert edder Pook (Meſſer) uet, ſchermet darmit aver dem Bedde unde geſegnet ſe mit dieſen Worden, welche he dreemael wedderhalet:

Hier bewritte ik twe Kinder,
Twe ſaliglike Kinder,
Al wat ſe telt, ſchal ſalig ſin.
(Gott gewe enen Glück und Segen
Up allen enen Wegen und Stegen;
Gott gewe enen Glück und Eren,
Weiken ſe ſik wenden unde keren;)
Gott gewe enen ſo vele junge Söne,
Als de Karkenlebber heft Trome;
Gott gewe enen ſo vele junge Döchter,
(As dat Hues heft Rechter (katten?))
Des frowen ſik beide Geſchlechte.

Peters Mohrs Hans Detlefs (zur Verfaſſung ꝛc. S. 202) enthält wieder mehr, als Neocorus. Die Originalhandſchrift des Hans Detlefs theilt den Spruch gar nicht mit. Bewritten heißt urſprünglich beſchreiben (Runenſtäbe, die ja die Kraft hatten, fruchtbar und unfruchtbar zu machen?) vgl. Wilh. Wackernagel in Haupts Zeitſchr. für deutſches Alterth. III. 41.

39.

Zur guten Nacht.

To Bett, to Bett,
De'n Leevſten hett.
De kenen hett,
Mutt oek to Bett.

Goden Abent, gode Nacht!
Mit Roſen bedacht,
Mit Nägelken beſtäken
Kruey ünner de Döken!
Morgen frö, wills Gott, wöln wy uns wedder ſpräken.

Vgl. den Wunſch aus dem 15. ſec. in Mones Anzeiger 1834, 290.

Herr Jeſu, ik will ſlapen gaen:
Lat vertein Engel by my ſtaen!
Twee to mynen Hörnen,
Twee to mynen Föten,
Twee to myner rechter Hant,
Twee to mynes luchter Hant,
Twee de my decken,
Twee de my wecken,
Twee de my wyſen
In dat himmliſche Paradieſen.

Vgl. Schütze Idiotik. I. 76. Firmenich S. 246.

Nu will ik ſlapen gaen
Und my op mynen Gott verlaten.
Und wenn de bitter Doet kümmt
Und will my beſtyken,
So ſöer my,
Herr Jeſu,
In dyn Himmelryke.

Dieſen und den vorhergehenden Spruch führt ſchon Agricola zum 547ſten Sprichwort an.

Nachlese.

Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe.

Ev. Joh. 6, 12. 13.

DXIII.

Die jungen Wölfe.

(S. A. I.)

Eine leibeigene Bäuerin ward ohne fremde Hilfe von zwölf Söhnen auf einmal entbunden. Voller Sorge darüber, was sie mit so vielen Kindern beginnen und wie sie dieselben ernähren sollte, kam sie zu dem Entschluß, alle zwölf ins Waſſer zu tragen und zu ertränken. Sie nahm sie in ihre Schürze und begab sich auf den Weg zu einem Teiche. Da begegnete ihr der Gutsherr, und wie er das Quieken und Wimmern in der Schürze hörte, fragte er die Frau, was sie da trage. Sie antwortete: „Zwölf junge Wölfe, die ich in dem Teich ertränken will.“ Der Edelmann ward neugierig, ließ sich die Schürze öffnen, und da er nun die zwölf neugebornen Kinder sah, befahl er der Frau, alle wieder nach Hauſe zu tragen. Er ließ sie dann auf seine Kosten erziehen und legte ihnen den Namen Wulf oder Wolf bei. Und diese zwölf Knaben sind die Stammväter aller geworden, die diesen Namen bis auf den heutigen Tag führen.

Durch Herrn Schull. Kirchmann in Eutin. Man vergleiche die beiden langobardischen Sagen bei Paul. Diac. I. 15. und Grimms D. S. A. 406 b., die welſiſch-bairiſche ebendaſ. A. 515., die ſchwäbiſche ebendaſ. 517., eine thüringiſche ebendaſ. 571., die flämiſche bei Wolf niederländ. Sagen A. 128. vgl. Haupts und Hoffm. Altd. Blätter I. 128 fgg. und Leos Abhandlung über den Beowulf S. 19 fgg.

DXIV.

Graf Geert.

(S. A. 22.)

Graf Geert der große war überaus prachtliebend und freigebig. Einmal, da er mit einem großen Heere aus Flandern heimkehrte und in die Stadt Nimwegen kam, so feierte gerade der Herzog Reinold von Geldern da mit einer Tochter des Königs von England Hochzeit in großer Herrlichkeit. Obwohl nun Graf Geert nicht früher davon gewuſt, so beſchloß er dennoch zu bleiben, um den Herzog zu ehren, und ſtellte auch einen Hof und ein Feſt an mit großem Gepränge. Da es an Holz für die Küche gebrach, befahl er die Tiſchgeräthe, als Schüſſeln und Gefäße und anderes, ſoviel zur Hand war, unter

die Keſſel zu legen und zu verbrennen. Denn er wollte nicht, daß man Kohlen oder Torf an ſeinem Feſt brennte. Alſo übertraf der Gaſt und Fremde das Feſt des Herzogs vom Lande in Allem, was ſowohl Speiſe und Trank angieng, als auch Muſik und andere Zurüſtungen. Endlich nahm er vom Herzog Abſchied, nachdem er noch ſeine junge Gemahlin mit koſtbaren Kleinoden reich beſchenkt, und kehrte darauf unter ehrenvollem Geleit in ſein Land zurück.

Hermann von Lerbeke Chron. Schowenburg. bei Meib. SS. RR. GG. I. 516. — Reinold von Geldern vermählte ſich 1331 mit Eleonore von England. Wahrſcheinlich meint unſere Sage Heinrich den eiſernen.

DXV.

Graf Klaes.

(1357.) (S. N. 25.)

Graf Klaes hatte zu einer Zeit viele Schlöſſer auf Fühnen inne, die ihm der König Waldemar in Pfand gegeben. Dieſer aber verſuchte mit einem großen Heer ſie ihn wieder abzunehmen. Denn er belagerte die Burg Hakenſchow, die Herr Benedict von Alevelde inne hatte, und war mit davor in eigener Perſon. Er verſuchte es auf einen Tag, ſie mit Sturm zu gewinnen, erſt mit den Schildknechten, die ihrer Junker Panzer anhatten, und als die tot geſchlagen waren, noch einmal mit den Bauern. Da ſagten ſeine Edelleute und Hofgeſinden zu ihm, warum er doch wolte ſein Volk vergebens in die Wagſchale hengen? ob er nicht ſähe, daß man denen auf der Burg mit Bauern nicht möchte widerſtehn oder ſie erſtürmen. Der König antwortete und ſagte: „Ich ſehe, daß ihr nicht daran wollet; ſo muß ich die dazu anſetzen, die ich dazu vermag. Der Schildknechte und Bauern Mutter iſt nicht tot, deren ſind noch mehr da.“ Doch muſte der König von der Burg wieder abziehn, als viele Leute davor gefallen waren und er ſeinen Willen nicht ſchaffen mochte.

Weiter hatte Graf Klaes auf demſelben Eiland Fühnen eine Burg auf dem Manberge erbaut. Da erwartete er den König mit den ſeinen jeden Tag. Eines Tages aber, da die Frau des genannten Herrn Benedict von Alevelde verſtorben war und ſollte begraben werden, haſteten die Holſten zu dem Begräbnis. Das ward der König gewahr und kommt mit ſeinem Heer zu dem Grafen Klaes und lieferte ihm eine Schlacht auf dem Manberge, und behielt das Feld und ſchlug zu Tode und griff viele Holſten. Graf Klaes verlor ein Auge im Kampfe und ward von einem däniſchen Reiter gefangen. Der zog ihm den Panzer aus und ließ ihn geloben, daß er wieder käme, darauf er ihm erlaubte, zu gehen wohin er wollte. Der Graf kam zu einem Bekannten und entwich alſo wund vom Felde und kam wieder in ſein eigen Land. Abends aber oder des andern Tages nach

dem Siege wollte der Kön[illegible]issen, wie es in der Schlacht ergangen wäre und was er für Gefangene hätte. Da kam einer mit den Waffen, Schild und Panzer des Grafen Klaes. Der König, da er dieses sah, fragte, wo der geblieben, dem der Panzer gehört und wie er sich genannt hätte. Da antwortete der Mann und sagte, er hätte sich Klaes Holste von Rendsburg genannt. Der König antwortete: „Er hat sich den rechten Namen gegeben, aber hättest du ihn behalten, so wärest du seiner am sichersten gewesen."

Presbyter Brem. bei Westphal. III. 95 fg. Hunfeld I. 513., dem Dahlmann folgt, gibt die Erzählung von Klaes Gefangennahme weniger sagenhaft, doch sehr übereinstimmend. Von dem vorausgehenden Ereignis weiß er nicht. Die ältere latein. Chronik im Archiv II. 214. erwähnt die Gefangennahme kurz als ein Gerücht.

DXVI.

Herzog Adolf in England.

(† 1586.) (S. R. 21. 1. 2.)

Herzog Adolf, König Friederich des ersten Sohn, der Besieger der Ditmarschen, war von Jugend auf ein beherzter und streitbarer Held. Als das Gerücht von seinen Heldentugenden nach England erschollen, hat ihm die Königin Elisabeth geschrieben, daß er in ihre Dienste kommen möchte. Man meint, daß sie ihn hat heiraten wollen und dadurch König Erichs von Schweden Bewerbung wäre verhindert worden. Herzog Adolf hat zu großer Verwunderung Vieler an der Königin Hofe einem ihm entgegenkommenden Löwen die Hand unbeschädigt auf den Kopf gelegt und zu den Zuschauern gesagt, man sollte es ihm nachthun.

Adam Olearii Chronic. (1671. 4.) S. 35.

DXVII.

Klaes Störtebeker und Gödemicheel.

(1402.) (S. R. 35.)

Caspar Dankwerth in seiner ungedruckten Chronik zum Jahre 1401 (?), wie auch Happelius, der lange Zeit in Hamburg gewohnt, bezeugen, daß man zu ihrer Zeit noch ein altes Lied von Klaes Störtebeker und Göde Micheel gesungen habe. Davon kennt man jetzt nur noch den Anfang, der so lautet:

Störtebäck un Gotmicheel
Roeften beid to glyke Deel
To Water un to Landen.
Se roeften so lank dat't Gott verdroet,
Do worden se to Schanden.

Und eine andre Stelle lautet alſo:

De bunte Ko uet Klandern kam
Mit äer ſtaetyſern Hoern.

So hieß nemlich das Schiff, das die Räuber einholte, als der ſchlaue Fiſcher ihr Steuerruder angeſtöbet hatte.

Man zeigt in unſerm Lande auch noch auf Schmoel, an der Oſtſee, hinter dem Schloßgarten auf der Wieſe einen Erdhügel, der mit einem breiten Graben umgeben war und von wo aus ein Canal in die See führte. Da hat Störtebeker einen Wartthurm gehabt. Er hatte auch das Gut Bülk im däniſch Wohld in Beſitz und hatte daſelbſt ein großes Schloß, wovon man noch viele Überreſte findet. Da in der Nähe liegt ein hoher mit Bäumen bewachſener und von Graben umgebener Berg, der die Störtebekerinſel heißt. Hier hatte Störtebeker ſeinen verſteckten Wartthurm, von wo aus er das Meer beobachtete und den vorüberſegelnden Schiffen auflauerte.

Dankwerths Chronik in Abſchrift auf der Kieler Univerſitätsbibliothek. Happel Relat. curios. III. 589. Die Bruchſtücke erhielt ich durch Dr. Klander aus Plön. Das ins Hochdeutſche umgeſetzte Lied findet ſich vollſtändig im Wunderhorn II. 167. Fernere Nachweiſungen in Dr. Laurents Abhandlung in der Zeitſchrift des Vereins für hamburgiſche Geſchichte Bd. II. Heft I. S. 59 fg. S. 99.

DXVIII.

Der alte Jakob.

(S. R. 62.)

In alten Zeiten war die ganze Strecke zwiſchen Schrevendorf und Röpſtorf in der Probſtei bebaut und Ein Dorf. Damals wohnte in Schrevendorf in dem alten Bauerhauſe nahe am Vornbrook, der früher ein See war, ein Bauer, der hieß der alte Jakob. Als nun einmal um Faſtnacht zwei Lübeker Herren kamen, um die Abgaben zu holen, da waren ſie im Dorfe gerade im beſten Zuge bei der Faſtnachtsgilde und dachten nicht ans Bezahlen, ſondern trieben mit den Abgeſandten ihren Spott. Dieſe aber wurden endlich ungeduldig. Da ſagte der alte Jakob, daß er ſie bald bezahlt machen wollte. Er ſchnitt dem einen ſeinen langen Bart weg und ſtopfte den in den Sack des andern, und deſſen Bart ſelbſt keilte er im Pfoſten feſt; da hatten ſie gute Bezahlung. Die Lübeker aber ſchwuren dafür Rache. Bald kamen ihre Soldaten und brachen das ganze Dorf Haus bei Haus nieder; als ſie ſich aber auch an des alten Jakobs Haus machen wollten, da trat er in die Thür und hieb ſeine Axt tief in den Pfoſten, der Hieb iſt da noch zu ſehen, und ſprach: „Das Haus iſt mein, ihr Lübeker Herrn, und wem das Leben lieb iſt, der komme mir nicht herein. So gewiß keiner von euch die

Art da wieder herauszieht, ſo ſicher wird ſie jeden treffen, der noch einen Schritt thut.“ Da hat niemand Hand an das Haus zu legen gewagt, die Lübeker ſind wieder davon gezogen und Jakob ſein Haus ſteht noch bis auf dieſen Tag. Wo aber die andern Häuſer ſtanden, da nennt man die lange ſchmale Koppel die Höfe.

Später kamen Köpſtorf und Schrevendorf an einen Herrn von Poggwiſch. Der war nicht damit zufrieden, daß die Bauern ihm nur die Hoftage thaten, ſondern er verlangte alle ihre Ländereien noch dazu. Der alte Jakob aber ſagte, er hätte ſeine Pflicht geleiſtet und mehr könnte die Herrſchaft nicht verlangen; ſein Land gebe er nicht herab. Der Edelmann drohte, aber Jakob gab ſich nicht. Da ließ jener den Fiſchteich öffnen und Jakobs Haus wärd von einem See umgeben. Er aber angelte nun zum Fenſter hinaus, und ſo oft der Edelmann auch nach Schrevendorf kam und dann von dem Hügel aus, den man noch zeigt, mit Jakob verhandelte, ſo blieb der doch immer beim alten und gab ſich nicht. Da muſte endlich der Edelmann nachgeben und dem Bauern ſeine Ländereien laſſen.

Durch Herrn Rethwiſch auf Övelgönne.

DXIX.

Peter Swyn.

(S. N. 69.)

Peter Swyn, der vornehmſte Achtundvierziger zu ſeiner Zeit, ein Mann fein im Rath und frech in der That, brachte es dahin, daß auf den Morgen Land ein Sechsling Schatzung mehr gelegt ward, die vorhin nur Ein Schilling geweſen. Deswegen wurden alle Leute auf ihn erbittert und ein ganzes Jahr lang hat er ſich in ſeinem Hauſe zu Großlehe verborgen gehalten. Eines Tages aber wagte er ſich zu ſeinen Kleiern aufs Feld, ſetzte ſich aber aus Vorſicht zu Pferde. Doch kaum kam er auf den Acker, ſo ſprangen die Kerle aus dem Graben und ermordeten ihn. Der Acker iſt der, der zwei Wreden öſtlich von Lehe an dem Quer- und Goeswege rechter Hand liegt, und wo noch bis auf dieſen Tag der große Stein ſteht, da iſt die Stätte.

Harms Gnomon S. 176. 2. Aufl., aus mündlicher Quelle.

DXX.

Wiben Peter.

(S. N. 74.)

Vor zweihundert Jahren lebte in Heinkenborſtel, Kirchſp. Hebenweſtede, ein kühner Mann, mit Namen Wiben Peter. Als nun die Kaiſerlichen unter Wallenſtein hier ins Land kamen, verband

er sich mit einer großen Anzahl Bauern, und alle schwuren zu einander zu halten und ihr Leid an den Feinden zu rächen. Es war ein strenger Winter, und die Kaiserlichen lagen in den Dörfern Pahl, Delver, Thaden und andern bei großen Haufen einquartiert. Da machte sich Wiben Peter mit seinen Genossen bei Nacht auf, als alles in festem Schlafe lag, umzingelten das erste Dorf und zündeten es auf allen vier Enden an, ließen aber niemand heraus von denen, die fliehen wollten, also daß die Feinde in den brennenden Häusern auf den Kopfhölzern der Sparren sitzend, zu Tode gebraten wurden. So haben sie es der Reihe nach bei den übrigen Dörfern auch gethan und auf diese Weise die Gegend vom Feinde befreit. Wiben Peter aber kam durch diese seine Heldenthaten in solchen Beruf, daß der König ihn nachher in seine Dienste nahm und zu hohen Ehren erhob.

Durch Herrn Schullehrer Rohwedder in Thiensbüttel.

DXXI.

Christian der vierte.

(S. N. 77.)

1.

Als König Christian der vierte zum ersten Male auf einem holsteinischen Landtage erschien, soll er voll Verwunderung über die außerordentliche Pracht des Adels gestutzet sein. Ein ander Mal begegnete ihm ein holsteinischer Adlicher in einem mit acht kostbar geputzten Pferden bespannten Wagen, während er selber vor dem seinigen nur sechse mit ordinärem Seil und Sattelzeuge hatte; da rief er seinem Kutscher und dem ganzen übrigen Gefolge zu, er solle aus dem Wege fahren und stille halten; es würde jener gewiß mehr sein als er, und müsse man ihm also billig weichen.

Lackmann histor. Bericht S. 15.

2.

Als man um das Jahr 1619 in der Gegend von Bredstede bei den Deichen beschäftigt war, kam der König Christian der vierte in eigner Person dahin und hielt sich besonders viel in dem südersten Hause von Efkebüll auf, um den Arbeiten, die von da beginnen sollten, immer nahe zu sein. In müßigen Stunden aber drechselte und schnitzelte hier der König selber mit eignen Händen ein sehr gutes Spinnrad zurecht und schenkte es bei seiner Abreise der Frau im Hause. Da hat man es noch bei Menschengedenken als ein Kleinod[illegible] aufbewahrt.

Mittheilungen zur Vaterlandskunde I. 96.

DXXII.

Teppbalten.

König Friedrich der dritte hielt ſich einmal einige Zeit in Neuhaus auf und machte von dort aus kleine Reiſen nach den Städten und Rittergütern in Holſtein. Einmal war er nun auf einer dieſer Reiſen nur von einem alten Offizier und einem Bedienten begleitet, er hatte aus dem Dorfe Weſterrönfeld Vorſpannpferde genommen und ein groſſer Junge von dort war dabei als Kutſcher. Als ſie nun auf den alten Hansberg, der auch die Zwieberge genannt wird, zwiſchen Neuhaus und Jevenſtedt kamen, gab der Bediente dem Jungen Prügel, weil er zu langſam fuhr. Und gleich darauf gab er ihm abermals eine Tracht. Da ſprang der Junge vom Pferde und lief über den Wall in die Koppel. Der König kam dadurch in groſſe Verlegenheit, denn der Bediente konnte nicht fahren und er ſelber auch nicht und der alte General auch nicht; alſo muſten ſie da auf dem Wege halten. Da gaben ſie dem Jungen gute Worte und verſprachen ihm, daß ihm ferner kein Leid geſchehen ſollte. Aber der lachte und ſagte: „Jöert ji man ſelben, ek well mr ni ſchlagen laten.“ Da ſtieg der König ſelber aus dem Wagen, gieng ihm entgegen und wiederholte ſeine Bitte. Da antwortete er: „Wenn du mr verſpraken wullt, dat de Keerl, den du dy heſt, mr ni wedder ſchlaen ſchal, ſo well ek wedder kamen; üm dat ek ſeker bün, ſe ſchaſt du mr awer Tepp holen.“ Nun muſte der König da auf dem alten Hansberge den Daumen in die Höhe halten, denn das heiſt Teppbalten und iſt ſo viel als ein Eidſchwur. Und darauf gieng der Junge erſt wieder zu den Pferden und ſie fuhren weiter.

Aus Neuhaus. Vgl. oben N. 133. Es heiſt wohl eigentlich Teppholen, Teppbalten: denn Tepp iſt die Fingerſpitze, namentlich des Daumen. Brem. Wörterbuch u. d. W. Hochdeutſch ek Teppe gleich Pfote.

DXXIII.

Herzog Hans Adolf.

(S. N. 82.)

In den Kriegen, die Herzog Hans Adolf in kaiſerlichen Dienſten führte, war Luxemburg einer ſeiner Hauptgegner. Der verſtand auch viel von Zauberei und hatte in ſeinem Übermuth dem König von Frankreich verſprochen, ihm die kaiſerliche Krone auf die Tafel zu ſetzen. Doch konnte er gegen Hans Adel nichts ausrichten; der war ihm in Zauberkünſten weit voraus. Einmal ſtellte Luxemburg in einem Augenblick ein ganzes Kornfeld her, Hans Adel aber ließ

gleich ganz viel Gevögel kommen, ſo daß eben ſo ſchnell alles Korn verzehrt war. Ein ander Mal ſagte man Hans Adolf: „Luxemburg macht Mäuſe.“ „Gut,“ war ſeine Antwort, „ſo wollen wir Katzen machen.“ Da waren die Katzen da, und huſch! hatten ſie alle Mäuſe weggefangen. Als es endlich zur Schlacht kam, ließ Luxemburg einen ſo ſtarken Rauch und Dampf aufſteigen, daß Hans Adolf und ſeine Leute ihren Feind nicht erkennen konnten. Aber da drehte Hans Adolf den Wind und aller Rauch wehte den Feinden ins Geſicht; ſo gewann er einen großen Sieg. Eins ſeiner Hauptkunſtſtücke im Kriege war immer blinde Völker herzuſtellen, die vor den eigentlichen Truppen hergiengen, bisweilen wohl niedergeſchoſſen wurden aber immer wieder aufſtanden. Hatte der Feind ſo Pulver und Blei verſchoſſen, ſo kam Hans Adolf mit ſeinen Leuten hervor und der Sieg war ihm gewis.

Als er einmal in der Gegend von Segeberg ſich aufhielt, ſchickte er ſeinen Bedienten nach Plön, um eins ſeiner Zauberbücher zu holen, verbot ihm aber ausdrücklich darin zu leſen. Der Bediente konnte aber der Neugier nicht widerſtehen und fieng bei der hinterſten Wache, unweit Plön (oder wie andre ſagen, beim Breksberge in Oerſau oder der Hamdorfer Brücke bei Segeberg), an aus dem Buche zu leſen. Gleich erſchienen eine große Menge Männer, die nach ſeinem Begehr fragten. Um ihrer loszuwerden, wies er ihnen ein naheliegendes Gehölz zum Ausreißen an. In einem Nu hatten ſie es heraus und verlangten neue Arbeit. Da las der Bediente in ſeiner Angſt glücklicher Weiſe den Satz, den er vorher geleſen, wieder rückwärts, und ſo verſchwanden die Männer. Als er aber dem Herzog das Buch brachte, merkte dieſer bald, daß er doch darin geleſen hätte, denn die Männer, die er herbei zauberte, waren ganz ſchmutzig und abgemattet. Da verbot er's dem Bedienten ernſtlich, ſich ſo etwas nicht wieder einfallen zu laſſen.

Als der Herzog einmal nach Plön zurückkehrte, blieb dem Kutſcher ſeine Peitſche an einem Strauche hangen, wie er in der Dunkelheit meinte. Am andern Morgen aber zeigte ihm der Herzog zu ſeiner größten Verwunderung die Peitſche oben am Kirchthurm; ſo waren ſie alſo durch die Luft geflogen. Auf einer ſolchen Fahrt ſchlug ſich auch einmal ein Pferd am Kirchthurm ein Hufeiſen ab, das lange am Hahn hangen blieb.

Als der Teufel endlich den Herzog holen wollte, bat er ſich noch ſo viel Zeit aus, bis er ſeine eben niedergekrempten Stiefel aufgezogen. Der Teufel willigte ein; der Herzog zog aber nun gar nicht die Krempe auf und ließ ſich auch, wenn er neue Stiefel kriegte, immer einen niedergekrempt bringen. Eine Zeit lang ſchützte ihn die Liſt, endlich holte ihn der Teufel doch auf Rubleben. Seine Zauberbücher ſind an einer Stelle des Plöner Schloſſes vermauert. Man hat ſie mehrmals herausbringen wollen, aber immer iſt man, ſobald man in die Nähe kam, durch den ſcheußlichſten Geſtank davon vertrieben worden.

Ein alter Mann in Derſau erzählte, daß ſein Großvater den Hans Adolf noch perſönlich gekannt habe. Dieſer habe als Knabe mit mehreren Genoſſen aus Hamdorf bei Segeberg (zur Zeit eines Krieges?) fliehen wollen; da ſei ihnen Hans Adolf begegnet und habe gefragt, wo ſie hin wollten. Als ſie ihm den Grund ihrer Flucht geſagt, habe er erwidert, ſie ſollten nur wieder umkehren, er wolle ſeinen alten grauen Kopf noch einmal wieder daran wagen.

Aus Derſau bei Plön durch Dr. Alander. vgl. oben N. 263. 264. — Die Sage vom Marſchall Luxemburg iſt auch in Lauenburg bekannt, wie Arndt mich benachrichtigt. Man erzählt von ihm, daß er den König von Frankreich mit Hilfe des Teufels feſt gemacht habe. In Kuhns Märk. Sagen S. 280. wird von ihm ähnliches wie von unſers Hans Adolfs Luftfahrt erzählt. Man vergl. noch Börners Sagen des Oriagau S. 99. Thiele Danm. Folkef. II. 180.

DXXIV.

Steenbock.

(S. N. 240.)

I.

Merken van Hüt un Gieſtern.

Et was enſmal en Bar. (Graf Steenbock)
De was all in de Klopp geweſt
Un was verbrengt ut ſinen Neſt.
Et was enſmal en Bar.

De Bar kam in en Holt. (Holſtein)
He keem in en recht luſtig Holt,
Dat was van dogen Bömen ſolt.
De Bar kam in en Holt.

Im Holte was en Leu. (König von Dänemark)
De was de rechte Herr vant Holt,
Em ehrden dar de Jung und Olt.
Im Holde was en Leu.

De Leu de was bleſſeert. (bei Gadebuſch)
De Bar de ſprak ganz ſorgenfro:
»Wat ſchall de Leu doch ſchrecken mo?«
De Leu de was bleſſeert.

De Bar de ſpökt int Holt. (Altona verbrannt)
Mit Brand und Schreck, mit Roof und Mord
He tog herum von Ort to Ort.
De Bar de ſpökt int Holt.

De Leu reep ſine Fründe, (Moskau, Sachſen)
Den Beelfrat und dat Tigerbeest;
Et bleef keen Num im Holde meer.
De Leu reep ſine Fründe.

Da kerm de War in Not.
He krop in ene kleine Eck, (Eiderſtede)
Et ward en Spott ut ſinen Schreck.
Da kerm de War in Not.

Im Holt was ock en Foß. (Der Adminiſtrator)
Dat was en Wendheuk* in de Hut,
De Keu hatt em to veel totrut.
Im Holt was ock en Foß.

Reink ſprunk den Baren by.
Vorerſt holp he em ut de Not
Und ſtack den Dorn in ſinen Pot. (Pfote)
Reink ſprunk den Baren by.

He nahm em in de Kuhl, (Tönningen)
Und ſeed: »Dat het de Wolf gedaen,« (der Commandant
Doch kann man genog de Räuk verſtaen. Wolf)
He nahm em in de Kuhl.

Da gingt op beide los.
Den Foß ward ſin Fell brav gekloppt,
De Kuhl an alle End verſtoppt.
Da gingt op beide los.

De War bruk Reinkens Streek. (Steenbockſche Conferenzen)
He ſchmeerde jedermann dat Mul,
Sik to erholden und de Kuhl.
De War bruk Reinkens Streek.

Wat ward tolest darut?
De War ward faſt, de Keu getröſt,
De Kuhl verſtört, dat Holt ganz wöſt.
Min Merken dat is ut.

Durch Dr. Klander in Plön nach einer handſchriftlichen Aufzeichnung mitgetheilt, die ſich bei einer aus Norderdithmarſchen ſtammenden Sammlung hiſtoriſcher und polemiſcher Brochüren über die Belagerung Tönnings fand. Klander bemerkte, daß zwar das Lied kein Volkslied (ſeine Melodie ſei offenbar nach: »Es war einmal ein Mann«), aber doch wohl der Bekanntmachung werth ſei. — Es gab noch andere Lieder auf Steenbock. Aus Dithmarſchen iſt mir dieſe Strophe bekannt:

Steenbock, biſt du noch verwegen,
Wie du pflegeſt ſonſt zu ſein?
Oder wollteſt du den Degen
Freudig mit mir ſtecken ein?

In Lauenburg (und Mecklenburg) ſingt man noch den Reim:

Piep, Dänen, piep,
Schonen biſt du quiet.
Vör Stralſund (oder Wismar) heſtu lange lägen,
By Gadebuſch heſtu Schläge krägen.
Piep, Dänen, piep ꝛc.

* Ein unbeſtändiger, wetterwendiſcher Menſch, einer, der den Mantel nach dem Winde hängt. Hoiken (holl. huyke) iſt eine Art kleiner Frauenmäntel, die zugleich den Kopf bedecken; jetzt nur noch in einigen Gegenden und bei beſonderer Gelegenheit (Beerdigung ꝛc.) getragen. Sprichwörter ſind noch: den Hoiken op beiden Oren drägen, es mit beiden Parteien halten; den Hoiken na den Wind keren. Man vgl. Neocor. I. 189. Bremiſch. Wörterbuch unter dem Worte.

2.

Steenbock hatte nur wenig Mannſchaft bei ſich, als er ſich in Tönningen feſtſetzte. Unſers Königs Armee aber war ſehr zahlreich. Als daher dieſe heranzog, ſah er ein, daß er ſich nicht halten könne, ſondern ergeben müſte. Aber Steenbock hatte einen Bund mit dem Teufel, und mit deſſen Hilfe dachte er ſich zu retten. Unſere Armee kam den einen Abend vor Tönningen an und am andern Morgen wollte ſie den Angriff machen. Dieſe Zeit benutzte Steenbock und befahl einem ſeiner Leute hinaus auf die Straße zu gehen, und wer ihm zuerſt begegnete, deſſen Herz ſollte er ihm bringen. Der Soldat gieng hinaus, aber der, der ihm zuerſt begegnete, das war ſein eigner Bruder. Da konnte er es nicht über ſich gewinnen, den zu töten, aber um doch dem Befehl des Generals zu gehorchen, ergriff er den Pudel, den ſein Bruder bei ſich hatte, ſchlachtete ihn und brachte das Herz zu ſeinem Herrn. Da ſchloß ſich dieſer in ſein Zimmer ein, that ſeine Zaubereien, zerlegte das Herz in vier Theile und aß dieſe noch warm eins nach dem andern auf. Am andern Morgen ſtand der ganze Wall der Feſtung voll ſchwarzer Pudel, alle auf zwei Beinen mit Gewehren in den Vorderfüßen. Hätte der Soldat ein Menſchenherz gebracht, ſo wäre der Wall durch bewaffnete Männer beſetzt geweſen und die unſrigen hätten die Stadt nicht ſo leicht erobert. Nun aber muſte Steenbock ſich ergeben.

Schriftlich aus Altona. — Über das Herzeſſen ſ. Grimms Mythol. 1034.

3.

Als Steenbock ſich vor Tönningen gefangen geben muſte, machte er aber zur Bedingung, daß man ihn, ſobald er tot wäre, hinüber in ſein Land brächte; denn da wünſchte er begraben zu werden. Unſer König ſagte ihm das auch zu. Sie brachten Steenbock nun auf eine Feſtung, aber da nahm er nach einiger Zeit einen Schlaftrunk, daß man glaubte, er ſei tot. Da ward er zu Schiffe gebracht und ſollte in ſein Land hinüber geführt werden. Als das Schiff aber eben in den Hafen einlaufen wollte, lebte Steenbock wieder auf; er hatte ſich etwas verrechnet mit dem Schlaftrunk. Die Schiffer kehrten ſchnell wieder mit ihm um und er ward wieder gefangen geſetzt. Als er aber endlich ſtarb, da holte man einen Arzt und fragte ihn um Rath. Da ſagte der, daß es das beſte und ſicherſte ſei, wenn man ihn einbalſamiere und ſo hinüberſchicke. Das hat man gethan und Steenbock iſt nicht wieder aufgelebt.

Mündlich aus Marne.

DXXIV.

Franz Böckmann.

Als die Schweden unter Steenbock ins Land gekommen waren und unſers Königs Truppen ſich ſchon ganz zurückgezogen hatten, war in Flensburg ein wackerer Bürger, Namens Franz Böckmann, der brachte es bei dem Könige dahin, daß ſeine Stadt noch einige Zeit länger beſetzt gehalten würde. Als endlich aber doch die Schweden einrückten, ruhte er nicht eher, als bis er die Stadt wieder befreit und von der auferlegten Brandſchatzung gerettet hatte. Er ſchlich ſich nach Rendsburg durch, das unſere Truppen noch beſetzt hielten, und nahm von da einige Trommelſchläger und Pfeifer mit. Mit ihnen verbarg er ſich in der Marienhölzung, ſammelte da auch noch einige andere Leute, denen er das Ausſehen däniſcher Soldaten gab, und nun ließ er in der Nacht die Leute immer hin und her marſchieren und die Trommler und Pfeifer die ganze Nacht aus Leibeskräften trommeln und pfeifen. Das ward von den ſchwediſchen Poſten gleich nach der Stadt gemeldet, und in dem Glauben, die ganze däniſche Armee wäre wieder da, hatten die Schweden alſo am Morgen nichts eiligeres zu thun, als die Stadt zu verlaſſen. Und es hat ſonderbar ausgeſehen, wie ſie aus dem rothen Thor herauszogen und den ſteilen rothen Berg hinauf wollten, der von Glatteis ganz ſpiegelblank war; da ſind ſie alle ausgeglitten und haben ſich Köpfe und Glieder zerſchlagen. Die Vorfahren deſſen, der dies erzählte, haben damals auf der Papiermühle vor dem Thore gewohnt und den ganzen kläglichen und lächerlichen Rückzug der Schweden mit angeſehen. Böckmann, der ſo die Stadt befreite, ſteht noch bis heute in gutem Andenken, und es gibt in Flensburg noch von ſeinen Nachkommen.

Schriftliche Mittheilung.

DXXV.

Der vier und zwanzigſte Februar.

In Ditmarſchen kannte man vor wenigen Jahren noch ein Lied dieſes Inhalts:

Ein junger Mann war lange in der Fremde geweſen. Eines Abends kam er, heimkehrend, wieder vor das Haus ſeiner Eltern und bat um Herberge für die Nacht, ohne ſich ihnen zu entdecken. Nur ſeine Schweſter erfuhr, wer er ſei. Es waren arme Leute; aber der Sohn hatte ſich viel Geld erſpart. Da giengen die Alten in der Nacht hin und erſchlugen ihn, ohne daß ſie ihn erkannten. Durch das Geräuſch aber erwachte die Schweſter und (dies Geſetz allein kennt man noch)

Se neem äer Licht wol in de Hant,
Se leep wol äer Slaepkamer entlank:
»Ach Gott, myn eenzigste Broder myn,
Myn hartallerleevſte Broder myn!«

Das hörten die Eltern, und wie die Tochter kam und ſie den Toten ſahen, erkannten ſie ihn und ſtürzten tot vor Schrecken nieder.

Aus Marne. — Das Lied wich alſo bedeutend ab von den bei Erlach IV. S. 117. 119. mitgetheilten. Es wuſte jedenfalls einen poetiſchern Schluß zu treffen, als Zacharias Werner in ſeiner Tragödie, deren Titel wir voranſtellten.

DXXVI.

Hans mit Gott.

(S. N. 98)

Vor mehreren Jahren wanderte in Hamburg und Altona ein alter Mann umher, der war blödſinnig und hieß allgemein Hans mit Gott. Er war in ſeinen jungen Jahren ein Bleidecker geweſen. Da ward ihm einſt aufgetragen an dem Thurm der Petri Kirche in Hamburg etwas zu reparieren. Aber er ward bei der Arbeit ſchwindelig und ſtürzte hinunter. Gerade in dem Augenblick gieng unten ein Jude vorüber, Hans fiel ihm auf den Kopf und der Jude war auf der Stelle tot. Er ſelber kam zwar mit dem Leben davon, war aber ſeit der Zeit von der furchtbaren Erſchütterung von Sinnen. Doch des Juden Anverwandten wollten den Tod ihres Vetters nicht ſo hingehen laſſen und klagten Hans auf den Tod an. Da wuſte der Rath die Sache gar nicht zu entſcheiden, gab aber endlich dieſes Urtheil: Es ſollte ein anderer Jude an derſelben Stelle, wo Hans gearbeitet, vom Thurm hinunter geworfen werden und Hans ſollte unten vorüber gehn, und der Jude ſollte ihm auf den Kopf fallen. Käme der Jude mit dem Leben davon und würde Hans totgeſchlagen, ſo hätten ſie ja ihr Recht; bliebe aber dieſer am Leben und jener käme um, ſo könnten ſie von neuem klagen. Da geriethen die Juden in Angſt und legten die Sache ſtill bei. Der blödſinnige Hans aber nannte ſich nur der arme Hans mit Gott, gieng von Haus zu Haus und fand überall Mitleid.

Schriftlich aus Altona.

DXXVII.

Altona.

Auf dem Hügel, wo jetzt Altona ſteht, ſtanden vor einigen hundert Jahren nur wenige elende Fiſcherhütten. Da wetteten zu

zu einer Zeit die reichen Hamburger mit einander, ſie könnten, wenn ſie nur wollten, mit ihrem Gelde noch eine ſolche Stadt erbauen wie Hamburg. Geſagt, gethan. Um nun zu erfahren, wo das erſte Haus gebaut werden ſollte, band man einem Weiſenknaben die Augen zu, damit er nicht ſehen könnte, und ließ ihn gehen, wo er aber zuerſt niederfiele, ſollte die Stadt ſtehen. Der Knabe gieng fort, kam bald von dem Hamburger Gebiet auf holſteiniſchen Grund und Boden, und wie er nun an jenen Hügel kam, ſtieß er an und fiel nieder. Da riefen die Hamburger: „Dat is ja all to na!“ Aber ſie hielten doch Wort, die Stadt ward dahin gebaut und bekam den Namen Altona.

Schriftlich aus Altona. — Bekanntlich iſt die Etymologie falſch und die Stadt bekam ihren Namen von der »alten Au.« Ebenſo aber etymologiſiert die Sage vom weſtfäliſchen Altena. Wolf deutſche Sagen N. 283.

DXXVIII.

Wyk auf Föhr.

Als die Leute den Flecken Wyk auf Föhr erbauten, konnten ſie ſich gar nicht darüber einig werden, welchen Namen der Ort bekommen ſollte. Indem ſie ſich noch darüber ſtritten, kommt ein Ferkel, das fünf Meilen weit von Tondern mit der Fluth weggetrieben war, ans Land geſchwommen, läuft mitten unter die Streitenden und ſchreit mit lauter Stimme: „Wyk, wyk, wyk!“ Da ſtimmten alle vergnügt mit ein und riefen: „Wyk, Wyk, Wyk ſoll der Ort heißen,“ und nannten ihn fortan alſo.

(v. Eſſen) Fragmente aus dem Tagebuche eines Reiſenden S. 68. und Herr Hanſen auf Silt.

DXXIX.

Da danzt Bornholm hen.

Dies Sprichwort, das in vielen Gegenden Holſteins gilt, iſt auf dieſe Weiſe entſtanden: Die Inſel Bornholm war einmal vom König von Dänemark den Lübekern in Pfand gegeben. Da nun der König zu einer Zeit die Stadt beſuchte und man ihm zu Ehren ein Feſt anſtellte, hat er während der Zeit der Frau des Bürgemeiſters gewaltig die Cour gemacht und endlich ſogar mit ihr getanzt. Da ſagten die Leute: „Da danzt Bornholm hen!“ Denn ſie wuſten, daß der Bürgermeiſter durch die Ehre ſeiner Frau ſich überaus geſchmeichelt fühlte. Ihre Prophezeiung iſt auch bald darauf eingetroffen und Bornholm fiel an den König zurück, ohne daß er bezahlt hatte.

Andere erzählen auch ſo, daß der Lübeker Bürgemeiſter habe die Ehre haben wollen mit der Frau Königin zu tanzen, welches ihm auch gewährt werden, unter der Bedingung, daß Bornholm wieder an den König käme.

Mündlich und Schütze Idiotikon I. 136. — Auf einem Silbergeſchirr im Lübeker Rathhauſe ſteht die Inſchrift:

Dat Bornholm ſin Herren verſaket,
Hefft wi to ſulkem Kroſe gemaket.

Schütze Idiotik. IV. 306. — Ähnlich erzählt man: Ein Herzog von Schleswig wollte gerne von dem Kloſter den Selker See gegen den Tolker eintauſchen. Aber vergebens. Da lud er die damalige Priorin zu einem Tanzfeſte im Haddebyer Holze ein, gab ihr die Ehre des erſten Tanzes und brachte ſie ſo zur Einwilligung in den Tauſch. Die ſpäteren Priorinnen haben vergeblich verſucht, den Selker See wieder an ſich zu bringen; als ſie dennoch eigenmächtig mit der großen Wade darin fiſchen ließen, ward ihnen dieſe genommen und der Kloſtervogt in den Thurm geſetzt. Schröders Beſchreibung der Stadt Schleswig. S. 181.

DXXX.

Die Zigeuner.

Bei Hollmoorskamp, einer Erbpachtſtelle in Aſchberg, iſt eine Waſſergrube, die man die Taterkuhle nennt. Da haben vor Zeiten die Tater ihre alterſchwachen Leute, die ſie nicht mehr mit fortſchleppen konnten, lebendig hineingetaucht und ertränkt, wobei ſie riefen:

Duck ünner, duck ünner,
De Welt is dy gram,
Du kanns nich länger läwen,
Du muß der jo van.

Es gab auch weiße Tater, vor denen ſich die braunen fürchteten. Sie fragten daher auf ihren Zügen oft, ob man auch weiße Tater geſehen habe. Ihre Kinder beſchmierten ſie gleich nach ihrer Geburt mit Schmutz, denn, ſagten ſie, „ſönſt früsker dat.“ Katzen nannten ſie Balkenhaſen, und ſahen ſie eine laufen, ſo hatten ſie ſie gleich unterm Mantel. Katzenfleiſch war ihre liebſte Speiſe. Von ihren Diebereien erzählt man noch viel. Während einmal ein Taterweib ein krankes Kind räucherte, ſtahl ein anderes eine große Summe Geldes. In Homfeld, im Amte Rendsburg, traf einmal eine Taterbande eine Hausfrau allein zu Hauſe. Ein altes Weib gab vor, ſie könne alles Unheil, Viehſterben, Krankheiten u. ſ. w. abwenden. Der Hausfrau wollte oft die Aufzucht ihrer Kälber nicht glücken. Da ließ ſie ſich von der Alten bereden, in den Backofen zu kriechen

und darin dreimal Umzug zu halten. Während nun die Frau das that, plünderte die Bande faſt das ganze Haus leer und zog davon, indem das alte Taterweib immer vor dem Backofen ſaß und der Frau zurief: »Kriech fein langſam, liebe Mutter!«

Sie ſprachen ein ganz wunderliches Deutſch; z. B.

Goden Dag, Fru Badvötgat! d. h. Nachbarin.
Leen ſe my äer Jederwat, d. h. Harke.
»Ga ſe dörch myn Reet,« d. h. Thür,
Waer ſit vör myn Spleet, d. h. Hund,
Da ſteit min Jederwat.«

Durch Dr. Klander aus Plön, ferner aus Rendsburg, und durch Arndt aus Schleswig. Schütze Idiotikon I. 257. führt den erſten Reim nebſt der Sage aus der Gegend von Kolmar an. Vgl. Grimms deutſche Sagen. II. S. 389. N. 448 b. — Auf dieſelbe Sage deutet auch Taterborm, der Name einer Huſe des Dorfes Garbeke im Gute Wenſien, Kirchſp. Warder. vgl. noch Taterpoel, Taterpahl, Taterkrug, Taterberg, Taterbuſch. — Über das Ertränken der alten Zigeuner Wolfs deutſche Sagen N. 345.

DXXXI.

Der große Wald in Nordſchleswig.

(S. N. 102.)

In alten Zeiten waren zwiſchen Apenrade und Ripen keine Dörfer, noch bebaute Felder, ſondern lauter Wald, der ſo dicht gewachſen war, daß ein Eichhörnchen den ganzen Weg machen konnte, ohne den Boden zu berühren, und daß man zwei Stunden zwiſchen den beiden Städten fahren konnte, ohne daß ein Sonnenſtrahl durch den dichten Wald den Reiſenden traf. Aber während eines Krieges mit Schweden ward der Wald in Brand geſteckt und ganz zerſtört. Bei Göttrup war in alten Zeiten vor dem Walde eine kupferne Pforte, die mit einem ſchweren goldenen Schlüſſel geſchloſſen ward. Dieſer ward auf einem Hofe jenes Dorfes aufbewahrt und niedergelegt; aber er ward verloren und iſt noch nicht wieder gefunden.

Herr Schull. M. Langvad in Tiſtlund. — Über die Wälder jener Gegend Jenſen kirchl. Statiſtik S. 893. Aagaard Törninglehn. Rhode Hadersley-Amt. S. 330. 383. — Andre Formeln von der Dichtigkeit der Wälder ſind: Bei Lund, Amt Tondern, war ein Wald, darin konnte man nicht die Sonne zu ſehen bekommen. Bei Oſterlügum, bei Apenrade, war einſt ſo viel Wald, daß, wenn eine Braut von Gienner nach Lügum geführt ward, man die niederhangenden Zweige abhauen muſte, um ihre Brautkrone zu ſchützen. Die Balken der Kirche ſind an Ort und Stelle gewachſen. Schröder Topographie. — Wie

in dem mitgetheilten Stück märchenartig eine kupferne Pforte mit goldenem Schlüssel vorkommt, so soll vor dem ehemaligen Schloß bei Bosbüll, Amt Tondern, eine kupferne Brücke gewesen sein. Vor einem Bauerhause, eine Meile vor Lunden in Ditmarschen, waren ein paar eherne Thüren, deren Schall, wenn sie Abends zugeschlagen wurden, im Orte gehört ward.

DXXXII.

Der Föhringer Kirchenbau.

(S. N. 110.)

Die Amringer erzählen allerlei närrisches Zeug von den Föhringern und meinen, sie seien viel klüger als diese. Die älteste Kirche, erzählen sie, war anfangs ohne Thür und die Föhringer selbst wußten nicht wie sie hineinkommen sollten. Da reiste einer hinüber zu den klügern Amringern und fragte, was in dieser Noth zu thun sei. Die Amringer sprachen: „Jam mut en Döör mage.“ (Ihr müßt eine Thür machen.) Der Föhringer reiste froh wieder ab, aber unterwegs vergaß er, was man ihm gerathen hatte. Darüber ward er sehr betrübt, nahm seinen Spaten und gieng zu seinem Nachbarn, dem er sein Unglück klagte und den er bat, ihm den verlorenen Rath suchen zu helfen. Beide giengen mit ihren Spaten hinaus auf die Watten zwischen Amrum und Föhr und gruben mit großem Eifer nach dem Rath. Endlich hatte der Nachbar eine Sandbank bis ans Wasser durchgegraben, da rief er: „Ik san döör.“ (Ich bin durch.) „Richtig,“ sagte der andere, „en Döör wast.“ (Eine Thür wars.) Da giengen sie vergnügt heim und die Kirche erhielt eine Thür.

Durch Herrn Hansen auf Silt. Ähnlich wird ja auch von den Büsumern, Kisdorfern, Schildbürgern ꝛc. ein Thor wiedergefunden. Man erzählt unter den Friesen von den Föhringern auch eine Schiffahrt nach dem Monde; man sah ihn in der See schwimmen, fand aber endlich da nur einen Käse ꝛc. ꝛc.

DXXXIII.

Die Thabener.

(S. N. 113.)

Von den Thabenern, im Gute Hanerau, erzählt man viele seltsame Geschichten, die sonst auch in Büsum und anderswo passiert sind. Die Thabener waren einmal beim Grasmähen, da fanden sie ein Thier, das hatten sie in ihrem Leben nicht gesehen, es war aber ein Frosch. Den Thabenern fiel vor Schrecken die Mütze vom Kopf, als das Thier nun anfieng umherzuspringen und dann sich wieder hinsetzte

und aufblähte. In ihrer Angſt ſchickten ſie zum Bauervogt, er ſollte gleich kommen und ihnen ſagen, was das für ein Thier ſei. Der Bauervogt kam und gieng mit der größten Behutſamkeit näher, wo der Froſch ſaß. Da betrachtete er ihn lange, dann aber ſprach er zu den Leuten: „Lüet, hier bön ek wörklich in Twyfel; wenn dat keen Hartbeck (Hirſch) eſt, ſo mot dat en Tötteldueſ (Turteltaube) wäſen.“

Mündlich. — Im öſtlichen Holſtein ſollen auch die Auſſauer bei Plön für Schildbürger gelten.

DXXXIV.

Martje Floris.

In Eiderſtede hat man die Sitte, bei jedem frohen Mahle „Martje Floris Geſundheit“ auszubringen und darauf anzuſtoßen und zu trinken; das iſt wahrlich eine gute Sitte, die ſich auch ſchon über die Grenzen der Landſchaft verbreitete und nimmer ſollte vergeſſen werden.

Als nemlich Tönningen im Jahre 1700 belagert ward, hatte eine Geſellſchaft von feindlichen Offizieren auf einem Hofe in Cathrinenheerd (er iſt erſt vor einigen Jahren eingegangen) Quartier genommen und wirthſchafteten nun da arg. Sie ließen Wein auftragen, ſetzten ſich an den Tiſch und zechten und lärmten, ohne auf die Hausleute viel zu achten, als wären ſie ſelber die Herren. Martje Floris, die kleine zehnjährige Tochter vom Hauſe, ſtand dabei und ſah mit Unwillen und Bedauern dem Treiben zu, weil ſie der Trübſal ihrer Eltern gedachte, die ein ſolches Leben in ihrem Hauſe dulden muſten. Da forderte endlich einer der übermüthigen Gäſte das Mädchen auf, heranzukommen und auch einmal eine Geſundheit auszubringen. Was that nun Martje Floris? Sie nahm das Glas und ſprach: It gah uns wol up unſe ole Dage. Und von der Zeit an trennt ſich in Eiderſted ſelten Gaſt und Wirth, ohne des Mädchens und ihres Trinkſpruchs zu gedenken, und jeder verſtehts, wenn es heißt: „Martje Floris Geſundheit.“

Mündlich. Cornils Communalverfaſſung von Eiderſtedt. Vorr. XI.

DXXXV.

Foſetesland.

(S. N. 217.)

Ludger ſchiffte auf des Kaiſers Rath nach einer Inſel, die auf der Grenze lag zwiſchen dem Lande der Frieſen und dem der Dänen,

und dieſe hieß Foſetesland nach dem Gott Foſete, den die Heiden daſelbſt anbeteten. Als das Schifflein dem Ufer der Inſel nahte, nahm Ludger ein Kreuz in die Hand und ſang den ſechzigſten Pſalm. Da ſahen diejenigen, welche mit ihm im Schiffe waren, einen dichten Rauch von der Inſel aufſteigen und über derſelben ſich zuſammendrängen und alsdann verſchwinden. Und Ludger ſprach: „Wiſſet, meine Brüder, daß dieſes der Satan war, den der Herr von der Inſel vertrieb.“ Und er trat freudig ans Ufer und predigte Jeſum und taufte die Neubekehrten an einer Quelle, die auf der Inſel ſprang. Des Foſete Heiligthum zerſtörte er und baute an deſſen Stelle chriſtliche Kirchen.

Wolf niederl. Sagen S. 223. aus Surii vitis Sanctorum.

DXXXVI.

Die Kirche zu Sieverſted.

(S. N. 127.)

Als der heilige Poppo die Heiden im Hilligbek taufte, benutzte er den Stein, der auf der Poppholzer Koppel, nicht weit vom Wirthshauſe liegt, als Taufſtein. Der Stein iſt noch da, und man nimmt ihn nicht weg, obgleich er mitten im Acker liegt. Er iſt oben ein Bischen rund, etwa vier Fuß im Geviert und ruht ein wenig erhöht auf mehreren kleinen Steinen.

Zu jener Zeit paſſierte nun einmal ein Fremder zu Pferde den Bach. Mitten darin hielt er an, ſein Pferd zu tränken, und fragte die Leute, die in der Nähe waren: „Iſt dies das Waſſer, in dem ihr getauft werdet?“ Die Leute bejahten ſeine Frage. „So wünſche ich,“ rief der Fremde, „daß mein Pferd in euer heiliges Waſſer einen Dreck thäte.“ Sein Wunſch gieng in Erfüllung, allein in demſelben Augenblick war er mit ſeinem Pferde wie feſtgenagelt, er konnte nicht von der Stelle und muſte lange Zeit im Bache halten. Da that er in ſeiner Herzensangſt das Gelübde, den Chriſten des Ortes eine Kirche zu bauen; der fromme Vorſatz half ihm aus der Noth. Und der Fremde hielt ſein Wort und die Sieverſteder Kirche, die etwa eine halbe Stunde entfernt liegt, ward von ihm gebaut. Sie iſt daher eine der älteſten Kirchen unſeres Landes.

Man zeigt da bei Popphelz auch noch einen Stein, der der Tempel heißt, weil der heilige Poppo da gepredigt hat; den Taufſtein nennt man auch den Poppſtein.

Durch Herrn Speck auf Poppenbrügge bei Kiel. Schröder Topographie von Schleswig. — Bei Dybvad, Amt Apenrade, lag vormals öſtlich vom Dorfe ein kleiner See, Döbevad, wo die erſten Chriſten der Gegend getauft wurden. — Bei Höirup, weſtlich von Hadersleben, zeigt man einen Hügel, worunter ein

Däne vom feindlichen Stamme (!?) begraben iſt, der ſchon im zweiten Jahrhundert ſeine Freunde ermahnte, Jeſum den Gekreuzigten zu verehren. Rhode Hadersley-Amt S. 309.

DXXXVII.

Hörup.

(S. N. 141.)

Als man die Kirche zu Hörup auf Alſen bauen wollte, begann man damit am Fuße des Berges, worauf ſie jetzt ſteht. Nachts aber kamen die Geiſter und zerſtörten alles, was am Tage vorher gethan war. Und als am Morgen die Bauleute den Bau wieder fortſetzen wollten, kam eine Stimme aus dem Berge und rief: „Höger up! Höger up!“ Man folgte der Weiſung, rückte etwas höher hinauf und begann zum zweiten Male. Aber am andern Morgen war wieder alles zerſtört und die Stimme rief abermals: „Höger up! Höger up!“ Da ſtieg man bis zur Spitze des Berges und von nun an ſchwieg die Stimme, und der Bau ward nicht weiter geſtört. Darnach aber hat man ſpäter die Kirche und das Dorf Högerup genannt, woraus allmählig Hörup geworden iſt. Und das Dorf liegt am höchſten von allen auf der Inſel, daß man es faſt von jedem freien Punkte derſelben ſehen kann.

Schriftlich. — Ähnliche Sagen, wie die S. 114 mitgetheilten, erzählt man auch vom Bau der Kirchen zu Warder (man ließ ein blindes Pferd gehen, als der Teufel immer die Steine wegſchleppte), zu Gniſſau, zu Süderau (zuſammengejochte Ochſen), zu Bovenau (Provinzialber. 1824. Heft 3. S. 72), zu Weſtenſee (Kirchenbuch daſelbſt vom Jahr 1727, S. 101. 102), zu Heils im Amt Hadersleben (Rhode Hadersley-Amt S. 375). — Über Herreſted, Thiele Danm. Folkeſ. I. 250. Süderſkapel, Wolten Stapelholm. S. 191.

DXXXVIII.

Die Doppelthürme zu Broacker.

(S. N. 146.)

Auf dem Schloſſe bei Broacker wohnte ein frommer Ritter, der auf ſeine Koſten die Kirche des Orts zu bauen anfieng. Ehe ſie aber noch vollendet war, beſchloß er einen Zug nach dem heiligen Lande zu thun, und empfahl ſeiner Frau unterdeß den Bau weiter zu führen. Beim Abſchied ſagte er zu ihr, die ſchwanger war, ſie ſolle einen ſpitzen Thurm bauen, wenn ſie einen Sohn gebäre, wäre es aber eine Tochter, ſo möchte ſie den Thurm ſtumpf laſſen, damit er gleich aus der Ferne bei ſeiner Rückkehr den Segen ſeines Hauſes

erkenne. Als nun der Ritter zurückkehrte, da ſah er ſchon aus weiter Ferne, daß zwei ſpitze Thürme die Kirche zierten. Seine Frau hatte gethan, wie er befohlen. Denn ihm waren zwei Knaben auf einmal geboren.

Mündlich. — So auch von Abſalon und Gebern Snare, Thiele Danm. Folkeſ. I. 30.

DXXXIX.

Ringkiöping.

(S. N. 168.)

Am Wege von Viöl nach Bargum ſieht man auf der Heide Hügel von Flugſand. Da ſtand in alten Zeiten eine Stadt, die die Handelsleute Ringkjöping nannten, weil wegen der Armuth der Einwohner der Verkauf dort gering war. Im Weſten war die Gegend mit Flugſand bedeckt, der mit jedem Jahre der Stadt näher rückte und ſie zu verſchütten drohte. Da erhielten die Einwohner Kunde von einer Grasart in einem fernen Lande, die im Sande wuchert und ihn zum Stehen bringt (Sandhafer). Und ſie ſandten Männer aus in jenes Land, um Samen zu holen. Ehe aber dieſe noch wiederkamen, erreichte der Sand die Stadt und bedeckte ſie, und alle Einwohner muſten ſie verlaſſen. Es haben die Leute noch ſpäter da nachgegraben und Dachziegel gefunden.

Durch Herrn Paſtor Karſtens in Elmthorn.

DXL.

Das alte Plön.

(S. N. 173. Anm.)

Der Berg, auf dem das Plöner Schloß ſteht, iſt mit Schiebkarren zuſammengefahren und jeder Arbeiter erhielt damals täglich einen Schilling. Von dem Berge aber ſteht nun nur noch ein kleiner Theil. Denn bei einem Erdbeben verſank die eine Hälfte nebſt dem alten Schloſſe und einem Theil der Stadt in den See. Anfangs hörte man noch die Glocken des Thurmes läuten, der mit verſunken war, und Fiſcher ſollen ihn noch bei klarem Wetter erblicken. Ein alter Mann erzählte, er habe einmal am großen See einen Haufen Stecknadeln gefunden, ſo groß wie ein Maulwurfshügel. Die rühren noch von der alten Stadt her.

Bei dieſem Erdbeben gewann der große See überhaupt ſehr an Umfang. Alte Leute wiſſen zu erzählen, daß zwiſchen Godau und

Boſau, wo jetzt eine groſſe Bucht iſt, früher gar kein Waſſer war, ſondern nur eine kleine Au in den See floß, die ſo ſeicht war, daß man auf einem hingelegten Pferdekopf hinübergieng. Von dieſer böſen Au hat Boſau ſpäter ſeinen Namen erhalten.

Den Wirkungen des unterirdiſchen Feuers verdankt auch Aſchberg ſeinen Namen.

Aus Plön durch Dr. Klander.

DXLI.

Am Ufer bei Schobüll.

(S. N. 175.)

Am Ufer bei Schobüll wiſſen die am Strande ſpielenden Knaben noch eine Stelle zu zeigen, wo einmal bei der groſſen Sturmfluth, die den gröſten Theil von Nordſtrand verſchlang, ein Heuklamp (Schober) angetrieben kam, darauf ſaßen Braut und Bräutigam und ein Hahn. Als aber der Klamp, dem Ufer nahe, auf den Grund ſtieß, gieng er auseinander. Da flog der Hahn ans Ufer, aber Braut und Bräutigam umſchlangen ſich und hielten ſich noch feſt umklammert, als ſie tot unter dem Heu gefunden wurden.

Durch Herrn Paſtor Karſtens in Elmshorn.

DXLII.

Sark Hethk auf Amrum.

(S. N. 180.)

Eine Frau aus Nebel auf der Inſel Amrum hatte noch nicht ihren Kirchgang gehalten, da hörte ſie, daß ihr Mann ein wenig öſtlich vom Orte an der Waſſerkante erſchlagen ſei. Sogleich lief ſie dahin über Sark Hethk, wo jetzt die Häuſer vom ſogenannten Stoltenberg ſtehen; das Land war damals Prieſtergrund. Da ward der Boden überall unrein, wohin ſie ihren Fuß ſetzte, und die Gebäude, die man da aufgeführt hat, verfallen darum immer ſo bald.

Durch Herrn Dr. Clement. — Über den feierlichen Kirchgang der Amringer Frauen deſſelben Lebens- und Leidensgeſch. der Frieſen S. 149 fg.

DXLIII.

Der Frauenſchuh im Stein.

(S. N. 190 flg..)

Im Dingholze, ungefähr in der Mitte zwiſchen Flensburg und Kappeln, liegt an der Seite des Weges ein Stein, in dem die Form eines Frauenſchuhs abgedrückt iſt, wie dieſe nemlich in alter Zeit getragen wurden, lang und ſpiz, mit hohem Abſaz. Man erzählt davon dieſes:

Auf einem adlichen Gute im öſtlichen Angeln ſollte ein Leibeigner eines Vergehens wegen hart beſtraft werden. Seine Frau bat die Herrſchaft um Schonung oder um Milderung der Strafe, doch lange umſonſt. Endlich aber ſagte der Herr, ihr Mann ſolle frei werden, wenn ſie noch vor Sonnenuntergang die Hälfte des Weges zwiſchen Flensburg und Kappeln abmeſſen und bezeichnen könnte. Das ſchien unmöglich, doch die arme Frau machte ſich rüſtig ans Werk und eilte auf Flensburg zu. Aber ſchon im Dingholze ſezte ſie ſich ermüdet nieder, um auszuruhen, und als ſie wieder aufſtehen wollte, ſaß ihr Schuh in dem Steine, der da an der Stelle lag, feſt. Da aber ahnte ſie, hier müſſe die Hälfte des Weges ſein. Und das war ganz genau richtig. So aber hatte ſie ihren Mann gerettet.

Durch Herrn Landmeſſer Riſſen in Löſtrup. Vgl. N. 221.

DXLIV.

Roßtrappe bei Segeberg.

(S. N. 195 Anm.)

Wenn man von Lübeck nach Segeberg kam und den Anberg (Alberg) hinauf gieng, ſo ſah man in einem großen platten Stein des alterthümlichen Pflaſters eine Vertiefung, die gerade wie die Spur eines Pferdes ausſah; nur daß ſie ſehr groß war. In alten Zeiten nemlich, als noch Grafen auf der Burg wohnten, zog einmal ein feindliches Heer davor. Auf jener Stelle angelangt, ſprach der Führer: „So gewis mein Rappe ſeine Trappe im Stein läßt, ſo gewis nehmen wir noch heute die Burg.“ Er gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte davon; da war der Huf im Stein abgedrückt und die Burg ward an demſelben Tage zerſtört.

Mündlich durch Herrn Paſtor Garſtens in Elmshorn.

DXLV.

Der Stein bei Hackelshörn.

(S. N. 193 Anm.)

Bei Hackelshörn, wo jetzt die Eisenbahn vorübergeht, liegt ein ziemlich großer, platter viereckiger Stein; der läßt sich nicht von seinem Platze bringen. Denn so oft man ihn auch fortgeführt hat, so lag er doch am nächsten Morgen jedes Mal wieder an seiner Stelle. Auf dem Stein kann man die Spuren von vielen Thieren sehen, den Huf eines Pferdes, die Kralle eines Vogels, ja auch die Spur eines Menschenfußes. Man weiß nicht, wie diese dahin gekommen; aber in der Mainacht haben die Hexen früher hier ihren Tanzplatz gehabt.

Durch Herrn Dr. H. Schröder.

DXLVI.

Der Stein bei Seeth.

(S. N. 199.)

In Seeth, bei Friedrichstadt, wohnten einmal zwei Brüder. Der eine war reich, der andere arm. Der reiche war kinderlos, aber der arme war gesegnet mit sieben Kindern, für die er oft nicht wuste, wo das Brot hernehmen. Eines Tages kam die Mutter mit ihnen vor des reichen Oheims Thür und baten um Brot. Aber die Frau, die gerade allein zu Hause war, war ein hartherziges Weib, schnauzte sie an und sprach: „Was ziehst du herum wie eine Sau mit ihren Ferkeln? Schäme dich, du bekommst von mir nichts.“ Verzweifelnd gieng die Mutter mit ihrem Häuflein davon. Als Abends nun der reiche Mann nach Hause kam und sich ein Stück Brot abschneiden wollte, da quoll Blut unter dem Messer hervor und das Brot war zu Stein geworden. Entsetzt sprach er zu seiner Frau: „Dies Zeichen bedeutet etwas; es ist heute Böses in unserm Hause geschehen.“ Davon weiß ich nichts,“ antwortete die Frau, „nur die Schwiegerin war hier mit ihren sieben, die hab ich abgewiesen.“ „Da mußt du doch Sünde mit gethan haben,“ sagte der Mann und eilte nach dem Hause seines Bruders. Er fand unten niemand, wie er aber auf den Boden kam, da hiengen da unter dem Dache sieben Leichen, die Mutter und sechs von den Kindern. Nur der älteste Sohn war entflohn und so dem entgangen, was die Mutter den andern Kindern angethan. Man konnte ihnen kein ehrlich Begräbnis geben, da sie auf diese Weise zu Tode gekommen waren; darum grub man alle sieben Leichen eben draußen vor dem Dorfe an der Landstraße ein, legte aber zum ewigen

Gedächtnis einen Stein darauf, den man noch heute zeigt. Seine Inſchrift aber iſt jetzt ſchon ganz verwittert.

Durch Herrn Tamſen in Tondern.

DXLVII.

Knaben in Stein verwandelt.

(S. N. 200.)

Auf der Feldmark von Homfeld, im Kirchſpiel Norderf, ſtehen dicht neben einander zwei groſſe hohe Steine. Das ſind einſt zwei Knaben geweſen. Die hatten nemlich Brot geholt, als ſie aber an dieſe Stelle kamen, entzweiten ſie ſich und warfen mit der Gottesgabe nach einander. Sogleich wurden ſie zu Stein verwandelt und ſtehen noch bis auf den heutigen Tag unverrückt an ihrer Stelle. Man hat vor Jahren einmal die Steine auseinander gebracht und verſetzen wollen, aber ſie wanderten gleich wieder an ihren vorigen Platz. So ſagen alte Leute in der Dorfſchaft und der Umgegend; die Geſchichte iſt im Munde aller, die da zu Hauſe ſind.

Herr Schull. Rohweder in Thienbüttel.

DXLVIII.

Das erröthende Bild.

Mein Freund Storm erzählte mir:

Im groſſen Ritterſaal des Huſumer Schloſſes waren noch in meinen Knabenjahren die Wände dicht mit alten Ritterbildern behangen, meiſt in Lebensgröſſe. Darunter war auch das Bild eines Ritters, das muſte roth werden, wenn mans feſt anſchaute; wir Knaben machten uns oft dies Vergnügen, aber immer mit heimlichem Grauen. Jetzt ſind alle Bilder nach Kopenhagen geſchafft, und man weiß nicht, ob das Bild da noch ſo verſchämt geblieben iſt.

DXLIX.

Der Wanderjude.

(S. N. 219.)

Der Wanderjude iſt noch vor ganz wenigen Jahren in Sundewith geſehen, unweit Beuſchau. Er trug einen Korb, aus dem Moos heraus wuchs. Er ruht nur am Weihnachtsabend aus, wenn

er dann noch auf dem Felde einen Pflug findet. Darauf allein darf er ſich ſetzen.

Durch Herrn Schull. Klaus Dues. — Über die Erſcheinung des ewigen Juden in Hamburg im Jahre 1696. Solini Chronologia ed. Ad. Olearius 1674. S. 72.

DL.

Die Teufelsbrücke.

Zwiſchen Ohrfeld und Koppelheck in Angeln iſt in einer ziemlich tiefen Schlucht eine Brücke. Ein Knecht von Ohrfeld war zur Schmiede nach Koppelheck geritten. Er war ein toller Reiter und Waghals, man warnte ihn in der Schmiede. Er aber verfluchte ſich; der Teufel möge ihm den Hals brechen, ſagte er, und ſo ritt er weg, aber ſtürzte von der Brücke und brach das Genick. Die Brücke heißt nun ſeit der Zeit die Teufelsbrücke.

Durch Herrn Paſtor Jenſen in Borne.

DLI.

Der Teufel und die Soldaten.

Im Anfange des Jahres 1686 ſpielte ein gemeiner Soldat in Glückſtadt auf der Hauptwache mit ſeinen Kameraden Würfel. Nachdem er nun alle ſeine Baarſchaft verſpielt, haben ihn die, ſo ihm ſein Geld abgenommen, gebeten, er möchte bis zu einer andern Zeit das Spielen anſtehen laſſen, er könnte jetzt doch nichts gewinnen. Der Soldat aber wollte vom Spielen nicht nachlaſſen, ſondern ergab ſich durch harte Schwüre vielfältig dem Teufel, daß er deſſen eigen ſein wollte, wo er das verlorne nicht wieder gewönne. Indem aber die Uhre ſchlug, ward er auf ſeinen Poſten abgefordert und muſte Schildwacht ſtehen. Da kam alſobald ein abſcheuliches Thier in Geſtalt eines grauſamen Bären auf ihn zu. Der Soldat rief zwei bis dreimal: „Wer da?“ Das Thier hat ihm darauf geantwortet: „Ich bins, nemlich der Teufel, dem du dich dieſen Abend ergeben haſt.“ Der Soldat gerieth in große Angſt, aber in ſeinem Gewiſſen gerührt nahm er zum Gebete ſeine Zuflucht. Und obſchon der böſe Geiſt ihn ſehr hart zugeſetzt, hat er ihn doch endlich vertrieben. Er hat es nachgehends ſeinen Oberoffizieren nicht allein bekannt, ſondern auch ſelber zur Tröſtung ſeines Gemüths dem dortigen Hofprediger mit Thränen gebeichtet und ſeine Sünde bereuet; welcher dann dies Exempel in einer abſonderlichen Predigt allen andern unbedächtlichen Flüchern vorgeſtellt, und ſich vor dergleichen zu hüten eifrig ermahnet.

— Im Monat Februar deſſelben Jahres holte der Teufel aber in einer Stadt unſeres Landes leibhaftig einen wohlhabenden Bürger derſelben, weil deſſen ſiebenjähriges Pactum zu Ende war, alſo daß die ganze Gaſſe, woſelbſt er wohnte, erſchrecklich dabei erſchütterte.

Im Jahre 1678 kam der Teufel auch in Glückſtadt zu einem Soldaten, der Schildwacht ſtand, und bot ihm Geld an. Da dieſer aber ſolches nicht annehmen wollte, hat jener ihn dermaßen abgedroſchen, daß er für tot zur Erden nieder gelegen und ihm alle Haar aus dem Kopf geriſſen worden.

Theatrum Europaeum Thl. XII. S. 1143. 1144. Thl. XI. S. 1119.

DLII.

Der Freiſchütz.

(S. R. 493.)

Der letzte Herzog zu Glücksburg hatte einen Jäger, der ſo lange als er in ſeinem Dienſte geweſen, durchaus kein Wild getroffen hatte. Darüber verdrüßlich, verabſchiedete der Herzog ihn. Traurig gieng der Jäger davon, nicht wiſſend, wie er ſich ernähren ſollte; er konnte es überhaupt gar nicht begreifen, wie es zugehe, daß er jetzt gar nichts treffen könne, da er doch früher ein guter Schütze war. Voll von ſolchen Gedanken, gieng er durch das Gehölz Trimmerup, als ihm ein altes Mütterchen begegnet. Sie fragt ihn, was ihm fehle, und er erzählte ihr alles. „Dem iſt aber leicht abzuhelfen," ſagte ſie, „wenn du zum Abendmahl gehſt, nimm nur die Oblate hinter dem Altar wieder aus dem Mund und henge ſie, wenn du nach Hauſe kommſt, in einen Baum und ſchieße darnach. Dann wirſt du ſicherer treffen, als jemals." Der Jäger that wie ihm gerathen war. Und darauf gieng er wieder zum Herzog und ſagte, er habe ſich im Schießen geübt, treffe immer und wolle gerne wieder in ſeinen Dienſt. „Wir wollen verſuchen," ſagte der Herzog, „nimm deine Flinte und komm mit in den Wald." Als ſie nun über die Brücke giengen, ſah der Herzog drei wilde Enten über ſie hinfliegen; er machte den Jäger darauf aufmerkſam und ſagte, er ſolle eine davon ſchießen. „Welche?" fragte dieſer. „Den Enterich," ſagte der Herzog. Der Jäger legte an, ſchoß, und der Enterich ſtürzte zu ihren Füßen. Da ward dem Herzog unheimlich, denn der Böſe muſte da mit im Spiel ſein. Er ſagte daher zum Jäger: „Ich kann dich nicht gebrauchen, du ſchießt beſſer als ich," und ließ ihn wieder gehn. Und kurz darauf fand man des Jägers Hut unter der rothen Brücke und ſeinen Leib geviertheilt hundert Schritte davon, unter den Erlen, die nicht weit vom Wege ſtehen.

Durch Herrn Schull. Boyſen in Riſtenſee. — Thiele Danm. Folkeſ. I. 204. 320.

DLIII.

Das Totenhemd.

(S. N. 229.)

In der Marſch, ſo erzählt man in der Grafſchaft Ranzau, wohnte vor Jahren ein Käthner, der auf Tagelohn gieng. Seine Frau ſpann in ſeiner Abweſenheit vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht, ja auch, wenn er zu Hauſe gekommen war und ſich ſchlafen gelegt hatte, ſpann ſie noch emſig fort. Schon hatte ſie ſich viel Leinenzeug bereitet, da ward ſie krank und ſtarb. Der Mann aber war geizig und ließ der Leiche ein altes ſchlechtes Hemd anziehen, dem ein Aermel fehlte. So ward ſie begraben.

Nach Verlauf einiger Zeit nahm der Mann ſich wieder eine Frau, fleißig wie die erſte. Die ſaß auch eines Abends noch ſpät und ſpann, als der Mann ſchon zu Bett gegangen war. Da hörte ſie die Stimme der verſtorbenen Frau hinter dem Fenſter, die ſprach:

Unn de hele Nacht geſponnen,
Wat heſt du dar von?
Hemd' med ener Mau (Ärmel)!
Ga du hen un rau (ruhe).

Die Frau am Spinnrade kam ein Grauen an und ſie gieng zu Bette. Am andern Tage erzählte ſie alles ihrem Manne. Der wollte es erſt nicht glauben, zuletzt aber machten ſie aus, die Frau ſollte am Abend wieder aufbleiben beim Spinnen und der Mann wollte im Bette wach bleiben. Da hörten ſie nun zu derſelben Zeit, wie am vorigen Abend, es hinter der Wand gehen, und dieſelbe Stimme ſprach:

Unn de hele Nacht geſponnen,
Wat heſt du der von?
Hemd' mit ener Mau!
Ga du hen un rau.

Der Mann war nun überzeugt und ward ſehr unruhig, weil er nicht wuſte, was er thun ſollte, bis man ihm rieth, Abends einen Bretterſtuhl hinter die Wand neben das Fenſter zu ſetzen und ein neues Totenhemd darauf zu legen. Das that er und in der folgenden Nacht ward die Stimme nicht wieder gehört. Aber am Morgen war das Hemde weggenommen und auf dem Stuhle lag ein Häuflein Aſche.

Durch Herrn Schull. Münſter in Elmshorn.

DLIV.

Die Schimmelköpfe.

In Glückſtadt wohnte vor Jahren ein vornehmer Mann. Deſſen Frau ward krank und ſtarb. Sie ward mit großem Gepränge beigeſetzt. Aber der Totengräber hatte große Luſt zu den koſtbaren Ringen an den Fingern der Leiche. Daher gieng er in der Nacht hin und öffnete den Sarg, um die Ringe abzuziehn. Zu ſeinem Schrecken aber richtete die Frau ſich auf, als er den Deckel abnahm. Er entfloh voller Angſt, aber die Frau gieng nach dem Hauſe ihres Mannes und klopfte an. Ein Diener öffnete, aber auch er erſchrak, als er die verſtorbene Frau in ihrem Leichengewande vor der Thür ſtehen ſah, eilig lief er zu ſeinem Herrn, um ihm zu ſagen, was geſchehen. Der aber antwortete: „Eben ſo wenig als meine beiden Schimmel kommen und die Treppe hinaufgehen, eben ſo wenig wird auch meine Frau wiederkommen.“ Kaum hatte er nun das geſagt, ſo kams tripp trapp die Treppe herauf und die beiden Schimmel waren auf dem Boden. Da ließ der Mann öffnen, und ſieh! ſeine Frau war würklich wieder da. Sie lebte von nun an noch einige Jahre, lachte aber niemals während der ganzen Zeit, denn ſie ſagte: „Lachen iſt Sünde.“ Der Mann aber ließ zum Andenken an das Geſchehene oben neben der Treppe im Hauſe zwei Schimmelköpfe malen, die da noch lange zu ſehen geweſen ſind.

Durch Herrn Schull. Münſter in Elmshorn. — Eine faſt ganz übereinſtimmende Kölner Sage unter Grimms deutſchen Sagen N. 310. Vgl. übrigens oben N. 99. und Anm. zu N. 327.

DLV.

Die Seele im Kirchenbaum.

Ein Bauer aus Langballig ritt eines Abends ſpät am Grundtofter Kirchhofe vorbei. Er grüßte die Toten: „Gute Nacht, ihr Chriſtenſeelen alle, und gute Nacht, du Peter Jakob.“ Das war nemlich ſein kürzlich verſtorbener Nachbar. Da ſieh! wie er eben die Worte ausgeſprochen hat, knarrt die Kirchhofspforte und eine lange weiße Geſtalt kommt auf ihn zu. Der Bauer erſchrak, und ſein Pferd durch Schläge antreibend, giengs mit ihm in vollem Rennen nach Hauſe, aber die weiße Geſtalt folgte ihm immer. Vor dem Hauſe riß er dem Pferde den Zügel ab, jagte es in den Stall, er ſelber aber eilte in die Stube und erzählte ſeiner Frau, die ſchon im Bette lag, voller Angſt ſein Abenteuer. Die beherzte Frau ſagte: „Lege dich nur hinter mich und halt dich ruhig.“ Wie er nun eben

ins Bett geſtiegen, ſo trat durch die aufſpringende Thür auch die weiße Geſtalt herein. Die Frau rief: „Wer iſt da?“ Aber niemand antwortete. Die Frau rief zum zweiten Mal; wieder keine Antwort. „Im Namen Gottes und aller Heiligen,“ rief ſie zum dritten Mal, „tritt neun Schritt vor mein Bett und ſage mir, wer du biſt und was du willſt.“ Da ſprach die Geſtalt: „Ich bin euer Nachbar und kann im Grabe nicht ruhen, weil ich einmal des Predigers Windhund erſchlagen habe, worüber dieſer den Kirchenbann ergehen ließ. Wenn ihr dies offenbaren wolltet, hätte ich Frieden im Grabe.“ „Das ſoll morgen geſchehen,“ ſagte die Frau, und ſogleich verſchwand die Geſtalt und hatte von nun an Ruhe.

Aus Angeln durch Herrn Landmeſſer Riſſen in Löſtrup.

DLVI.

Gnade bei Gott.

Vor reichlich hundert Jahren ſtand an der Kirche zu Ries ein Prediger mit Namen Herr Peter. Der war fromm und gottſelig und ſeine Ehefrau desgleichen. Gott aber ſuchte ſie heim mit vielem Kreuz. Die Frau bekam einen bösartigen Krebsſchaden in der Bruſt, und bald nahm ihr Leiden überhand und die grimmigſten Schmerzen ergriffen ſie. Der fromme Prediger tröſtete ſie nach beſten Kräften, wachte, redete und betete mit ihr ganze Nächte hindurch, aber doch gab es Augenblicke, wo ſie im Übermaße des Schmerzes an Gott verzagte und ſich verlaſſen glaubte. Nach langen Leiden verſchied ſie endlich. Der treue Gatte trauerte ſehr um ihren Tod, aber noch mehr lag ihm der Kummer am Herzen, ſeine Frau möchte um ihres ſchwachen Glaubens willen nicht Gnade vor Gott gefunden haben. So ſaß er einige Zeit nach ihrem Tode einmal Sonntags nach gehaltener Predigt in ſeiner Sakriſtei und gedachte geſenkten Hauptes wiederum, wie oft, ſchwermüthig der lieben Verſtorbenen. Da indem er aufblickt, ſieht er zu ſeinem Erſtaunen ſie vor ſich ſtehen, angethan mit einem weißen hellſchimmernden Gewande. Sie lächelte ihm freundlich zu und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, er ſolle nicht länger ſorgen, denn ſie habe Gnade gefunden. Seitdem war der gute Prediger völlig beruhigt; wohl gedachte er oft der Entſchlafenen, aber er grämte ſich nicht mehr.

Durch Herrn Peterſen in Soes.

DLVII.

Hark Olufs.

(S. R. 253.)

Hark Olufs, ein Amringer von Geburt, ward auf dem mittelländiſchen Meer von Seeräubern gefangen genommen, in Algier als Sklave verkauft und kam ſo in die Dienſte des Bei Aſſin von Conſtantine. Dem diente er treulich zwölf Jahre, ward ſein Schatzmeiſter und General und ſchlug den Bei von Tunis in einer großen Schlacht. Da erhielt er endlich Erlaubnis in ſeine Heimath zurückzukehren und lebte nun die übrige Zeit ſeines Lebens auf Amrum von ſeinen Schätzen, die er im Türkenlande geſammelt hatte. Nach ſeinem Tode aber hatte er keine Ruhe im Grabe. Allnächtlich wanderte er in ſeinem Sterbekleide auf Hochſtiän (Hochſtein), einer Anhöhe zwiſchen dem Kirchdorf Nebel und dem Süddorfe, wo er gewohnt hatte, umher, und lange Zeit wagte es keiner den Geiſt zu fragen, was ihm fehle. Endlich unternahm es einer. Da gab er zur Antwort, daß er in ſeinen letzten Jahren die meiſten ſeiner Schätze, die er aus dem Türkenlande mitgebracht, unter der Thürſchwelle ſeines Hauſes zu Süddorf vergraben hätte, ohne ſeinen Erben davon zu ſagen; das ließe ihm nun keine Ruhe. Als man darauf unter der Thürſchwelle nachgrub, fand man einen großen, ganz mit Geld gefüllten Topf, der Schatz ward gehoben und alles unter die Erben vertheilt. Und von da an hatte der Geiſt Ruhe und man ſah ihn nicht wieder.

Durch Herrn Johannſen von Amrum.

DLVIII.

Die Irrlichter bei Ullenbierge.

(S. R. 257.)

Bei Ullenbierge, ſo heißt es in Tondern, arbeitete einſt ein Vater mit ſeinen beiden Söhnen auf dem Felde. Beide Brüder waren ſich längſt todfeind. Bald geriethen ſie auch mit einander in Streit, der Vater, um ſie auseinander zu bringen, miſchte ſich hinein, da übermannte ſie der Zorn und einer erſchlug den andern. Man fand alle drei in ihrem Blute ſchwimmend. Nun ſieht man ſeit der Zeit Nachts auf jenem Felde bei Ullenbierge drei Irrlichter und das mittelſte hüpft immer zwiſchen den beiden andern, als wollte es ſie auseinander halten. Das iſt der Vater mit ſeinen beiden Söhnen.

Durch Herrn Tamſen in Tondern.

DLIX.

Die Grenze verrückt.

(S. N. 251. 260.)

In Barkau erſchien einem Bauern der verſtorbene frühere Beſitzer ſeiner Hufe und forderte ihn auf, einen Theil ſeines Landes, deſſen Grenze er verrückt habe, wieder abzugeben; in der künftigen Nacht ſolle er an Ort und Stelle kommen, um ſich alles näher bezeichnen zu laſſen. Als der Bauer nicht erſchien, ſtellte der Geiſt ſich wieder an ſeinem Fenſter ein, machte ihm Vorwürfe und verlangte ſeinen Handſchlag. Der Bauer wagte nicht ihm die Hand zu reichen, ſondern hielt ihm einen Stock hin. Doch der Geiſt griff zu weit und erfaßte das Ende des Daumen, das darnach ganz ſchwarz ward und bald abſtarb.

Durch Dr. Klander in Plön. — Bei Huſum erſchien die verſtorbene böſe Hausfrau immer dem Mädchen, wenn dieſes beim Melken war. Sie redete jene endlich an und ſollte ihr die Hand reichen. Da hielt ſie ihr einen Zipfel ihrer Schürze hin, der ganz verbrannte. Man ſchärft überhaupt die Regel ein, einen unruhigen Geiſt ja anzureden, aber ihm nie die Hand zu geben, ſonſt verbrennt ſie.

DLX.

Der Mann ohne Schatten.

(S. N. 261.)

Viele Prediger und Küſter haben in früheren Zeiten (und noch jetzt) die ſchwarze Schule beſucht und da vom Teufel die ſchwarze Kunſt gelernt, womit ſie dann die Geſpenſter, Wiedergänger, ja den Teufel ſelbſt bannen können. Der Teufel gibt den Unterricht, aber nicht umſonſt. Es iſt nemlich die Bedingung, daß wer beim Schluſſe des Unterrichts, wenn der Curſus beendigt iſt, von allen Schülern, die die Schule beſuchten, zuletzt aus der Thür geht, dieſer ihm gehören ſoll. Da haben viele, die klüger als der Lehrmeiſter geworden waren, dieſen überliſtet, unter andern auch einmal der Küſter in Brönſ, im weſtlichen Theil des Amts Hadersleben. Der war der letzte von allen, die die Schule verließen, aber er half ſich, als der Teufel ihn behalten wollte. Denn weil die Schule gegen Süden ausgieng und es ſich gerade traf, daß ſie bei hellem Sonnenſchein um Mittag geſchloſſen ward, ſo ſagte der Küſter, daß er nicht der letzte ſei, der herausgienge, ſondern ſein Schatten; den möchte der Teufel behalten. Der Teufel konnte nichts dawider machen und ließ den Mann gehen, behielt aber den Schatten. Der Küſter iſt ſein

Leben lang ohne Schatten geblieben, und das haben viele Leute geſehen, die ihn noch gekannt haben, daß auch bei hellem Sonnenſchein nicht das geringſte von einem Schatten bei ihm zu erblicken war.

Nach ſchriftlicher Mittheilung. — Auf einer ähnlichen Sage beruht wohl Chamiſſos Schlemihl. Es iſt der Teufel vielleicht auch hier wieder an die Stelle eines Zwerges getreten. Man ſehe außer der ſpaniſchen und ſchottiſchen Sage in Grimms Mythol. S. 976. die däniſche in Winthers Folkeeventyr. S. 18. Übrigens über die alte Schattenbuße Grimms deutſche Rechtsalterthümer S. 677.

DXLI.

Geiſter gebannt.

(S. N. 266.)

In Ringsberg, Kirchſp. Munkbrarup, hatte ein Bauer den Grenzſtein verrückt. Als er geſtorben war, muſte er immer um den Stein herum wandeln oder ganze Nächte darauf ſitzen, und ward von Vielen geſehen. Das war den Verwandten unangenehm, und ſie wollten gerne, daß er zur Ruhe käme. Sie baten daher einen Prediger in der Nachbarſchaft, der als Geiſterbanner berühmt war, dem Geiſt zur Ruhe zu verhelfen. Der Prediger verſprachs. Als es Abend geworden war, ſagte er zu ſeinem Knechte, er ſolle anſpannen, ſetzte ſich dann zu ihm auf den Wagen und ließ ihn nach dem Moore fahren, aber gebot ihm, doch ja nicht ſich umzuſehen, es paſſiere auch, was da wolle. Der Knecht fuhr los und merkte bald, daß der Wagen ſehr ſchwer gieng und die Pferde viel zu ziehen hatten, doch ſah er ſich nicht um. Auf dem Moore ſtieg der Prediger ab, zog ein Buch aus der Taſche und fieng an darin zu leſen. Sogleich kamen viele Geiſter herbei, auch der wandelnde Geiſt des Bauern; einer ſchlug dem Prediger das Buch aus der Hand. Gleich griff dieſer in den Buſen und zog ein zweites heraus, das ward ihm auch aus der Hand geſchlagen. Er nahm ein drittes und das muſten ſie ihm laſſen. Da ſah der Knecht, der auf dem Wagen ſaß, wie nun, während der Prediger las, der Geiſt des Bauern immer kleiner und kleiner ward und zuletzt ganz verſank und verſchwand. Die andern Geiſter aber tummelten gar gewaltig durch einander, ſolange bis auch ſie verſchwanden. Da ſtieg der Prediger wieder auf den Wagen, ließ den Knecht umwenden und nach Hauſe fahren, gebot ihm aber nochmals, nicht zurückzuſehen. Anfangs giengs auch gut; ſie waren aber noch nicht weit gefahren, als der Knecht merkte, daß es hinten hell ward, als wenn der Wagen voll Feuer wäre. Unwillkürlich ſah er ſich um, dafür aber blieb ihm Zeitlebens der Kopf verdreht auf dem Rumpfe ſitzen.

Durch Herrn Schull. Boyſen in Wiſtenſee. — Bei Röddina, Amt Hadersleben, gieng ein Adlicher ſpuken, wo jetzt Röddingkroe

liegt. Aber der Prediger mahnte ihn hinunter. Man ſagt, daß ebendaſelbſt jährlich ein Unglück geſchieht an Menſchen oder Vieh. Rhode Haderslev-Amt Beſkrivelſe. S. 450.

DLXII.

Das bezauberte Wirthshaus.

Zu Gukelsbye, Kirchſp. Sieſebye, lebte vor Jahren ein Wirth, zu dem kam ein Tiſchler, Namens Wieſe, der ſich auf die Schwarzkunſt verſtand; denn er hatte das Buch Cyprianus gut durchſtudiert. Nachdem Wieſe ſich eine Zeitlang bei dem Wirth aufgehalten, entzweite er ſich mit ihm und ward aus dem Hauſe gewieſen. Dafür aber bezauberte er nun das Haus. Es fieng bald darin, beſonders in der Gaſtſtube, ein Werfen mit Karteffeln an, nicht von außen, ſondern unter dem Bett heraus. Trat ein Gaſt ein, ward er jedesmal mit Karteffelwürfen empfangen. Ließ er ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern ſetzte ſich und forderte was zu trinken, ſo tanzte ihm das Glas auf dem Tiſche. Überhaupt war alles in der Stube, Tiſche, Stühle, Schränke, in ſteter Bewegung. Anfangs kamen viele Leute aus Neugier, allein nach und nach ward das Haus von Fremden gemieden. Wollte der Wirth nun nicht ganz verarmen, ſo muſte er ſich mit Wieſe vertragen. Er gieng daher nach Eckernförde, wo dieſer ſich damals aufhielt, vertrug ſich mit ihm und gleich darnach ward alles wieder ſo in ſeinem Hauſe, wie es zuvor geweſen war. Die Sache war ganz landkundig geworden, und man ſagt, daß ſogar Profeſſoren aus Kiel verkleidet dageweſen waren und ſie unterſucht und ganz ſo befunden hatten, wie ſie hier erzählt iſt.

Durch Herrn Schull. Boyſen in Biſtenſee.

DLXIII.

Ogen verſchælen.

Jær den Bergbuer in Oſenborg, wo nu de nye Reeg Hüſer ſteit, legen fröer heel väel grote Steen annen Weg. Nu köum daer mael en Kunſtmaker, de kröup dörch den grötſten ümmer hin un häer, un all de Lüer köumen un ſöugen dat an. Se verwunnern ſik daræwer, wo dat angaen kunn. Da köum eek en lütt Diern van Feld' un harr Gras un Kruet in äern Schoet plückt. Se fröug de Lüer, wat daer denn los wier. „Sühſt du denn nich," ſæen ſe, „dat de Mann ümmer hin un häer dörch en Steen krüpp?" Da ſä de Diern: „Nä, wat ſchull he woll, he krüpp daer ja ümmer herüm." Daer ſprüng de Kunſtmaker op, unn as he äer Schört

vull Gras un Kruet ſeeg, dach he, „daer hett ſe en Klewervier twiſchen; dat maekt, dat ik äer de Ogen ni verſchaelen kann.“ He ſä: „De de Kunſt verſteit, verrad' den Meiſter ni,“ unn nöum de Fueſt un ſlöug äer den Schört uten Hant, dat äer Gras un Kruet all on de Jer fallen dä. „Huch!“ ſä de Diern, nöum äer Röck op un güng nu ſo hechbenig dar enlank, as wenn ſe innen Water waden dä. Daer lachen de Küer äer all wat uet un ſäen: „Dat beſtu daſær.“

Aus dem Lande Oldenburg durch Herrn Schull. Knees in Neumünſter. — Vergl. Grimms Kinder- und Hausmärchen. N. 149.

DLXIV.

Diebe bringen das Geſtohlene wieder.

(S. N. 272.)

Einſt waren in einem zum Gute Nöer gehörigen Walde viele Arbeiter mit Holzfällen beſchäftigt. Wenn Feierabend gekommen war, verbargen die meiſten von ihnen ihre Geräthſchaften ſorgſam oder nahmen ſie mit nach Hauſe; nur drei Mecklenburger ließen ſie offen und frei liegen. Geraume Zeit gieng das gut. Aber als ſie eines Morgens kamen und zu arbeiten anfangen wollten, waren die Sachen weg. Ganz ruhig, als wenn nichts geſchehen ſei, machten nun die drei ein Feuer an und ſetzten ſich um daſſelbe. Wenn die andern ſie neckten und ſagten, ſie hätten ihre Sachen verwahren ſollen, antworteten ſie: „Man ſoll uns das Geſtohlene wohl wieder bringen.“ So machten ſie es drei Tage. Da am Abend des dritten Tages, als alle eben wieder nach Hauſe gehen wollten, kamen zwei Männer und brachten die Geräthſchaften, legten ſie beim Feuer nieder und giengen wieder fort ohne ein Wort zu ſagen. Die Diebe hatten ſich aber nicht früher einſtellen können, weil ſie nach Schwanſen gehörten und wegen eines Sturmes nicht über den Eckernförder Hafen hatten kommen können.

Durch Herrn Schull. Boyſen in Biſtenſee.

DLXV.

Teufel über Teufel.

(S. N. 274. 288.)

Ein Kreuz an die große Hausthür gemalt, ſichert gegen die Hexen; auch iſt es gut, eine beim Abendmahl entwendete Oblate im Hauſe zu haben. Iſt das Vieh behext und kann man nicht abbuttern, ſo müſſen Kühe, Karnen und Stappen Abends ſtillſchweigend geräuchert

werden. Gewöhnlich kommt dann die Hexe und begehrt Einlaß, aber man muß dann überhaupt keinen herein laſſen, wenn auch noch ſo ſtark an die Thür gepocht wird. Bringt man einen Topf mit Milch zum Kochen, ſo muß, wenn die Milch überkocht und ins Feuer läuft, die Hexe verbrennen.

In einem Hauſe in Wilſter war ein Kind krank. Eine kluge Frau ſagte, es wären Schelmſtücke dabei, man müſſe es ausräuchern, Nachts um zwölf Uhr, bei verſchloſſenen Thüren. Dann würde der kommen, ders ihm angethan, und ſich irgend ein Gewerbe machen; man müſſe aber Blut von ihm auf ein Tuch zu bekommen ſuchen und das verbrennen. Zur richtigen Zeit verſchloß man die Thür, verhieng auch die Fenſter bis faſt oben hinauf mit Laken, dann räucherte man das Kind, alles wie es die kluge Frau befohlen hatte. Das Haus hatte aber noch nach alter Art Fenſterladen, die heraufgeklappt wurden; unter jedem Fenſter alſo hieng eine große Klappe, darauf man ſtehen und oben ins Fenſter ſehen konnte, wenn ſie nicht aufgeſchlagen waren. So war es gerade hier. Als ſie das Kind räucherten und die Uhr war noch nicht zwölf, da plötzlich ſchaute die Hexe oben übers Laken weg in die Stube, der Mann ſpringt hinaus, ſchlägt der Hexe ins Geſicht und fieng mit einem Tuch das Blut auf. Als man das verbrannt hatte, war das Kind geſund.

In der Nähe von Büſum wohnte ein reicher Bauer, der hatte eine einzige Tochter, die er über alles liebte. Aber ſeine alte Schwiegermutter war eine Hexe; die Leute wuſten, daß ſie ſich ſchon zu verſchiedenen Malen in Katzen oder andre Thiere verwandelt hatte, ſie hatte es auch bei Geſellſchaften gemacht, daß die ganze Stube voll von Raben kam und die Gäſte es vertaufen muſten. Thieren und Menſchen that ſie böſes an; wenn jemand in ihrem Hauſe übernachtete und die Pantoffeln umgekehrt vorm Bette ſtanden, ſo kam ſie gleich, wenn ſie meinte, die Leute ſchliefen, herein und ſetzte die Pantoffeln um. Das iſt ein ſicheres Zeichen, daß ſie eine Hexe war. Denn die thun das immer, weil ſie ſonſt keine Gewalt über den Schlafenden haben. Nun müſſen alle Hexen aber immer einen aus ihrer Familie quälen. Die alte Schwiegermutter gönnte dem Bauern nicht ſein Glück und that endlich ſeiner Tochter das Schlimmſte an. Sie ſchenkte ihr auf eine Zeit ein neues ſchönes Kleid. Die Tochter, an nichts arges denkend, wollte es zum nächſten Sonntag zur Kirche anhaben. Aber kaum hatte ſie es überm Leibe, ſo ſtiegen ihr die Haare zu Berge, ſie wurde ganz wild aus den Augen ſehen und wuſte ſich vor innerlichem Brand nicht mehr zu laſſen. Sie gieng gegen Fenſter und Thüren an, wie eine wilde Katze, raste und wüthete gegen jeden, ohne einen zu kennen, und nur mit Mühe gelang es den Leuten endlich, ſie zu Bett zu bringen und zu entkleiden. Da gieng die Wuth zwar vorüber, aber die gröſte Schwäche und Ermattung trat ein. Und ſo lag ſie lange Zeit und ſchwand immer mehr hin; kein Arzt konnte helfen, denn alle geſtanden, daß ſie die Krankheit

nicht verſtünden. Darüber waren die Eltern ganz untröſtlich. Kluge Leute, an die ſie ſich wandten, ſagten ihnen zuletzt, daß ein altes Weib ihre Tochter unterhätte, aber ſie vermochten auch nichts gegen ſie. Nur in Hamburg wäre ein Mann, wenn der nicht helfen könnte, ſo wäre alles vergeblich. Der Bauer wollte nichts unverſucht laſſen; er fuhr ſogleich von Büſum aus nach Hamburg, ſprach mit dem Mann, und nachdem er ihm den ganzen Hergang der Sache erzählt, ſchlug der ſein großes Buch auf, das mit Buchſtaben geſchrieben war, die kein Menſch außer ihm verſtand. Nach einer Viertelſtunde ſagte er dem Bauern, ſeine Tochter hätten allerdings die Hexen unter, er wollte ihm aber eine Kruke Medizin mitgeben, die wohl helfen ſollte, wenn er ſie nur heil nach Hauſe brächte; der böſe Feind werde aber alles thun, ſie entzwei zu machen. Der Bauer erhielt am andern Tage von dem Wunderdoctor die Kruke, wohl verpackt, ſetzte ſich wieder zu Schiff und kam ohne ein Hindernis bald und glücklich nach Büſum. Aber nun muſte es doch noch verkehrt gehen. Der Schiffsjunge ſollte den Korb mit der Kruke ans Land und in das Haus des Bauern bringen, kaum aber kam er damit auf feſten Boden, ſo erhob ſich der Sand wie eine Waſſerhoſe, warf den Jungen nieder und ſchleuderte ihm den Korb aus der Hand, daß die Kruke in tauſend Scherben gieng. Dieſe Reiſe war alſo umſonſt. Aber ohne ſich lange aufzuhalten, machte der Bauer ſich gleich wieder auf den Weg zum Wunderdoctor und klagte ihm ſein Unglück. Der Mann ſagte, daß es ihm nun ſchon viel ſchwerer geworden ſei, er ſollte aber nur nach zwei Tagen einmal wieder kommen. Da hatte der Wunderdoctor unterdes alles in Ordnung gebracht, die Kruken eingepackt und empfahl dem Bauern nochmals die größte Behutſamkeit; es bliebe immer zwar noch ein Mittel, ſeine Tochter zu retten, aber dazu entſchlöſſe er ſich ſelber ungern, noch würde der Bauer es gerne thun. Der Bauer machte diesmal die Reiſe zu Lande, den Korb mit der Kruke hatte er in dem Kaſten unter ſeinem Wagenſtuhl ſtehen, ſo kam er auch ganz glücklich wieder in die Nähe ſeines Hauſes. Schon war er auf eignem Grund und Boden, als der Wagen auf ebner Erde plötzlich umſchlug, und wenn der Bauer auch keinen Schaden nahm, ſo war die Kruke doch wieder entzwei. Dem Bauern lag die Rettung ſeiner armen Tochter ſehr am Herzen; er ließ ſich keine Ruhe. Zwar wollte ſeine Frau, und noch mehr ſeine alte Schwiegermutter, ihn diesmal zurückhalten, er ſollte von der großen Anſtrengung erſt ausruhen, aber es half nichts, er ſetzte ſich auf ſein Pferd und in zwölf Stunden war er wieder oben in Hamburg. Er ritt gleich bei dem Wunderdoctor vor und erzählte ihm alles. Der Mann ſagte, daß ihnen nun alſo nichts anderes übrig bliebe, als die alte Hexe in Oel zu Tode zu kochen. Ehe ſie aber dies Mittel ergriffen, ſagte er zu dem Bauern, wollte er ihm doch erſt die zeigen, die ſeine Tochter unterhätte. Er gieng darauf in die Stube neben an, murmelte mit allerlei Hokuspokus da ſeine unverſtändlichen

Sprüche her und kam dann nach einer Viertelstunde wieder herein mit einem großen Spiegel unterm Arm. Den stellte er auf den Tisch und forderte den Bauern auf hinein zu sehen. Das that dieser und erkannte sogleich seine alte Schwiegermutter darin. Er ward ganz traurig darüber, als er es aber bedachte, was seine Tochter zu leiden hätte und wenn das so fortgienge, in kurzer Zeit es mit ihr vorbei sein würde, da entschloß er sich und sagte zum Wunderdoctor, er sollte seine Sache nur machen, käme auch darnach, was da wollte. Der Wunderdoctor bestellte ihn nun auf den andern Mittag wieder zu sich. Zur rechten Zeit fand sich der Bauer ein, der Doctor brachte ihn in ein besonderes Zimmer und entfernte sich darauf. Nach einer Stunde aber rief er ihn hinaus in die Küche. Da hatte er einen großen Kessel zu Feuer, that Oel und andre Sachen unter allerlei Sprüchen und Ceremonien hinein und verschloß ihn dann dicht mit einem schweren Deckel. Bald fieng es in dem Kessel an zu arbeiten, es ward immer lauter und lauter darin und der Bauer glaubte einen Menschen jammern zu hören. Dann wollte es nicht länger darin bleiben und durchaus Luft haben und arbeitete mit aller Macht gegen den Deckel an. „Nun gilts," sagte der Doctor, sprang hinzu und hielt ihn mit aller Gewalt nieder. Bald rief er auch noch den Bauern zu Hilfe, und nur mit der größten Mühe gelang es den beiden zu verhüten, daß nichts überlief. Als es ausgekocht hatte, ward es immer stiller und stiller, und als es am Ende ganz ruhig war, sagte der Wunderdoctor: „Nun ist eure Tochter gerettet und die Alte ist gewesen." Dem Bauer ward unheimlich, und obgleich ihn die Nachricht freute, kams ihm doch bei dem Arzt gar nicht mehr so recht geheuer vor. Er machte schnell seine Rechnung und eilte in seine Herberge, und mit dem frühsten am andern Tage setzte er sich zu Pferde und ritt nach Hause. Als er ins Haus trat, da kam ihm schon seine Tochter gesund und munter entgegen und nun erzählten sie ihm, daß die alte Großmutter am vorigen Tage eines fürchterlichen Todes gestorben sei. Um [illegible]tag hätte sie ein innerer Brand ergriffen, der von Minute zu Minute zugenommen. Im Bette hätte sie nicht ausgehalten; Fenster und Thüren aufgerissen, die Kleider abgeworfen und sich auf dem Boden gewälzt und gekrümmt, und dabei geschrien und gejammert, daß man es weit habe hören können. Erst hoch am Nachmittage sei sie allmählig immer stiller geworden und habe zuletzt keinen Laut mehr hören lassen. Es hätte bis dahin niemand bei ihr dauern können; nun giengen sie hinein und fanden an der Stelle, wo sie gelegen, ein Häuflein Asche und einige verbrannte Knochen. Von Stund an aber war die Tochter gesund geworden und die hat nachher noch viele Jahre gelebt.

Aus Schwansen, aus Wilster und aus Ditmarschen. — Die Ausdrücke verschieren, beswögen, d. h. durch böse Künste, Blick, Berührung, Besprechen in »Undägt« (wörtlich Ungedeihen) bringen,

führt Schütze Idiot. IV. 43. an. — Umgewandte Pantoffeln hindern auch den Alp ins Bett zum Schlafenden zu kommen. Ebendaſ. IV. 286. Vgl. Thiele Danm. Folkeſ. II. 109.

DLXVI.

De Zigeunerin.

(S. R. 277.)

Da eſt mal ne Zigeunerin. De komt na Hitzhuſen by Braemſtäd' in dat Weertshues und geef ſik fœ'n Schatzgräberin uet. De Fro ſegg dat by Hitzhuſen op den Bag en Schatz eſt, da geit immer en Lecht. No geit ſe an een Abent mael met dre Buern daben. Ünnerwegs wart ſe mód' und de ene Buer mett ſe no ganz hendrägen, daſœ' ſchall he denn ok en golden Spennrat fœruet hemm. As ſe daben kaemt, hemm ſe aber de Kalen vergäten. De ene leppt torügg, drenkt aber Koel onn ſo geit de Geiſterſtunn fœrber. No (nun) ſeit de Zigeunerin Lyn (Leinſamen) op den Bag und ſegg to de Buern, wenn dat Lyn opkaem eſt, ſo weil ſe weller kaem. Dat Lyn und de Schatzgräberin ſönt abers beid' uetbläben.

Durch Herrn Schull. Lohſe in Stellau. — Auf den Hügeln und an Orten, wo man Nachts ein Licht oder Feuer brennen ſieht, liegt ein Schatz oder hauſen Geiſter. So auf dem Augenberg im Kirchſpiel Grömitz bei Neuſtadt; daneben iſt ein Hügel, der Dreifußberg. S. R. 269. 380 ꝛc.

DLXVII.

Die Windmühlen.

Einer hatte einen Verbund mit dem Teufel. Er beſuchte den Schulmeiſter und lud ihn zu ſich ein, er wolle ihm auch viel Geld geben, wenn er mit gienge. Der Schullehrer gieng mit. Sie kamen an einer Windmühle vorüber. „Was iſt das?“ fragte der Schulmeiſter. „Eine Windmühle,“ ſagte der andre. Darnach kam eine andre Windmühle. „Was iſt das?“ fragte der Schulmeiſter. „Eine Windmühle,“ war die Antwort. Darnach kam eine dritte. „Was iſt das?“ fragte der Schulmeiſter. „Was ſollte es wohl ſein, als eine Windmühle? “

Als ſie nun in das Haus traten, ſah der Schulmeiſter da viel Geld. Er erhielt eine ganze Hand voll. Allein als er das Haus wieder verließ, hörte er einen Knall, und alsbald kam der Teufel und brach jenem den Hals. Da warf der Schulmeiſter das Teufelsgeld von ſich und entfloh in großer Eile.

Aus Lauenburg durch Cand. Arndt.

DLXVIII.

Der leibhaftige Teufel.

(S. A. 282.)

Ein Fiſcher aus Groß-Wittenſee gieng mit einem Damendorfer Bauer, der als Vieharzt berühmt war, von Bünſtorf nach Groß-Wittenſee. Von dem Bauern erzählte man aber auch, er ſtünde mit dem Teufel in Verkehr. Sie waren noch nicht weit gegangen, erſt bei der ſogenannten Kollſtätte angekommen, als das Geſpräch auf den Teufel kam. Der Bauer fragte den Fiſcher: „Willſt du ihn ſehen?“ „Ja,“ ſagte der. Als ſie nun noch ein paar Schritte vorwärts gegangen, ſo geht der Teufel leibhaftig vor ihnen vorüber. „Haſt du ihn geſehen?“ fragte der Bauer. „Nicht recht,“ ſagte der Fiſcher, und damit giengen ſie weiter.

Ein ander Mal kömmt nun der Fiſcher allein den Weg von Weg von Bünſtorf nach Groß-Wittenſee, und als er wieder bei der Kollſtätte iſt, kommt ein großer ſchwarzer Pudel zu ihm und glotzt ihn mit feurigen Augen an und läuft immer neben ihm her bis Sande. Hier kehrte der Fiſcher voller Angſt ein, in der Hoffnung, der Pudel werde zurück bleiben, ſagte aber nichts von dem, was ihm paſſiert war. Nachdem er einige Zeit da verweilt hatte, machte er ſich wieder auf den Weg, aber der Pudel begleitete ihn nun bis nach Klein-Wittenſee, wo er abermals einkehrte. Die Leute ſahen ihm ſeine Angſt an und wollten ihn bis Groß-Wittenſee begleiten, aber der Fiſcher lehnte das ab und gieng allein wieder fort. Kaum war er aus dem Dorf, als der Pudel ſich abermals einſtellte und nun ihn erſt kurz vor Groß-Wittenſee verließ. Man hat überhaupt ganz oft den großen Pudel zwiſchen Klein- und Groß-Wittenſee bemerkt. Da hatte er ſeinen Aufenthalt und Verſteck in einem alten Dornbuſch am Wege.

Durch Herrn Schull. Boyſen in Biſtenſee.

DLXIX.

Küſter Hans.

Vor einigen hundert Jahren war in Esgrus in Angeln ein Küſter, Namens Hans. Er war ſchon bei Jahren, da brachte ihn noch ſeine Begier nach Geld und Gut auf den Gedanken, mit dem Teufel einen Bund zu ſchließen. Er erkundigte ſich, wie ers anzufangen hätte, und begab ſich um Mitternacht mit einer ſchwarzen Katze unterm Arm nach der Esgruſer Kirche, gieng dreimal herum und klopfte jedesmal an die Kirchthür. Da beim dritten Male öffnete ſich die Thür und eine Geſtalt trat heraus, ſo hoch, daß ſie ſich

bücken muſte. Da ließ Küſter Hans die Katze unterm Arm ſpringen und rannte voller Schrecken nach Hauſe. Ein hitziges Fieber, die Folge der ausgeſtandenen Angſt, brachte ihn dem Tode nahe, doch genas er, aber ſein Gewiſſen drückte ihn nun ſehr. Er gieng zum Prediger, ließ ſich das Abendmahl reichen und beichtete alles. Da hatte er einigermaßen in ſich wieder Ruhe gefunden. Aber die Geſchichte ward ſpäter auf irgend eine Weiſe in der Gemeinde doch bekannt; ſie beſchwerte ſich und trug darauf an den Küſter abzuſetzen. Der Tag kam, das Urtheil ſollte in Flensburg geſprochen werden. Hans ward vorgeladen, aber er war ſehr niedergeſchlagen, wagte nicht hinzugehen und blieb zu Hauſe. Erſt am Abend gieng er hinaus, den zurückkehrenden Leuten aus der Gemeinde entgegen, da hörte er, daß ihm Amt und Brot verloren ſei. Vor Gram erkrankte er ſogleich und ſtarb in den Tagen darauf. Man empfand nun allgemein mit ihm Mitleiden und meinte die Strafe ſei doch zu hart geweſen. Darum, damit der Dienſt in der Familie bliebe, ſollte der neue Küſter Hanſens Tochter Margarethe heiraten. Ein junger Mann aus Schwabſtede meldete ſich und verſprach auch Margarethe zur Frau zu nehmen; daher gab man ihm die Küſterſtelle. Nun aber heiratete er ſeine alte Braut, eine Margaretha aus Schwabſtede, und ſagte, daß er dieſe in ſeinem Verſprechen gemeint habe und nicht des alten Küſters Margarethe. So blieb der Dienſt auch nicht einmal in der Familie, und ſie muſten den Küſter aus Schwabſtede behalten. Von dem lebten noch vor etwa vierzig Jahren mehrere Nachkommen.

Durch Herrn Schull. Claus Dues.

DLXX.

Die Seele vor dem Schafſtall.

„Deine Frau iſt eine Hexe," ſagte ein Nachbar zum andern. Das wollte dieſer zwar nicht glauben, doch wurden ſie ſich einig es in der nächſten Mainacht näher zu unterſuchen; denn dann müſſen die Hexen zum Blocksberg. Abends gieng der Mann, wie gewöhnlich, mit ſeiner Frau ruhig zu Bette, aber in der Nacht kam der Nachbar verabredeter Maßen zu ihm. Der Mann ließ ihn ein und da lag die Frau ſteif und ſtarr im Bett, als wenn ſie tot wäre. So trugen ſie ſie in den Schafſtall und verriegelten ihn feſt. Gegen Morgen kam die Seele zurück und ließ ſich vor dem Stall hören durch ein kläglicher Piepen, aber ſie konnte nicht eher hinein kommen, als ſie ihn geöffnet hatten. Und gleich darnach kam die Frau wieder heraus, und als ſie fragten, wo ſie herkomme, antwortete ſie, ſie habe nur nach den Schafen ſehen wollen. Da hatte der Mann die Gewisheit, daß ſeine Frau eine Hexe ſei.

Aus Loitmarkburg in Schwansen durch Herrn Schull. Jessen. — Wie in Mecklenburg und anderswo, gibt es bei uns mehrere Orte, Hügel, einzelne Hufen u., die den Namen Blocksberg führen, so bei Brandt, Tangstedt (bei Neumünster), Hörnerkirchen (Grafschaft Ranzau), Mehlbek (bei Itzehoe), Kamp (bei Segeberg), Sprenkholz (bei Rendsburg), Hansdorf (bei Lübeck), bei Rosenkranz (Amt Flensburg), Rotenhill (Landschaft Eiderstedt). S. Schröders Topographien u. d. W.

DLXXI.

Salzstreuen.

Eine alte Frau kam oft in das Haus eines Bauern, sie war aber eine Hexe und man hatte Lust sie auszuschließen. Ein Junge wagte es endlich. Man lud sie zum Essen ein und er bekam einen Platz neben ihr. Er erzählte ihr allerlei, klopfte ihr dabei vertraulich die Schulter, warf ihr aber zuletzt unvermerkt eine Handvoll Salz in den Nacken. Da konnte sie nicht aufstehen, weil sie zu schwer geworden. Das gab nun allerlei Kurzweil, weil sich die Hexe keinen Rath nicht merken lassen wollte. Aber erst als der Junge sie wieder vom Salz frei machte, kam sie los. Bald mußte er für seinen Muthwillen büßen. Er bekam so viel Läuse, daß er sie gar nicht los zu werden wußte. Nur auf sein flehentliches Bitten befreite ihn die Hexe selbst endlich von der Plage und gab ihm dabei den Rath, künftig alte Leute nicht mehr zum Besten zu haben.

Aus Plön durch Dr. Klander.

DLXXII.

Eine Hexe fliegt davon.

(S. N. 290.)

Auf dem Krakower Felde, an der Stelle, wo noch jetzt der Überrest eines Galgens steht, sollte einst eine Hexe verbrannt werden. Zu diesem Schauspiele hatte sich eine große Menschenmenge versammelt. Schon brannte der Scheiterhaufen in hellen Flammen und die Hexe sollte hineingeworfen werden, da gewahrte sie im Volkshaufen eine Frau, welche strickte. Sie bat sie um ihr Garnknäuel. Die Frau reichte es ihr. Da wickelte die Hexe, indem sie einige Worte brummelte, es um ihre Finger, und wie sie das gethan, flog sie vor aller Leute sichtlichen Augen in die Luft und man hat sie nachher nicht wieder gesehen.

Aus Angeln durch Herrn Lehrer Nissen in Lübeck.

DLXXIII.

Hexen nehmen die Butter.

(S. N. 305.)

Maimorgen muß es gethaut haben, dann gibt es ein gut Butterjahr. An einem solchen Morgen gieng eine Hexe vor Sonnenaufgang auf die Felder ihrer Nachbarn, nahm den Thau mit großen Leinenlaken auf, wrang dann die Tücher aus und sammelte ihn so in eine Kruke. Davon nahm sie jedesmal einen Löffel voll, wenn sie buttern wollte, und goß ihn ins Faß, indem sie dabei sprach: „Uet elk Hues en Lapel vull!“ Damit nahm sie den Leuten, denen die Felder gehörten, jedesmal so viel von ihrer Butter. Ihr Knecht aber mußte karnen. Da nahm er einmal auch etwas aus der Kruke, sagte aber, weil ers nicht recht verstanden hatte: „Uet elk Hues en Schäpel vull!“ Dann fieng er an zu karnen und da gab es so viel Butter, daß sie durch das ganze Haus lief und die Leute nichts damit anzufangen wußten.

Mündlich aus Marne. — Der Name Donstriker für Hexen beruht wohl auf diesem Aberglauben. Grimms Mythol. 1027. vgl. N. 285. und Grimms Kinder- und Hausm. N. 103.

DLXXIV.

Vieh behext.

Das Dienstmädchen auf einem Hofe in der Krempermarsch mußte Nachts bei dem Leinen wachen, das auf der Bleiche lag. Dabei besuchte sie immer ein Knecht aus der Nachbarschaft. Um sich davon zu überzeugen, stellte sich der Knecht vom Hofe eines Abends auf die Lauer. Wie er nun so da stand, sah er, daß die Nachbarin, eine alte Frau, von ihrem Hofe kam und in den Garten seines Herrn gieng. Vorsichtig sah sie sich um und schlich dann längs der Wand des Hauses zum Kuhstall, nahm dort einen Stein unter der Schwelle weg und vergrub da etwas. Sobald sie sich entfernt hatte, gieng der Knecht hin und fand nun unter dem Stein ein kleines in Leinen gewickeltes Päckchen. Er nahms heraus und trugs hinüber zu der Nachbarin und vergrub es auf dieselbe Weise unter ihrem Kuhstall. Am andern Tage erzählte er, was vorgefallen, seinem Brotherrn; der war zwar anfangs unwillig, aber gab doch nach, um das Weitere abzuwarten. Als nun bald darauf das Vieh auf die Weide gebracht ward, wollte das Vieh der Nachbarin nicht fressen, sondern war unruhig, brüllte, lärmte und jagte umher solange, bis ein Stück nach

dem andern tot hinfiel. Da ſah man, was die alte Hexe dem Bauern hatte anthun wollen.

Aus Elmshorn durch Herrn Schull. Münſter. — In unſern Hexenproceſsacten ſagen die Zauberinnen oft aus, daß ſie allerlei Haare von wilden Thieren und Totengebeine in ſchwarzen Töpfen unter die Ställe vergraben hätten, um das Vieh zu verderben.

DLXXV.

Kälber behext.

Ein Marſchbauer konnte kein Kalb aufziehen; ſo oft ers verſuchte, ward das Thier krank und konnte nicht leben, aber auch nicht ſterben, ſo daß man es töten muſte. In der Noth wandte er ſich an einen klugen Mann um Rath. Der ſprach: „Wenn es noch einmal wieder ſo geht, ſo zieh das kranke Thier hinaus auf deine Hofſtelle und ſchieße nur darnach. Todſchießen wirſt du es nicht können, aber lade nur immer von neuem und ſchieß, ſo wird ſchon jemand kommen und die Sache wird ſich finden.“ Nach einiger Zeit kalbte wieder eine Kuh. Der Bauer behielt das Kalb zum Aufziehen, aber es gieng damit wie vorher. Da that er, wie ihm der Mann geſagt hatte, führte das Kalb auf die Hofſtelle und ſchoß fortwährend darnach. Nachdem er nun mehrere Schüſſe gethan und das Kalb ſtarb nicht, kam die Nachbarin in großer Eile gelaufen und rief: „Halt doch auf zu ſchieſſen, du ſchießt mir ja alle meine Ochſen auf der Weide tot.“ Da hatte jeder Schuß einen Ochſen getötet. Der Mann aber ſtellte das Schießen ein und konnte nachher ſeine Kälber aufziehen.

Durch Herrn Schull. Münſter in Elmshorn.

DLXXVI.

Die beiden Bräute.

(S. N. 311 fg. vgl. 309.)

Ein Knecht pflügte; da kamen immer zwei Katzen an ihn heran und jede ſuchte ſich an ihn zu ſchmiegen und die andre zu verdrängen. Darüber war des Beißens unter ihnen kein Ende. Der Knecht ſuchte ſie fortzujagen, aber vergebens, ſie kamen immer wieder. Endlich nahm er ſeinen Stuker * und warf damit nach ihnen. Da verwundete er die eine am Fuß und ſogleich ſtand eine ſeiner Bräute vor

* Ein Stiel, unten mit ſcharfem Eiſen, der beim Pflügen gebraucht wird, zum reinigen der Pflugſchar.

ihm, am Fuß blutend. „So, Greet, biſt du dat!“ ſagte der Knecht, „ga man, ik näem dy nich.“ „Ja,“ ſagte Greet,“ de ander dat weer Triem, de keem gort weg.“ Da war die andre Katze davon gelaufen, aber der Knecht nahm ſich nun feſt vor, ſich auch nicht mehr mit Triem abzugeben.

Aus dem Gute Ludwigsburg in Schwanſen durch Herrn Schullehrer Heſſen.

DLXXVII.

Weiße Pferde.

(S. N. 322.)

1.

Einmal hatte ein Bauer in Lägersdorf ein wunderbares weißes Pferd. Es war ſonſt ein zahmes ruhiges Thier, ein tüchtiger Arbeiter und der Bauer hielt viel darauf. Aber im Anfang konnte er doch gar nicht klug daraus werden. Jedesmal Mittags um zwölf Uhr ließ es ſich auf keine Weiſe vor dem Pfluge, dem Wagen oder im Stalle halten; es zerriß Stränge und Stricke und rumorte ſo lange, bis es frei kam, und ſprengte dann wiehernd davon, und zwar jedesmal der Lägersdorfer Tannenkoppel zu. Hier rannte es immer auf einer Stelle im Holze mit unglaublicher Schnelligkeit eine Stunde lang im Kreiſe rund herum, bis es endlich athemlos und ſchweißtriefend ſtille ſtand. Dann verſchnaufte es ſich und gieng darnach ruhig wieder nach Hauſe, als wenn nichts vorgefallen. Man ließ das Thier gewähren, aber niemand wuſte ſeine ſonderbare Eigenſchaft zu erklären. Ein Junge war endlich tollkühn genug ſich auf das Pferd zu ſetzen und den Ritt in der Tannenkoppel mit zu machen, wobei ihm Hören und Sehen verging. Er behauptete aber, daß ſich ein altes häßliches Weib vor ihm auf den Hals des Pferdes geſetzt und immer Hopp! Hopp! gerufen und dadurch das Pferd angetrieben hätte. Das alte Weib ſei auch die ganze Zeit in der Tannenkoppel auf dem Pferde geweſen. Die meiſten Leute leugneten das, aber einige andre wollen das Weib auch doch geſehen haben.

Durch Herrn Ketelſen auf Breitenburg. vgl. N. 136. — In einem Hauſe in Malkwitz, wo früher ein Mäuber gewohnt hatte, rumorte es jede Nacht, und oft iſt ein Schimmel in der Bodenluke geſehen worden und andrer Hokuspokus mehr.

2.

Daß es beim Sulſtorfer Galgenberg an der Landſtraße von Oldenburg nach Heiligenhafen nicht immer ganz richtig iſt, hat

ſchen mancher bei Nacht erfahren müſſen. In alten Zeiten gieng einmal ſpät Abends ein Mann von Heiligenhafen nach Oldenburg. Er dachte ſo bei ſich ſelbſt: „Wenn du nur ein Pferd zu faſſen hätteſt, ſo wolteſt du bald nach Oldenburg kommen.“ Als er nun in der Gegend des Galgenbergs war, bemerkte er in der Dämmerung der Nacht einen alten Schimmel, der ſich zu ihm geſellte und nicht von ſeiner Seite wich. „Du kommſt mir eben recht,“ dachte der Mann, faßte den Schimmel, der das auch ſchon erwartet zu haben ſchien, und ſchwang ſich hinauf und trabte davon. Aber ſchon nach ein paar Schritten fieng der Schimmel unter ihm an immer größer und größer zu werden, und wäre der Reiter nicht herabgeſprungen, der Schimmel wäre mit ihm wer weiß wohin gegangen. Denn der Schimmel das war der Teufel ſelber.

Aus Oldenburg durch Herrn Schull. Kruſe in Eutin. — Vgl. N. 321.

DLXXVIII.

De Mözer Gloef.

(S. N. 327.)

Vor välen Jaren weer mael en grote Vehſüek in Mözen. Do ſegg en ole Fru, de Mözener ſchuln mael een dode Ko, de an de Vehſüek ſtorben weer, æwer de Feldmark ſchläpen. Da treck de Buervaegt un all de Mözener ſchwartes Züeg an unn ſchläpen de dode Ko na de Kremſer Feldmark. Od nu de Süek weggaen is, kann ek nich mael ſeggen. Awer man ſegt darvan noch jümmer: „Dat is en Mözer Gloef.“

Herr Heinrich.

DLXXIX.

Der ſchwarze Tod.

(S. N. 329.)

Als mein Großvater in Blaus auf Sundewith noch lebte, ſagte ein Mann, erzählte er mir oft von dem ſchwarzen Tod, von dem ſein Urgroßvater ihm geſagt hatte. Zu der Zeit ſeien die Toten wie Garben auf Wagen geladen und ſo in eine Hölzung zum Begraben, oder aus dem Wege in eine große Grube geſchafft worden. Auf einem ſolchen Totenwagen ſei auch einmal ein Mädchen geweſen, die ſei unterwegs wieder lebendig geworden, habe mit den Armen hervorgelangt, einen von einem Baume herabhangenden Zweig ergriffen und ſo ſich von den Toten gerettet; darauf ſei ſie wieder ins Dorf

zurückgegangen. Und dieſe wäre nachher ſeines Urgroßvaters Frau geworden.

Durch Herrn Schull. Dues. — Dieſelbe Sage auch in Holſtein und anderswo.

DLXXX.

Feuer vom Himmel.

Anno 1343 regnete es Feuer vom Himmel über das Meer, gleich wie Schneewolken; das war ſo hitzig und verzehrend, daß es Stein und Holz verzehrte. Und es war zu verwundern, alle Leute, die den Rauch ſahen, lebten nur einen halben Tag, die Leute aber, die berührt (beleidet) waren auf dem Meer, wo die hinkamen, da ſtarb alles Volk und alle, die ſie ſahen.

Neocor. I. 373. aus Carſten Schröder.

DLXXXI.

Wildes Feuer.

(S. N. 338.)

Am 28. Januar im Jahre 1598 in der Nachmitternacht zwiſchen Freitag und Sonnabend ward ein großes Feuer, ungleich größer als ein Haus, geſehen, daß es aus Heide herauswandelte und darauf nach Norden zu den Weg nach Lunden vor ſich hinfuhr. Dreien Leuten, einem bei Heide, darnach gegen Stelle, endlich bei den Bergen, iſt es begegnet, die alle glaubwürdige, auch glaubwürdig erzählten, daß ſie nicht allein in ſolchem Feuer geweſen, ſondern auch ſeine Wärme empfanden.

In demſelben Jahre auf Mariä Verkündigung erblickte man in Archſum auf Silt ein Feuer, das wilde Feuer genannt. Es zeigte ſich an jedem Tage, begann, wenn die Sonne im Oſten war, und brannte fort, bis die Sonne unterging. Es blieb übrigens nicht an einem Fleck, ſondern flackerte hin und her, und obgleich es oft zu verloſchen ſchien, ſo begann es doch bald wieder ſich zu zeigen. Viele Menſchen haben es geſehen, es dauerte bis Jakobi ſelbigen Jahrs. — Von Weſterland und Wenningſtede aus, iſt ſüdweſtlich von Braderup auf dem Fröddenhoog noch heute das Braderuper Licht ſichtbar. Es verliert ſich, ſobald man ſich nähert. Was es aber bedeutet, weiß man nicht.

Neocor. II. 312. Herr Hanſen auf Silt.

DLXXXII.

Feuer vorgewarnt.

(S. N. 338.)

Ein Bauer in Nordballig beherbergte eine Nacht über einen armen Mann. Am andern Morgen ſagte dieſer zu ſeinem Wirth: „Nimm den Stender da aus deinem Hauſe und leg ihn aufs freie Feld.“ Der Bauer wollte ungerne daran; aber der arme Mann behauptete hartnäckig: „Thu das, es wird zu deinem eignen Vortheil ſein.“ Da nahm der Bauer endlich das Holz weg und legte es als Steg über eine Aue. Und als nun nach einiger Zeit die Leute aus der Kirche nach Hauſe giengen, war der Steg verbrannt. Da ſah der Bauer ein, daß, hätte er nicht den Stender aus dem Hauſe genommen, dieſes ihm über dem Kopf abgebrannt wäre.

So wollte auch einmal ein Zimmermann einen Balken zu einem Hauſe behauen, da flogen bei dem erſten Hieb Funken heraus. Der Zimmermann beſah die Stelle, ob auch ein Stein oder Nagel im Holz wäre, doch er fand nichts. Dennoch flogen bei jedem Hiebe wieder Funken heraus. Da rieth er dem Bauherrn, den Balken ganz bei Seite zu legen, aber der wollte das durchaus nicht und der Balken kam ins Haus. Kaum war es nun fertig, ſo brannte es ab und das Feuer fieng gerade in dem Balken an.

Durch Herrn Landmeſſer Niſſen in Löſtrup.

DLXXXIII.

Vorbrennen.

In Felſted ſteht eine uralte Eiche. Wie ſie nun nach und nach verfault, ſo kommen jetzt darin oft Pfropfen und dahinter Überreſte von Werg und dergleichen zum Vorſchein. Damit ſind nemlich früher Feuer hineingebannt, wenn es vorgebrannt hatte. Fällt ein Zweig vom Baum, ſo läßt man ihn liegen und verfaulen, verbrennt ihn aber nicht.

Hat einer es an einem Hauſe verbrennen ſehen, und ſagt zu dem Eigenthümer: „Dein Haus hat vorgebrannt,“ ſo muß der antworten: „Nein, es war nicht meines, ſondern deines,“ oder er nennt einen andern. Dann iſt das ſchlimme Zeichen abgewandt und übertragen. — Meint nun einer, das würde dann wol jeder ſagen, ſo ſagt man ihm: „Nein, das thut niemand.“

Durch Dr. Ch. Jeſſen in Flensburg.

DLXXXIV.

Vorherſehen.

In Dwſchlag bei Schleswig gab es vor Zeiten merkwürdige Männer. So gab es da auch einen, der konnte Alles vorausſehen und vorherſagen, Leichen, Bräute u. ſ. w. Er muſte, wenn das des Nachts an ſeinem Hauſe vorüber zog, aufſtehen und zuſehen; blieb er zu lange liegen und der Wagen war ſchon vorüber, ſo muſte er ſo ſchnell und ſo lange nachlaufen, bis er ihn zu Geſicht bekam. Die Urſache davon war, daß er früher einmal einem heulenden Hund auf den Schwanz getreten war und zwiſchen den Ohren durchgeſehen hatte. Anfangs machte ihm die wunderbare Eigenſchaft vielen Spaß und er hat vielen Leuten alles aufs genaueſte vorhergeſagt. Als er aber älter ward, ſchlugs ihm zum Verdruß. Er ward aber nicht eher frei davon und konnte nicht eher wieder ruhig ſchlafen, als bis er ein ganzes Jahr hindurch ſein Hemd verkehrt getragen hatte.

Durch Herrn Schull. Boyſen in Biſtenſee. — Man erzählt ſonſt auch überall im Lande ſehr häufig Beiſpiele von Hellſehenden, einſame Wanderer gerathen Nachts ſelbſt ins Gedränge durch einen großen Leichenzug, marſchierende Truppen und was mehr der ſtets einander ähnlich wiederkehrenden Viſionen ſind.

DLXXXV.

Die Wallnüſſe.

In einer Neujahrsnacht trat ein Engel zu dem Nachtwächter eines Dorfes bei St. Margarethen und führte ihn zu einer großen Kiſte mit zwei Schiebladen. Beide waren voll von Wallnüſſen, und der Engel befahl dem Nachtwächter aus jeder einige zu nehmen. Der Nachtwächter nahm welche, aber da fand er, als er ſie öffnete, daß die Nüſſe aus der obern Lade alle taub waren, die aus der untern aber den ſchönſten Kern enthielten. Verwundert fragte er den Engel nach der Urſache und der Engel antwortete: „Bald kommt das Ende der Welt! Von außen ſehen ſich alle Menſchen gleich, aber wenn der jüngſte Tag da iſt, werden alle Schalen zerbrochen und jedermann wird erkennen, warum der Richter die Nüſſe in zwei Schiebladen gebracht.“

Mündlich. — Ähnliche Erzählungen häufig, in Lübek, Berlin ꝛc.

DLXXXVI.

Die Teufel mit den Hämmern.

N. 360 wird auch ſo erzählt:

Zwei Rieſen oder Teufel ſtanden einmal, einer auf dem Plöner Schloßberge, der andre auf dem Segeberger Kalkberge und warfen mit ihren Hämmern gegen einander. Sie erreichten aber einander nicht oder die Hämmer flogen an einander vorbei, ſo daß der eine in der Nähe des Plöner Sees in Pehmen nieder fiel, der andre im Gute Seedorf. An beiden Stellen findet man daher ein paar große Verhölungen.

Aus Plön durch Dr. Alander.

DLXXXVII.

Der Teufel beim Grasmähen.

(S. N. 373.)

Einſt vermiethete ſich der Teufel bei einem großen Bauern in Angeln als Knecht. Der Bauer ſagte ihm eines Abends und dem Großknecht, ſie ſollten am andern Tage Gras mähen auf ſeiner großen Wieſe. Da machten ſie noch am Abend ihre Senſen ſcharf, aber der Teufel verſtands nicht recht, daß der Großknecht lachen muſte. Am andern Morgen aber ſtanden ſie vor Sonnenaufgang auf und giengen auf die Wieſe. Da mähte der Großknecht erſt nach Mäherart einen kleinen runden Platz in der Mitte leer, dann fragte er ſeinen Makker: „Willſt du vormähen oder ſoll ich?“ Der Teufel antwortete: „Ehre, dem Ehre gebürt; du biſt ja der Großknecht, und darum muſt du vormähen.“ Der Knecht fieng an und auch der Teufel mit ſeiner ſtumpfen Senſe. Er verſtand gar nichts davon, und ſtatt Gras zu mähen, hieb er oft große Stücke aus der Erde und machte ſeine Senſe noch ſtumpfer. Dazu hatte er auch alle Zeit den größern Kreis zu machen, denn der Knecht mähte ja zur linken Hand und hatte die kleinere Runde. Und der war ſtark und gewandt. Daher kam es, daß der Teufel ſchon bei der dritten Runde ganz zurück war. Da fieng der Knecht an ihn zu foppen und zu necken, er ſollte doch mitkommen und nicht immer zurückbleiben, er ſagte auch: „Ehre, dem Ehre gebürt; du biſt ja der Teufel und muſt nachmähen.“ Das verdroß dieſen und er nahm alle ſeine Kräfte zuſammen, um dem Knecht zur Rechten zu bleiben; und als der Knecht lachte und ihm ſagte, daß er doch ſo viel Gras ſtehen ließe, da fieng er an immer toller mit ſeiner Senſe herumzufabeln, rechts und links, und haſt du mich geſehen! holte er immer größere Klumpen aus dem Grund. Und der Knecht mähte immer flinker

und flinker, und der Teufel konnte doch nicht mitkommen. Aber er hielt aus, solange der Morgen noch kühl war, als aber die Hitze mit dem Tage stieg und es gegen den Mittag kam, und der Knecht immer los mähte, da stürzte der Teufel endlich heulend nieder, das Blut brach ihm aus Mund und Nase und in kurzem hatte er da verreckt. Das kam also vom Grasmähen.

Aus Angeln durch Herrn Schull. Dethleffsen in Nellingen.

DLXXXVIII.

Hopsö.

(S. N. 376.)

Bei Augustenhof auf Alsen, nicht weit von Norburg, liegt ein großer See, der Hopsö genannt wird, welchen Namen er durch folgende Begebenheit erhielt.

Einmal vor vielen Jahren landeten da in der Nähe eine Menge Riesen und lagerten sich im Walde an einer Stelle, wo viele kleine Holme waren. Hier ergötzten sie sich damit, auf langen Stöcken von Holm zu Holm zu springen. Außerdem hielten sie da einen Schmaus und waren sehr munter, so daß es weit herum zu hören war. Als die Bewohner der Insel das merkten, schlichen sie sich zum Wald und gaben Acht auf das Spiel der Fremden und ihre Lustigkeit. Aber da man glaubte, dieser Besuch könne gefährlich werden, faßte man einen Beschluß und bereitete sich zur Verteidigung des Landes. Doch da die Fremden nur des Spiels und Schmauses wegen schienen hierher gekommen zu sein, ließen die Einwohner nach eines alten Mannes Rath es fürs erste dabei beruhen zuzusehen, aber waren doch bereit, die Insel zu verteidigen. Nach geendeter Mahlzeit begann das Spiel von neuem und die Riesen hielten gleichsam Jagd auf einander, indem sie mit ihren Stöcken auf den Holmen umherſprangen und nach einander stießen, so daß der schwächere hier und da ins Wasser fiel, was immer ein lautes, schallendes Gelächter erregte. Am Abend schlugen sie ihre Zelte im Walde auf und verzehrten den Rest der Mittagsmahlzeit, packten darauf alles zusammen und verließen die Insel in der größten Ruhe. Als man am nächsten Tage auf der Stelle nachsah, fand man da nur einige Ueberbleibsel von Bärenfleisch und zerbrochenen Knochen, aus denen das Mark herausgenommen war. Nach dieser Zeit ist diese Stelle durch den Einbruch des Meeres zu einem See geworden, der bis auf den heutigen Tag Hopsö genannt wird.

Thiele I. 181. — Die Riesen darf man hier für Wasserriesen halten.

DLXXXIX.

Das Seemännlein.

Etwas ſeltſames begab ſich im Holſteiniſchen mit einem kleinen Seemännlein. Dieſes kam den ſiebenten Octobris im Jahr 1678 Abends in der Dämmerung von Dranet* her über die Koppeln vor dem Kloſter, und als es ſich des alten Hausvogts Hausthür, ſo eben offen geſtanden, genähert gehabt, wollte es hinein gehen; weil aber die Kettenhunde daſſelbe angebellet, hat es ſich flugs gewendet, iſt hinten umb die Gärten gelaufen und in eines andern Hauſe eingelaſſen worden. Sobald es nun ins Haus kommen, und man geſehen, daß es baarfüßig und kaum ſo viel Kleider anhatte, daß es ſeine Blöße bedecken konnte, iſt es in die Küche zum Feuer geführt worden, an welches es ſich ſo nahe geſetzt und die Hand in das Feuer gehalten, daß man ſollte gemeint haben, es würde ohne Verluſt ſeines Lebens ein ſolches nicht haben thun können, ihme aber hat es nicht geſchadet. Nachdem es nun durchgewärmet, hat man ihm ein wenig Grützwilling zu eſſen gegeben, welche es ſehr begierig verzehret. Als nun ein großer Zulauf von Volk worden und ein jeglicher näher an ihn gedrungen umb ihn zu ſehen, hat es angefangen zu weinen, aber zu keinem nichts geredet. Umb Mitternacht kam ein Studioſus, welcher dieſes Männlein in die Stube geführt, und nachdem man daſſelbe gefraget und mit Zeichen bedeutet, ob es nicht reden könnte, hat es einen Laut, aber mit heiſcherer Stimme und mit zuſammengebiſſenen Zähnen, von ſich gegeben. Darauf ward es in eine Kammer gebracht. Alda begriff es die Riemen eines daſelbſt liegenden Sattels und ſtreifete dieſelbe mit ſeinen Händen. Wie aber das Stroh kam und aufgelöſet wurde, umfaſſet es erſtlich denjenigen, ſo es brachte, und nachgehends vorbeſagten Studioſum; darauf warf es ſich nieder aufs Stroh und machte, ehe es ſich zum ſchlafen niederlegte, einige Kreuze mit der rechten Hand vor die Stirn und legte darauf die Hände in einander, man kunnte aber nicht hören, was es ſagte, ohne nur allein ſehen, daß es die Lippen rührte. Nachdem legte es ſich nieder, zog ſeine alte Fuhrmannsmütze über die Augen, deckte ſich mit Stroh zu, legte ſeine Sachen, nemlich fünf Bretter von einem Bienenkorb und zwei Stück von einem Ahornbaum zur rechten Seiten, und ſchlief darauf alſofort ein. Morgenden Tags hat man ihn aufgeweckt, und als man ihm ein Butterbrod gegeben, hat es diejenigen, ſo ihm gütlich gethan, abermal umbfaſſet und iſt darauf fortgegangen. Ehe und bevor es aber aus dem Dorf kommen, gieng er noch in ein anders Haus und trank ein wenig Branntwein, ſo man ihm geboten. Man hat ihm auch Strümpfe und ander Kleider geben wollen, welche

* Ein Ort dieſes Namen kommt ſchwerlich bei uns vor. Es wird verſchrieben ſein.

es aber geweigert anzunehmen; und als man ihm einen Sechling verehret, hat es denſelben beſehen, aber wieder von ſich gegeben; und wie man ihm ein Stück Fleiſch gereichet, hat er ſelbiges angenommen, auf den auf dem Heerd ſtehenden Roſt geleget und gebraten, und der ſpinnenden Magd etwas davon geboten. Hierauf hat es ſich nach der Kirchen begeben, ſich vor dem Altar niedergeſetzt und ziemlich lang bei ſich gebetet. Darauf iſt es aus der Kirchen und eben denſelben Weg, daher es gekommen, wiederumb gangen, ſelbigen Abend aber in einem andern Dorf geweſen, und ob es ſchon angefangen finſter zu werden, hat es dennoch daſelbſt nicht bleiben wollen, ſondern iſt über die Heide gelaufen, daß man nicht erfahren können wo es hingekommen.

Es war von Perſon ohngefähr zwei Ellen lang, dem Anſehen nach vierzig Jahr alt, hatte einen ſchwarzen dicken doch nicht langen Bart, dicker auf den Backen als an dem Kinn, wenig und kurze doch etwas kräuſlichte Haare auf dem Haupte, eine breite und kurze Naſe, ſchwarzbraun und ſchmal von Angeſicht, mit einer überhangenden Oberlippen.

Theatrum Europaeum Thl. XI. S. 1449.

DXC.

Noch etwas von den Untereerſchen.

(S. N. 500. 429. 407 Anm. 390.)

Jetzt gibt es keine Untererſche mehr, der wilde Jäger ließ ihnen keine Ruhe. Da haben ſie zuletzt den Fährmann in Lübek angenommen, daß er ſie über das große Waſſer (die Oſtſee) ſetze. Einer von ihnen machte den Accord und ehe ſichs der Fährmann verſah, war das ganze Schiff grimmelnd und wimmelnd voll von Untererſchen, die alle mit wollten. Sie bezahlten aber gut und die Familie des Mannes hat noch ihren Reichthum von der Zeit her.

Als ſie noch ihr Weſen hier hatten, konnte man in einem Hauſe in Stockſee durchaus keine Kälber groß ziehn, ſie ſtarben immer in den erſten Tagen. Da kam einmal, als die Leute wieder eins zugeſetzt hatten, eine ganz kleine Frau heraus und ſagte: „Leute, Kälber könnt ihr hier nicht groß ziehn, ich habe mein Bett gerade unter dem Stall. Wenn der Abdel (die Miſtjauche) herunterläuft, muß das Kalb ſterben.“ Da verlegten die Leute den Stall und das Unglück hörte auf.

Auch in Sebelin ſind einmal mehrere Unterirdiſche hinter den Kühen im Kuhſtall aus der Erde gekommen und haben geklagt: „De Krippeln ſünt awer de Troll.“ Das ſollte heißen, die Kühe ſtünden gerade über dem Bükkeſſel. Alſo büken * die Unterirdiſchen auch.

* Büken nennt man das Einweichen der Wäſche in einer heißen Lauge von Buchen- oder in der Marſch auch Bohnenſtrohaſche.

Ein Bauer pflügte mit seinem Jungen. Da rochen sie, daß die Unterirdischen frisches Brot hatten. „Ach," sagten sie, „hätten wir auch doch was ab!" Als sie nun die Wende wieder herumkamen, stand da ein Tisch gedeckt vor ihnen. Sie setzten sich nieder und ließen sichs wohl schmecken. Nach der Mahlzeit aber nahm der Junge die Messer weg, da wollte der Tisch gar nicht verschwinden, thats auch nicht eher, als bis die Messer an ihren Ort gelegt waren. Und nach der Zeit haben sie nicht einmal wieder was gerochen, viel weniger also den Tisch zum zweiten Mal gesehen.

Ein Rendsburger erzählt, es sei in seiner Familie lange ein ganz eigner Stein aufbewahrt gewesen, den man einst bei einem im Freien spielenden Kinde gefunden habe. Das Kind habe gesagt, ein ganz kleines Männchen hätte den Stein ihm gegeben, und es habe noch mit dem Finger auf die Stelle hingezeigt, wo das geschehen. Das Männchen aber war nachher nicht mehr zu sehen.

Durch Dr. Alander aus Plön.

DXCI.

Abendmahlskelch in Viöl.

(S. N. 402.)

Ein Mann aus Viöl kam Abends von Flensburg geritten. Als er nun einen Grabhügel erreichte, feierten da die Unterirdischen eben ein großes Fest und ließen einen großen goldenen Becher die Reihe herumgehen; darin war ein Trank, der sah wie Buttermilch aus. Der Bauer hielt sein Pferd an und bat arglistig: „Laßt mich auch einmal einen Schluck aus dem Becher kriegen!" Treuherzig reichten sie ihm denselben dar. Er aber ergriff ihn, goß den Trank hinter sich und sprengte davon. Da hörte er einen Unterirdischen rufen: „Dreibein, komm heraus!" Der Bauer sah sich um und sah ein Ungeheuer hinter sich, das ihn verfolgte. Aber sein Pferd lief schneller als Dreibein. Da hörte er nun viele Stimmen rufen: „Zweibein, komm heraus!" Der Bauer sah sich wieder um und erblickte ein anderes Ungeheuer, das sah noch schrecklicher aus und konnte auch schneller laufen als Dreibein, es hätte ihn aber doch nicht eingeholt. Da hörte er alle mit einer Stimme rufen: „Einbein, komm heraus!" Der Bauer sah sich wieder um, da sah er ein drittes Ungeheuer, das war noch viel, viel schrecklicher und viel größer als die andern beiden, und kam in gewaltigen Sprüngen, immer kopfüber, auf ihn los. Das hätte ihn auch gepackt, wäre nicht eben die große Thür seines Hauses offen gewesen. Kaum hatte er sie zugeschlagen, so war Einbein da und fuhr mit großem Gepraſſel dagegen, muste aber draußen bleiben. Am andern Morgen besah der Bauer sein Pferd, da hatte der Trank ihm den Schweif halb weggesengt.

So beißend war er geweſen. Den Becher aber ſchenkte der Bauer der Kirche, wie er in der Angſt gelobt hatte, als er Einbein ſah.

Durch Herrn Paſtor Karſtens in Elmshorn.

DXCII.

Der Pfenningmeiſter.

Im Sophienkoege bei Marne diente vor Jahren ein Junge bei einem harten Herrn, den man den Pfenningmeiſter noch heute nennt. So heißen ja ſonſt die Schatzmeiſter der beiden ditmarſchen Landſchaften. Der Junge muſte viel arbeiten und bekam zum Lohn nur Prügel. Da ward es ihm endlich zu arg, er ſchnürte ſeinen Bündel und gieng davon. Auf dem Deiche begegnete ihm ein kleines graues Männchen mit einer ſteifen Perrücke, der fragte ihn, als er ihn weinen ſah, was ihm fehle. Der Junge erzählte ihm alles. Da ſagte der graue Mann, er könne gleich in ſeinen Dienſt treten, da ſolle er es beſſer haben. Der Junge fragte, was er denn zu thun haben würde. Er ſolle weiter nichts thun, ſagte der graue Mann, als unter ſeine ſchwarzen Töpfe heizen, aber dürfe nicht hineinſehen und ſich in ſieben Jahren nicht waſchen. Das ſchien dem Jungen leicht und er willigte ein. Sie giengen in eine tiefe Höle und der Junge fieng ſein Geſchäft an, heizte unter die großen ſchwarzen Töpfe, die reihenweis herumſtanden, ohne je das Feuer ausgehen zu laſſen, und ſo gieng es manches Jahr. Einmal aber war der Teufel aus über die See, da quälte den Jungen doch die Neugier, was wohl in den Töpfen ſei. Er hob einen Deckel auf, da ſaß der Pfenningmeiſter, ſein voriger Herr, darin. An all die Unbill denkend, die er von ihm erlitten, warf er ſchnell den Deckel zu und ſchürte das Feuer viel ſtärker an. Als der Teufel nun nach Hauſe kam, ſah er gleich, was geſchehen war, aber weil der Junge kein Mitleid gehabt, kam er ohne Strafe davon. Als nun die ſieben Jahre um waren, verlangte er ſeinen Lohn und wollte wieder auf die Welt hinauf. Da gab ihm der Teufel ein Felleiſen, voll von Goldſtücken, ſchenkte ihm auch ein Pferd und im Nu war er wieder auf dem Sophienkoegsdeich, wo er vor ſieben Jahren auch geſtanden. Er trabte luſtig weiter. Da fiel ihm ein, nun ſei er reich, er müſſe frein. Er ritt nach einem ſchmucken Bauerhof, da waren drei hübſche Töchter. Er fragte erſt die älteſte, dann die zweite, endlich die jüngſte. Aber die beiden älteſten wollten ihn nicht, weil er ſo ſchwarz war; die jüngſte ſagte, er ſollte nur mal wieder kommen, wenn er gewaſchen wäre. Da ritt er wieder fort, und der Teufel kam, wuſch ihn rein, machte ihn glatt und ſauber und hieß ihn ſich Kleider kaufen und dann wieder hingehn. Das that der Junge, und als er nun wieder hinkam, mochten ihn die beiden älteſten auch leiden, aber er

heiratete die jüngſte und kaufte einen großen Bauerhof und lebte glücklich. Als das aber die älteſten Schweſtern erfuhren, giengen ſie hin und erhenkten ſich und kamen nun auch in die ſchwarzen Töpfe hinein.

Mündlich durch Tante J. — Dies Stück iſt offenbar eine Vermiſchung der Märchen vom ruſſigen Bruder des Teufels und dem Bärenhäuter bei Grimm K.-M. N. 100 und 101, und zugleich wieder recht ein Beiſpiel, wie ſehr die Sage die trauliche Nähe bekannter Orte und bekannter Perſonen liebt, an die ſie ſich heftet: der Sophienkoog iſt erſt nach der Fluth von 1717 eingedeicht und bewohntes Land. Vergl. N. 445. 446. Anm.

DXCIII.

Der Teufel und der Glaſer.

De weer mal en Glaſer, de gung' to Landen unn harr ganz väel Glas. As he werrer torügg keem, do wull he ſik en bäten rauen (ruhen), he ſett ſen Glas op en Pael ben. Do föll de Pael um un all ſen Glas weer entwei. Do ween he ſen bittern Tranen daræwer. De keem en Mann, de ſa' em, he ſoll man nich wenen, he ſoll naen Walt gaen, op de un de Städ' ſtenn en greten Oſſen. De Glaſer ging' daben un greep den Oſſen, un trök damit weg un verköft em int Dörp. Da kreeg he daer hunnert Daler fær. As nu't Morgens dat Mäken den Oſſen Heu un Water gäwen will, do ſeggt de Oß to äer: „Heu un Water fräet ik nich.“ Unn dat ſeggt he äer dreemael. Do geit dat Mäken na den Herrn un ſeggt em dat. Unn as do de Herr kömmt, is de Oß all uet den Stall heruet. Do is dat de Düwel weſt.

Aus Plön. — Daſſelbe wird von Rübezahl erzählt.

DXCIV.

Hans Donnerstag.

(S. N. 416 ff.)

Im Gute Depenau war ein Dienſtmädchen, die hatte einen Bräutigam, der ſie von Zeit zu Zeit beſuchte, der aber nie ſagte, wo er hin zu Hauſe höre und wie er heiße. An einem Morgen nun ganz in der Frühe, als das Mädchen zum Melken gieng, hört ſie auf der Koppel nebenan einen luſtig ſingen. Sie geht an den Zaun, und ſchaut durch den Buſch, da ward ſie einen Zwerg gewahr, der tanzte, ſprang und ſang:

Uns Margréit
Dat nich wéit,
Dat ik Hans
Donnersdag héit.

Da merkte ſie, daß der Zwerg ihr Bräutigam ſei. Als er daher das nächſte Mal wieder kam, ſagte ſie, ſie wollte nichts mit ihm zu thun haben, er könnte man gehen, er wäre ja ein Unterirdiſcher.

Aus Plön.

DXCV.

Die weiße Frau in Hanerau.

(S. A. 460.)

Zwiſchen Hademarſchen und Hanerau zeigte ſich vor wenigen Jahren, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, wieder die weiße Frau und iſt von vielen geſehen worden. Sie war vor einigen hundert Jahren Beſitzerin des Guts Hanerau. Einer ihrer Verweſer hatte der Hademarſcher Kirche einen großen Theil des Gehöges, das Rehas genannt wird, geſchenkt und darüber auch ein Document ausgeſtellt. Da gieng eines Tages nun die Frau zum Prediger und bat ihn, ihr einmal das Document zu zeigen. Der Prediger, nichts arges denkend, thut ihr den Gefallen. Aber kaum hatte ſie das Papier in Händen, ſo vernichtete ſie es und nahm darauf wieder den Theil des Gehöges in ihren Beſitz. Natürlich führte die Kirche Klage, aber das Document fehlte und die Frau that einen Eid. So gewann ſie ihren Prozeß. Aber ſeit ihrem Tode muß ſie nun zwiſchen der Kirche und dem Gehege wandeln und alle ſieben Jahr läßt ſie ſich auf dem Wege ſehen.

Mündlich. — Bei dem Hofe Ranzau bei Bramſtede, beſonders in dem Gehölz, das die Hofkoppel heißt, geht eine weiße Frau umher. Das ſoll eine Gräfin van Orlamünde ſein, Verwandte eines frühern Grafen von Ranzau. Ebenfalls bei dem Dorfe Aspern bei Bramſtede geht in einer Twiete (einem Feldwege zwiſchen Hecken) eine weiße Frau; man meidet Nachts dieſen Weg.

DXCVI.

Die Wittfruen.

Unter dem Dorfe Sahrensdorf auf Femern wohnten vor Zeiten weiße Frauen oder Wittfruen, die raubten gerne die ungetauften Kinder. Um dieſe alſo vor ihnen zu bewahren, zündete man früher gleich nach der Geburt eines Kindes ein Licht an, und bis das Kind getauft war, muſte allezeit eins im Zimmer der Wöchnerin brennen.

Hanſen Femern. S. 314. — Über die weißen Frauen in Weſtfriesland Happel relat. curios. III. S. 168. — Dieſelbe Vorſicht ward ſonſt bei uns wohl allgemein wegen der Unterirdiſchen beobachtet. vgl. N. 425. — In Schützes Idiotik. IV. 352.

werden witte Wywer durch Wahrſagerinnen erklärt und die Redensart angeführt: de witten Wywer (ſonſt Heren) hebbt em ünner.

DXCVII.

Das Fräulein in der Wittorfer Burg.

(S. N. 277 Anm. 476. 493.)

Wo die Schwale und Stör zuſammenfließen, nicht weit von Neumünſter, ſteht jetzt ein kleines Gehölz, früher aber ſtand hier die Burg des Herrn von Wittorf. Ihr Wall iſt noch ſichtbar. An ſeiner innern Seite findet man eine Hölung, die früher wie eine Laube von Bäumen überſchattet war, darin iſt ein Schatz vergraben, der von einer verwünſchten Prinzeſſin bewacht wird. Sie kommt Nachts zwiſchen zwölf und eins hervor und läßt ſich ſehen; es iſt eine hohe Geſtalt mit einem Bund Schlüſſel in der Hand. Der Schulmeiſter von Padenſtede wuſte einſt um den Schatz, und daß er nur zwiſchen zwölf und ein zu bekommen ſei. Darum ſtellte er ſich zur rechten Zeit bei der Burg ein und traf die Prinzeſſin. Sie redete ihn an und ſprach: „Wenn du mich erlöſeſt, ſo kommt das Schloß, das hier früher ſtand, mit dem Schatze wieder hervor. Du erhältſt die Schlüſſel und alles iſt dein. Ich kann aber nur erlöst werden, wenn du den Muth haſt, erſt einen Froſch, dann einen Wolf und dann eine Schlange zu küſſen.“ Der Schulmeiſter war dazu bereit. Die Prinzeſſin gieng ihm aus den Augen und gleich erſchien ein großer häßlicher Froſch; das war die Prinzeſſin ſelber, aber der Schulmeiſter wuſte es nicht, doch küſte er den Froſch. Darauf gieng ihm der Froſch wieder aus den Augen und ein Wolf erſchien, der ganz grimmig ausſah; und das war wieder die Prinzeſſin. Der Schulmeiſter aber war ſehr beherzt und küſte auch den Wolf. Sogleich gieng ihm nun auch der Wolf aus den Augen, und da raſſelte eine Schlange hervor; das war wieder die Prinzeſſin. Die Schlange aber war ein ſolches Ungeheuer und rappelte ſo ſchrecklich hin und her, daß dem Schulmeiſter ganz angſt und bange ward und er ſich ohne langes Beſinnen ſchnell in die Flucht gab. Darnach haben es nun viele verſucht den Schatz zu heben ohne zu küſſen. Es iſt aber niemand noch gelungen. Ein Weber aus Neumünſter hatte ihn einmal ſchon beinahe heraus, da vergaß er ſich und ſprach vor ſich hin. Augenblicklich verſank der Schatz und er behielt nur den Griff des Kaſtens in der Hand, der nachher in der alten Kirche zu Neumünſter angeſchlagen ward, wo ihn noch viele alte Leute geſehen haben. Man hat auch mehrmals verſucht einen Weg über den Burgplatz nach der daran ſtoßenden Wieſe zu graben, aber man muſte bald davon ablaſſen; denn was man am Tage grub, ward in der Nacht alles wieder in ſeine frühere Ordnung gebracht.

Durch Herrn Schull. Knees in Neumünſter. Man vergl. Mones Anzeiger III. 89. VII. 476. und Ulrichs von Zatzichofen Lanzelet V. 7817 fgg. — Drei Schatzgräber haben einen vergeblichen Verſuch in der Wittorfer Burg gemacht. Als ſie aus dem Holze kamen, begegnete ihnen eine weiße Geſtalt, hielt ihnen eine Tafel entgegen und fragte, ob ſie ſich ſchriftlich verpflichten wollten, die Hälfte des Schatzes einem Manne in London zu geben, dann ſollten ſie die andre Hälfte haben. Einer, über den mißglückten Verſuch ärgerlich, ſagte gleich nein. Da verſchwand die Geſtalt und alle drei konnten ſich nie wieder auf den Namen des Mannes in London beſinnen.

DXCVIII.

Der Bock mit der Leuchte.

(S. R. 267.)

Zwiſchen Neumünſter und Wittorf iſt ein großes Feld, der Wittorfer Kamp. Da geht des Nachts um zwölf ein verwünſchter Bock, der hat eine Leuchte zwiſchen den Hörnern hangen. Damit leuchtet er jedem, der hier zwiſchen zwölf und ein entlang geht, beſonders allen Schneidern. Nun war auch einmal ein Schneider im Winter auf der Jagd geweſen. Er verſpätete ſich, und es ward dunkel, daß er den rechten Weg verlor. Da kam er auf den Wittorfer Kamp und lief darauf hin und her und konnte nicht herunter finden. So ward es zwölf Uhr und dabei ſtarkes Froſtwetter; da dachte der Schneider in der Verzweiflung daran, ſich lieber totzuſchießen, als hier jämmerlich erfrieren zu müſſen. Doch beſann er ſich noch. Da kam aber auf einmal der große Bock mit der Leuchte zwiſchen den Hörnern auf ihn zu, ſtellte ſich auf die Hinterbeine und meckerte ihm zu mitzukommen. Aber der Schneider erſchrak heftig und in der Angſt gieng ihm die Flinte los. Nun wußten am andern Tage alle Schneider gleich, wer Schuld an dem Tod ihres Collegen ſei, und aus Rache thaten ſie den Bock aus ihrem Wappen, worin er bisher geweſen war.

Durch Herrn Schull. Knees in Neumünſter. — Der Necker (Nichs) erſcheint als Bock mit einer Leuchte zwiſchen den Hörnern. Wolf deutſche Sagen N. 212.

DXCIX.

Am Oldenburger Wall.

(S. R. 470. vgl. 390. fgg.)

Daß im Oldenburger Wald viele Schätze liegen, iſt eine allgemein bekannte Sache. Einmal pflügten da Wandelwitzer Bauern

zu Hofe. Da in der Mittagsſtunde, während ſie ihre mitgebrachte trockene Koſt verzehrten, ſtand auf dem runden Wall ein gedeckter Tiſch mit ſilbernem Tiſchgeräth. Den Pflügern ſtiegen bei der Erſcheinung die Haare zu Berge, denn ſie merkten, daß das nicht mit rechten Dingen zugehe, und keiner wagte ſich dahin. Aber einer von den Pflugtreiberjungen, ein dreiſter, machte ſich unter einem Vorwande von den übrigen fort, ſchlich auf den Berg und nahm einen ſilbernen Becher von der Tafel, den er bei ſich ſteckte. Als nun nach der Mittagsſtunde der Tiſch noch immer nicht wieder verſchwand, ſchöpfte man Verdacht, daß wohl einer was angerührt hätte. Dem Jungen ward auch angſt und er geſtand, daß er den Becher genommen hätte. Da bedrohten ihn die Andern und er muſte den Becher wieder hinſetzen. Und kaum hatte er das gethan, ſo verſchwand die Tafel mit allem und iſt ſeitdem nicht wieder geſehen worden.

Nur derjenige wird die Schätze erhalten, der den Muth hat, den dabei Verwünſchten zu erlöſen. Das weiß man auch allgemein, und es iſt doch noch nicht geſchehn. Einmal ſpät Abends kam ein Mann aus der Stadt über den Wall. Da hörte er, daß hinter ihm einer mit einer Schiebkarre geſchoben kam, ſah aber nichts. Die Furcht beflügelte ſeinen Schritt, und kaum war er in ſeinem Hauſe vor dem Burgthor, als er auch die Schiebkarre um die Ecke biegen hörte. Er hatte aber nicht das Herz hinauszugehen und den Schieber anzureden. Am folgenden und am dritten Abend kam die Schiebkarre wieder ums Haus und der Mann hörte ſogar das Seufzen und Stöhnen des Geiſtes, der ſich nach Erlöſung ſehnte; allein auch jetzt wagte er es nicht ihn nach ſeinem Begehr zu fragen, und nun wird er erſt nach hundert Jahren wiederkommen. Der Mann hat es in ſeinen ſpätern Jahren oft genug bereut, ſein Glück ſo verſcherzt zu haben. Denn ihm war es alles beſtimmt.

Vor hundert Jahren etwa gieng einmal eine Frau Abends ſpät bei Mondſchein nach dem Walle, um ſich aus der Sandgrube gelben Sand zu holen. Als ſie nun von dort zurückkam, hörte ſie erſt in der Ferne, dann immer näher und näher die ſchönſte Muſik, wie ſie ſolche in ihrem Leben nicht gehört hatte, und dabei ein Geräuſch und Pferdegetrappel, wie wenn zu Roß und zu Fuß ein ganzes Heer vorübergezogen käme, immer von einem Hügel auf den andern, bis es endlich wieder verhallte. Voller Schrecken eilte ſie nach Hauſe und wäre gerne dageblieben, wenn ſie nur nicht ihren Spaten in der Sandgrube gelaſſen hätte. Sie muſte alſo zum zweiten Male hin, hörte jetzt aber nichts. Als ſie das nun am andern Tage ihren Nachbarn erzählte, wuſten dieſe noch mehr davon. Denn ſolche kriegeriſche Umzüge rührten von den alten heidniſchen Wagerwendenfürſten her, die noch immer im Walle hauſen. Andre hatten auch den wilden Jäger gehört, der einmal einem, als er rief: „Stah, Haes! ſtah, Haes!“ einen Pferdefuß in ſeinen Garten warf mit den Worten: „Heſt mit jaegt, ſchaſt eek mit fräten.“

Aus Oldenburg durch Herrn Schull. Kruſe in Eutin. — Bei Manaſtrup, Amt Hadersleben, hat Herzog Hans ein Luſtſchloß gehabt, das verſtört ward, und der Grund ward vom Herzog an den Prediger geſchenkt. Man zeigt aber noch die kleine Inſel, worauf das Schloß ſtand, und die Mudera deſſelben. Bei Menſchengedenken hat man auch dort einen ſpukenden Ritter geſehen, mit einem Federbuſch auf dem Hut, und man hat die Kleider ſeiner Dame, die er an der Hand führte, raſcheln gehört. Rhode Haderslev Amt Beſkrivelſe S. 419.

DC.

Schatz geſehen.

Ein Knecht war auf dem Felde Kühe zu hüten. Da ſah er, wie ſich vor ihm die Erde öffnete und ein Braukeſſel voll Geld ſich hervorthat. Das ſoll einmal in jedem Jahr geſchehen. In demſelben Augenblicke aber muſte der Knecht ſich umſehen, und da ſchiens ihm, daß ſeine Kühe im Korn wären. Schnell lief er dahin, aber er merkte gleich, daß es nur Verblendung geweſen. Als er aber wieder zurückkam, war alles verſchwunden. Hätte er ſeinen Feuerſtahl in den Keſſel geworfen, hätte der böſe Geiſt ſeine Macht darüber verloren.

Durch Dr. Klander in Plön. vergl. N. 277. 383.

DCI.

Schnee und Regen.

(S. N. 480.)

Man hat doch mitunter recht ſonderbare Redensarten. Wenns ſchneit, ſo ſagen die Leute, St. Petrus wettert ſein Bett aus, oder die Engel pflücken Federn und Dunen; im Herbſt, wenn an nebligen Morgen an Sträuchern und Gräſern die feinen weißen Fädchen hangen, ſagen ſie, de Metten hebbt ſpunnen; iſt im Sommer recht lange trocken Wetter, ſo hat der liebe Herrgott ſeine Heutage; regnets aber und die Sonne ſcheint dazu, ſo ſagt man, backt die alte Here Pfannkuchen, ſie haben in der Hölle einen heiligen Tag, der Teufel bleicht ſeine Großmutter oder ein Schneider kommt in den Himmel. Möcht aber wohl wiſſen, ob das letzte wahr iſt.

Mündlich. Vergl. Nordalbing. Stud. I. 220.

DCII.

Der wilde Jäger.

(S. N. 494.)

In alten Zeiten, als das Wünſchen noch half, wünſchte einer, der ein gewaltiger Liebhaber von der Jagd war, einmal, daß er doch ewig jagen könnte; ſo wollte er auch auf die ewige Seligkeit verzichten. Nach ſeinem Tode iſt ihm dieſer Wunſch erfüllt worden und in dunkelen Nächten kann man ihn mit ſeiner Jägerei umherziehen hören. Einem, der queer über eine Koppel gehen wollte, rief er einmal zu:

Bleib du im großen Marbelweg,
So beißen dich meine Hunde nicht.

Und ein Junge, der die Pferde hütete, rief einmal Hetäh! Hetäh! als die Jagd über ihn hinzog. Da warf ihm frühmorgens der wilde Jäger einen Pferdeſchinken auf die Bettdecke und ſprach: „Haſt du mit gejagt, ſollſt du auch mit eſſen.“

Aus Derſau durch Dr. Klander in Plön.

DCIII.

König Frode.

Auf den Feldern der Dörfer Haveteft, Loit und Taarsballig in Angeln war vor noch nicht vierzig Jahren eine große Menge Grabhügel zu ſehen. Hier ſoll nemlich vor Zeiten einmal eine große Schlacht vorgefallen ſein. Einer der Hügel, und zwar der größte nach Höhe und Umfang, iſt bis jetzt aber noch ziemlich unberührt geblieben. Der heißt Hermenhüi. In demſelben ruht der König Frode, wovon dieſer Vers Zeugnis gibt:

Den förſte Konge Frode,
Den katt do hitt i Hermenhüide.

Das heißt:

Den erſten König Frode,
Den kannſt du finden in Hermenhoge.

Aus Angeln. vergl. Thiele Danm. F. I. 15. — In Kirkebye, Amt Hadersleben, befinden ſich zwei Grabhügel, worin zwei Kriegshelden, Grim und Vogn, begraben liegen. vergl. Thiele II. 188. Bemerkenswerthe Namen ſind: bei Binderup, Amt Hadersleben, Thorshöi; bei Oſterlügum, Amt Apenrade, Oluſshöi, Wolleshöi, Dverghöi; bei Wilſtrup, Amt Hadersleben, Horshöi, Joens Kirkegaard, Dorrebeshöi. Schröder Topographie.

DCIV.

Der Itzehoer Briefträger.

Zu einer Zeit war in Itzehoe ein Briefträger plötzlich verſchwunden und keiner wuſte, wo er geblieben ſei. Erſt nach dreien Tagen fand er ſich zur Verwunderung der Leute eben ſo unverſehens wieder ein und wuſte folgende ſeltſame Geſchichte zu erzählen:

Ich gieng, erzählte er, hinter dem Kloſterkirchhof; und ich gieng und gieng und konnte gar nicht ans Ziel meines Ganges kommen. Endlich ſah ich eine groſse Stadt vor mir liegen und kam auf dieſelbe zu. Da ſtand über dem Thore mit groſsen goldenen Buchſtaben geſchrieben:

GERMANICA

Ich gieng hinein und ſah wohl Leute; aber alle hatten ein ſeltſames Anſehen. Ich fieng an mit ihnen zu ſprechen, aber ſie ſahen mich erſtaunt an und ich verſtand ſie ſo wenig wie ſie mich. Endlich kam ich zu einem Schloſſe. Daher kam ein Mann mit einem groſsen Buche, der ſah aus wie ein Candidat. Ich redete ihn an, und er ſah mich erſtaunt an, wie wenn ich aus dem Monde käme. Doch verſtand er die Sprache und ich klagte ihm meine Noth. Er ſagte mir, er begreife nicht, wie ich dahin käme, zeigte mir aber den Weg zurück. Dieſem folgte ich und fand mich am Ende im Hundegange wieder.

So hat der Mann oft erzählt. Sagte man ihm: „Du lügſt," ſo war ſeine Antwort: „Seid ihr denn Lügen von mir gewohnt?" Und ſagte einer: „Du biſt betrunken geweſen," ſo antwortete er: „Hat mich je einer von euch betrunken geſehen?" Und er genoſs nach wie vor den Ruf eines redlichen und wahrhaften Mannes.

Durch Dr. Klander in Plön.

DCV.

Schwarze Greet prophezeit.

(S. N. 16. 500. 504.)

Als einmal die ſchwarze Greet Bornhövde, das damals eine groſse Stadt war, belagerte, ſagte ſie, ſie wolle die Stadt ſo gewis einnehmen und verſtören, wie ihr Pferd ſeine Spur in einen da liegenden Stein haue. Das Pferd ſchlug die Spur in den Stein, und ſie erfüllte ihren Schwur und nahm die Stadt ein. Der Stein lag noch vor einiger Zeit auf dem Bornhöveder Felde. Jetzt iſt er in die Wand eines Bauernhauſes vermauert; die Spur des Pferdehufs war aber ganz deutlich darin abgedrückt.

Die ſchwarze Greet hat auch geweiſſagt von einem Könige lang nach ihrer Zeit, der werde Krieg führen, ſolange bis er alle ſeine Leute ſo weit verloren hätte, daß ihm nur die zwölfjährigen Knaben im Lande übrig blieben. Mit dieſen werde er bei Nortorf eine große Schlacht gewinnen und dabei ſein Pferd an einen Ellhorn binden, der unter der Kirche heraus wachſe. Man ſagt auch von dem Hollunderbaum an der Nortorfer Kirche, daß er gar nicht zu verhaten (verwüſten) ſei.

Aus Plön durch Dr. Klander. — 1813 ſprach man im ganzen Lande vom Nortorfer Hollunder und von dem König mit dem weißen Kopf, der nicht gekrönt ſei. Als Friedrich VI. gekrönt ward, friſchte ſich die Sage wieder auf, und nun hieß es, er ſei doch nicht der rechte, den die Prophezeiung meine. Herr Paſtor Dr. Jenſen in Angeln. — In Emmelsbüll, Amt Tondern, wächſt ein Kirſchbaum aus der Kirchenwand. Wenn der das Dach erreicht, wird eine Schwalbe (ein ſchwarz und weißer Vogel S. N. 512.) darauf niſten; dann wird die Kirche untergehn. Jetzt reicht der Baum faſt ſchon bis ans Dach. — Vgl. Thiele Danm. Folkeſ. I. 20.

DCVI.

Der Freier.

(S. S. 413.)

Ein junger Mann, der heiraten wollte, beſuchte drei Schweſtern. Er fand ihre Wocken angetockt (voll Flachs), da lobte er ihren Fleiß, aber ſie zu prüfen, ſteckte er doch heimlich einen Schlüſſel in den Flachs der älteſten; und als er nun am andern Tage wieder kam, fand er ihn noch darin ſtecken. Da ſah er, daß ſie ihn hatte täuſchen wollen. Er ſteckte jetzt den Schlüſſel in den Flachs der zweiten Schweſter. Aber er fand am andern Tage ihn auch darin wieder. Als er aber den Schlüſſel in den Flachs der jüngſten verborgen hatte, da brachte dieſe ihm denſelben am nächſten Tage entgegen und ſagte, er hätte ſeinen Schlüſſel in ihrem Wocken ſtecken laſſen. Da ſagte der junge Mann: „Du biſt die rechte," und nahm die fleißige zur Frau.

Schütze Idiot. I. 331. vergl. Grimms Kinder- und Hausm. N. 155.

DCVII.

Von dem König von Spanien und ſeiner Frau.

Der alte König von Spanien hatte ſieben Söhne. Einmal nun war er krank, da hat ſein älteſter Sohn ihm was erzählt. Da ſagte

der König: „Mein Sohn, das haſt du aus den Büchern geleſen, das haſt du nicht ſelbſt erfahren.“ Das verdroß den älteſten Sohn, und Nacht und Tag ſann er darauf, wie er ſich ſelbſt was in der Welt verſuchen könnte. Da ließ er ſich ein Schiff bauen und wollte zur See fahren. Als er aber damit fertig war und wegfahren wollte, iſt der alte König tot geblieben; da ließ er ihn begraben und ward nun ſelbſt König. Aber nun muſte er auch eine Frau nehmen; das war eine ganz kluge und weiſe Frau. Des Morgens nach der Hochzeit, als er von ihr aufſtand, ſchenkte ſie ihm ein Hemd, das war allezeit weiß, aber wenn ſie tot bliebe, ſagte ſie, würde es ſchwarz werden, und führte ſie ſich nicht auf, wie eine Frau müſte, dann würde es ganz fleckerig.

Es ließ dem König gar keine Ruh, er wollte ſich was verſuchen in der Welt. Da gieng er auf ſein Schiff und fuhr nun zu See. Da aber kam ein großer Sturm und verſchlug das Schiff weit herum bis ganz nach der Türkei, da nahm der Türk ihn gefangen. Der Soltan ward ganz vergnügt, als er hörte, daß es der König von Spanien war; er ſchickte gleich ein Schiff nach Spanien mit ſeinem Miniſter, das ſollte die Königin auch holen, er wollte ſie zur Frau haben. Aber die Königin ließ ihm ſagen, ſie müſte ihrem König treu bleiben, ſie könnte ſich nicht verheiraten, ſo lange ſie nicht wiſſe, wo ihr König hingekommen und ob er noch lebendig oder ſchon tot ſei. Da muſte der Miniſter wieder nach ſeinem Schiff zurück reiſen. Die Königin aber wuſte gar nicht, wo ihr Mann geblieben war; das hatte ſie nicht erfahren. Nun machte ſie ſich auf und wollte ihn ſuchen, und kam in einen großen Wald, da traf ſie einen Einſiedler. Den fragte ſie, ob er nicht wüſte, wo ihr Mann wäre, ſie wollte reiſen und ihn aufſuchen. Der Einſiedler ſagte, ſie hätte ja noch ihre königlichen Kleider an, damit könnte ſie nicht reiſen, die müſte ſie ablegen und dafür ſeine anziehn. Das that nun die Königin. Und darauf wies ſie der Einſiedler durch den Wald, dann käme die große See, da würde ſie ein Schiff finden, da ſolle ſie nur mit fahren. Als die Königin nun an das Schiff kam, ſo war da ein vornehmer Mann darauf, den erkannte ſie aber gleich, daß das des türkſchen Soltans Miniſter ſei, der ſie hatte holen ſollen. Sie fragte den Miniſter, ob ſie nicht mit nach der Türkei fahren könnte, ſie könnte ſo ſchön ſpielen und dazu ſingen. Da hat der Miniſter ſie gerne mitgenommen.

Der Miniſter iſt nun mit ihr nach der Türkei geſegelt, und als er vor den Soltan kam, ſagte er: „Die Königin von Spanien haben wir nicht mitbringen können, aber wir haben einen ſpanſchen Einſiedler mitgebracht, das iſt allein der Mühe werth, der kann ſo ſchön ſingen.“ Da ſagte der Soltan: „Laß die Königin von Spanien bleiben, wo ſie lieber iſt; aber laß den Einſiedler vor mir ſpielen, du ſollſt mit mir und ihm dafür allezeit eſſen über Tafel.“ Als nun der Soltan den Einſiedler hatte ſingen gehört, ſagte er wieder zu ſeinem

Miniſter: „Den Einſiedler laß ich nicht von mir, er iſt mir zu lieb, den muſt du mir laſſen, ich gebe dir eine Tonne Goldes dafür.“ Und darauf ließ der Soltan dem Einſiedler auch ein Inſtrument holen, worauf er ſpielen ſollte. Er rief den gefangenen König von Spanien herein und ſagte: „Der König von Spanien ſoll dein Fußſchemel ſein.“ Da muſte der König an der Erde liegen und ſeine Frau ſetzte ihm ihre Füße in den Nacken; er hat ſie aber nicht erkennen können. Und das geſchah jedesmal, wenn der Einſiedler vor dem Soltan ſpielen muſte.

Der Einſiedler ſang und ſpielte alle Tage vor dem Soltan und der hatte ihn immer lieber. Er muſte auch jeden Tag mit ihm in ſeinem Roſengarten ſpatzieren gehn. Da ſprach er einmal zu dem Soltan: „Mein lieber Soltan, kann ich wohl die ſchöne Roſe aus deinem Garten pflücken?“ „Ja, mein lieber Einſiedler,“ ſagte der Soltan, „bitte von mir, was du willſt, es ſoll dir alles gewährt werden.“ Da ſagte der Einſiedler: „So bitte ich um den König von Spanien, den wollte ich gerne wieder in ſein Land bringen.“ Das verwilligte der Soltan, aber der Einſiedler muſte ihm vorher ſchwören, daß er wieder kommen wollte, wenn er den König von Spanien in ſein Land gebracht hätte. Nun brachte der Einſiedler den König von Spanien wieder in ſein Land, aber wollte gleich wieder weg. Da ſprach der König von Spanien: „Mein lieber Einſiedler, nun laſſe ich dich nicht wieder in die Türkei ziehn, du muſt bei mir bleiben, ich will mich nicht von dir trennen.“ Der König wollte ihn gar nicht weglaſſen und ſo muſte der Einſiedler da bleiben.

Als der Miniſter nun zu dem König kam, da fragte dieſer ihn, wo denn die Königin wäre. Der Miniſter ſagte: „Die hat ſich ſchlecht aufgeführt, ſie iſt mit ihrem Kutſcher weggelaufen.“ Da ſprach der König: „Ei, das wundert mich doch, mein Hemd iſt noch ganz weiß, das meine Frau mir gab, als ich ſie freite.“ Der Miniſter ſagte: „Das weiß ich nicht, aber ſie iſt weggelaufen und niemand weiß wohin.“ Darüber ward der König ganz traurig. Nun hatte der Miniſter an ihn das Anſinnen, er ſollte ſeine Tochter wieder zur Frau nehmen. Der König gab ſich auch darin. Über Tafel ſaß die Miniſterstochter bei ihm und er ward ſich mit ihr herzen und küſſen. Aber gleich ward er doch wieder ganz traurig und ſeufzte immer über ſeine Frau. Nun muſte der Einſiedler immer dabei ſein und ſingen, wenn der König und der Miniſter über Tafel waren. Da ſagte der König zu ihm: „Komm, mein lieber Einſiedler, ſinge mir ein ſchönes Stück, mich zu tröſten mit deiner ſchönen klaren Stimme.“ Und der Einſiedler ſang:

Ach, wie muß ich ſo betrübt
Aus dieſem Garten gehen,
Und was ich ſonſt zuvor geliebt,
Allzeit in fremden Armen ſehen.

Da ſagte der König: „Mein lieber Einſiedler, du weiſt gewis meine Frau.“ Der Einſiedler aber ſagte, der Miniſter hätte ja geſagt, ſie wäre weggelaufen. „Ja, wohl ſagt er das, aber mein Hemd iſt doch noch weiß,“ ſagte der König. Nun gieng er mit dem Einſiedler in ein beſonderes Zimmer und fragte ihn ganz vertraulich: „Weiſt du meine Frau, ſo ſage es mir doch.“ „Ja, ich wüſte ſie wohl,“ ſagte der Einſiedler, „aber wenn ich dir das auch ſagen wollte, ſo würdeſt du es doch nicht glauben. Ich habe dich aus der Türkei geholt und du biſt mein Fußſchemel geweſen alle Tage und bin ſo lange bei dir geweſen und du haſt mich nicht gekannt und haſt geglaubt, was der Miniſter dir geſagt hat.“ Da ſah der König den Einſiedler einmal recht an und ward gewahr, daß es ſeine Frau wäre. Nun aber ward er falſch auf den Miniſter. Er ließ ein groß Gaſtgebot anrichten und die Miniſter und ſeine Statthalter alle dazu einladen, und als ſie alle beiſammen waren, fragte er ſie, was derjenige werth ſei, der einen andern während ſeiner Abweſenheit verleumdet hätte. Da ſagte der erſte Miniſter: „Der iſt werth, daß ihm die Zunge aus dem Hals geriſſen wird.“ Da kam die Königin in ihren königlichen Kleidern herein und der König ſagte: „Da ſteht ſie, die du verleumdet haſt.“ Und darnach ließ er den Henker kommen und dem Miniſter die Zunge aus dem Halſe reißen, nach ſeinem eignen Urteilſpruch.

Aus Berkenthin in Lauenburg, nach der Erzählung eines alten Mannes, durch Gand. Arndt. — Das Stück entſpricht im Ganzen dem Inhalt des Liedes vom Grafen von Rom, jetzt bei Uhland II. 784, und des flämiſchen Volksbuches vom Ritter Alexander aus Metz und ſeiner Frau Florentina, bei Grimm deutſche Sagen N. 531. Weil aber jenes Lied doch augenſcheinlich nicht die Quelle unſerer Erzählung iſt, möchte man auf ein deutſches Volksbuch als Quelle ſchließen?

DCVIII.

Die Sündfluth.

Es war einmal ein Bauer, der gieng zur Kirche. Der Herr Paſtor predigte über die Sündfluth und daß Noah in einem Kaſten ſich gerettet, er ermahnte auch ſeine Zuhörer zur Wachſamkeit. Als der Bauer nun nach Hauſe gieng, ſo dachte er über die Predigt nach. Das Ding gieng ihm gewaltig im Kopfe herum. Wie, dachte er bei ſich, wenn nun abermals eine Sündfluth käme? Dann ſagte er laut: „Dat ſchal my nich beſchuppen“ (anführen, überraſchen). Er nahm ſeinen großen Backtreg, befeſtigte an jedem Ende einen Strick und zog ihn nun mit Hilfe ſeines Knechts auf den Boden, wo er die beiden Stricke um zwei Hahnenbalken ſchlang, ſo daß der Backtreg in freier Luft ſchwebte. Darauf trug er Butter, Brot, Wurſt, Schinken und Speck hinein, und aus Vorſicht, daß ihn das vielleicht

zur Nachtzeit plötzlich anschwellende Wasser im Bette nicht überrasche, schlief er jede Nacht oben in seinem Backtrog.

Der Bauer aber hatte eine hübsche Frau, die es nicht wenig verdroß jede Nacht allein zu sein. Auf der Nachbarschaft wohnte ein Schmied. Der errieth sehr bald ihre Gedanken und hoffte das Spiel zu gewinnen. Er besuchte in der nächsten Nacht die Frau, allein trotz aller Bitten konnte er es nicht weiter bringen, als daß er ihr die Hand küssen durfte. Damit war er schlecht zufrieden. Doch er kam in der nächsten Nacht wieder, und auch in der dritten, aber konnte es immer nicht weiter bringen, als bis zum Handkuß. Da gieng er ganz erbittert weg und dachte sich zu rächen. Am nächsten Abend kam er wieder, und als sie ihm abermals blos die Hand zum Kuß reichte, zog er schnell ein glühend Eisen hervor, das er in der linken Hand hinter dem Rücken gehalten hatte, und verbrannte der armen Frau die ganze Hand, indem er sprach: „Betriegst du mich, betriege ich dich.“ Da fieng die Frau gar ängstlich an zu schreien: „Wasser! Wasser!“ Sie meinte wegen ihrer verbrannten Hand, aber der Mann oben im Backtrog meinte, daß die Sündfluth käme und seine Frau schon ertrinken wollte, schnitt die Stricke ab, damit sein Schiff flott würde, und der Backtrog fiel, und fiel durch die Luke auf die Diele, und der Bauer, der darin war, der brach den Hals.

Durch Herrn Schull. Bahr in Wrohe.

DCIX.

Die beiden Hähne.

Der Hahn eines Bäckers scharrte im Weizen, und der Hahn eines Tischlers scharrte in den Hobelspänen. Des Bäckers Hahn rief laut: „Mir gehts wohl!“ Des Tischlers Hahn antwortete: „Wie lang wirds dauern?“ Da kam der Bäcker und warf seinem Hahn einen Klotz ans Bein. Da schrie der Hahn: „Gotts Sapper, Gotts Sapper!“ „Das dacht ich wohl,“ sagte der Hahn des Tischlers und scharrte weiter in den Hobelspänen.

Aus Plön.